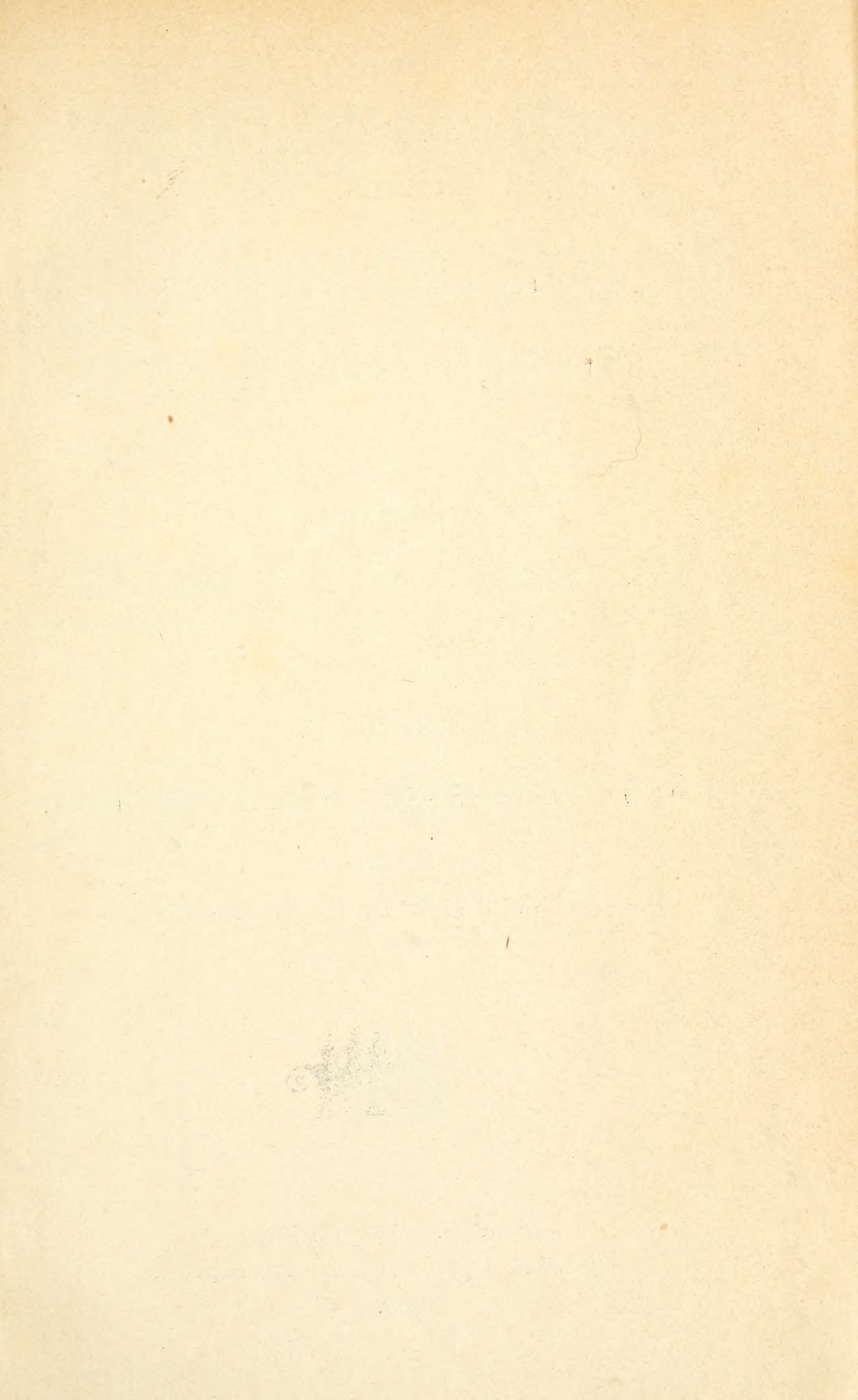

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01795812 5



HANDBUCH

DER

MITTELALTERLICHEN UND NEUEREN GESCHICHTE.

HERAUSGEGEBEN VON

G. v. BELOW, UND F. MEINECKE,

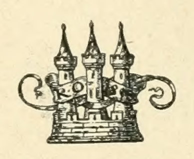
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT STRASSBURG.

ABTEILUNG IV:

HILFSWISSENSCHAFTEN UND ALTERTÜMER.

A. SCHULTZ

DAS HÄUSLICHE LEBEN IM MITTELALTER.



MÜNCHEN UND BERLIN.

DRUCK UND VERLAG VON R. OLDENBOURG.

1903.

DAS HÄUSLICHE LEBEN

DER

EUROPÄISCHEN KULTURVÖLKER

VOM

MITTELALTER

BIS ZUR

ZWEITEN HÄLFTE DES XVIII. JAHRHUNDERTS.

VON

DR. ALWIN SCHULTZ,

PROFESSOR AN DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄT ZU PRAG.

MÜNCHEN UND BERLIN.

DRUCK UND VERLAG VON R. OLDENBOURG.

1903.

VORREDE.

In diesem Buche soll versucht werden, einen kleinen Abschnitt der Sittengeschichte, allein das häusliche Leben (la vie privée) der europäischen Kulturvölker, darzustellen. Die Besprechung aller anderen Fragen, vor allem die über das Kriegswesen und alles, was damit zusammenhängt, ist von vornherein ausdrücklich ausgeschlossen.

Aber auch das so eng begrenzte Thema den Ansprüchen der Wissenschaft entsprechend zu behandeln, ist jetzt und voraussichtlich für lange Zeit noch unmöglich: es fehlen so gut wie alle Vorarbeiten. Erst wenn die Sittengeschichte der einzelnen Landstriche gründlich und erschöpfend dargestellt ist, erst dann wird man, gestützt auf diese Monographien, daran gehen können, die Sittengeschichte der einzelnen Völker, später auch der europäischen Kulturwelt zu schreiben. Eine Schilderung des Lebens im frühen Mittelalter zu geben, ist bei der immerhin geringen Zahl der überlieferten Denkmäler und Zeugnisse nicht schwer; etwas anderes ist es, sobald es sich um die Darstellung des 14. und 15. Jahrhunderts handelt, für die eine unübersehbare Menge von Urkunden, die ihrer überwiegenden Zahl nach noch ungedruckt sind, berücksichtigt werden müssen. Und die Menge der schriftlichen Überlieferung, der erhaltenen Denkmäler der Kunst und des Kunstgewerbes aus dem 16. bis 18. Jahrhundert ist so gewaltig, dafs ein Menschenleben nicht hinreichen würde, auch nur einen kleinen Abschnitt der Sittengeschichte gründlich darzustellen.

Es ist daher nur eine Skizze, die ich hier zu bieten imstande bin, deren Mängel mir selbst am besten bekannt sind. So habe ich z. B. hauptsächlich die deutschen Verhältnisse zu schildern versucht, weil mir von den Bearbeitungen der Sittengeschichte bei den anderen Völkern nur überaus wenige zur Verfügung standen. Im grofsen ganzen wird jedoch das entworfene Bild wohl den Verhältnissen entsprechen, denn wenn auch vielfache Verschiedenheiten nicht blofs unter den Völkern, sondern auch innerhalb der einzelnen Länder, und zwar in noch ungleich höherem Mafse als in der Gegenwart, vorhanden waren, so hat doch die Mode, der französische Einflufs schon damals vielfach nivellierend eingewirkt.

Die Zeit, die mir zur Ausführung dieser Arbeit gewährt wurde, war kurz bemessen, die Ausdehnung der Schilderung auf ein bestimmtes Mafs beschränkt, das nicht überschritten werden sollte. Schon aus diesem Grunde habe ich die Besprechung der mittelalterlichen Lebensverhältnisse, die schon so oft und mit so viel Glück dargestellt worden sind, kürzer gehalten, um für die Schilderung der neueren Zeit mehr Raum zu gewinnen.

Die in Zeitschriften enthaltenen Aufsätze, die gewifs vielfach meiner Darstellung förderlich sein konnten, habe ich nicht benutzt, weil sie hier mir nicht in ausreichendem Mafse zur Hand waren.

Hauptsächlich kam es mir darauf an, dem Leser dieses Buches die Gelegenheit zu bieten, sich durch eigene Anschauung eine Vorstellung von den Erscheinungen der Vergangenheit zu verschaffen. Es wurde deshalb immer auf die Kunstdenkmäler verwiesen, die ja neben den Erzeugnissen des Kunstgewerbes eine so grofse, bisher lange nicht nach Gebühr gewürdigte Bedeutung für die Sittengeschichte haben; so bietet dies Buch gewissermafsen ein Stück angewandte Kunstgeschichte.

Allein abgesehen von diesen Werken, die die Kunstgeschichte berücksichtigt, gibt es eine grofse Zahl von Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten, die auf Kunstwert keinen Anspruch erheben dürfen und die deshalb auch in den Kunstsammlungen nur selten und vereinzelt anzutreffen sind, trotzdem sie für die Sittengeschichte eine ganz hervorragende Wichtigkeit haben. Dafs wir von diesen wertvollen Darstellungen Gebrauch zu machen vermögen, verdanken wir Dr. Georg Hirth, der in seinem »Kulturgeschichtlichen Bilderbuch« (München o. J.) für die Untersuchungen über Sittengeschichte ein überaus dankenswertes Material geboten hat. Ich habe diese Nachweise von Bildern zu vermehren gesucht; jedoch wird in dieser Hinsicht noch ebensoviel zu ergänzen sein wie bei den Literaturzusammenstellungen. Es kommt ja auch hier nicht auf die absolute Vollständigkeit an, die zu erreichen mir unmöglich war, sondern darauf, dafs das Interesse für solche Studien angeregt wird.

Wenn dann durch viele neue Untersuchungen die Skizze, die ich hier biete, ergänzt, verbessert oder ganz ersetzt wird, dann darf ich hoffen, mit meiner Arbeit doch etwas erreicht zu haben.

Die zahlreichen Abbildungen, die, dank des freundlichen Entgegenkommens der Verlagsbuchhandlung, dem Buche beigegeben werden konnten, sind von dem Verfasser ausgewählt und dienen allein zur Erläuterung des in der Schilderung Dargestellten. Zu besonderem Dank bin ich dem Direktor des Bayerischen Nationalmuseums, Herrn Dr. Hugo Graf, verpflichtet.

Prag im April 1903.

Dr. Alwin Schultz.

Inhaltsverzeichnis.

I. Die Wohnung.

II. Die Familie.

III. Die Kleidung.

IV. Essen und Trinken.

V. Beschäftigung und Unterhaltung.

VI. Tod und Begräbnis.

I.

Die Wohnung.

Schlofs. — Stadt. — Dorf.

EINLEITUNG.

Das Leben der Vergangenheit ist der Gegenwart völlig fremd geworden, und alle wissenschaftlichen Untersuchungen werden nicht imstande sein, uns ein der Wahrheit wirklich entsprechendes Bild alter Zeiten zu entwerfen. Nur den Äufserlichkeiten nach lernen wir jene längst vergangenen Jahre kennen, und mit dieser Einsicht werden wir uns begnügen müssen. Allein auch diese Äufserlichkeiten sind nicht ohne Interesse; wir sehen da, dafs vieles, was die heutige Zeit als ihre Schöpfung betrachtet hat, schon längst bekannt aber wieder vergessen war, und so gelangen wir zu einer gerechteren Wertschätzung der alten Zeit, die weder so vortrefflich noch so gering war, wie uns das manche Autoren einzureden versuchen. Die Leute der Vergangenheit haben alle die Tugenden gehabt, deren sich die Jetztzeit rühmt, aber auch alle die Leidenschaften und schlechten Neigungen, die wir in der Gegenwart antreffen. Nur die Form, in der sich diese allgemein menschlichen Bestrebungen äufserten, ist zum Teil eine andere geworden. Sie zu schildern, ist die Aufgabe, die diesem Buche gestellt wurde.

Die zur Zeit der römischen Herrschaft vortrefflich angelegten und erhaltenen Heerstrafsen waren schon bald nach dem Sturze des römischen Kaiserreiches vernachläfsigt worden. Wohl kann man auch heute noch hie und da die Überreste dieser Strafsenanlagen wahrnehmen, und sie mögen auch ungepflegt lange noch der Zerstörung Widerstand geleistet haben, allein durchschnittlich befanden sich während des Mittelalters und weit über dasselbe hinaus die Strafsen in einem sehr traurigen Zustande. Die grofsen Heeres- und Handelsstrafsen[1]) wurden immerhin noch einigermafsen ausgebessert und erhalten, jedoch waren auch sie voller Löcher, ausgefahren, kotreich in der nassen, staubig in der trockenen Jahreszeit, und noch viel schlimmer war es mit den Nebenwegen bestellt. Zwar wurden Zölle erhoben, deren Ertrag zur Erhaltung der Strafsen und Brücken verwendet werden sollte, indessen hören wir noch im 16. Jahrhundert laute Klagen. So schrieb z. B. Paumgartner über den »überunflattigen bösen Weg von Lucca nach Florenz (1582 22./XII —

[1]) Gafsner, Zum deutschen Strafsenwesen von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1889.

Briefe S. 11), über den überboefs mordweg, der alher (nach Frankfurt a/M.) von aller ortten ist (1591 20./III und 1594 14./III — ib. 108, 191), über den bösen Weg zwischen Eger und Schlackenwald (1591 5./VI — ib. 112) u. s. w. Alle Reiseberichte sind voll von Klagen über den schlechten Zustand der Strafsen.

Doch hat man schon im 13. Jahrhundert den Versuch gemacht, durch Pflasterung einzelner Wege, durch Belegen derselben mit Steinplatten, die in Kalk gebettet wurden — deshalb hiefsen diese Strafsen calciatae, chaussées — mit einem Worte durch einen Kunststrafsenbau, wie ihn die Römer so vortrefflich anzulegen verstanden hatten, der Not einigermafsen Abhilfe zu schaffen, es blieb aber bei belanglosen Versuchen. Erst das 18. Jahrhundert brachte eine durchgreifende Besserung: die französischen Kunststrafsen, für die seit 1716 eigene Baumeister (des ponts et chaussées) vorgebildet wurden. Die Anweisungen des Schotten John Loudon Mac Adam (1756—1836) wirkten auch auf Deutschland ein. Wenigstens die Staatschausséen wurden jetzt sachverständig in gutem Zustande erhalten, mit Baumreihen, Pappeln oder Obstbäumen eingefafst; desto kläglicher war der Zustand der Nebenstrafsen.

Während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters dürfen wir uns das Land nicht besonders kultiviert vorstellen. In den von den Römern einst beherrschten Landstrichen ist die Bevölkerung auch nach den Stürmen der Völkerwanderung eine dichtere, die Bebauung der Felder eine ausgedehntere, allein in den Gegenden, wo die Römer nie festen Fufs gefafst hatten, da gibt es noch ausgedehnte Wälder, unbebaute Strecken; da waren Sümpfe und Moräste noch in dem Zustand, wie sie von Anbeginn her sich gebildet hatten. In diesen Wüsteneien siedelten sich die Klöster an; die Landesherren, die ihnen bereitwillig umfangreichen Grundbesitz schenkten, wufsten sehr wohl, dafs diese Klostergemeinden die Wälder ausroden, die Sümpfe austrocknen, einen geordneten Feld- und Gartenbau einführen und auf wirtschaftlichem Gebiete der ganzen Landbevölkerung ein segensreiches, zur Nachahmung reizendes Beispiel bieten würden. Und damit waren, abgesehen von allem sonstigen Nutzen, die grofsen Strecken Unlandes reichlich bezahlt. Man mag mit Recht bezweifeln, ob die Mönche bei der Auswahl des Bauplatzes für ihre Kirche und Wohngebäude von einem lebendigen Sinn für landschaftliche Schönheit geleitet worden sind. Tatsache aber ist es, dafs sie immer mit sicherem Verständnis die schönsten Punkte in ihrem Besitze ausfindig machten und ihre Bauten da errichteten, wo weite Aussicht und landschaftliche Anmut auch heute noch unseren modernen Ansprüchen genügen.

Durch diese Landstrecken führten die Strafsenzüge von einer Handelsstadt zur anderen; die Burgen und Schlösser des Adels und der Fürsten waren in ihrer Nähe angelegt, kleine Orte und Dörfer durch Nebenwege mit ihnen verbunden; auf ihnen bewegte sich der gesamte festländische Verkehr der damaligen civilisierten Welt.

I. Die Wohngebäude.

I. Das Schlofs der Fürsten[1].)

I. Im Mittelalter.

Über die Einrichtung und Anlage der mittelalterlichen Fürstenpaläste ist uns überaus wenig überliefert und das auch nur so unvollständig, dafs es kaum ausreicht, eine bestimmte Vorstellung von einem solchen Baue zu gewinnen. Was darüber zu ermitteln ist, hat Heyne in seinem genannten Werke zusammengestellt. Es ist nur wahrscheinlich, dafs in rein germanischen Landen die Schlösser der Fürsten in ihrer ganzen Anlage dem Hause des bäurischen Hofbesitzers glichen, allein mit mehr Aufwand und Pracht erbaut waren, durch Geräumigkeit und Ausdehnung diese bescheideneren Bauwerke übertrafen; dagegen dürften die Völkerschaften, welche auf dem von den Römern schon kultivierten Boden ihre Wohnsitze nahmen, vielfach die Form der römischen Paläste, Wohnhäuser, Villen nachgeahmt haben. Doch, so interessant diese Fragen sein mögen, es ist kaum eine Aussicht auf eine befriedigende Lösung vorhanden: die Denkmäler selbst sind untergegangen und die gelegentlichen Mitteilungen über sie erscheinen in jeglicher Hinsicht unzureichend.

Einigermafsen sind wir über den Palast unterrichtet, den Karl der Grofse in Aachen erbaute, wo schon im 7. Jahrhundert sich ein Königsschlofs nachweisen läfst. Das Vorbild für diesen Palastbau fand Karl in dem Palaste des Theodorich zu Ravenna, der selbst nach dem Muster der kaiserlichen Residenz in Konstantinopel angelegt worden war[2]). Wir haben Beschreibungen von Karls Bau, und durch Ausgrabungen der

[1]) Moritz Heyne. Das deutsche Wohnungswesen. (Lpz. 1899.) — Stephani, der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung I. II. Lpz. 1902. 1903. — Karl Simon, Studien z. romanischen Wohnbau in Deutschland (Studien z. deutschen Kunstgeschichte Heft 36) Strafsburg 1902. — Vgl. über venezianische Paläste P. G. Molmenti, La vie privée à Venise (Ven. 1882) 140 ff. 247 ff. 394 ff.

[2]) Franz v. Reber in den Abh. der hist. Klasse der Akademie der Wissenschaften in München, Bd. XIX (München 1891).

Fundamente ist auch ein Anhaltspunkt gegeben, den Grundriſs im allgemeinen zu rekonstruieren, wie dies Franz v. Reber getan hat, doch sind dies alles schwache Anhaltspunkte: das Gebäude selbst ist bei den Verwüstungen der Normannen schon früh gänzlich zerstört worden und allein die Palastkapelle, die zur Begräbnisstätte bestimmt, in der Anlage der Kirche St. Vitale zu Ravenna gleicht, ist allerdings halb versteckt von späteren Zu- und Anbauten, noch heute erhalten. Jedenfalls war das Schloſs ursprünglich mit Festungswerken umgeben; das gebot schon die persönliche Rücksicht auf die Sicherheit des Kaisers. Dasselbe gilt von dem Palaste in Ingelheim, dessen Gröſse ausdrücklich hervorgehoben wird (mille aditus, reditus millenaque claustra domorum. Ermoldus Nigellus). Er ist bis auf wenige Ruinen ebenso zu Grunde gegangen, wie der Palast in Nimwegen. Mit den Gebäuden sind auch die Gemälde, die sie einst schmückten, der Zerstörung anheimgefallen. Schon die Langobardenkönigin Theodolinde hatte in ihrem Schlosse zu Monza Szenen aus dem Leben und der Geschichte ihres Volkes malen lassen, und so folgte auch in dieser Hinsicht Karl älteren Beispielen, als er im Palast zu Aachen seine Siege in Spanien darzustellen befahl und Ingelheim mit Wandgemälden ausschmückte, die die Taten der Helden des Altertums, der Griechen und der Römer, aber auch die Erfolge der christlichen Herrscher, des Constantin, Theodorich, der Franken und endlich des Kaisers selbst schilderten.

Auf Karls Palastbauten können wir nicht näher eingehen, weil wir einzig und allein auf Vermutungen angewiesen sind, aber auch über die nächstfolgende Zeit sind wir sehr schlecht unterrichtet. Von den Residenzen der Ottonen wissen wir so gut wie nichts, und wie der Palast Heinrichs I. in Merseburg beschaffen war, in dem er seine siegreiche Schlacht gegen die Ungarn malen lieſs, entzieht sich jeder Beschreibung. Wohl mögen in der alten Salzburg noch Mauerreste auf die Ottonenzeit zurückzuführen sein, an anderen Orten sich vereinzelte Teile von Burgruinen finden, die im frühen Mittelalter erbaut sein dürften, das gibt uns aber noch lange kein Bild, wie die Gebäude, die längst verschwunden sind, einst ausgesehen haben.

Erst aus dem 12. Jahrhundert sind sowohl Denkmäler als auch ausführliche Beschreibungen, mit denen sich etwas anfangen läſst, in gröſserer Zahl erhalten.[1])

In Deutschland finden wir noch immerhin ansehnliche Reste vor von den Palastbauten, die auf Befehl des Kaisers Friedrich I. errichtet wurden. Das einst so prächtige Schloſs in Hagenau ist allerdings verschwunden, doch entschädigen noch Aufnahmen für den Verlust; vom Trifels bei Bergzabern (Elsaſs) ist wenigstens der Hauptturm mit der Kapelle erhalten[2]). Gröſser und bedeutender sind die Überreste von dem Kaiserpalast zu Wimpfen am Berge, dem zu Gelnhausen[3]), zu

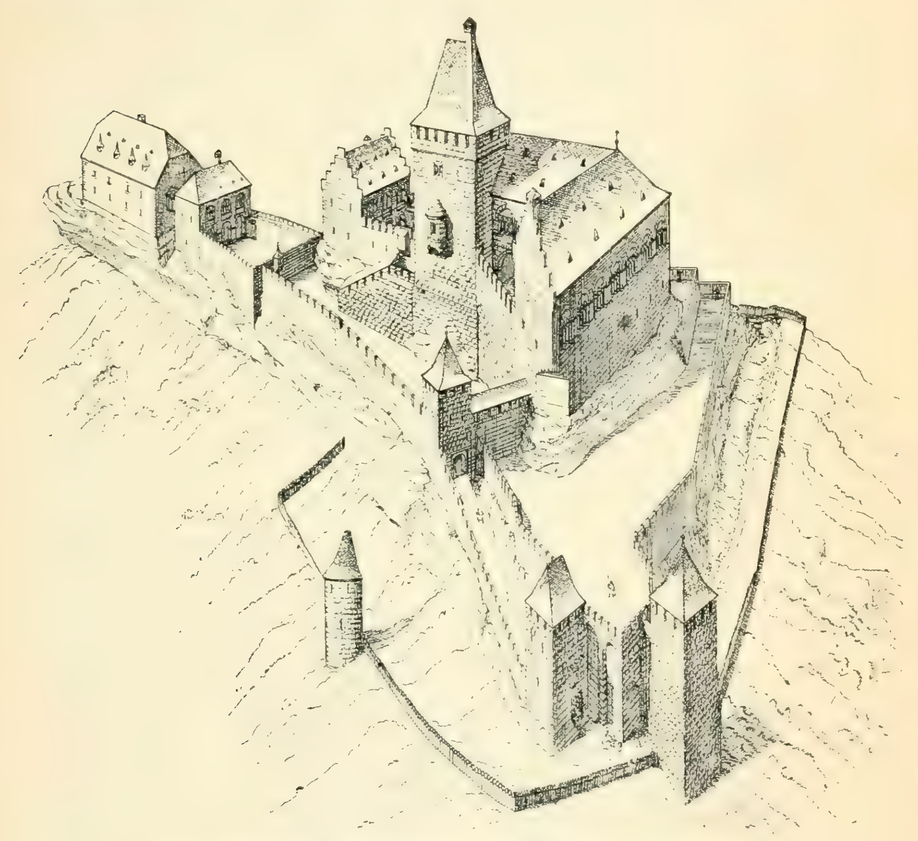
---

[1]) S. Karl Simon a. a. O. 47 ff.

[2]) Krieg von Hochfelden. Gesch. d. Militär-Architektur in Deutschland (Stuttgart 1859) 275 ff.

[3]) Hundeshagen. Kaiserpalast von Gelnhausen. Bonn 1832.

Goslar und zu Eger[1]), dann das allerdings stark restaurierte Schlofs der Wartburg. Ja es sind in Deutschland viel bedeutendere Denkmäler des Palastbaues der Zerstörung entgangen[2]), als dies in Frankreich und in Italien der Fall ist. Nehmen wir hierzu die in den französischen und deutschen Epen, in den historischen Schriften überlieferten Beschreibungen, so werden wir uns recht wohl eine Vorstellung von den Palästen der Kaiser, Könige und regierender Herren entwerfen können.



Burg Trifels in der ursprünglichen Gestalt. (Nach A. v. Essenwein.)

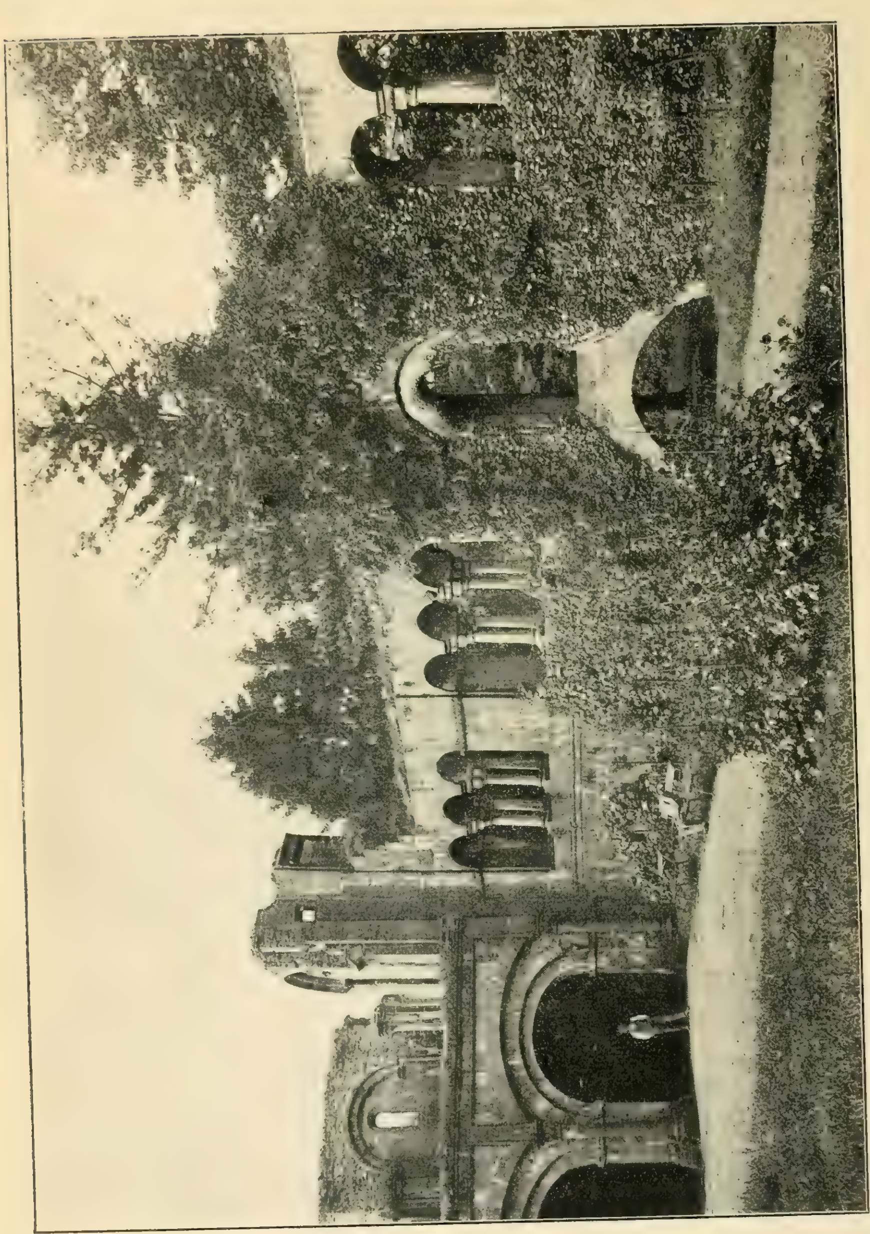
Eine gewisse Gleichheit ist allen diesen Bauten des 12. und 13. Jahrhunderts gemeinsam: der französische Stil ist auch für die Denkmäler der Zivilbaukunst ebenso mafsgebend, wie er den kirchlichen Monumenten jenen eigenen Formencharakter aufgeprägt hat, den wir uns gewohnt haben als den romanischen und gotischen zu bezeichnen[3]).

---

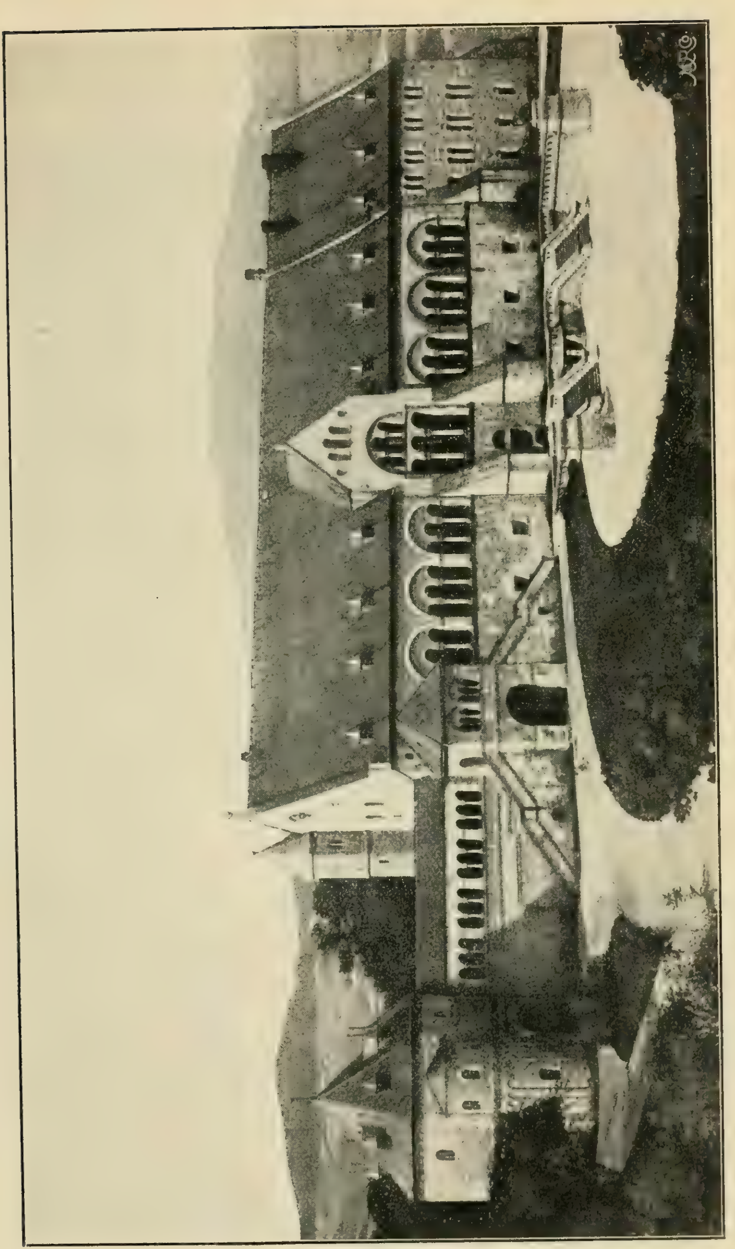
[1]) B. Gruber. Die Kaiserburg in Eger. Prag 1864.

[2]) Vgl. Schnaase, Gesch. d. bild. Künste im MA² (Düsseldorf 1872) 230 ff.

[3]) Vgl. Viollet-le-Duc, Dictionnaire de l'Architecture française etc. (Paris 1854 bis 68). Unter verschiedenen Schlagwörtern, besonders unter Architecture militaire (I. 327 ff.), Château (III. 58 ff.) u. s. w. — H. W. Schulz. Denkm. der Kunst des Mittelalters in Unteritalien. Dresden 1860.



Kaiserschloſs zu Gelnhausen.



Kaiserschloß zu Goslar.

Wir werden also den Palastbau im allgemeinen ins Auge zu fassen haben und, was ja ungefähr zutrifft, annehmen, dafs in allen Ländern der abendländischen Christenheit diese Paläste im grofsen Ganzen nach denselben Grundideen angelegt waren. Die Befestigungen dieser Palastbauten wollen wir nur kurz erwähnen, obschon sie bei weitem den Bau-



Die Wartburg. Nach Originalzeichnung d. Architekten Chr. Peip in Eisenach.

meistern wichtiger waren als die für die Burgherrschaft errichteten Wohngebäude. Es kann immer als ein unbestrittener Grundsatz angesehen werden, dafs erst die Festigkeit der Burg in Betracht kommt, dann erst man für die Bequemlichkeit der Bewohner Sorge trägt. Indessen sind diese Befestigungen so oft schon eingehend besprochen worden[1].

[1] S. Viollet-le-Duc, a. a. O. — Höf. Leben ²I. p. 7 ff. — A. v. Essenwein. Die romanische und die gotische Baukunst. I. Kriegsbaukunst Darmstadt 1889); II. Der Wohnbau (Darmstadt 1892), [Durm. Hdb. d. Architektur. II. 4. Heft 1 u. 2.]

dafs es genügt, kurz die wichtigsten Formen derselben hier zu erwähnen.

Was die Anlage der Hofburgen anbetrifft, so können wir zwei verschiedene Dispositionen unterscheiden, je nachdem die Feste für sich allein im Freien erbaut ist oder einen Teil einer städtischen Fortifikation bildet. In letzterem Falle ist ursprünglich zuerst das feste Schlofs dagewesen, unter dessen Schutze sich dann Leute angesiedelt haben; aus dieser Häusergruppe hat sich mit der Zeit eine Stadt entwickelt, die nun selbst mit Gräben, Mauern und Türmen geschützt werden mufs. Die Herrenburg dient dann als Kernwerk (das Reduit) der ganzen Festungsanlage. So ist es etwa in Nürnberg gewesen, wo die städtische Befestigung sich an die der kaiserlichen Burg anschlofs. Immer aber ist die Burg älter als die Stadt.

Die Sicherheit der Burg erheischte, dafs sie leicht zu verteidigen war. Man wählte deshalb Plätze aus, die im Moor gelegen, nur schwer zugänglich sich erwiesen, auf steilen Felsspitzen, die wenn möglich nur von einer Seite erstiegen werden konnten, an Flufsgabelungen, da dann von zwei Seiten das Wasser die Bestürmung unmöglich machte. Vom Bauterrain hängt es ab, ob die Burg eine oder mehrere Ringmauern erhält. Vor der Mauer ist der Graben so tief wie möglich ausgeschachtet, wenn es anging, mit Wasser gefüllt. Über den Graben führt am Tore die Zugbrücke, die, aufgezogen, die Annäherung an die Mauer unmöglich macht. Die Mauern sind mit Türmen befestigt, die ungefähr immer einen Pfeilschufs voneinander entfernt sind. Das Tor ist zu weiterer Sicherheit noch mit einem Fallgatter (Cataracta) zu verschliefsen. Diese ganze Fortifikationskunst stammt von den Römern; die Burgenbaumeister lernten sie aus den Werken des Vitruvius und des Flavius Vegetius Renatus. Sind zwei Ringmauern vorhanden, so dafs nach der Erstürmung der ersten nun erst die zweite wieder erobert werden mufste, so waren zwischen den beiden die Wirtschaftsgebäude erbaut, die zum Schlosse gehörten, die Wohnungen der Soldaten, wenn sie nicht in den Türmen untergebracht waren, die Scheunen, Vieh- und Pferdeställe, der Hühnerhof — kurz, es sah in einer solchen Vorburg (Faubourg) ähnlich wie auf einem Gutshof aus, nur dafs des Raummangels wegen alles mehr zusammengedrängt war. In der inneren Burg aber befand sich die Wohnung des Schlofsherren und das Kernwerk der ganzen Anlage, der grofse feste Hauptturm, der als letzte Zufluchtsstätte im Falle einer Eroberung angesehen wurde.

In diesem grofsen Turme hatten früher die Herren der Burg selbst ihre Wohnung gehabt und in England zumal, aber auch in Frankreich war der Gebrauch auch später noch festgehalten worden. Solch ein Wohnturm wird gewöhnlich Donjon genannt. Jedoch war es kaum möglich, sich in diesen festen, aber doch auch engen Räumen behaglich einzurichten und so suchte man, wenigstens so lange keine Kriegsgefahr drohte, in hölzernen Häusern Unterkunft, die geräumig, auch der Bequemlichkeit gemäfs eingerichtet, jedoch im Falle der Belagerung schnell abgebrochen oder niedergebrannt werden konnten. Aus diesen

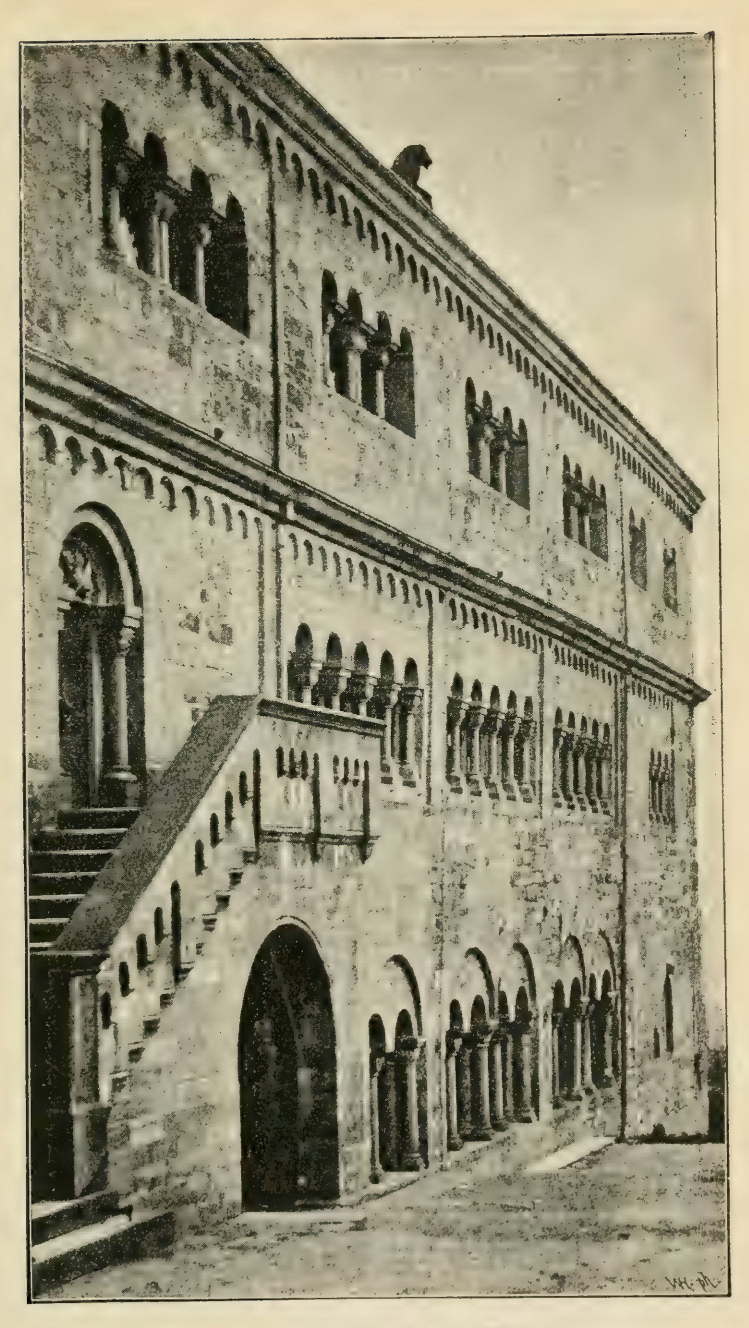
provisorischen Holzhäusern entwickeln sich und zwar im 12. Jahrhundert die steinernen Palasbauten, die nun auch mit aller Kunst, die jene Zeit ja in so hohem Mafse besafs, ausgeschmückt wurden. Mit diesen Gebäuden wollen wir uns nun etwas eingehender beschäftigen.

Die Wohnräume der Herrschaft lagen, wie wir sagen würden, im Hochparterre; im Erdgeschofs war die Küche und was zur Wirtschaft gehörte, untergebracht. Zu dem oberen Geschofs stieg man mit einer Freitreppe hinauf und gelangte durch das oft mit Skulpturen geschmückte Portal in einen Korridor, der durch weite gegliederte Fenster mit zierlichen Säulen gut erhellt war. In diesem Korridor oder in dieser Gallerie verbrachte die Familie des Schlofsherrn die schönen Tage, wie in einer italienischen Loggia



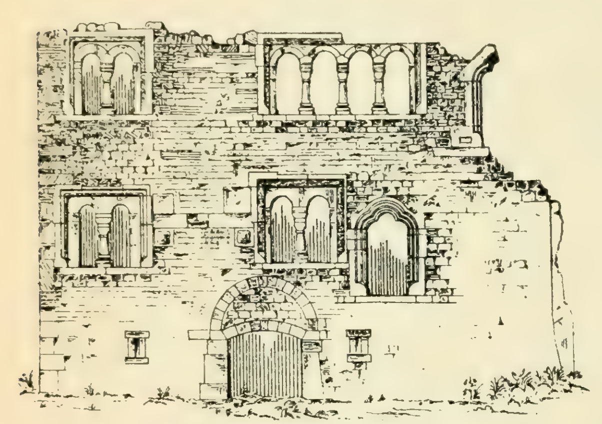
Rittersaal a. d. Schlosse zu Marburg in Hessen.

gegen Sonne und Zug geschützt, aber doch die frische Luft ungestört geniefsend. Aus der Laube, deren Fenster übrigens so wenig wie die übrigen im Palaste angelegten verglast sind, vielmehr Schnee und Regen den unbehindertsten Zutritt liefsen, gelangen wir in den Saal, der für alle möglichen Zwecke bestimmt war. Hier versammelte der Fürst seine Getreuen zur Beratung, hier wurde gespeist, getanzt und, wenn es an Raum für die Gäste fehlte, geschlafen, auch diente der Saal der Herrschaft zum ständigen Aufenthalt. Man mag in einigen Fällen mehrere Säle zur Verfügung gehabt haben, wie z. B. in der Wartburg, und dann konnte einer speziell als Speisesaal dienen; allein oft ist das gewifs nicht vorgekommen. Der Saal war mit Stein oder Backsteinfliefsen gepflastert, die Wände an ihrem oberen Teile gemalt, mit historischen Darstellungen aus der griechischen Sage und Geschichte, aus dem Trojanerkriege, den



Landgrafenhaus der Wartburg bei Eisenach.

Abenteuern Alexander des Grofsen u. s. w. geschmückt, der untere Teil war gewöhnlich ohne jede weitere Verzierung und wurde bei festlichen Gelegenheiten mit prächtigen Teppichen, die an Gestellen längs der Wand aufgehangen waren, wirkungsvoll dekoriert. Diese Wandteppiche aber hob man für gewöhnlich sorgsam in Kästen auf. So geschmückt mufste ein solcher Festsaal ohne Zweifel einen recht schönen Anblick gewähren, zumal an einem hellen Sommertage. Denn am Winterabend war es in dem Saale um so weniger behaglich. Der Kamin, mochte auch mit der Feuerung noch so wenig gespart werden, verbreitete doch nur in seiner allernächsten Nähe einige Wärme: deshalb sind die Ehrenplätze, im Gelnhauser Schlosse noch sichtbar, dicht an der Feuerstätte. Wer nicht das Recht hatte, nahe am Feuer Platz zu nehmen, fror ganz erbärmlich. Rauchte der Kamin, dann mufsten die Fenster geöffnet werden und es drang erst recht die Winterkälte in den schon schwach erwärmten Saal. Die Beleuchtung wird auch für gewöhnlich nicht die hellste gewesen sein, mochte selbst bei Festfeiern alles von Licht strahlen. Aber Wachskerzen waren teuer, und zu viele wird man auch an den Höfen nicht an Werktagen angebrannt haben. Da bleibt nur die Beleuchtung mit Talglichtern — und die hat durch ihre Helligkeit sicher keinen geblendet — oder man zündete Fackeln an, die allerdings Licht verbreiteten, aber auch einen unerträglichen Qualm verursachten. Öllampen kommen nicht in Betracht, weil sie wie die altrömischen nur aus einer Ölschüssel und aus einer Tülle für den Docht bestehen. wenig leuchten aber oft rauchen und übel duften.



Schlofs Münzenberg in der Wetterau.

Am schlimmsten aber war es mit den Fenstern bestellt. Gewifs, sie sehen mit ihren skulpierten Säulen sehr stattlich aus, jedoch ihnen fehlt die Verglasung, die im 12. Jahrhundert in den Kirchen schon ganz gewöhnlich war. Trat schlechtes Wetter ein, so mufste man den Regen, den Schnee, die Kälte eben ertragen, denn wenn man die Fensterläden schlofs, dann war es finster. Dafs man kleine Lichtöffnungen in die Läden schnitt und mit geöltem Pergament verklebte, half doch nur sehr wenig. Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts werden diese Lichtöffnungen verglast, nehmen an Gröfse zu; dann ist der ganze obere Teil des Fensters mit Glasscheiben ausgesetzt, während der untere noch mit Holzläden geschlossen wird; endlich gegen Anfang des 16. Jahrhunderts wird das ganze Fenster mit den bekannten runden oder sechseckigen Butzenscheiben verglast, die grünlich oder grau, mit Schlieren

durchzogen, einen freien Ausblick fast unmöglich machten. Und in Palästen wie in Bürgerhäusern gibt es nur einfache Fenster; die Doppelfenster hat erst das 19. Jahrhundert allgemein eingeführt.

Im Winter mögen die Burgbewohner ein sehr trauriges Dasein geführt haben, deshalb ist der Jubel, mit dem sie das warme Wetter begrüfsen, auch echt und kommt ihnen wahrlich von Herzen.

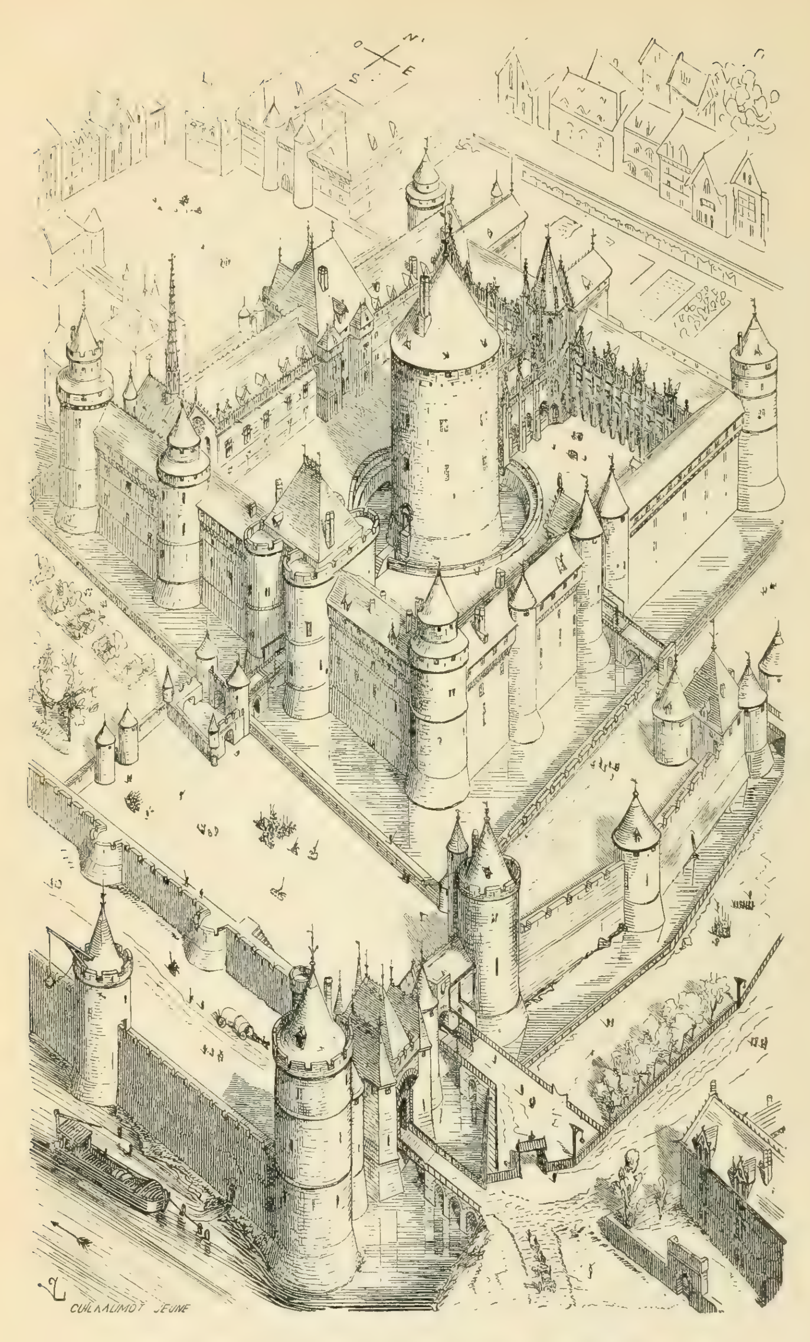
Neben dem Saale oder den Sälen gibt es nun auf jeder Burg eine Menge von Zimmern, Gaden, die, wenn sie heizbar waren, den Namen Kemenâten (camerae caminatae) erhielten. Diese Zimmer werden wahrscheinlich nicht mit Kaminen erwärmt, sondern mit Öfen, die in ihrer Form an die altbekannten Backöfen anknüpfen. (Vgl. M. Heyne, a. a. O. 120 ff.) Eine Fortbildung dieses Ofens ist der Kachelofen, d. h. der ursprünglich aus viereckigen Töpfen (Kacheln) aufgemauerte Heizapparat, welcher an die seit alter Zeit gebrauchten Gluttöpfe, die mit glühenden Kohlen gefüllt waren, anknüpft. Ganz klar ist diese Sache keineswegs, aber so viel steht fest, dafs man im 14. Jahrhundert schon künstlerisch verzierte Ofenkacheln benutzte, wie die bei der Ausgrabung der Burg Tannenberg (an der Bergstrafse) gemachten Funde beweisen.[1]) Es ist deshalb immerhin wahrscheinlich, dafs Versuche mit solchen Kachelöfen schon viel früher begonnen haben.

Die Kemenaten dienten als Schlafkammern für den Herrn und seine Gemahlin, für die Kinder, die Gäste u. s. w. Ebenso scheint der Hausherr ein Privatzimmer für seinen ausschliefslichen Gebrauch gehabt zu haben (die heimlîche); wir würden es heute Arbeitskabinett nennen. Was die Ausstattung mit Möbeln anbelangt, so war dieselbe selbst an Fürstenhöfen incht besonders kostbar.

Im Saale standen längs der Wände Bänke. Die Efstische dagegen wurden erst, wenn die Zeit des Mahles nahe war, hineingetragen, d. h. die Böcke (Schragen) aufgestellt und die Tischplatten auf dieselben aufgelegt. Sobald die Mahlzeit vorüber war, trug man die Tische wieder hinaus: die Tafel wurde aufgehoben. Ihre reichere Ausgestaltung hätte sich kaum gelohnt. Dagegen sind die Bänke mannigfach verziert, die Füfse (Sponden) und die Lehnen werden zierlich gedrechselt und mit bunter Malerei noch besonders dekoriert. Das Holz spielt kaum eine Rolle, da es fast gar nicht zur Geltung gelangt; man kann da alles Material verwenden, das der Tischler in seiner nächsten Nähe zur Verfügung fand. Die Bänke haben einen Brettersitz und werden nur durch aufgelegte Kissen etwas bequemer gestaltet. Noch elastischer wurde die Bank, wenn statt der harten Bretter ein aus Stricken gebildeter Sitz verwendet wurde (Span-betten).

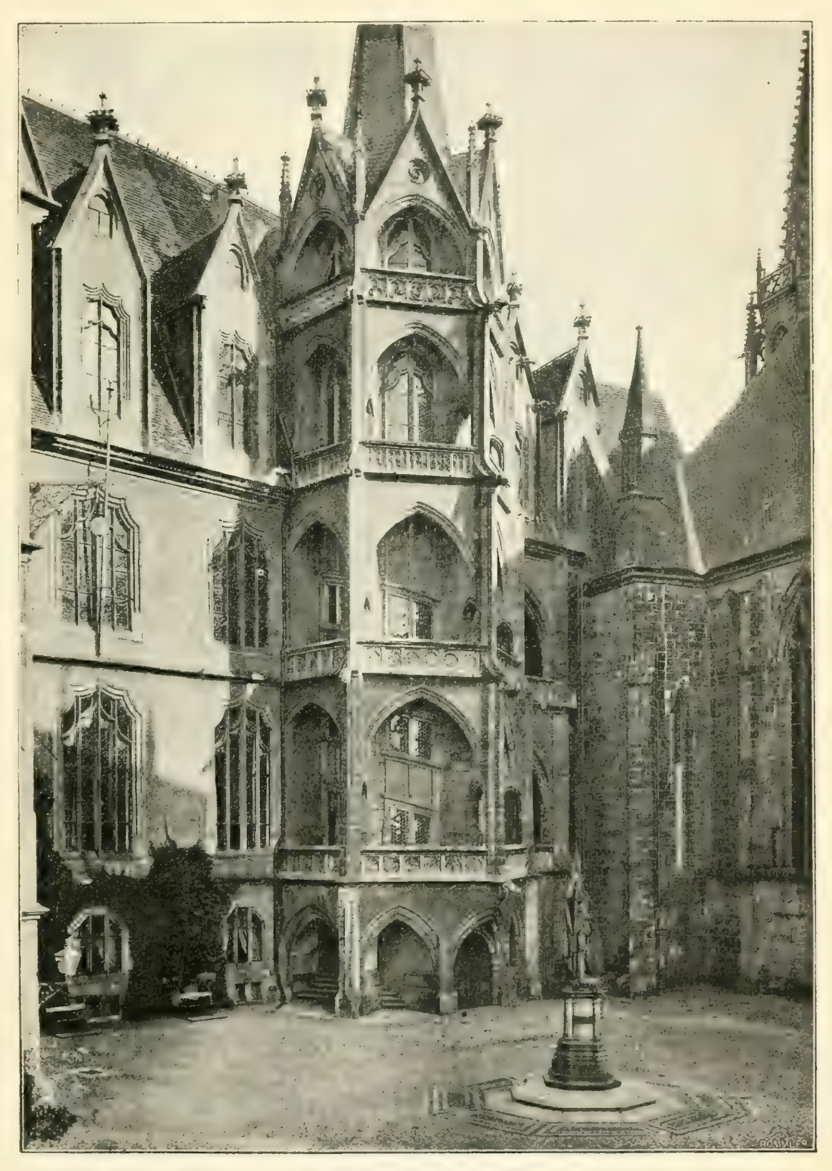
Je mächtiger der Fürst, desto grofsartiger war sein Palast. Minder luxuriös sind die Wohnungen kleinerer Dynasten eingerichtet und gar einfach haben wir uns die Ausstattung der kleineren Adelsburgen vorzustellen, die in unübersehbarer Menge längs der grofsen Handels-

[1]) J. H. v. Hefner-Alteneck u. J. W. Wolf, die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen. 1850.



Das Louvre zu Paris zur Zeit Karls V. (Nach Viollet-le-Duc.)

strafsen zunächst zu deren Schutz und Sicherheit angelegt wurden, später sich noch erheblich vermehrten und oft genug den Raubrittern als sichere Zufluchtsorte dienten. Hatte man schon bei der Anlage der



Hof des Schlosses zu Meissen.

Fürstenpaläste die Bequemlichkeit der Wohnräume wenig berücksichtigt, so kommt sie bei den Burgen der Ritterschaft überhaupt kaum in Betracht: sie hat sich gänzlich den Rücksichten der Befestigung unterzuordnen. Künstlerisch bieten diese Burgen überaus wenig; meist

sind sie aus Feldsteinen aufgebaut und, was an Hausteinzieraten ehedem vorhanden war, ist längst fortgeschleppt worden. Schon aus diesem Grunde ist es überaus schwer, die Entstehungszeit eines Burgbaues mit Sicherheit festzustellen.

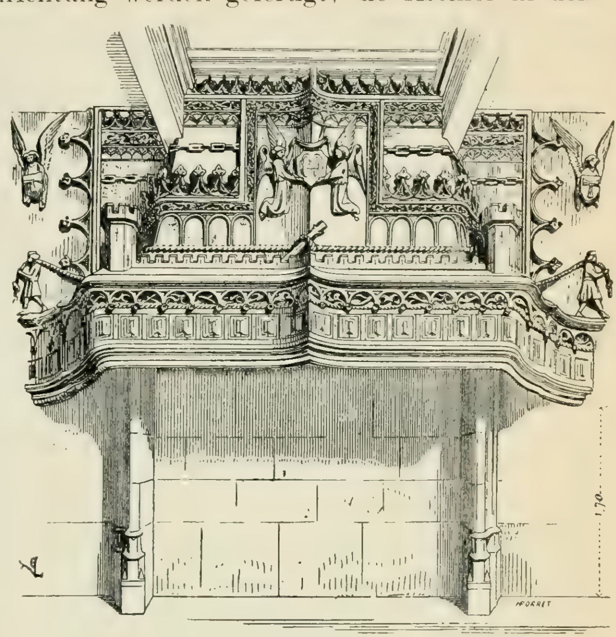
Im 14. und 15. Jahrhundert werden keine Fürstenpaläste erbaut, die sich mit den Schlössern Kaiser Friedrichs I. vergleichen lassen, und wie selten und wie kurze Zeit hatte der grofse Kaiser in diesen seinen Prachtbauten geweilt. Das Louvre wird in Paris (s. S. 16) errichtet, das später im 16. Jahrhundert dem Neubau Pierre Lescots weichen mufste. In Deutschland erbaut Karl IV. seinen Palast auf dem Karlstein, dessen Kapellen von Juwelen (Halbedelsteinen) noch heute funkeln, allein von der Pracht der Wohngemächer können wir uns kaum eine Vorstellung machen; wahrscheinlich hatte der bigotte Herrscher auch nur die Sicherheit der Reichskleinodien und seiner erlesenen Reliquiensammlung im Auge. Das Hochschlofs in Marienburg gibt uns ein interessantes Bild einer Ordensburg. Ein gutes Beispiel aber eines Fürstenschlosses gibt uns der Palast in Meifsen, der architektonisch mit aller Pracht des ausgehenden Mittelalters ausgestattet ist (s. S. 17).

Die besseren Stuben sind gewöhnlich mit Holztäfelungen an den Wänden ausgestattet, die durch Schnitzereien und Bemalung noch wirksamer sich ausnahmen. Ein schönes Beispiel bieten die unter Erzbischof Leonhard von Keutschach (1495—1519) eingerichteten Fürstenzimmer auf dem Schlosse Hohensalzburg.[1])

Die Möbel der Schlösser sind nun meist aus dem festen dauerhaften Eichenholz gefertigt, nicht völlig mehr bemalt, sondern mit Wachs getränkt, ohne aufdringliche Glätte, nach architektonischen Prinzipien aufgebaut und mit ornamentalen wie figürlichen Schnitzereien aufs reichste und geschmackvollste verziert. Feste, auf geschnitzten Schragen ruhende Tische, Bänke und Stühle gleichfalls schön gestaltet. Über den Stühlen der Herrscher liebt man einen Baldachin aus Stoff aufzuhängen oder ihn aus Holz zu zimmern. Es scheint, dafs man sich gegen das Herabfallen von Staub von der Decke schützen wollte, denn an den Betten bringt man die gleichen Baldachine aus Stoff oder aus massiver Tischlerarbeit an. Wahre Meisterstücke des Kunsthandwerks sind die zahlreich erhaltenen Schränke, Truhen, Kästen und Laden. Die Farbe ist nur zu Hilfe genommen die Formen schärfer hervorzuheben. Die Bänke werden wohl auch noch verwendet und mit Hilfe von Kissen zum Sitzen und Schlafen bequemer gemacht, indessen braucht man immer mehr den beweglichen Stuhl und Schemel, die in den verschiedensten Formen gebildet werden. Das beliebteste Material bietet das Eichenholz, doch wird namentlich zu grofsen Schränken auch das Holz der Esche, das durch seine geflammte Maserung sehr wirkungsvoll erscheint, gebraucht. Die Tischplatten werden bei Luxusmöbeln gern mit figürlichen Malereien dekoriert. Eine solche Platte hat z. B. Hans Holbein d. J. gemalt (jetzt im Museum zu Zürich). Auch die Platten des Solenhofener

[1]) Abgeb. u. a. in meinem »Deutschen Leben des 14. u. 15. Jahrhunderts«. Leipzig u. Prag 1892. Fig. 101.

Kalksteins finden Verwendung; man pflegt dann die einförmige Fläche durch eingeätzte figürliche Darstellungen zu beleben. Ein solcher Tisch ist noch in dem Germanischen Museum zu Nürnberg erhalten. Schreibtische mannigfaltigster Einrichtung werden gefertigt; die Tischler in den Städten wie Hamburg, Lübeck führen den Namen Kontormacher. Einen sehr wohlerhaltenen Schreibtisch besitzt z. B. die Sammlung von Basel.[1]) In den Zimmern treffen wir aufser den Tischen, Stühlen und Bänken kaum ein anderes Möbelstück, höchstens noch das Waschschränkchen und dann die gegen Ende des Mittelalters immer häufiger gebrauchten Spiegel, etwa noch Gemälde, Porträts, Genredarstellungen, Heiligenbilder, hier und da auch eine Uhr. Die grofsen Schränke sind in den geräumigen Fluren oder in besonderen Kammern untergebracht. In den Speisesälen dürfen die ansehnlichen Anrichttische, Kredenzen, Büffets nicht fehlen, die durch den Aufbau des stattlichen Silbergerätes einen wirksamen Schmuck erhalten. Da ist bei festlichen Gelegenheiten aufgestellt, was das Haus an Kostbarkeiten besitzt: silberne und vergoldete Schüsseln, Kannen, Flaschen, Pokale und Becher, die zierlichen Trinkschiffe, Tafelaufsätze verschiedenster Form, Kunstleistungen der Goldschmiede und Emailleure. Auf die Einzelnheiten wird bei der Be-Besprechung der fürstlichen Prunkmahle noch besonders eingegangen werden. In den Miniaturen, zumal der burgundischen Buchmalerei, finden wir zahlreiche Abbildungen so reich geschmückter Kredenzen.



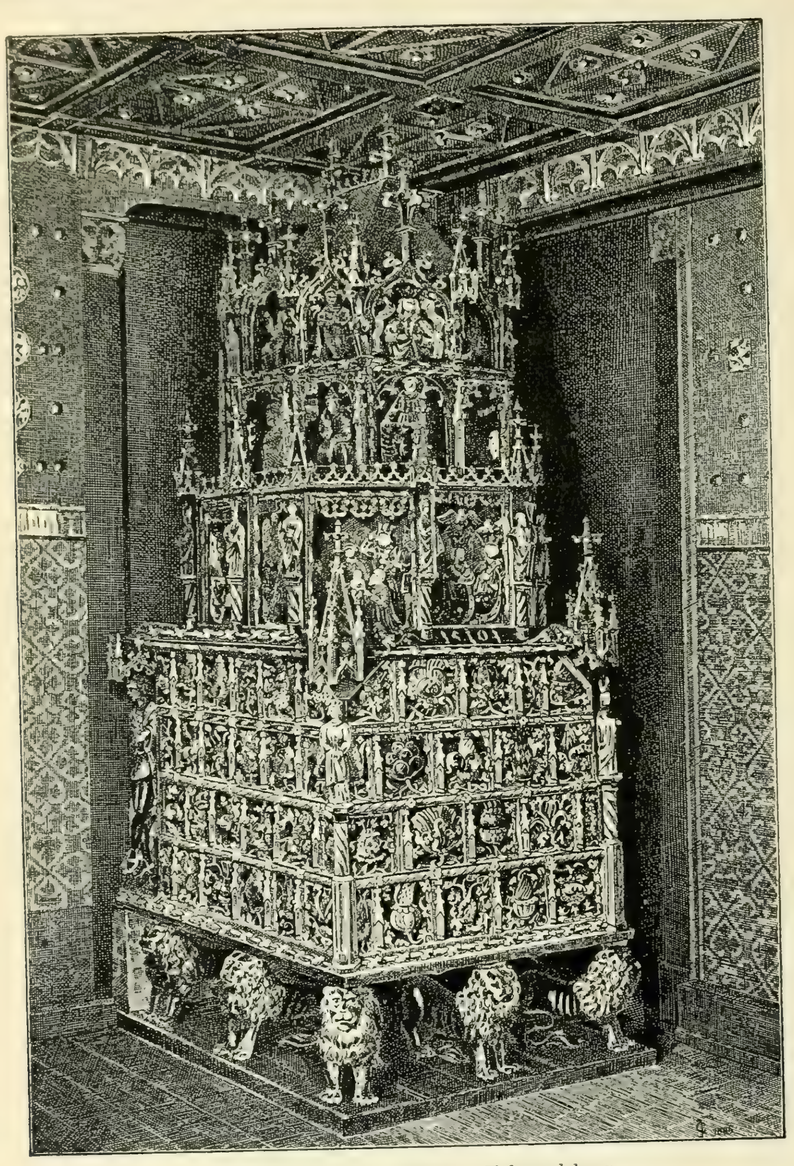
Kamin in Saint-Antonin (Tarn et Garonne) nach Viollet-le-Duc.)

Die Waschschränckchen waren in den Wohnzimmern gewöhnlich neben der Tür aufgestellt; auf einem niederen Schrank stand die Waschschüssel; an der Wand hing das zinnerne oder kupferne Wassergefäfs, aus dem man, sobald der Hahn geöffnet war, das Wasser auf die Hände strömen liefs; ein oft schön gesticktes Handtuch über einem Wandgestell hing in bequemer Nähe.

In den Wohnungen reicher und vornehmer Leute ist der Kamin noch immer anzutreffen. Auf dem Borde desselben standen Heiligenfigürchen, waren Kerzenhalter u. s. w. angebracht. Die Kaminwandungen

[1]) M. Heyne, Kunst im Hause. (Basel 1881). Taf. XII.

wurden durch Bildhauer aufs reichste dekoriert. Vor dem Kamin steht gewöhnlich eine mit Polstern belegte Bank, auf der die Herren und ihre geehrten Gäste Platz nehmen.



Gotischer Ofen im Schlosse zu Hohensalzburg.

Während im Norden der Kamin beliebt blieb, hat man in Süddeutschland den Ofen zu würdigen gewufst. Die Kacheln wurden mit Reliefs, Wappen, Darstellungen aus der biblischen Geschichte oder der Legende verziert und durch bunte Emailfarben der Effekt noch wesentlich verstärkt. Ein musterhaft schönes Beispiel der Töpferkunst des

Mittelalters bildet der gelbglasierte Riesenofen von 1504 in den Fürstenzimmern zu Hohensalzburg. Einfacher ist der Ofen in den Kaiserzimmern zu Meran.

Die Spiegel sind gröfser als die im 12. und 13. Jahrhundert zum Handgebrauch bestimmten, etwa 15, höchstens 20 cm im Durchmesser; jedoch ist das Spiegelglas nicht flach, sondern konvex gewölbt, etwa wie ein Kugelabschnitt. Wie sehr eine solche Form des Spiegels das Spiegelbild verzerren mufste, ist leicht zu ermessen, doch hat man bis ins 16. Jahrhundert von diesen Konvexspiegeln Gebrauch gemacht. Ein wohlerhaltenes Exemplar in dem Münchener Nationalmuseum.

Die Wände sind mit gewirkten oder gestickten Teppichen bedeckt, die den Raum zwischen der Täfelung und der Decke ausfüllen.[1]) Zumal in Frankreich und in Burgund hat man während des 15. Jahrhunderts mit diesen Wandteppichen einen grofsen Luxus getrieben; Karl der Kühne nahm sogar in den Krieg prächtige Vorhänge, Meisterwerke der niederländischen Teppichweberei mit, die später nach der Schlacht von Granson in die Hände der Schweizer fielen und heute noch im Berner Museum zu sehen sind.

An den mit Teppichen behängten Wänden fand sich nur schwer ein Platz für Gemälde. Und doch haben sich in den Palästen des 14. Jahrhunderts auch Staffeleigemälde befunden, wie Inventare u. s. w. bezeugen. Diese Bilder sind von den tüchtigen niederländischen Meistern ausgeführt, die den Geschmack des Nordens während des 15. Jahrhunderts bestimmen, von Jan van Eyck und seinen Schülern und Nachfolgern: Porträts, Genredarstellungen, Szenen aus der heiligen Geschichte. In Italien malt Sandro Boticelli seine Primavera für den Palast der Medici, und Andrea Mantegna schmückt mit seinen Fresken die Camera de' Sposi des Lodovico Gonzago zu Mantua.

Die luxuriöse Einrichtung beschränkt sich auch im späteren Mittelalter nur immer auf einige Paradezimmer, den Empfangssaal, den Speisesaal, etwa noch das Privatkabinett und die Schlafstube des Schlofsherrn: alle anderen Räume müssen wir uns sehr einfach möbliert vorstellen. Das Schlafzimmer aber ist immer der Gegenstand besonderer Pflege gewesen. Das grofse Familienbett ist ziemlich hoch; ein niederer Kasten, in dem Wäsche bewahrt wird, dient als Staffel, wie er beim Aus- und Ankleiden als Sitz benutzt wird. Entweder hat nun, wie schon gesagt, die Bettstelle einen festen hölzernen Baldachin[2]) oder an der Decke ist mit Stricken oder Ankern ein viereckiger Rahmen befestigt, der in seiner Gröfse den Dimensionen des Bettes entspricht. Dieser Rahmen ist mit Stoff überspannt und auf den drei freien Seiten hängt er als Überschlag weit hinunter. Am Rahmen sind aber auch lang herabreichende Vorhänge angebracht, die bei Tage zusammengezogen und in einen Knoten verschlungen werden, des Nachts dagegen das Bett völlig verhüllen. Gewöhnlich, nach den Bildern der Zeit zu urteilen, sind

---

[1]) Abb. z. B. bei Heyne, Kunst im Hause. Taf. III, IV, V.

[2]) Ebendas. Taf. XI. — Deutsches Leben Fig. 140, 141.

diese Gardinen wie der ganze Baldachin aus leichtem Seidenstoff gefertigt, rot und mit grüner Seide gefüttert.[1])

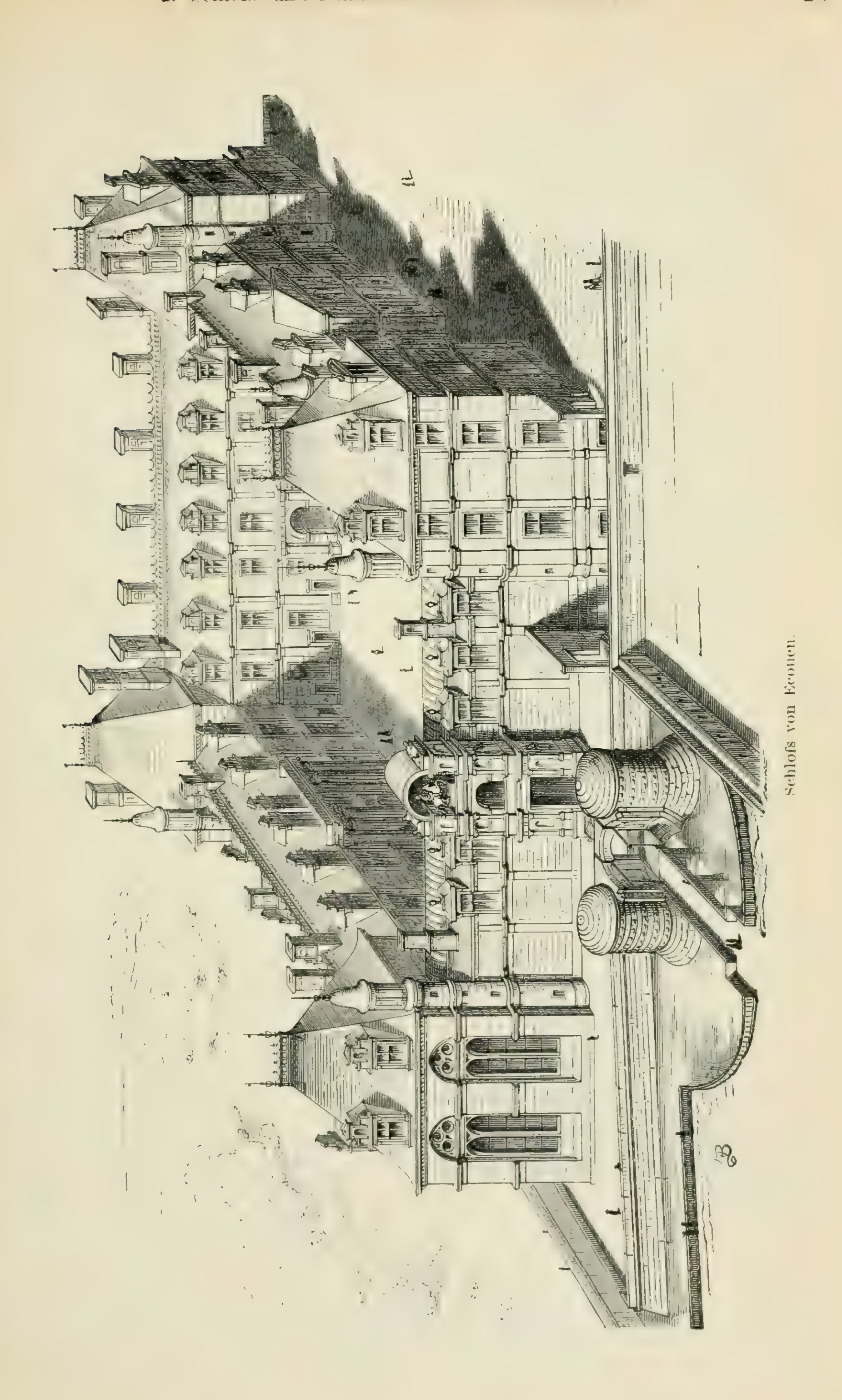
In dem Schlafzimmer befinden sich gewöhnlich nur wenige Möbelstücke: Laden, in denen Kleider und Wäsche bewahrt werden[2]), ein mehr oder minder reich mit Schnitzereien verziertes Betpult, hin und wieder auch ein paar Blumen in Töpfen oder in Vasen. Ein Andachtsbild, wenigstens ein Kruzifix dürfte wohl niemals gefehlt haben. Im 14. Jahrhundert dienen für die Hausandacht die aus Elfenbein geschnittenen Diptychen und Triptychen, die in Troyes fabrikmäfsig angefertigt wurden, Elfenbeinstatuetten der hl. Jungfrau u. s. w.; die Minderbemittelten haben kleine gemalte Klappaltäre, die je nach Bedürfnis geöffnet und geschlossen werden konnten. Aus dem 15. Jahrhundert sind noch Prachtstücke solcher Hausaltäre erhalten; ich erinnere nur an die beiden im Berliner Museum bewahrten Altäre des Rogier van der Weyden, des Altares von Miraflores und des Johannesaltares, dann an den kleinen Dresdener Altar von Albrecht Dürer. Man täte gut, bei der Besprechung der mittelalterlichen Altarbilder immer darauf zu achten, ob sie für den Gebrauch der Kirche zur Aufstellung auf einem geweihten Altare bestimmt waren, oder ob sie nur als Andachtsbilder zu dienen hatten. Die feinere detailliertere Arbeit war für diese Werke immer noch in höherem Grade geboten. Vielleicht hat man auch Bildnisse teuerer Angehöriger in der Schlafkammer an die Wand gehängt, die im 15. Jahrhundert so beliebten Holzschnitte und Kupferstiche, welche nicht nur Heiligenbilder vorstellten, sondern oft mit keckem, etwas freiem Humor entworfen waren, angeklebt oder mit Nägeln angeheftet.

2. Schlofs- und Palastbau vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des Dreifsigjährigen Krieges.

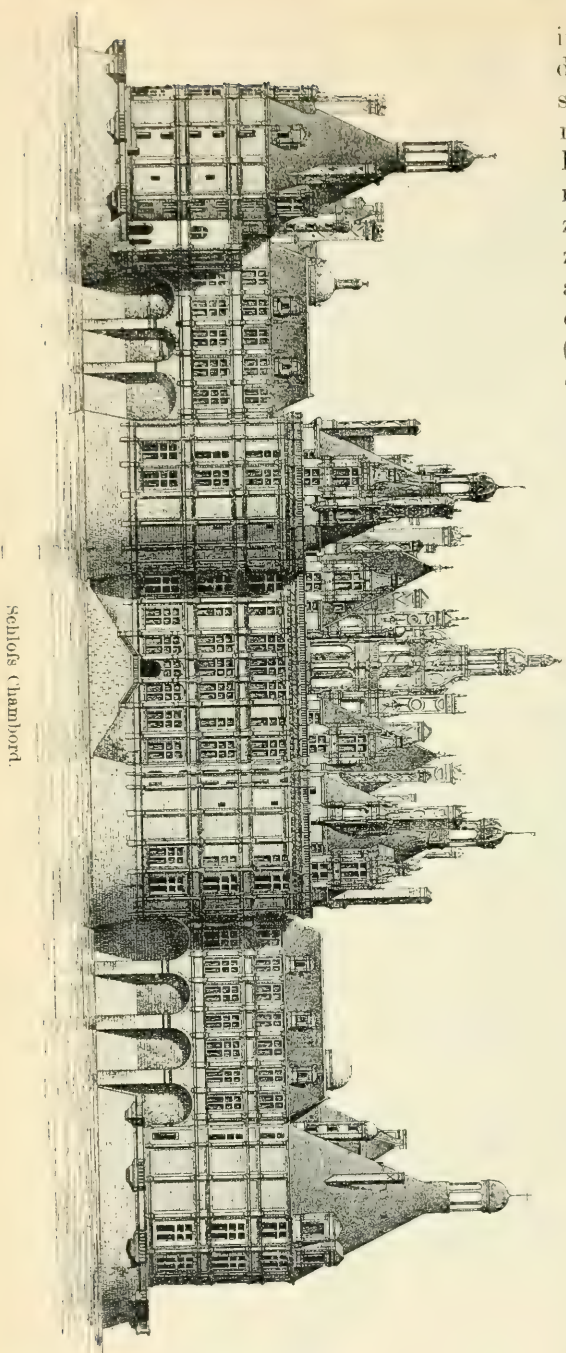
Durch die Vorherrschaft, welche der italienische Baustil im Laufe des 16. Jahrhunderts erlangte, ist auch die Form der Palastbauten wesentlich umgebildet worden. Die Bedeutung der Fortifikation tritt mehr in den Hintergrund; sind die Schlösser, wenn sie auf dem Lande liegen, auch gegen einen Handstreich befestigt, so haben sie doch nicht mehr ausschliefslich als Festungen zu dienen. Mancher Dynast, manche Ritter geben ihre auf den Bergzinken erbauten Burgen auf und erbauen sich am Fufse des Berges ein neues, mehr behagliches und bequemes Schlofs, das sich unbeirrt durch die Rücksichten der Befestigung nach Bedürfnis ausdehnen und strecken darf. In Frankreich werden im 16. Jahrhundert unter Ludwig XII. die Königspaläste zu Blois, Amboise, unter Franz I. die zu Chambord, zu Fontainebleau, zu Paris das Louvre u. s. w. erbaut, die Adelsschlösser zu Chenonceau, zu Azay-le-Rideau, das von Jean Bullant (c. 1515—1578) für den Connetable de Montmorency erbaute Schlofs Ecouen in der Nähe von Paris, das Palais der Diane de Poitiers zu Anet und zahllose andere errichtet, originelle Schöpfungen.

[1]) Deutsches Leben. Fig. 136—139.

[2]) Ebend. Fig. 146—148. — M. Heyne, a. a. O. Fig. VIII, IX, X.



Schlofs von Ecouen.


Schlofs Chambord.

in denen die Kunstformen der Italiener mit den Ansprüchen der Franzosen (Türmen, Zinnen, hohe steile Dächer mit Dachfenstern, reich verzierte Schornsteine[1]) zu einem anziehenden Ganzen verschmolzen sind. Das ausgezeichnete Kupferwerk des Androuet du Cerceau (Les plus excellents bâtiments de la France. Paris 1576 u. 1579.) gibt uns in sehr instruktiven Abbildungen eine klare Vorstellung von dem Aussehen dieser Paläste, ehe Zerstörung, Umbauten u. s. w. sie vernichtet oder entstellt haben. Die unter der Regierung Heinrichs IV. entstandenen Schlofsbauten (Palais du Luxembourg) sind viel einfacher, schmuckloser: Rohziegel-Konstruktionen mit Sandsteinquadern und Tür- und Fenstereinrahmungen aus gleichem Material; nur die hohen Schieferdächer sind noch festgehalten. Die Pracht der Innenräume entschädigt für die Kahlheit der Aufsenarchitektur: in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten das Äufsere und das Innere der Gebäude sich noch völlig entsprochen.

Grofse Repräsentationssäle sind je nach Bedürfnis in gröfserer oder kleinerer Zahl angelegt, mit Marmor, Stucco lustro, mit buntfarbigen Malereien aufs reichste ausgestattet. Im grofsen Saale

[1] Über Schornsteine vgl. J. Beckmann, Beyträge zur Geschichte der Erfindungen. Lpz. 1780 ff. — II. 441 ff. Er citiert Garzoni, piazza universale. (In Venzia 1610), der mitteilt, dafs die Schornsteinfeger, Spazzacammini, meist aus Oberitalien aus der Landschaft um die Seen herkommen.

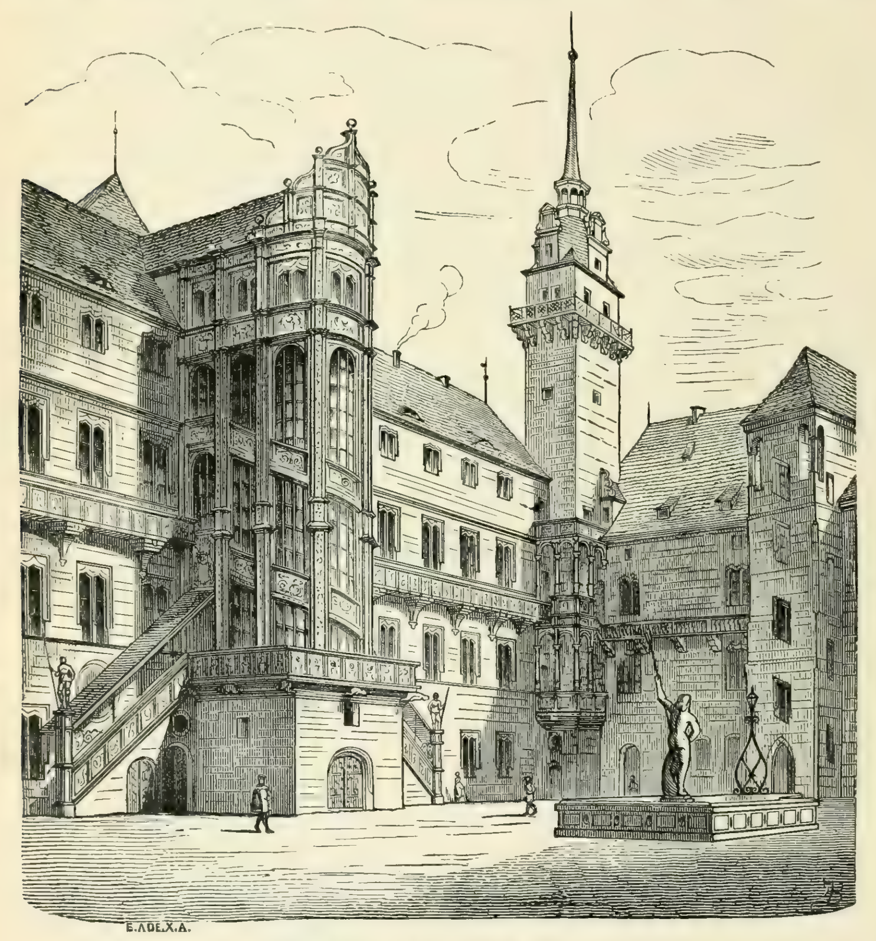
des Stettiner Schlosses wird mit neun Kaminen und noch einigen Öfen eingeheizt. (Ph. Hainhofer, Reisetageb. 1617. Balt. Studien II. 2. S. 41.) Aber ganz besonders charakteristisch sind die langen geräumigen Galerien, in denen der Hof sich versammelte. Sie knüpfen wohl an die Laubengänge des 12. und 13. Jahrhunderts an. Aus der Galerie tritt man in die weiten und hohen Säle, in denen die Könige selbst sich aufhielten. In den Galerien pflegte man die Kunstschätze, die man besafs, zur Schau zu stellen, die Gemälde, die Skulpturen. So kann man bald von Gemäldegalerien reden. Oder man liefs sie durch ausgezeichnete Maler ausschmücken wie im Schlosse zu Fontainebleau und im Palais du Luxembourg, für das Rubens seine Gemälde aus dem Leben Heinrichs IV. schuf. Stuckverzierungen, Vergoldungen und Malerei trugen dazu bei, die Pracht dieser grofsen Empfangssäle zu vermehren.

Mit noch gröfserem Luxus sind die Räume ausgestattet, in denen der König selbst sich aufhielt, die verschiedenen Speise-, Tanz-, Gesellschaftssäle, das Schlafzimmer des Königs und seiner Gemahlin, sowie der Angehörigen des Königlichen Hauses. Architekten, Bildhauer und Maler hatten da gemeinsam gearbeitet, diese Gemächer mit all' der Kunst, über die sie geboten, auszuschmücken. Die Wände sind mit kostbaren Teppichen behängt, die Szenen aus der heiligen und profanen Geschichte darstellen, die Kamine werden mit Bildwerken belebt; nur eins fehlt nach unserm Geschmack: das reiche Ameublement. Die Räume erscheinen uns kahl und leer: einige Bänke, wenn auch reich geschnitzt, Lehnsessel für die vornehmen Herrschaften, Schemel (Tabourets) für die Damen des niederen Adels, selten, wenn es nicht gerade die Notwendigkeit erheischte, ein Tisch. Und doch weifs der Tischler bewunderungswerte Kunstwerke zu schaffen: Tischplatten mit Intarsien aus Elfenbein und Ebenholz, die beliebten Schmuckschränkchen (Cabinets), an deren Herstellung oft noch der Goldschmied beteiligt war, der die gravierten Platten, die Emails etc. lieferte. Die verschiedenen kleinen Luxusschränke sind in Eichenholz von Künstlerhand geschnitzt, allein es gilt als Grundsatz, dafs die Säle und Zimmer für die Besucher bestimmt sind und nicht mit überflüssigen Möbeln vollgestopft werden dürfen.

Bei aller Pracht fehlte in den Königsschlössern manches, was uns als unbedingt erforderlich erscheint. Wer über diese Fragen sich unterrichten will, findet in dem Anhange zu Alfred Franklins Kapitel über Hygiène (La Vie Privée d'autrefois. Paris 1890) genügende Auskunft. Hier mag nur darauf hingewiesen werden, dafs in den französischen Königsschlössern und nicht minder in den spanischen eine uns unbegreifliche Unsauberkeit herrschte, dafs die Besucher sich Freiheiten gestatteten, die sich heute einer in dem ärmsten Hause nicht erlauben würde. Die Folge davon war, dafs bei all' dem Luxus die Räume der Paläste von üblen Gerüchen erfüllt erschienen; die Leute waren aber daran gewöhnt und fanden nichts daran auszusetzen.

In Frankreich war die italienische Renaissance durch den Hof heimisch gemacht worden: die Bürger hatten sich lange ablehnend gegen diese fremdartige Kunst gezeigt, an dem heimischen Stile festgehalten

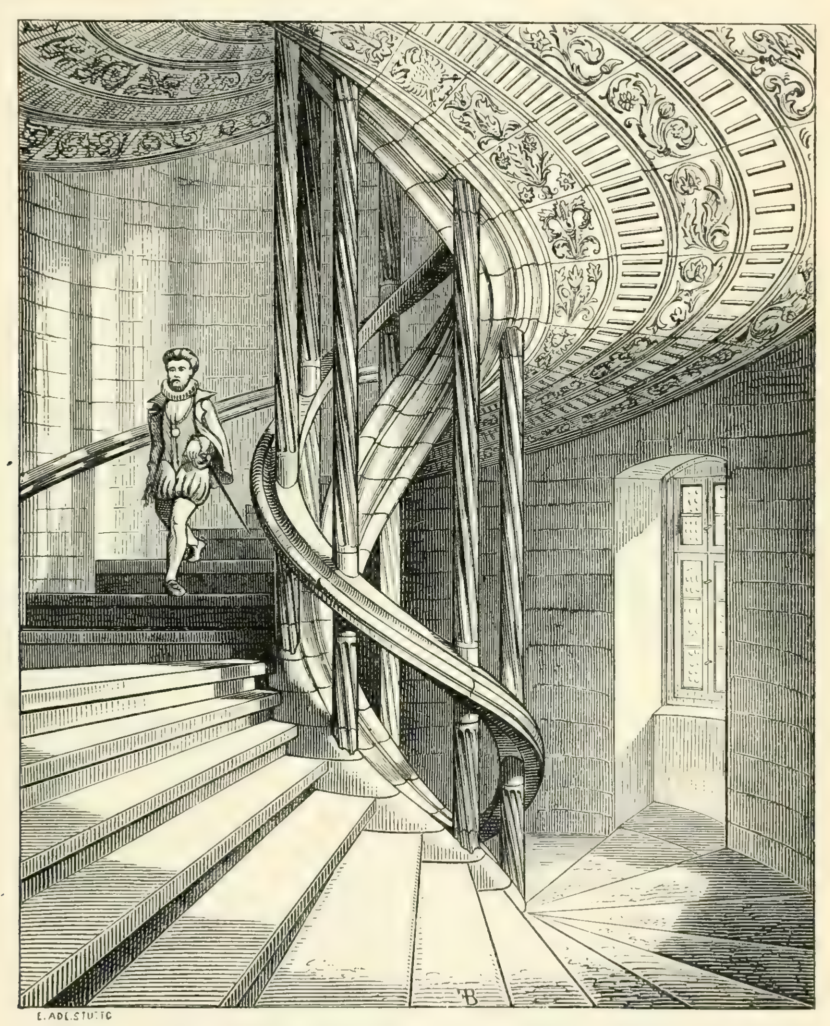
und z. B. noch im 17. und 18. Jahrhundert den Dom in Orléans im reingotischen Geschmacke bauen lassen: in Deutschland sind es zuerst die reichen Kaufleute, die ihre Stadthäuser in dem neuen Stile anlegen lassen; erst nach ihnen wenden sich auch die deutschen Fürsten der neuen Mode zu. Sobald dies aber geschehen ist, beeifern sie sich alle, ihre engen und unbequemen Wohnungen in den festen Burgen mit lichten, geräumigen und behaglichen Palästen zu vertauschen. Nur der deutsche Kaiser tut nichts für seine persönliche Bequemlichkeit. Karl V. ist wohl



Hof im Schlosse Hartenfels bei Torgau.

kaum je in der Lage gewesen, längere Zeit in einer Stadt zu verweilen und so konnte ihm wenig daran liegen, ob ein Schlofs wohnlich war oder nicht, allein auch Ferdinand I. und seine Nachfolger haben kaum etwas für ihre persönliche Bequemlichkeit getan. Dagegen baut der Kurfürst von Sachsen sein Schlofs in Dresden im neuen Stile um und legt bei Torgau das reizende Schlofs Hartenfels, eine Perle deutscher Frührenaissance an; der Kurfürst von Brandenburg läfst das Berliner

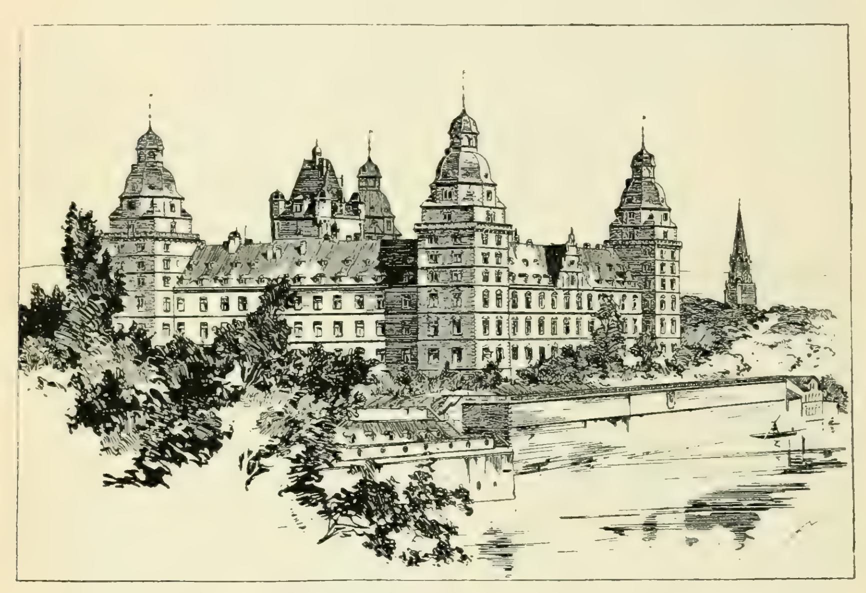
Schlofs dem modernen Geschmack gemäfs errichten, in Mecklenburg entsteht das Schlofs in Wismar und so liefsen sich Hunderte, ja Tausende von Schlössern — wenn wir die der kleinen Dynasten und des Adels mitzählen — anführen. Zuerst sind es italienische Baumeister und deutsche Architekten, die in Italien ihre Kunst erlernt haben, denen man



Treppe im Schlosse zu Mergentheim.

die Ausführung jener Schlofsbauten anvertraut, und die von ihnen errichteten Paläste tragen deshalb noch immer den Stempel oberitalienischer Kunst; um die Mitte des Jahrhunderts wird aber der krause überladene, oft geschmacklose Stil Mode, wohl durch niederländische Einwirkung, den man bis vor kurzem als den der deutschen Renaissance über Gebühr gepriesen hat. Dieser künstlerische Schwulst erinnert an den Stil des sonst so geistreichen Johann Fischart.

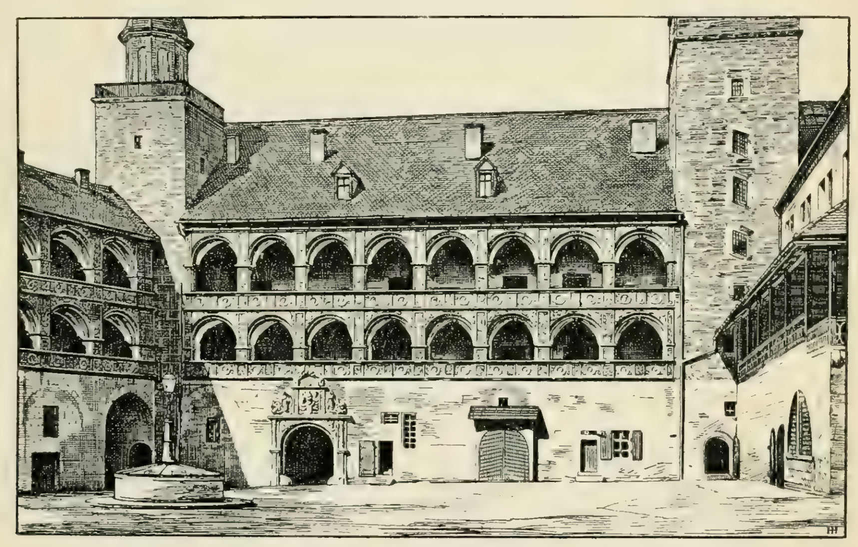
Der deutsche Schlofsbau knüpft an die Burganlagen an. Die hohen dicken Türme sind jetzt mit den Zwiebelhelmen — der wälschen Haube — bedeckt, die Mauern mit zahlreicheren Fenstern durchbrochen, und auf deren Schmuck ist zuweilen auch einige Aufmerksamkeit verwendet worden. Die Portale hat man jedoch fast immer mit Säulen und architektonischer Gliederung ausgezeichnet, Wappen, Porträts der Erbauer mit Vorliebe an ihnen angebracht. Inschriften durften nicht fehlen. Die Dächer der Gebäude sind hoch, mit verzierten Dachfenstern belebt. Eine besondere Vorliebe hat man für die Wendeltreppen, die ja auch in Frankreich kunstreich angelegt werden. Es genüge, an die schöne Stiege im Schlosse Hartenfels (Torgau) zu erinnern.



Schlofs Aschaffenburg 1605 1613.

Ein vorzüglicher Repräsentant dieser Stilrichtung ist das Heidelberger Schlofs (Otto-Heinrichsbau, Friedrichsbau), das aber jedenfalls in der Ruine sich schöner darstellt, als zur Zeit, da es noch unverletzt war. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts und in der Zeit bis zum Beginne des Dreifsigjährigen Krieges tritt dann eine etwas schlichtere, formenstrengere Architekturform hervor (Schlofs in München, in Aschaffenburg) u. s. w. Eigen ist allen diesen Schlofsanlagen, dafs der Hof mit Arkaden umgeben ist, die je nach der Höhe des Baues in mehreren Geschossen übereinander sich erheben. Diese offenen Korridore vermitteln den Zugang zu den Wohnräumen. Was in Italien allenfalls sich als praktisch bewährte, pafste nach Deutschland keineswegs; die Arkaden waren zugig, feucht, im Winter von dem hineingewehten Schnee, im Sommer vom Regen. Man hat da dem malerischen Effekt die praktische Anlage geopfert.

Betrachten wir nun, welche Räume im 16. und 17. Jahrhundert in jedem Schlosse gröfser oder geringer anzutreffen waren[1]) und folgen wir zunächst der Schilderung, die Wenck von dem Dresdener Schlosse gibt. Da interessiert uns vor allem die Kunstkammer (S. 34), die Kurfürst August (1553—86) angelegt hat[2]). Im ersten Saale sah man Goldschmiedearbeiten, Werkzeuge, Drechslerleistungen, Instrumente, Trinkgeschirre; ein gemalter Stammbaum hatte hier seinen Platz gefunden. Im dritten Saale waren Tische, Schränke, Kabinette aufgestellt. An den Wänden hingen Gemälde von Albrecht Dürer, Tizian, Tintoretto, Lukas Kranach, Rubens, »Concheten«, (wohl Gilles Coignet in Hamburg 1540—99), Lukas von Leyden, »Barmisano« (Parmeggianino) etc. Im vierten Saale fand man mathematische Instrumente, Orgeln, Tubus; an den Wänden Karten.



Der schöne Hof auf Plafsenburg.

Zeichnungen. Saal V enthielt: Spiegel, gestickte Bilder, Porzellangefäfse, Porträts der Potentaten, heidnische Historien von Dürer, Kranach, Falckinberg (Martin Falkenberg geb. zu Mecheln, † zu Frankfurt 1636),

[1]) Vgl. die treffliche Schilderung, die Hugo Schmerber in seiner Studie über das deutsche Schlofs und Bürgerhaus im 17. u. 18. Jahrhdt. (Strafsburg 1902) gibt.

[2]) Einen Überblick über den Inhalt der Dresdener Kunstkammer, 1627 verfafst, gibt uns Martin Zeiler in seinem Handbuche I. 475. Ausführlich bei Ph. Hainhofer. Das Münchener Antiquarium (1611) schildert Philipp Hainhofer in seinen Reisen (a. a. O. 71), die Bibliothek (81) und die Kunstkammer (S. 84 ff.) Auf die Besprechung der Gemälde geht er aber nicht ein und gedenkt ihrer nur beiläufig, viel mehr interessieren ihn die Kuriositäten. Dagegen erwähnt er die »Conterfett, sonderlich in der höhin der Bäpst und grofser Potentaten Conterfette.« Das Sammeln von Bildnissen war damals überaus beliebt; die Fürsten tauschten ihre Porträts miteinander aus. Eine sehr grofse Sammlung besafs Erzherzog Ferdinand in Ambras. Diese noch im kaiserlichen Museum zu Wien bewahrte Kollektion hat Kenner im Jahrb. d. Kunstsamml. d. ah. Kaiserhauses eingehend geschildert.

Barmasen, Schürer (?). Saal VI: Naturalien, indianische Arbeiten; an den Wänden Jagden, Conterfaite. Saal VII: Statuen von allerhand Material »Michel Angelo Buonarotta, Johann de Bolognia, Paul von Vian (Vianen aus Utrecht, berühmter Ciseleur des 17. Jahrhunderts), Carl de Caesar (?), (Adrian de) Friese, Walther, Hegewald, Hilliger«; Arbeiten aus Elfenbein, Kirschkernen, Uhren. Ferner die zwölf römischen Kaiser von Tizian und Landschaften der Niederländer und Polen (?). Die Lust am Sammeln von Raritäten aller Art, und zu ihnen zählten auch die Kunstwerke, ist in jener Zeit allgemein verbreitet. Fürsten wie Bürger legen Kunstsammlungen an, der eine kostbarer, der andere bescheidener. Bekannt ist die Kunstsammlung, die Erzherzog Ferdinand 1523—95 im Schlosse Ambras bei Innsbruck zusammenbrachte, sowie die des Kaisers Rudolf II., welche er auf dem Hradschin zu Prag aufstellte und die Sammelleidenschaft des bayerischen Kurfürsten Maximilian, anderer weniger bedeutender Kunstliebhaber gar nicht zu gedenken. Aber wie gesagt, auch die Kunstwerke wurden mehr ihrer Seltenheit, ihrer sonderbaren Form wegen geschätzt, zählten zu den Raritäten, wie die geschnitzten Kirschkerne und andere Künsteleien, wie die Versteinerungen, Mifsgeburten, Edelsteine, Erzstufen und was mehr da vorhanden war, nicht zu vergessen die von den hohen Herren und ihren Verwandten gedrechselten Kunstwerke.[1]) Die Künstler des 16. Jahrhunderts hatten häufig ihre Stoffe der römischen Mythologie entnommen, um schöne nackte Männer und Weiber malen zu können. Das erregte schon damals den Zorn der Ultramontanen. Der treffliche Arzt von Hall in Tirol, Hippolyt Guarinonius[2]), kennt recht wohl die Künstler seiner Zeit und der Vergangenheit; er spricht (S. 231) von Christoff Schwartz und von Tutianus und Tintoretus, wie Fischart in seiner Geschichtsklitterung (S. 17) an Gestalten erinnert »wie sie Dantes in der fegfewrigen Höllen beschreibet, Jott (Giotto) und Michelangel im Jüngsten Gericht malen.« Aber das Nackte ist dem braven Guarinonius sehr verdächtig »allhier ein jeder verstendiger gar leicht erachten unnd schätzen kan, was von jenen Gesellen zu halten, welche die guten, keuschen Gottseligen Gemähln, die uns an Zucht und Ehr, an tugent und frombkeit, eyfer und andacht mahnen und antreiben, in ihren Kirchen, Häusern, Zimmern, ja vor ihren Augen nit leyden mügen, sonder trewlofs und verlogener weifs für Abgöttisch schelten und aufsschreyen, die nackenden Weibs oder Manns gemahln aber, die Gottlosen, Heydnischen, verfluchten, Hurischen, entblösten Venus, Götzen und Bilder, das nackend blind Hurenkind Cupido, die nackenden Pallades, Junones, Fortunas, die nackenden Göttin, so sich waschen und baden, und ein jede besondere Leibsgebärden zu mehrer anzeigung thun, die abenthewrischen unkeuschen

[1]) Der Herzog von Pommern zeigt 1617 Hainhofer ein Castrum doloris Imperatoris Rudolphi gloriosae memoriae von einem Mailänder, der zu Stettin lebt, gearbeitet, eine wandelnde Prozession, im Fufse ein Musikwerk, in den vier Ecktürmen das Leben Christi und die vier Kardinaltugenden. Ein Paradies »in ain grosen, runden oben zugespizeten Glafs« Ph. Hainhofer, Reisetageb — Balt. Studien II. 2. S. 41.)

[2] Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts etc. Jngolstadt 1610.

Satyros, die Heydnischen Huren und Ehebrecherin Latonam, Ledam, welliche von dem Abgott Jove in gestalt eines Schwans beschlaffen, und ander tausenten Kebſs und unschambaren Weiber gemähl, die mügen diese Gesellen wohl allenthalben leyden und seynd nicht Abgöttisch, die sein wol recht und billig, die sein wol lustig, bässierlich und ehrlich«. (II. c. 20. S. 225.)

Guarinonius weiſs nicht, daſs die allerkatholischeste Majestät, Philipp II. von Spanien, mit Vorliebe solche Bilder gesammelt hat; er ist so von Eifer erfüllt, daſs er noch einmal seinem Zorn Luft machen muſs. »Inmaſsen ich unter andern auff dem ansehenlichen Reichstag Anno 1597 zu Regenspurg in meiner Jugend gesehen und uns etliche Jüngling nit wenig darob geärgert, daselbst ein Kunstführer (der aber verstehe: ein Brunstführer) unter andern vilen unschambaren Gemahlen etlich Taflen mit Lebens Gröſs Bilder, daselbst die Eheleute gantz entblöſster ein ander auff dem Schoſs sassen und die üppigsten Kuſs und Gebärden anzeigten, benebens der Cupido mit einer brennenden Fackel beystunde, als were solche Fackel fax Hymenae.« Der gröſste Teil der Kunstfreunde jedoch war nicht der Ansicht des frommen Tirolers; selbst Kaiser Rudolf fand an den oft recht freien Gemälden seiner Hofmaler Bartholomäus Spranger und Josef Heintz Wohlgefallen.

Im Dresdener Schlosse befand sich über der Kunstkammer seit 1616 die Anatomie, in der man ausgestopfte Tiere sah (Wenck 39) und die Bibliothek (41.)

Von den Festsälen, von den kurfürstlichen Privatgemächern spricht Wenck gar nicht, erwähnt aber als zum Schlosse gehörig das in nächster Nähe gelegene Kantzley-Haus (50), das von Christian 1586 begonnene Stallgebäude mit der Rennbahn (53), die Rüst- und Sattelkammer, das Zeughaus, erbaut 1559—63 (S. 62), das Jägerhaus 1568—1617 (S. 65), das an Stelle des Ballhauses 1664 errichtete Komödienhaus (S. 68), das Ballhaus von 1668 (S. 69), die Hof-Apotheke 1581—1609 (S. 69), die Hofbrauerei, das Goldhaus (Probierhaus S. 70), das Reithaus von 1618, abgebrochen und 1672—77 neu gebaut (S. 71), das Schieſshaus von 1620, (neu gebaut 1672—73), das Münzgebäude von 1556, Löwenhaus 1612[1]), Klepper- (Kutschpferde-) Stall, Proviant-Haus von 1588, Inventions-Haus, das Boy-Haus, der Pulverturm, das Salzhaus, Gieſshaus, Roſsmühle (die für die Besatzung mahlt (S. 72), das Lusthaus von 1617, die Laboratoria, wo der sächsische Marmor geschliffen wird, das Kuffen-, Wagen-, Frau-Mutter-Haus (S. 73), der Kurfürstin Haus 1612 und das Amts-Haus (S. 74)

[1]) In München wird ein Löwenpaar gehalten, das man täglich mit 22 Pfund Rindfleisch füttert (Ph. Hainhofer a. a. O. S. 81). Schon die Fürsten des Mittelalters hatten seltene Tiere gern besessen, sie sogar bei ihren Reisen mit sich geführt (Höf. Leben ²I 450 ff.) Die Liebe der französischen Monarchen zu merkwürdigen Tieren hat Alfr. Franklin in den beiden Bänden Les Animaux* X u. XX seiner Vie privée d'autrefois (Paris 1897 und 1899) geschildert. Bereits Heinrich I besaſs eine Menagerie; Philipp August hatte in Vincennes eine Tiersammlung. Aus Vincennes wurden die Tiere zur Zeit Ludwigs XIII. nach Versailles gebracht. Ludwig XIV. erbaut ein groſsartiges Menageriegebäude. Die Pariser durften am Sonntage der Pfingstwoche dieselbe besichtigen. Im Oktober 1789 wurde sie geplündert, die Tiere in den Jardin des Plantes gebracht.

Zum Besitze des Kurfürsten gehört dann noch das Kurfürstl. Gartenhaus und Fasan-Haus, der Kurfürstl. Fischhof, Blumengarten, italienische Garten, der Falkenhof etc. (S. 84.)

Die Mehrzahl dieser Gebäude hat für uns kein besonderes Interesse; es genügt, ihr Vorhandensein festzustellen. Indessen einige Bauten haben auch eine gewisse künstlerische Bedeutung. Von den Ballhäusern, in



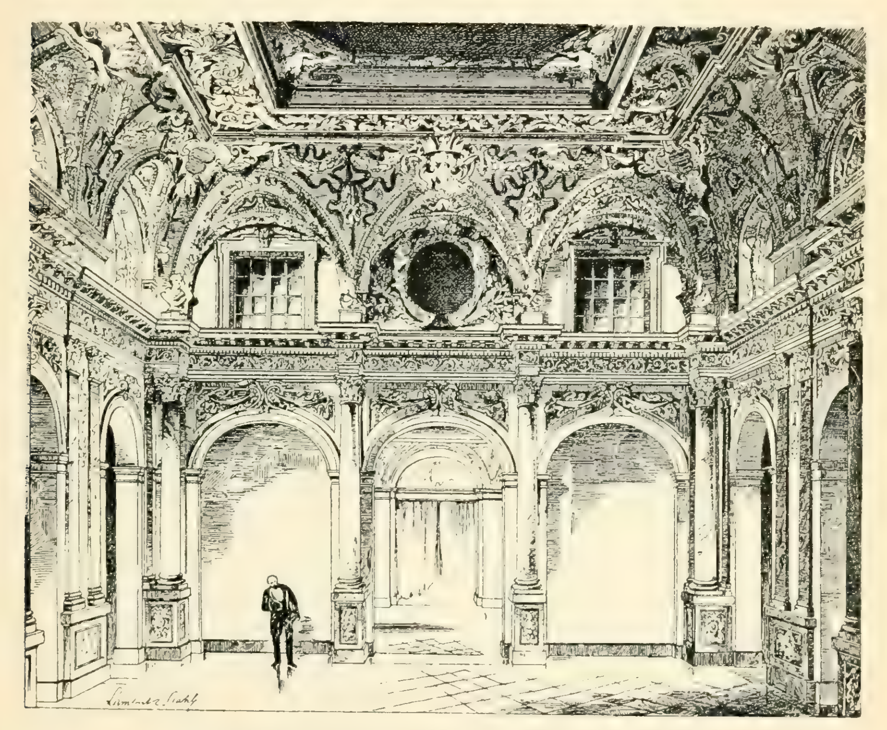
Lusthaus zu Stuttgart.

denen das Ballspiel als gesunde kräftigende Leibesübung betrieben wurde, wird später noch zu sprechen sein, und die Komödienhäuser sind erst spät gegen Ende des 17. Jahrhunderts errichtet worden, dagegen gehören der Zeit vor dem Dreifsigjährigen Kriege noch die Lusthäuser[1])

[1]) Das älteste Lusthaus in Deutschland ist wohl das Belvedere zu Prag, das Paolo della Stella für Ferdinand I. c. 1534 begonnen hat, eines der wenigen Gebäude dieser Art, die noch unverletzt erhalten sind. Das neue Lusthaus in Stuttgart 1580 bis 1593 durch Georg Beer erbaut, ist 1846 abgebrochen worden, um Platz für das neue Theater zu schaffen. Wenigstens hat man genaue Pläne des Bauwerkes aufgenommen, so dafs man sich von demselben doch noch eine klare Vorstellung machen kann.

an, die bestimmt waren, als Schauplatz von Maskeraden und Unterhaltungen aller Art zu dienen. Die Säle des Schlosses waren mehr für die offiziellen Festfeiern berechnet; im Lusthause finden die intimeren Unterhaltungen der Hofgesellschaft statt.

Das Dresdener Lusthaus auf der Jungfernbastei ist nach Lübke unter Christian I. (1586—91) begonnen, nach 1617 vollendet worden; ein Blitzschlag zerstörte dies prächtige Gebäude 1747. Schon vorher war im grofsen Garten ein neues Lusthaus (1679—80) erbaut worden. Dies Palais ist bekanntlich heute noch vorhanden.

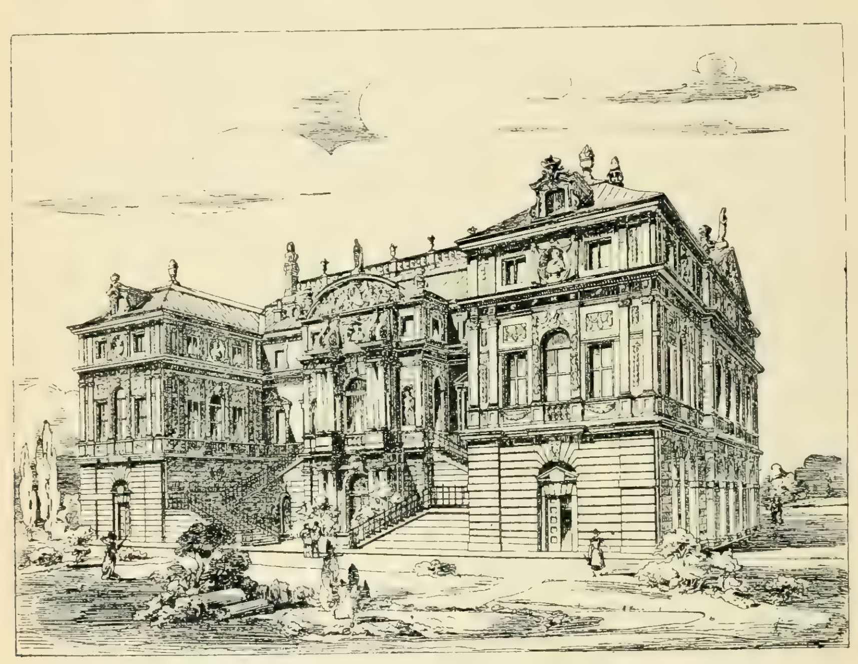


Lusthaus im grofsen Saale zu Dresden. Saalansicht.

Was nun die Einrichtung der Schlösser anbelangt, so ist dieselbe von dem Einflusse der italienischen Architekten nur wenig berührt worden. Sie ist im grofsen ganzen dieselbe, wie sie im 15. Jahrhundert gewesen war, nur dafs die Zierformen dem modernen Geschmacke zu entsprechen hatten. Es bleibt die Vorliebe für die Holztäfelung der Wand. Sie reicht höher hinauf als früher, bedeckt oft die ganze Wandfläche bis zur Decke und ist architektonisch reich gegliedert mit Säulen, Pilastern, mit Simswerk aller Art, oft auch wie in dem Schlosse der Brixener Fürstbischöfe in Velthurns (1580—87) mit köstlichen Intarsien geschmückt. Die Decke ist mit Stuckornamenten belebt; Vergoldungen und Bemalung tragen dazu bei, den Effekt zu erhöhen. Oder die Holzdecke der Säle und Zimmer ist mit kräftigen, oft recht schwerfälligen

Täfelungen geschmückt. Ein Prachtstück dieser allerdings überladenen, aber doch wirksamen Innenarchitektur bietet uns der goldene Saal des Schlosses Bückeburg.

Wo man keine Vorliebe für die Holztäfelungen der Wände hatte, weil hinter der Verschalung sich leicht Mäuse und Ratten, Ungeziefer aller Art einnisteten, da verwendet man Wandteppiche wie der Bischof von Eichstätt Johann Konrad von Gemmingen bei dem von Elias Holl geleiteten Neubau des Schlosses Wilibaldsburg, in der Kapelle wollte »nichts täfern, vil weniger durch Züg und Balcken darein richten, sonder allein Gesümbs und tapezereyen darein zu henckhen«.[1])



Lusthaus im grofsen Garten zu Dresden.

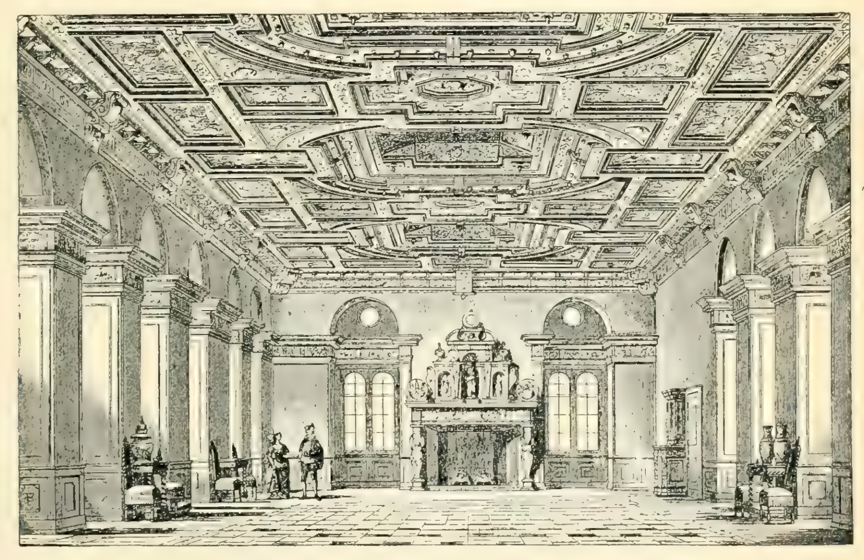
In Lauingen[2]) und in München selbst hatte man die Herstellung künstlerisch trefflicher Wandteppiche wohl gelernt. Der spätere Kurfürst Maximilian I. hatte 1604 eine Teppichfabrik unter Leitung des Jan de Biest gegründet. Schon 1615 wurde indessen der Betrieb derselben wiederum eingestellt. 1613 sah Hainhofer im Schlosse zu München die seiden- und goldgewirkten Tapeten, die 12 Monate und bayerische Historien, beide in dieser Fabrik gewirkt (a. a. O. 210). Das Münchner Nationalmuseum, vor allem aber die kgl. Schlösser, enthalten noch vorzügliche Proben dieser von Wilhelm V. gepflegten Industrie. Andere Wandteppiche bezog man aus den Niederlanden, wo diese Kunst, wie bekannt, schon seit langer Zeit eine Heimstätte gefunden hatte.

---

[1]) Phil. Hainhofers Reisen etc. (1621) hgg. v. Chr. Häutle. — Ztschr. d. Histor. Ver. f. Schwaben u. Neuburg. VIII. Augsb. 1881. S. 25.

[2]) Eugène Müntz. La Tapisserie. Paris, Quantin. S. a.

Die Malerei nahm man bei der Ausschmückung der Paläste gleichfalls in Anspruch. Cyriakus Spangenberg klagt in seinem Hoffarts-Teuffel (fol. CCCLXXII[a]) über die »Welsche arbeyt von gebeuwen, gemälden«, über »Welsch und Niederländische gemälde« und in der Abtei, welche Gargantua baut (Fischart, Geschichtsklitterung 446), waren schöne Galerien und »umbgäng, welche auff beiden seiten mit schönen Historien, emblematis, einplümungen, Devisen, Medeien (Medaillen), zeychen, Thaten und geschichten auff gut Michelangelisch, Holbenisch, Stimmerisch, Albrechtdürerisch, Luxmalerisch, Bockspergerisch, Jost Ammisch bemalet war, wie der Königin Haufs zu London.« Michelangelo, Hans Holbein d. J., Albrecht Dürer sind bekannt. Tobias Stimmer wurde 1539 zu Schaffhausen geboren und starb 1582 in Strafsburg. Luxmaler ist wahrscheinlich Lukas Kranach. Hans Bocksberger



Schlofs Heiligenberg. Saal.

aus Salzburg war als Fassadenmaler berühmt, und Jost Amman, geboren zu Zürich 1539, gestorben in Nürnberg 1591, galt als der hervorragendste Illustrator seiner Zeit.

Wenn auch verwahrlost, finden sich auf dem Schlosse Trausnitz bei Landshut (in Bayern) noch Reste der reizenden farbigen Ausschmückung, in Sälen und Zimmern, auf der mit Karnevalsbildern gezierten Narrentreppe. Unter den Malern ist Friedrich Sustris, ein Niederländer, zu nennen, der 1579—1580 auf der Trausnitz beschäftigt war.

Besonders trug dazu bei, die Festräume stattlicher auszustatten, der Umstand, dafs man es gelernt hatte, gröfsere Glasscheiben herzustellen. Noch waren sie allerdings sehr teuer, aber Fürsten konnten sich diesen Luxus schon gestatten. So ist Ph. Hainhofer (a. a. O. S. 29) 1611 ganz begeistert auf der Wilibaldsburg von »den schönen hellen fenstern von

grossen Crystallinen gläsern (dass es inn der stuben scheinet, es seye nichts vor, und dass man mit dem Kopf will dardurch aufsfahren).«

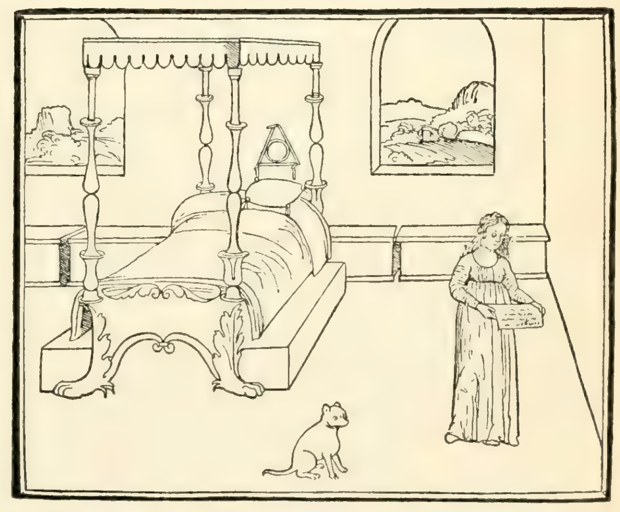
Zahlreiche Gemächer sind in einem Fürstenschlosse des 16. Jahrhunderts unbedingt erforderlich: Vorsäle, in denen die Trabanten und Wachen sich aufhalten — in München waren zwei solche Säle zu durchschreiten, im ersten standen 100 Trabanten, im zweiten 100 Karabiner, ehe man in das Gemach kam, in dem der Herzog seine Räte empfing (Hainhofer a. a. O. S. 59), dann folgen die Speisesäle, die Gesellschaftsräume, die Schlafzimmer der Herrschaft und ihrer Angehörigen. Auch für Fremdenzimmer war reichlich gesorgt. »Die Gastzimmer gehn (im neuen Münchener Schlosse) mehrer theils inn hof der lenge nacheinander hinab, allzeit die stuben mit schönen öfen und die Cammern an einander: jedes gemach hat noch ein junges gemächlein, darein bagagi zubehalten. Alle Zimmer gehen durch, immer ainss inss ander, und hat iedes noch seinen aussgang auf einen langen gang. Es hat auch iede thür inn die durchgehende Zimmer zwen rigel, auf dass wenn mehr herrschaften einlosieret sein, iede Ihr Zimmer gegen der andern könde verschlossen halten und nit dann auf dem gang zusammen kommen« (Hainhofer a. a. O. 69). Herzog Maximilian beherbergte in seinem Schlosse nur Fürsten, kaiserliche und königliche Gesandte, die andern Gesandten wurden gegenüber dem Schlosse im Gesandtenhaus einquartiert (ebendas. S. 77); für hohen fürstlichen Besuch richtete man besondere Staatsgemächer ein (ebendas. S. 210).

Dann baute man gern zur Erlustigung zumal im heifsen Sommer Grotten, die aus rohen Steinen aufgetürmt, durch fliefsendes Wasser kühl gehalten, mit Tannen bepflanzt, eine Art Wildnis vorstellten, natürlich nur eine höfisch zulässige Naturwüchsigkeit. In dem neuen Bau, der von Wilhelm V. 1578 erbaut wurde und in dem der Herzog auch seit seiner Abdankung residierte, der jetzigen Maxburg in München, sind die Zimmer des Fürsten weifs gemalt oder mit Strohtapeten bedeckt, die Fenster mit Tenten (wohl Marquisen) versehen, »dafs die Sonnen nit hinein kan und doch der lufft durch gehet« (P. Hainhofer a. a. O. S. 62). Die Grotte aber ist von Felsen erbaut, mit Tannen und anderen Bäumen bepflanzt; aus dem Felsen quillt ein Quell, der einen Fischweiher bildet. Bleierne Schlangen, Kröten, Krebse liegen im Wasser. Die Decke ist aus Reisig und Gesträuch geflochten. Das ist die »wild ächtige construction«. In der Wand steckt ein Zapfen; wenn man den herauszieht, sieht man den Stadtturm und kann auf dessen Uhr die Stunde erkennen »und ist dises dafs Merckhzeichen diser grotten«. Über dem Wasser ist eine kleine Loggia, ein Brett liegt auf Klötzen, und zwölf Stühle aus Stroh und Reisig stehen für die Besucher bereit (Ph. Hainhofer a. a. O. S. 64 ff.).

Das Ameublement der fürstlichen Gemächer ist von seltener Pracht. In dem Speisesaale ist an der langen Tafel der Platz des regierenden Herrn durch den Baldachin bezeichnet (Ph. Hainhofer S. 59), in einer andern Tafelstube ist im Tische ein Musikwerk verborgen; man braucht nur einen der Nägel herauszuziehen, dann setzt sich die Walze in

Bewegung und so kann man verschiedene Stücke spielen lassen (ebend. S. 69). In den Gesellschafts- und Wohnräumen standen die kostbaren, mit seltenem Geschmack hergestellten Tische, deren Platten mit Malereien wie die von Hans Sebald Beham für den Kardinal von Brandenburg 1534 ausgeführten (jetzt im Louvre zu Paris), mit Holzintarsien, mit Einlagen von Silber und Elfenbein in Ebenholz verziert waren. Im 17. Jahrhundert weifs man die Platten aus Steinmosaik (pietra dura) zu schätzen, die in Florenz so ausgezeichnet angefertigt wurden. Wahre Kabinettsstücke des Kunsthandwerks sind damals von den Nürnberger und Augsburger Tischlern und Goldschmieden geschaffen worden. Einige Proben sind noch heute in dem Nationalmuseum zu München, im historischen Museum zu Dresden zu finden. Aber die eigentlichen Kostbarkeiten sind längst zu Grunde gegangen. Einen so künstlerisch verzierten Schreibtisch, mit silbernen Figuren, gravierten und emaillierten Silberplatten, Gold und Edelsteinen verziert, ein Werk des Augsburger Goldschmiedmeisters Jungmayer, besafs 1611 der Fürstbischof von Eichstätt, Johann Konrad von Gemmingen; er kostete 6000 fl., ein zweiter Schreibtisch aus desselben Meisters Werkstätte war 2000 fl. wert (Hainhofer a. a. O. S. 28 u. 32).

Aufser den für den praktischen Gebrauch bestimmten Möbeln, zu denen auch die Kabinette zu rechnen sind, da man in ihnen Kostbarkeiten, Perlen und Edelsteine, Medaillen und kleinere Kunstwerke, Schmuck etc. bewahrte, liebte man besonders die für eine bestimmte Person und ihren Geschmack angefertigte Kunstleistungen. Zu dieser Art von Kunstwerken ist der berühmte Pommersche Kunstschrank zu zählen, der unter Leitung des hier schon so oft genannten Philipp Hainhofer für den Herzog Philipp II. von Pommern 1617 in Augsburg angefertigt wurde. Der Schrank kam durch Erbschaft 1681 an den Kurfürsten von Brandenburg und befindet sich jetzt im Kunstgewerbe-Museum in Berlin. Julius Lessing hat in dem Jahrb. der kgl. priv. Kunstsammlungen IV, S. 3, Berl. 1883 und V, S. 42, 145, Berl. 1884, eine ausführliche Beschreibung dieses Meisterstückes deutschen Kunsthandwerks gegeben. Zu diesen Kabinettstücken der Kunstindustrie sind auch die elfenbeinernen Münzschränke zu zählen, die Christoph Angermayer († 1633) 1618 für



Holzschnitt aus der Hypnerotomachia des Poliphilus (Venetiis, Aldus Manutius, 1499.)

Maximilian von Bayern anfertigte (Nationalmus. zu München). Endlich wäre noch der jetzt verlorene Meierhof zu nennen, den Hainhofer für seinen pommerschen Gönner ausführen liefs. So wurde im 16. Jahrhundert und vor dem Beginne des Dreifsigjährigen Krieges das profane Kunstgewerbe in Deutschland von den Fürsten und allen, die es ihnen nachtun wollten, so tatkräftig und nachdrücklich gefördert, wie dies weder vorher noch später je geschehen ist.

Das Hauptmöbel in den Schlafzimmern ist das grofse, geräumige Bett. Der Betthimmel wird entweder aus Holz konstruiert und zeigt dann ein von vier Säulen getragenes Hauptgesims oder die Säulchen tragen einen mit Stoff überzogenen Baldachin. Vorhänge haben wohl nie gefehlt. Die Betten sind Meisterstücke der Tischlerkunst, mit Schnitzereien verziert, vergoldet, gemalt,[1]) aus Ebenholz mit Alabastereinlagen gefertigt etc. In den Kammern stehen dann die grofsen, architektonisch aufgebauten, mit Intarsien geschmückten Schränke, die kleinen geschnitzten oder mit sonstigen Zieraten dekorierten, auf hohen Füfsen stehenden Stollenschränkchen, Truhen und Laden aller Art. Die blank verzinnten Beschläge geben allen diesen Einrichtungsstücken einen eigenen Glanz und Reiz.

In Norddeutschland bleiben auch jetzt noch die Kamine beliebt und manche derselben sind durch die geschmackvolle Gestaltung des Mantels zu wahren Kunstwerken geworden; im Süden liebt man mehr die Öfen, deren buntemaillierte Kacheln mit ihren Reliefs dazu beitragen, den farbigen Effekt der Räume wirksam zu erhöhen. »Inn einer stuben daran steht ain schöner, vilfärbiger, von Hafenwerk künstlich gemahlter ofen, an welchem der gantze passion, schöne Mayenkrüeg und diser ofen wol zu sehen ist« (Hainhofer a. a. O. 106). In den Gewerbemuseen findet man zahlreiche Proben der Töpferkunst jener Zeit.

Die Wände der Säle und Zimmer aber sind noch mit Gemälden, Spiegeln, Wandleuchtern u. s. w. belebt.

Besonders hatte man seine Freude an schönen Bildnissen der Vorfahren, seiner Angehörigen und Freunde, ja seinen eigenen Porträts. Albrecht Dürer hatte den Kurfürsten Friedrich den Weisen, den Kaiser Maximilian gemalt. Bernhard Strigel war einer der Hofmaler Maximilians. Wie viele Bilder der sächsischen, brandenburgischen Kurfürsten sind aus der Werkstätte Lukas Kranachs d. Ä. hervorgegangen. Die Markgrafen von Baden hatten an Hans Baldung Grien einen ausgezeichneten Bildnismaler. In Bayern arbeitete Barthel Beham, der unter anderen Werken das schöne Porträt des Pfalzgrafen Otto Heinrich (Augsburg) geschaffen hat. Dafs eine Menge zum Teil recht tüchtiger Porträtmaler im 16. Jahrhundert in Deutschland tätig waren, ist ja allgemein bekannt. Dann aber waren es mythologische Darstellungen, die der hohen Gesellschaft jener Zeit gefielen und die in den Sälen eine gern gesehene Zier bildeten. Allerdings auf diesem Gebiete hatte Deutschland wenig Meister aufzuweisen, man mufste schon mit den Arbeiten des Lukas Kranach,

[1]) Hainhofer a. a. O. 106: Inn der Cammer steht ein stattliche Betstatt, alles vergult und mit schönen gemählen gezieret.

des Hans von Aachen, des Josef Heinz fürlieb nehmen, wenn man nicht die Werke niederländischer Meister wie des Franz Floris oder des Bartholomäus Spranger vorzog. So viel steht fest, sowohl an protestantischen wie an katholischen Höfen sah man gern schöne Menschengestalten, bekleidet so wenig wie möglich.

Auf den Fluren und Korridoren legten zahlreiche Jagdtrophäen, besonders mächtige Hirschgeweihe, von den Erfolgen der fürstlichen Nimrode Zeugnis ab. Auch gemalte Jagdstücke, wie sie z. B. der ältere Kranach in seiner Jugend schuf, fanden da ihren Platz.

Der wirksamste Schmuck des Speisesaales ist das grofse, in mehreren Staffeln aufgebaute Buffet, die Kredenz, auf der die goldenen und silbernen Tafelgeräte prangten: Die grofsen silbernen, oft vergoldeten Schüsseln, mit getriebenen Reliefs oder mit gravierten Darstellungen oft vergoldet oder emailliert, die Handbecken und die zugehörigen Giefskannen, die mannigfaltig gestalteten Trinkgefäfse, riesige Deckelpokale, Humpen und Becher, gravierte, mit Silber montierte Nautilusbecher, Meisterwerke deutscher und niederländischer Goldschmiedekunst.

Besonders hervorzuheben wären die kunstvoll ausgeführten Tafelaufsätze, von denen nur überaus wenige noch vorhanden sind. Zu den schönsten Proben gehört der Tafelaufsatz aus der Werkstätte des Wenzel Jamnitzer, der ehedem der Stadt Nürnberg gehörte, dann im Besitz des Bankiers Merkel, später des Barons Karl Rothschild in Frankfurt a. M. war.

Die damalige Zeit hat eine entschiedene Vorliebe für etwas zweideutige Darstellungen; solche Gebilde erregten nicht nur keinen Anstofs sondern wurden auch von Männern wie von Frauen gern gesehen. Fischart deutet nur an, welch sonderbare Formen man den Trinkgeschirren gegeben hat. »Wifst ihr nicht, wie ihr zu zeiten seit bei höfischen zechen gewesen, da man euch zu einem willkomm mit einer schönen kälichfecundeten Red ein schön, grofs gebeuchet, wunderfremd gebofsiret, schrecklich trinkgeschirr, welches die Lateiner futile vas heisen, forgestellet, das man gleich alle teller und platten vor euch hat müsen wegraumen, und darnach, wann man in die sprüng kommen, die mutwilligste Geschirr herfür gesucht: Als gedichte Armprost, Jungfrauschülin, silberbeschlagene Bundschuh, gewachtett stiffel, Polnische Sackpfeiffen, Bären, Leyren, Lautenkübel, Kübel, Lauten, Narrenkappen, beknöpfft Tolchen, Windmülen, Sauärs, Lastwagen, Lastschiff, nackende Megdlein, Bübelein, Hänlin, Gifsfässer, hafen, onruhige Lufftvogel, gemese Dannzapffen, die nicht stehen sine ponere, sondern gehn wollen, Feusthammer, Weinfewr speiende Büchsen und andere dergleichen schöne muster« (Geschichtsklitterung, N. Ausg., S. 18).

Unzweideutiger spricht sich Guarinonius über diese Sitte aus (S. 711). Die Vollsaufer haben »Bestialische Trinckgeschirr ihnen auserkoren und anstatt der Gläser, der Crystallen, der silbern Becher aufs den Filtzhüten, Stümpffen, Schuhen, Handschuhen, Stiften, Ja (O zarte Kurtzweil) aufs den Bruntz- und Saichkachlen und dergleichen schönen lustigen Gefässen einander zutrincken.« Er fügt hinzu, »dafs die Sauffgeschirr selbsten Bestien seyn, da man ja zu solcher bestialischen Übung

eben Geschirr in Bestien Form sonders Fleifs darzu, wie man bey den Goldschmiden allerley Form findet und anfrümbt als Beeren, Löwen, Eulen, Katzen.« Er bezeichnet »als die vierte Bestialitet, dafs nit allein in Form der Bestien, sondern auch der Überbestien die Trinckgeschirr, Gläsern, Erden und Silbern gemacht und mit solcher Unschambarkeit gebraucht werden, dafs sich ehrliche Augen darob rümpffen und das Angesicht erröten mufs. Solche schöne Form der Sauffgeschirr ich scham halber nit nennen darff noch solle.« An einer anderen Stelle (S. 228) klagt er darüber »das man in den Gärten, in Lustheusern und fast allenthalben bey den Bronnen die nackenden Abgöttinen und zu aller Kurtzweil sogar auff Trinckgläsern und andern Geschirren haben mufs, Als etwan der Gottlofs Heliogabalus pflegte, wellicher auff seinen silbern und guldenen Geschirr die aller unschambarsten Bildnussen hat stechen lassen, damit sambt unter dem sauffen der üppigkeit nit vergessen werde.«[1]

Auch die protestantischen Sittenprediger eifern gegen den Luxus der kostbaren Geschirre. Cyriacus Spangenberg kommt in seinem »Hoffarts-Teufel« mehrmals auf diese Verschwendung zurück. Er tadelt Theatr. diabol. (fol. CCCCXLV[b]) »den grossen pracht und uberflufs mit den seltzamen, sonderlichen, grossen, prechtigen trinckgeschirren, die mehr zum pracht, aufs fürwitz, zum schaw und schein, Jtem aufs lauter unartiger fleischlicher wollust als aufs noth und zur notdurfft gebraucht werden, Als denn jetzt auch seyn die grossen weiten Kannen, Gleser, Becher hoch und weit, dafs man sich darinne baden und erseuffen möchte.« Und weiter (fol. CCCCXLIX[b]): »Ihr trincket den guten Wein nicht aufs gemeinen trinckgefessen, sondern jr habet ewre sonderliche Schalen darzu, gleich wie wir jetzund die grossen silbern Kannen, becher, seltzame schöne Gleser etc., das noch alles wol hingienge, denn man mufs ja etwas haben, daraufs man trincket, Aber wozu dienet der fürwitz und Kindische, Heydnische, auch wol zum theil Sewische Wollust, dafs man seufft aufs Theereimern, hüten, schuen etc. Item dafs man macht Armborste, Büchsen zu trinckgeschirren ... Item man macht rocken, weiffen, spindeln und andere Weibische dinge daraufs man seuffet ... Item Schuch und Stifel macht man, daraufs zu trincken.« (fol. CCCCL[a]). Zu solchem geprenge dienen nu fast wol hohe, weite Silberne und Güldene Becher, Kannen und was mehr ist, die da weidlich umb den Tisch her gehen, dafs wo jr 10. uber Tisch sitzen 15. oder 20. Becher, Kannen, Gleser und ander beyleufferlein für in stehen, solt nu das nicht demut seyn, fo weifs ichs nicht. Fürsten, Herrn liesse man wol billich jren schatz an solchem geschmeide, wenns gleichwol eine masse were, alzu grossen pracht und uberflufs mit solchen dingen ist auch nicht recht, sonderlich wenns Fürsten dem Keyser, und Graffen den

[1]) Vgl. Brantôme, oeuvres (Par. 1787). — Dames Galantes (des cocus) S. 35: J'ay connu un Prince de par le monde, qui fit bien mieux, car il achepta d'un orfèvre une fort belle couppe d'argent doré, comme pour un chef d'œuvre et grande spéciauté, ... où estoient taillées bien gentiment et subtilement au burin plusieurs figures d'Aretin, de l'homme et de la femme, et ce au bas etage de la couppe; et au dessus et au haut plusieurs aussi en diverses manières de cohabitations de bestes ... Cette couppe estoit l'honneur du buffet de ce Prince. — Das Weitere mag man nachlesen.

Fürsten, die schlechten gemeinen Edelleut den Graffen und der Bürger dem Edelmann und schier der Bawr dem Bürger wil nachthun; das taug warlich gar nicht und ist unordnung und schedlich am gut und macht hafs bey den höhern.« Matthaeus Friderich hat als Anhang seines Sauffteuffels (1555) einen »Sendbrieff an die vollen Brüder« verfafst. Da lesen wir (Theatr. diabol. fol. CCCXXXIIj[a]): »So braucht man auch nicht mehr gebührliche und gewöhnliche Trinckgefäfs, sonder aufs Schüsseln, Töpffen, Saltzirichen, Kefsnepffen, Becken, Handbecken, Handfessern, Fischpfannen, Kacheln. Item aufs Hüten, Schuhen unnd so noch was ärgers ist, feufft man einander zu. Unnd ich achte, so es noch lenger stehen sol, so werden sie einander aufs Seutrögen (so es anders nicht geschehen ist) zusauffen . . . Also hat man auch den Willkomm erfunden, damit man die Leut empfahen und den lieben Gast (dem man kein andere Ehr kan thun, man mache jn denn als ein Sauw voll) wil frölich machen, den darff keiner nidersetzen, er saufft jn denn zu vor gar aufs.« Wie grofs aber diese Willkommsbecher waren, zeigt eine Geschichte, die Hans von Schweinichen S. 91 erzählt: »(1576) Auf den Morgen gab der Graf (Johann von Nassau in Dillenburg) mir den Willkommen. Wann ich aber den ersten Abend das Lob hatte bekommen, dafs ich des Herrn Grafen Diener alle vom Tische hätte weggesoffen, wollt sich der Graf (jedoch heimlich) an mir rächen mit dem Willkommen, welcher von 3 Quarten Wein war.«

In den fürstlichen Schatzkammern, in den Museen, zumal in den Gewerbemuseen sind noch die geringen Überreste dieser Fülle von Edelmetall anzutreffen; der überwiegend gröfsere Teil ist längst eingeschmolzen und zerstört worden.

Neben den Gold- und Silbergefäfsen, die einst die Kredenzen fürstlicher Paläste schmückten, sind noch hervorzuheben die köstlichen Emailgeräte: Waschbecken und Giefskannen, Doppelbecher, Konfektschalen, Kuchenteller etc. aus den Werkstätten der Meister von Limoges. Deutsche Adelsfamilien bestellten da ihren Bedarf an Geräten und liefsen auch ihr Familienwappen auf dieselben malen. So finden sich im Münchener Nationalmuseum Emaillen mit dem Wappen der Familie von Tucher.

Glasgefäfse fehlten nicht, deutsche Fabrikate; die grofsen Pastgläser, mit dem Wappen des Reichs und seiner Kurfürsten, mit oft recht unzweideutigen Darstellungen verziert, Trinkgefäfse in abenteuerlicher Form u. s. w. Thomas Platter erzählt: »Hernach koufft uns ein gutter Frind Heinrich Billing ein glafs, was geformiert wie ein stifell«.[1])

Kostbarer aber sind die venezianischen Trinkgläser (J. Fischart, Gesch.-Klitt. S. 74), wunderbar fein geblasene Meisterwerke, diese Flügelgläser, Millefiori-, Petinetgläser, die schon im 16. Jahrhundert als sehr kostbar galten. Hans von Schweinichen war 1575 mit seinem Herrn zu Augsburg bei Marcus Fugger eingeladen. »Es war ein Credenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit goldenen Credenzen besetzt und merklichen schönen Venedischen Gläsern, welches,

[1]) Thomas und Felix Platter, zwei Autobiographien, hgg. v. A. Fechter. Basel 1840. S. 69.

wie man saget, weit über eine Tonne Goldes würdig sein sollte. Ich stund J. F. G. (Ihrer Fürstlichen Gnaden) vor dem Trank. Nun gab der Herr Fugger J. F. G. ein Willkommen, welches von dem schönsten Venedischen Glas ein Schiff war, künstlich gemacht. Wie ich es nun vom Schänktisch nehme und über den Saal gehe, hatte ich neue Schuhe an und gleite, falle mitten im Saal auf den Rücken, giefse mir den Wein



David Teniers d. J. Markt (Teilstück) (München, Alte Pinakothek.)

auf den Hals, und weil ich ein neu roth dammasten Kleid anhatte, ward es mir gar zu Schaden. Das schöne Schiff aber ging auch in viel Stücke. Ob nun wohl unter der Hand und männiglich ein grofs Gelachter ward, so ward ich doch hernach bericht, dafs Herr Fugger gesaget, er wolle dasselbige Schiff mit 100 Gulden gelöset haben. (hgg. v. H. Österley, Breslau 1878, S. 77). Noch im 17. Jahrhundert erfreuten sich die venezianischen Gläser der wohlverdienten Beliebtheit; ein Gemälde David Teniers d. J. in der Münchener Alten Pinakothek

(Saal V, No. 923) zeigt uns, dafs diese gebrechlichen Kunstwerke selbst auf Jahrmärkten feilgeboten wurden.[1])

Kostbarer als die Glasgefäfse waren die aus Bergkristall gearbeiteten Geschirre, die dann von Künstlern mit Reliefs, Ornamenten aller Art, erhaben oder vertieft geschnitten, verziert, von Goldschmieden in Gold und Silber montiert wurden. Lange Zeit verstand man das Glas nicht so klar wie den Bergkristall herzustellen. Als man gegen Ende des 16. Jahrhunderts endlich auch dieses lernte, verlieren die Kristallgefäfse an Wert. Die böhmische Glasindustrie wird unter Rudolf II. ins Leben gerufen; tüchtige Steinschneider leiten die Glasschleifer an.



Hendrik von Balen, Der Winter. (München, Alte Pinakothek.)

Besonders wertvoll erschienen die aus dem Horn des Rhinozeros geschnittenen Trinkgefäfse, die in Gold montiert, mit Edelsteinen und Emaillen dekoriert,[2]) schon deshalb so teuer bezahlt wurden, weil man glaubte, dafs in einem so kostbaren Becher eine Vergiftung des Trunkes sofort zu erkennen sei. Und vor der Giftmischerei hatte man im 16. u. 17. Jahrhundert eine vielleicht übertriebene, aber doch auch gegründete Furcht. (Vgl. Ph. Hainhofer Reisetageb. 1617. Balt. Stud. II, 2, S. 30.) Endlich wären noch die farbenprächtigen Majoliken

[1]) Vgl. auch das Gemälde von Hendrik van Balen. Alte Pinakothek, Cabinet XIII, No. 711.

[2]) Abg. z. B. in meiner Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Prag etc. 1887. Taf. VI.

zu nennen, die aus Italien eingeführt wurden. Diese Schüsseln und Teller, Vasen und Kannen sind wohl kaum in Gebrauch genommen worden, waren immer nur dazu bestimmt, als wirksame Dekorationen zu dienen. Wurden sie aber wirklich verwendet, dann dienten sie nur als Kuchenschüsseln, Konfektschalen u. s. w. Auch solche Kunstwerke haben die reichen Leute in Deutschland in Italien eigens für sich bestellt und mit ihren Wappen zieren lassen. Das Germanische Museum zu Nürnberg besitzt z. B. zwei Urbino-Teller, die das Wappen der Familie von Krefs zeigen.[1])

Seit man gelernt hatte, das Tafelglas durch Blasen herzustellen, waren auch gröfsere Planspiegel angefertigt worden. Doch mufsten dieselben immer noch in bescheidenen Dimensionen gehalten sein, da gröfsere Scheiben bei dem Blasen zu dünn und deshalb zu gebrechlich wurden. Die besten Spiegel bezog man aus Venedig und Murano.

Mit der Beleuchtung war es aber noch immer sehr schlimm bestellt. Zwar hingen von den Decken schön geformte Kronleuchter herab[2]), waren Stand- und Wandleuchter in Menge vorhanden, doch konnte immer nur die Frage sein, ob man Wachskerzen verwenden wollte — und die waren selbst in jener Zeit sehr teuer — oder ob man sich mit Talglichtern begnügte. Talglichter aber konnte man auf den Kronleuchtern schon aus dem Grunde nicht brennen, weil es da nicht möglich war, sie mit der Lichtputze (abbreche) immer rechtzeitig zu schneuzen. Bei grofsen Festlichkeiten mag das Schlofs wohl von zahllosen Wachskerzen erleuchtet gewesen sein, für gewöhnlich begnügte man sich mit einfachen Talglichtern. Man war noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht gewöhnt, grofse Ansprüche zu machen. In der Familie der späteren Malerin Caroline Bardua wurde nur ein Licht gebrannt, bei dem die Mutter las, die Töchter arbeiteten; nur wenn Besuch kam, zündete man zwei, ja vier Talglichter an.[3])

Zu einem deutschen Fürstenschlosse des 16. Jahrhunderts gehörten unbedingt stattliche Kellereien. »Also was hilfft mich«, sagt Fischart einmal in seiner Geschichtsklitterung, »wann man mir das grofse Fafs auf dem Schlofs zu Thübingen, die Kellerei zu Schaffhausen und die Berggebärnde alte Fuder zu Murbach weiset, wenn man mir nicht auch Wein vom heifsen Sommer daraufs also zu versuchen gibt, dafs ich die Kellerstig nicht mehr finden kan: wiewol die Leut, die es eim weisen, selbs so verstendig sein und wissen, dafs einer den Babst nimmer on ein zwenfingerigen Herrgottseseligen segen sihet. Ich weifs wol, wie es dem Poeten (Nicodemus Frischlin 1547—1590) gieng auff der Hochzeit zu Studgarten, im Kellerstüblin, da ihm das new Fafs anlacht, welchs hielt der Fuder zwenzig siben, welche im recht die Reiff antrieben. Grandgusier liefs auch einen Weinkeller in einen Felsen hawen, in welchem er etlich tausend Fuder Wein ohn Fafs erhielte, besser als ein

---

[1]) A. v. Essenwein, kunst- und kulturgeschichtliche Denkmäler des Germanischen Museums o. O. u. J. (1877), Taf. LXXXXII, vgl. auch Taf. LXXXXI.

[2]) Ebend. Taf. LXXIII.

[3]) Jugendleben der Malerin Caroline Bardua (1781—1864), hgg. v. Walter Schwarz. Breslau 1874, S. 43.

Bischoff von Würtzburg, der solches auch unterstunde, oder der zu Trier auff dem Schlofs Ehrnbrechtstein«. Es gab berühmte Kellereien in Penig (Sachsen), Landshut (Bayern), Würzburg, den Schlofskeller zu Königsberg (Preufsen), zu Friedberg in der Wetterau, den Spitalkeller zu Efslingen. Grofse Fäfser zeigte man in Heidelberg[1]), Grüningen bei Halberstadt, auf den Schlössern zu Tübingen[2]) und Königsstein[3]) (Sachsen), in der Pleifsenburg zu Leipzig, im Kloster Erbach, im Bischofsschlofs zu Speier (M. Zeiller, Hdb. I, 441).

Die meisten Schlösser der katholischen Fürsten sind mit besonderen, für die Religionsübung der fürstlichen Familie und ihres Hofstaates bestimmten Kapellen versehen; auch in den Palästen protestantischer Herrscher fehlten sie selten. Sie sind bei den Katholiken reich mit kostbaren Reliquien aller Art ausgestattet, mit Geräten von künstlerisch vollendeter Form versehen. Hainhofer schildert (a. a. O. S. 67) die Schlofs- und die reiche Kapelle des Münchener Schlosses. Die herrlichen Kunstarbeiten der reichen Kapelle sind bekanntlich noch heute zugänglich. Ein Prachtstück ist die aus Gold und Edelsteinen gefertigte Reiterstatue des hl. Georg, die unter Herzog Wilhelm angefertigt, unter Maximilian verändert worden war. Die Edelsteine, Diamanten und Rubine wurden auf 60000 Gulden geschätzt (Hainhofer a. a. O. S. 69 und 157). Ein Kunstwerk aus Gold, Email, Edelsteinen, ähnlich dem berühmten goldenen Röfsl zu Altötting, aus Frankreich stammend und Anfang des 15. Jahrhunderts gefertigt, besafs die Jesuitenkirche zu Ingolstadt. Es stellte die hl. Jungfrau dar, zu deren Füfsen ein Ritter kniete (Hainhofer a. a. O. S. 173). Dies seltene Denkmal altfranzösischer Emaillierkunst wurde 1801 eingeschmolzen.

3. Die Schlofsgärten im 16. Jahrhundert.

Aus den Abbildungen in Androuet du Cerceaux schon genannten Werke »Les plus excellents bâtiments de la France« kann man über das Aussehen der Schlofsgärten einiges erfahren. Die Anlage zeigt uns das in regelmäfsige geometrische Figuren zerlegte Gartenareal, wenige Bäume, dagegen ausgedehnte überwachsene Laubengänge. Häufig hat man Irrgärten, Labyrinthe, angeordnet, deren Wege von hohen Laubwänden eingefafst, in den im Innern ausgesparten Raum und aus demselben wieder hinausführten. Verschnittene Baumhecken und Bäume, buntfarbige Teppichbeete sind im holländischen Geschmacke angelegt.

Und ähnlich sind die deutschen Gärten angeordnet, ebenso steif, mit den gleichen Laubengängen etc. So zeigt uns die Abbildung den von Salomon de Caus entworfenen Schlofsgarten zu Heidel-

[1]) Das Heidelberger Fafs ursprünglich 1591 unter dem Pfalzgrafen Johann Casimir erbaut, dann unter Kurfürst Karl Ludwig (1617—80) erneuert und 1728 wiederhergestellt. Curios. (Vulpius) VII. 52. — Abb. von 1608 im Kulturg. Bilderb. III. N. 1521.

[2]) Curios. VII. 54.

[3]) Ebend. VII. 53. Aufserdem im Schlofskeller zu Aschaffenburg und Würzburg, im Kloster zu Salmansweiler.

berg.[1]) In derselben Art waren auch die Schlofsgärten in München entworfen, die uns Hainhofer beschreibt. Einen Hauptschmuck dieser Gärten bilden die zahlreichen in ihnen aufgestellten bronzenen und marmornen Figuren, die mit weifsem Sand bestreuten Wege, die mit Steinen und Hecken eingefafsten Beete, die Wasserbecken, Springbrunnen (S. 73 ff.). In dem Garten der Herzogin Marie Maximiliane sind fünf Sommerhäuser. »Imm vierten Sommerhaufs ist ain brett; wann man ainen vexieren will, stellt man Ihn darauf und weiset ihm inn der höhe die gemählte, ain anderer thut ein tritt auf ain eisen, dardurch dafs brett ledig wird und ihn hinunder inn das wasser schupfft, dafs er bifs über die Knüe darinnen« (S. 108). In dem Garten steht dann noch ein Lusthaus, das einen mit Gemälden geschmückten Saal, eine heizbare Stube, eine Kammer enthält. In einem Nebenhause ist das »Frawenzimmer« untergebracht. Eine Volière für Vögel, ein Pfauengarten, Ställe für Geflügel, Hunde. »In ainem Sommerhaus springt ain röhr Kasten mit 50 Röhren, hat ein hübsch Wildbad daran und ist ein lustiges wesen zur recreation« (S. 106).

Im Garten des Bischofs von Eichstätt sah Hainhofer 1611 »Rosen, Lilien, Tolepon« (S. 25), im Münchener Schlofsgarten »auf stöckhen schöne grofse nägelscherben (d. h. Blumentöpfe mit Nelken) stehen mit Ihren Umbrelen oder hütten für die Sonne und dafs Wetter« (S. 73). Die Tulpen sollen von Busbeck um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland eingeführt und zuerst in Prag kultiviert worden sein. Konrad Gessner sah 1559 die erste Tulpe im Garten des Augsburger Senators Heinrich Herwart (Curios. V, 348), der zwei Jahre vorher die Zwiebel aus Konstantinopel erhalten hatte (Curios. III, 363, Beckmann, Beitr. z. Gesch. d. Erf. I, 223 II, 549). Die Tuberosen sind erst 1594 aus Indien nach Europa gekommen, die Kaiserkrone kennt schon Clusius (Charles Lecluse 1525—1609), ebenso die Amaryllis (ebend. III, 296 ff.). Berühmt waren die Gärtner Vespasien Robin, der im Dienste Heinrichs IV. von Frankreich stand, und Emanuel Sweert, der die Gärten KaiserRudolfs II. pflegte.[2])

In dem Garten am Stettiner Lusthause, »welcher sehr grofs, mit gar langen gruen überzogenen Gängen oder pergolis (under welchem man auch mit der Kutschen fähret und wegen ihrer Länge hüpsche

[1]) Kulturg. Bilderbuch IV. N. 2055 Stich von Matth. Merian. — Einen Garten in der Vorstadt von Heidelberg hinter der Peterskirche legte Otto Heinrich ebenfalls an, ebenso in Weinheim. Curios. II. 238. — Garten am Lusthause zu Stuttgart, gest. von Matth. Merian. Kulturg. Bilderbuch III, N. 1586. — S. den Stich von Hans Bol. Ebendas. III. N. 1148.

[2]) Über das Alter der Blumenzucht vgl. J. Beckmann a. a. O. III. 296 ff.: Tuberosen, 1594 aus Ostindien importiert; Kaiserkrone wird aus Persien Mitte des 16. Jahrhunderts über Konstantinopel nach Wien gebracht. Amaryllis kommt 1593 aus Südamerika, die Guernsey-Lilie (Amaryllis farniensis) Anfang des 17. Jahrhunderts aus Japan, die Ranunkel Ende des 16. Jahrhunderts aus der Levante über Konstantinopel. Welche Blumen gerade beliebt sind, zeigen uns die Gemälde der grofsen Blumenmaler: des Jan Brueghel d. Ält. (1568—1625), des Daniel Seghers (1590 bis 1661). Abraham Mignon (1640—1679), Jan van Huysum (1682—1749).

Perspectiven abgeben) verweilt Hainhofer 1617 als Gast des pommerischen Herzogs (Balt. Studien II. 2. S. 40).

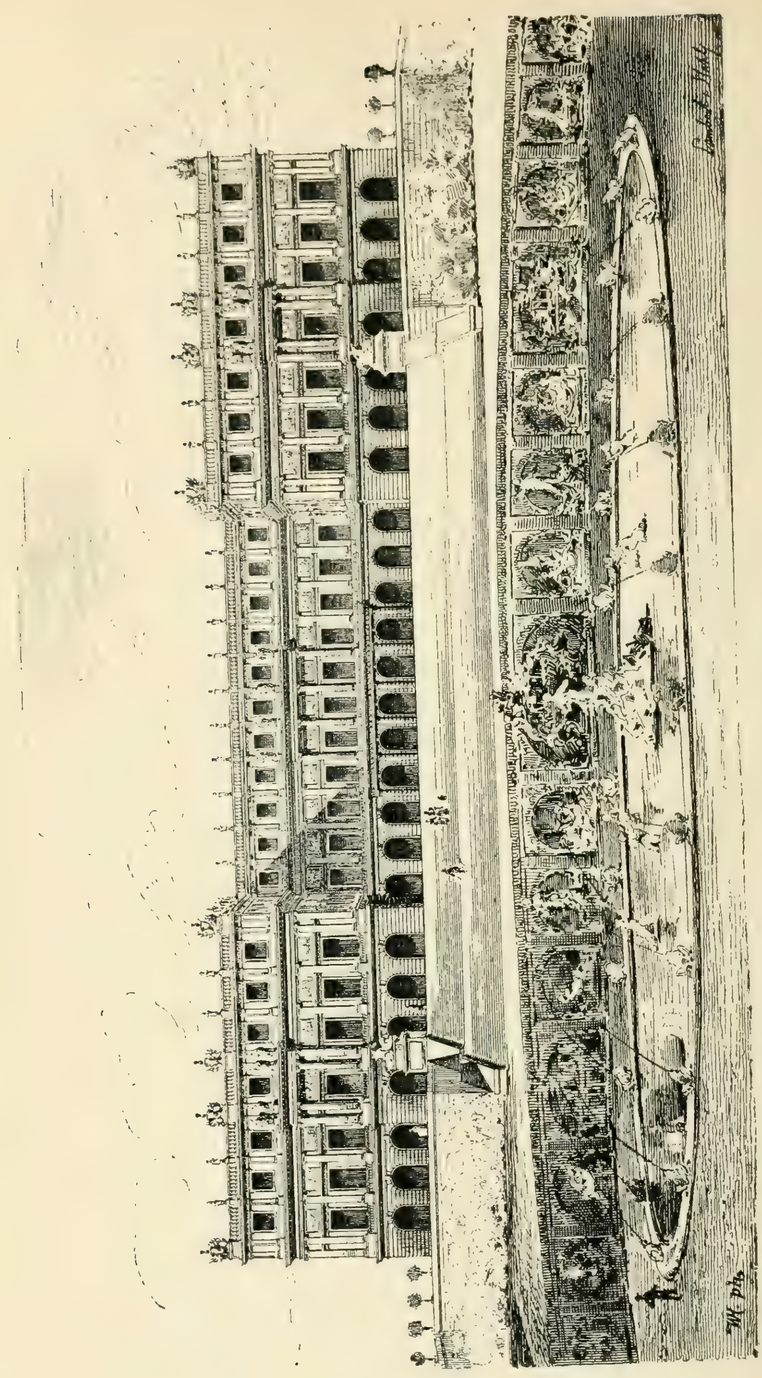
Welche Liebe zu schönen Blumen die vornehmen Herren jener Zeit hegten, beweist das Unternehmen des Bischofs von Eichstätt, Joh. Konrad von Gemmingen, der seine Blumen in Nürnberg malen und in Kupfer stechen liefs. Das Werk wurde unter dem Titel »Hortus Eystettensis« 1613 in Nürnberg veröffentlicht (Hainhofer a. a. O. 19, 26 ff.). Das Buch kostete ihm gegen 3000 Gulden; wöchentlich wurde eine oder zwei Schachteln mit Blumen an den Apotheker Beseler in Nürnberg geschickt und von ihm dem Maler übergeben. Der Bischof besafs an 500 Varietäten von Tulpen (S, 28). Für sein Bilderwerk interessierten sich lebhaft die Herzoge Wilhelm V. von Bayern und Philipp II. von Pommern. Als Hainhofer 1617 Stettin besucht, sieht er beim Herzog »das Eystetisch illuminierte Blumenbuch« (Balt. Stud. II, 2, S. 30).

4. Der Palastbau von 1650—1750.

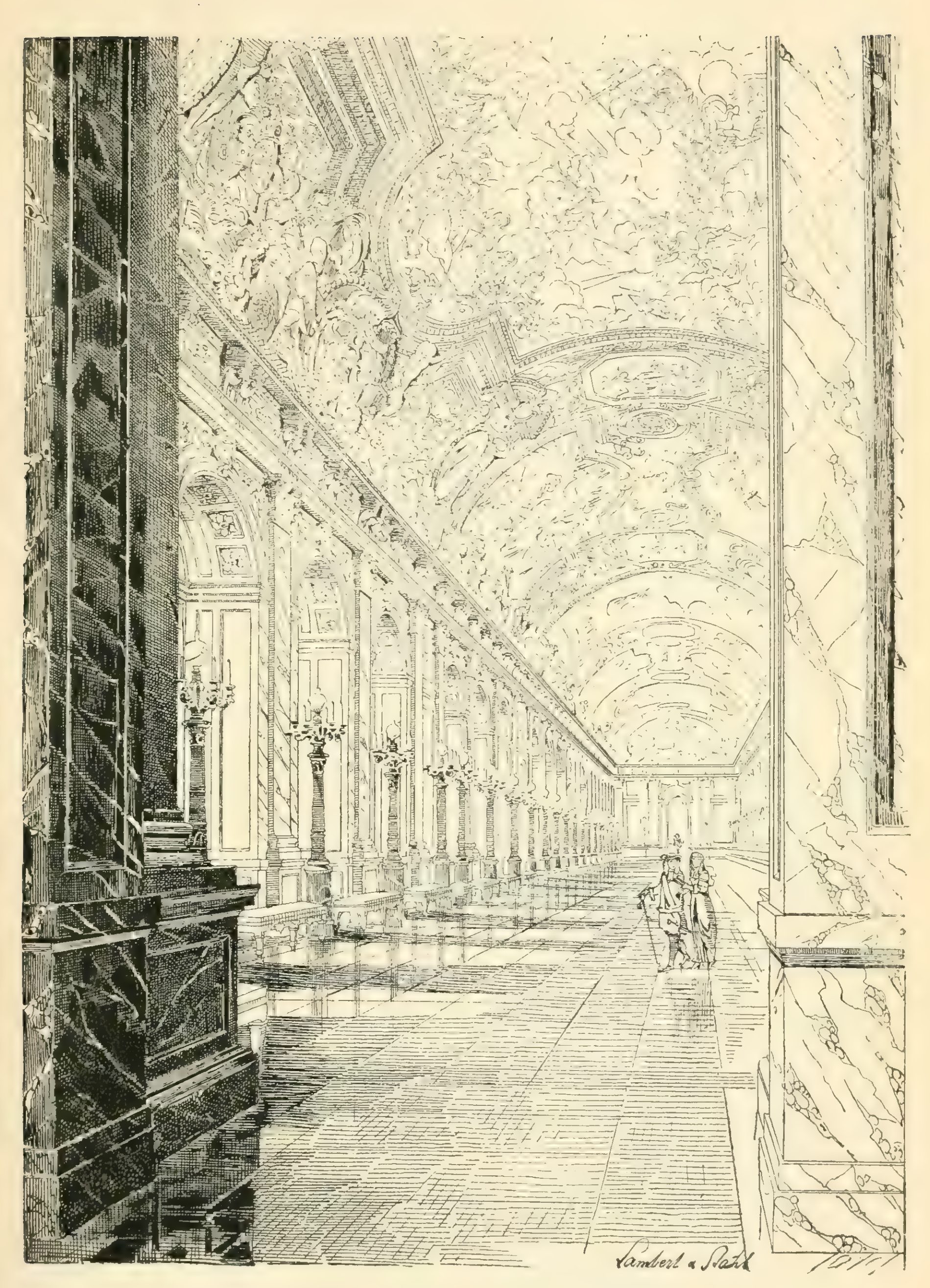
Die Blütezeit des Palastbaues dauert etwa hundert Jahre und fällt zusammen mit der höchsten Entwicklung des absoluten Herrschertums. Für den Herrn sind die Steuern des Volkes da; wie er über dieselben verfügt, wie er sie verwendet, darüber hat er allein zu entscheiden, denn wenn auch, wie in Württemberg, die Stände ein Recht hatten, über die Finanzen des Staates zu wachen, so wurde dies Recht eben nicht beachtet. Es beginnt eine Zeit, die für die Entwicklung der Baukunst von allergröfster Bedeutung ist. Die Fürsten bauen ihre Paläste, und was der Bau kostet, soll er ihren Ansprüchen genügen, kommt nicht in Betracht; als Louis XIV. die Rechnungen über die Baukosten von Versailles verbrannte, wollte er auch der Nachwelt die Kontrolle seiner Ausgaben unmöglich machen.

Frankreich geht mit seinem Beispiele voran, wie es ja in den hundert Jahren, die uns hier beschäftigen sollen, in ganz Europa den Ton angibt, und Frankreich selbst ist wieder verkörpert in seinen Königen, Ludwig XIV. und XV. Den Wünschen und Ansprüchen der Herrscher gemäfs sind auch ihre Paläste entworfen und ausgeführt worden.

Dadurch, dafs Ludwig XIV. es erreichte, den früher oft so widerspenstigen Adel an seinen Hof zu fesseln, erwuchs für ihn auch die Verpflichtung, diesen Adel in seinen Schlössern zu empfangen und zu unterhalten, durch prachtreiches Auftreten und blendendes Zeremoniell die Untertanen zur Verehrung ihres Souveräns zu zwingen. Und diesen Zwecken der täglichen Repräsentierung entsprachen die alten Paläste, zumal die Pariser, das Louvre und die Tuilerien, in keiner Weise, wohl aber das von Leveau und Mansart erbaute Schlofs von Versailles, aufsen trotz seinen mächtigen Dimensionen in seiner architektonischen Erscheinung eher unbedeutend, zurückhaltend, feierlich, aber kaum gewinnend, im Innern mit verschwenderischer Kunst, mit allem Raffinement, dessen der französische Barockstil fähig ist, ausgestattet. Aber

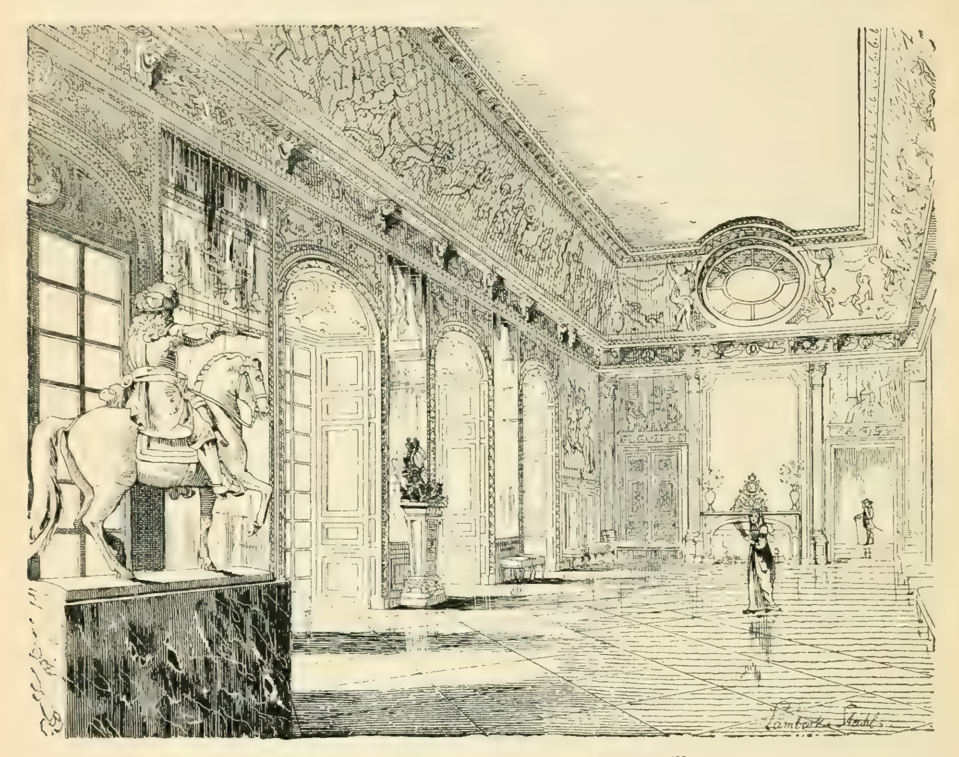


Schlofs zu Versailles.



Galerie des Glaces im Schlosse von Versailles.

von dieser Pracht hatte nur, wer das Schlofs betreten durfte, eine Ahnung; für die Menge genügte die strenge, abweisende Aufsenseite. Alles, die grofsen Galerien, die Thronsäle, ja die Schlafzimmer des Königspaares ist auf die Repräsentation berechnet, bestimmt, täglich den französischen Adel und zahllose Fremde zu empfangen, vor denen der König mit unvergleichlicher Kunst seine Rolle als souveräner Herrscher spielte. Die Maler unter Leitung des grofsen Charles Lebrun,

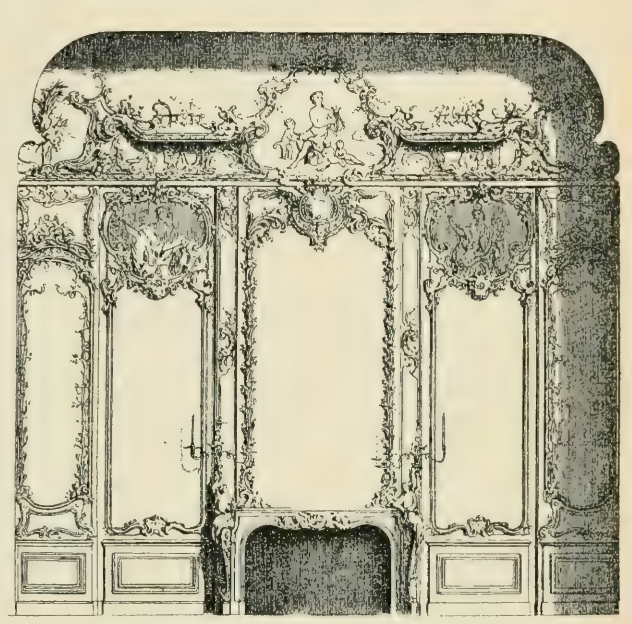


Salle de l'Oeil-de-Boeuf im Schlosse zu Versailles.

die Bildhauer tun ihr Bestes, in jeder denkbaren Form den Ruhm und die Herrlichkeit des Königs zu verkünden.

So lange Ludwig XIV. jung war und Gefallen daran fand, sich so bewundern zu lassen, genügte ihm das Versailler Schlofs, in dem er seit 1672 residierte; als er aber älter und bequemer wurde, zog er sich gern in kleinere Palais zurück, in denen die Repräsentation seiner Würde nicht so hohe Anforderungen an ihn stellte. Schon 1676 erbaut Jules Hardouin Mansart für Mme. de Maintenon das kleine Palais im Park von Versailles, das grofse Trianon [im Gegensatz zu dem kleinen Trianon, das Jacques-Ange Gabriel (1710—82) für Ludwig XV. 1745 errichtete]. 1682 wurde dann wieder von Mansart das Schlofs Marly begonnen. In diesen kleinen Palais erholte sich der König von den Anstrengungen, welche die Tage von Versailles ihm auferlegten.

Die Einrichtung der Paläste ist auf den Effekt berechnet. Marmor und Stuck, Malereien und Vergoldungen, schwere, ernst gefärbte Gobelins[1]), die Szenen aus dem klassischen Altertum vorführten, alles das macht einen imponierenden Eindruck. Und auch die schwer vergoldeten Möbel mit aller ihrer Kostbarkeit lassen den Gedanken an ein behagliches Ausruhen nicht aufkommen. Auch sie haben ihren Anteil an dem imposanten Ausstattungsstücke, das zu Ludwigs XIV. Zeiten in Versailles vor der bewundernden Welt gespielt wurde.[2]) Ludwig XV. hat keine Neigung, grofse Monumentalbauten zu unternehmen. Manche praktische Gründe mögen dabei mitgewirkt haben. Er legt weniger Wert auf die grofsen Schaustellungen als auf Bequemlichkeit. An Stelle der grofsen Festsäle treten die Salons, in denen sich eine kleine ausgewählte Gesellschaft verhältnismäfsig ungezwungen bewegte. Auch bei den Palastbauten aus der Zeit Ludwigs XV. ist das Äufsere streng und ohne Anmut; im Innern hat der Rokokostil das feierliche, imposante Barocco verdrängt. Alles ist licht und hell, an Stelle der schweren Gobelins treten nach und nach die lichten Seidentapeten mit ihren Schäferbildern und Chinoiserien. Ganze Wandflächen werden mit Spiegeln bekleidet, die zumal das Kerzenlicht vielfach reflektieren, und die Ornamentik des Rokoko mit ihren unberechenbaren Capricen, ihren Spalieren, oft unsymmetrisch angeordnetem Blattwerk, ihren Gruppen von zierlichen Putti, zusammen mit den Gemälden von Watteau, François Boucher, Natoire, das gibt ein Ganzes, dessen Unvernunft ein Architekt der klassischen Schule verwerfen, ein Moralist vielleicht auch unsittlich nennen kann, aber das trotz alledem noch heute einen bestechend liebenswürdigen Eindruck auf uns hervorbringt.

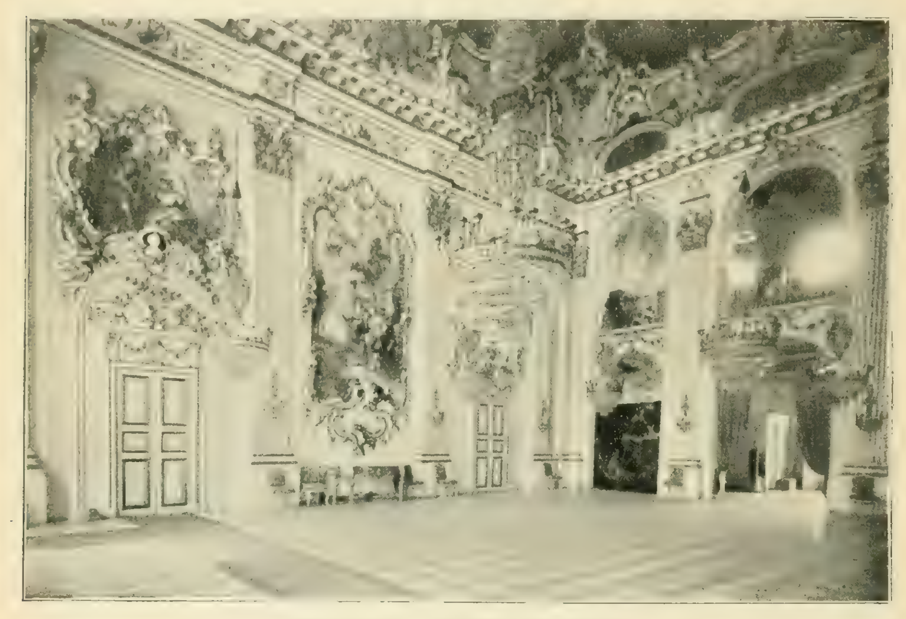


Innendekoration im Hotel de Villars zu Paris

[1]) Sebastien Leclerc, Galerie des Gobelins. Kulturg. Bilderb. V. N. 2855.

[2]) Grofse Spiegel tragen dazu bei, das festliche Aussehen der Räume zu erhöhen. Die Spiegelindustrie war in Frankreich 1634 durch Eustache Grandmont eingeführt worden und 1688 hatte Abraham Thevart das Privileg erhalten, Spiegel zu giefsen; es gelang ihm, Gläser herzustellen, die über 60 Zoll Höhe und 40 Zoll Breite, ja bis 84 Zoll zu 50 Zoll erreichten (1,62 m : 1,07 m; 2,27 : 1,35 m. — L. Beckmann Beitr. z. Gesch. d. Erf. III 529 ff.)

Im Einklang mit dieser leichten, ja wenn wir wollen: leichtfertigen Architektur steht das Ameublement. Weiche Polstermöbel, Ottomanen, Chaiselongues, Fauteuils, treten an Stelle der harten und steifen Stühle und Bänke die man immer erst mit Kissen belegen mufste, wenn man nicht zu hart sitzen wollte. An Stelle der Kabinetts treten die Kommoden. Jetzt erst werden kostbare ausländische Hölzer zur Tischlerarbeit verwendet: Rosenholz, später Mahagoni (Acajou) und Palisander. Treffliche Kunsttischler erwerben sich einen Weltruf, wie André Charles Boulle (1642 bis 1732), aus dessen Werkstatt die zierlichen Möbel hervorgingen, die nach Art der alten Intarsia mit Einlagen von Holz, vergoldetem Messing, Schildpatt dekoriert waren. Mit diesen Boullearbeiten konkurrierten die

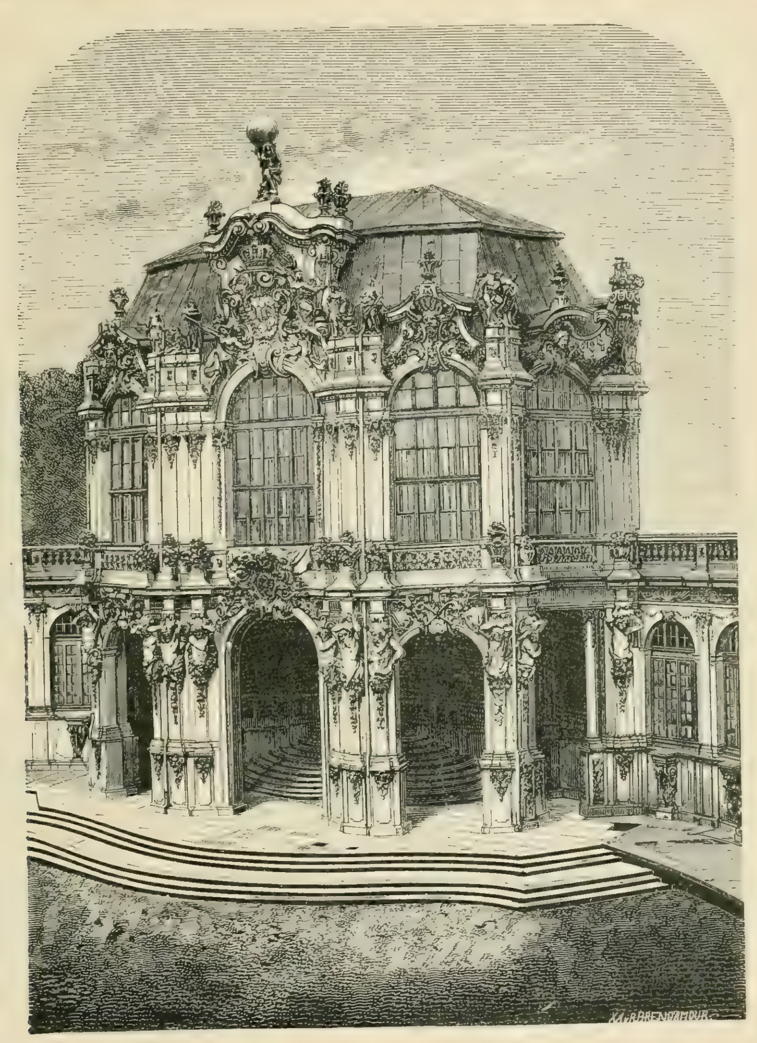


Nymphenburg. Festsaal im Schlofse.

Erzeugnisse der holländischen Tischler, die Möbel herstellten, welche ganz mit Schildpatt fourniert waren. Die französische Tischlerei aber hat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wirklich Meisterwerke geschaffen.

Das Beispiel der französischen Könige fand nun in allen Ländern der Christenheit bereitwillige Nachahmung. Seit 1752 baut Ludovico Vanvitelli (1700—1773) den Palast zu Caserta, der schon seiner grofsartigen Treppenanlage wegen Bewunderung verdient. Das Schlofs in Madrid entwarf nach dem Brande von 1734 Filippo Juvara; Juan Bautista Sachetti leitete dann nach eigenem Plane von 1737 an den Bau. Der Winterpalast zu Petersburg wird seit 1754 von dem italienischen Architekten Rastrelli aufgeführt. Diese Denkmäler mögen nur kurz hier erwähnt sein, ausführlicher sollen die deutschen Fürstenpaläste besprochen werden.

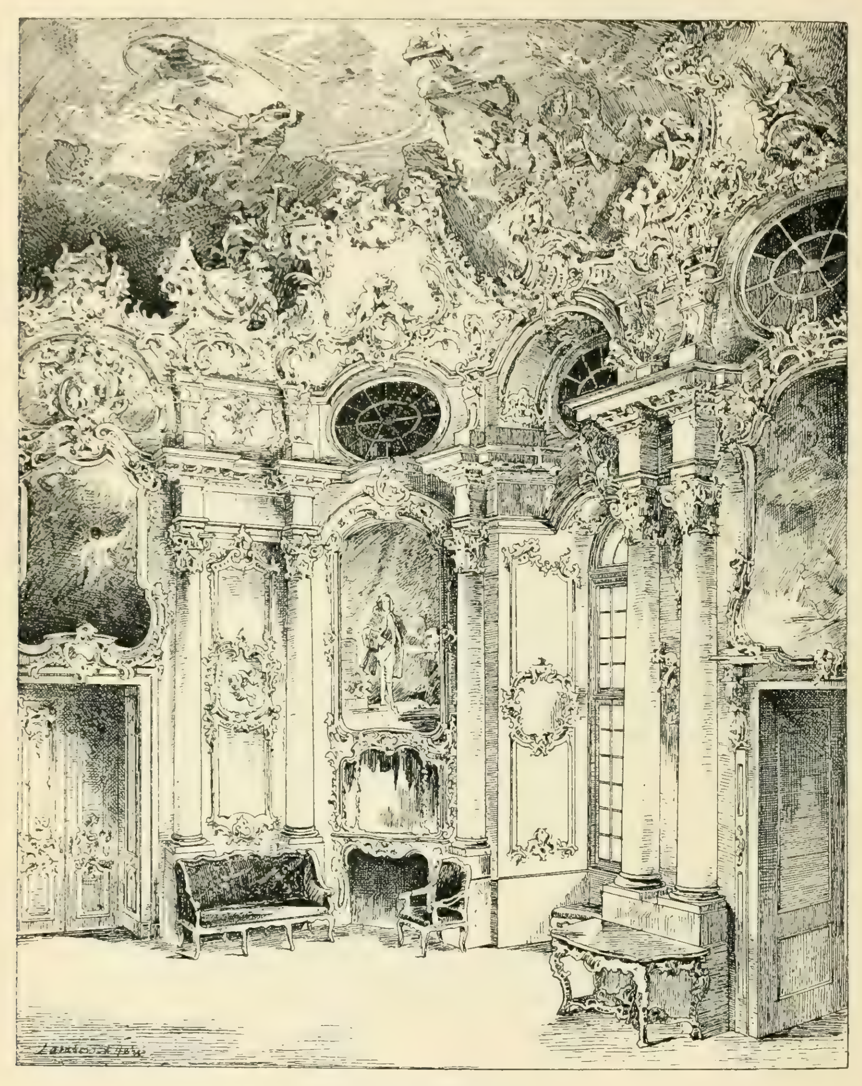
Nirgends hat das Beispiel Frankreichs so mächtig eingewirkt wie in Deutschland. Schon im 12. und 13. Jahrhundert war die französische Sprache, die französische Kunst und Mode in Deutschland herrschend gewesen; in noch viel höherem Grade wurde sie es nach Beendigung



Pavillon vom Zwinger zu Dresden.

des Dreifsigjährigen Krieges. Die zahllosen kleinen Dynasten Deutschlands beeiferten sich, so gut es ihnen eben gelingen wollte, Ludwig XIV. nachzuahmen, natürlich nicht in seinen unbestreitbaren grofsen Eigenschaften, sondern in seiner Prachtliebe und sonst in noch manchem, was sie mit ihren bescheidenen Mitteln allenfalls auch ausführen konnten. Jeder von den Fürsten mufste seinen Palast haben, die geistlichen wie die weltlichen. In Berlin wird von Schlüter und Eosander von Goethe das Schlofs erweitert; ein grofses Palais will August der Starke in Dresden errichten;

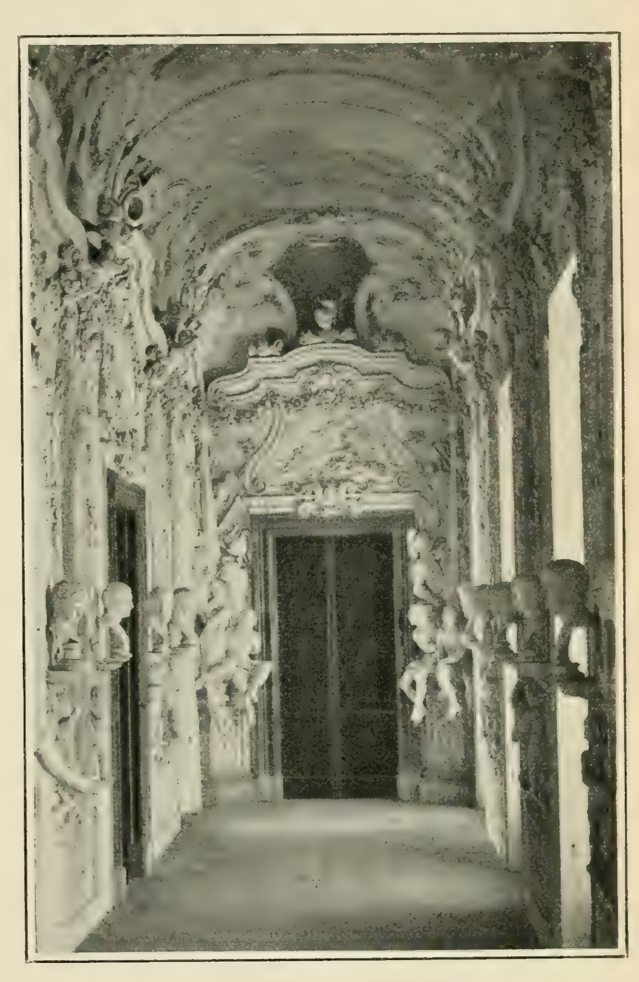
nur der Vorhof desselben, der berühmte Zwinger, wird nach Daniel Pöppelmanns genialem Entwurfe ausgeführt. In der Nähe Münchens sind italienische Architekten tätig, Barelli, der die Pläne zum Schlosse Nymphenburg entwirft und den Bau 1663 beginnt, und Zuccali, von



Schlofs zu Bruchsal, Festsaal.

dem die Pläne für das Schlofs Schleifsheim (1700—1704) herrühren. Solche grofsartige Bauten erfordern natürlich bedeutende Geldmittel; wenn dieselben nicht zur Verfügung stehen, mufs man mit Surrogaten fürlieb nehmen. Aber ein grofses Schlofs zu haben, das erforderte die Würde des Fürsten. So baut der Herzog von Braunnschweig sein Schlofs Salzdahlum (1688—1697) aus Fachwerk auf, das, einst seiner

herrlichen Gemäldegalerie wegen berühmt, nach 1811 völlig abgebrochen wurde. In Württemberg wird das grofse Palais zu Ludwigsburg (seit 1704) zum grofsen Teile nach den Entwürfen von Donato Giuseppe Frisoni gebaut. Auch der deutsche Kaiser will in Wien ein Schlofs haben, das den Ansprüchen der neuen luxuriösen Zeit entspricht. Schon unter Leopold I. war ein Teil der alten Burg, der durch Brand gelitten hatte (1663), im neuen Geschmack von Carnevale angelegt worden. Den Plan zu einem Neubau der Burg entwarf Johann Bernhard Fischer von Erlach (1650—1723); allerdings gelangte nur ein Teil zur Ausführung: die Winterreitschule und die Hofbibliothek, die vielleicht unter Leitung vom Sohne des Meisters 1723—26 erbaut wurde. Bekanntlich sind bei dem jetzigen Neubau der Burg die Pläne Fischers von Erlach zu Grunde gelegt worden. Seine Entwürfe zum Schlosse von Schönbrunn sind nur zum Teil bei dem Ausbau berücksichtigt worden. Es sollten hier selbstverständlich nur einige der wichtigeren Schlofsbauten namhaft gemacht werden; dafs eine grofse Anzahl sich noch aufzählen liefse, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Alle die hier erwähnten Schlösser sind im Stile des Barocks und zwar der italienischen Richtung gemäfs ausgeführt, freilich mit gröfseren oder geringeren selbständigen Umbildungen. Den originellsten Eindruck macht immer Pöppelmanns Meisterwerk, der Zwinger in Dresden. Ein kulturgeschichtlich bemerkenswertes Gebäude ist das Orangerieschlofs in der Au zu Kassel (1701—1711) aufgeführt und besonders das Marmorbad, das 1702 beendet wurde. Das



Galerie im Schlosse Ludwigsburg.
(Württemberg.)

Äuſsere dieses Baues ist durchaus nüchtern und reizlos, um so interessanter erscheinen die Marmorskulpturen des Inneren, die Reliefs und Statuen, die der französische Bildhauer Pierre François Monnot (1660—1730) ge-

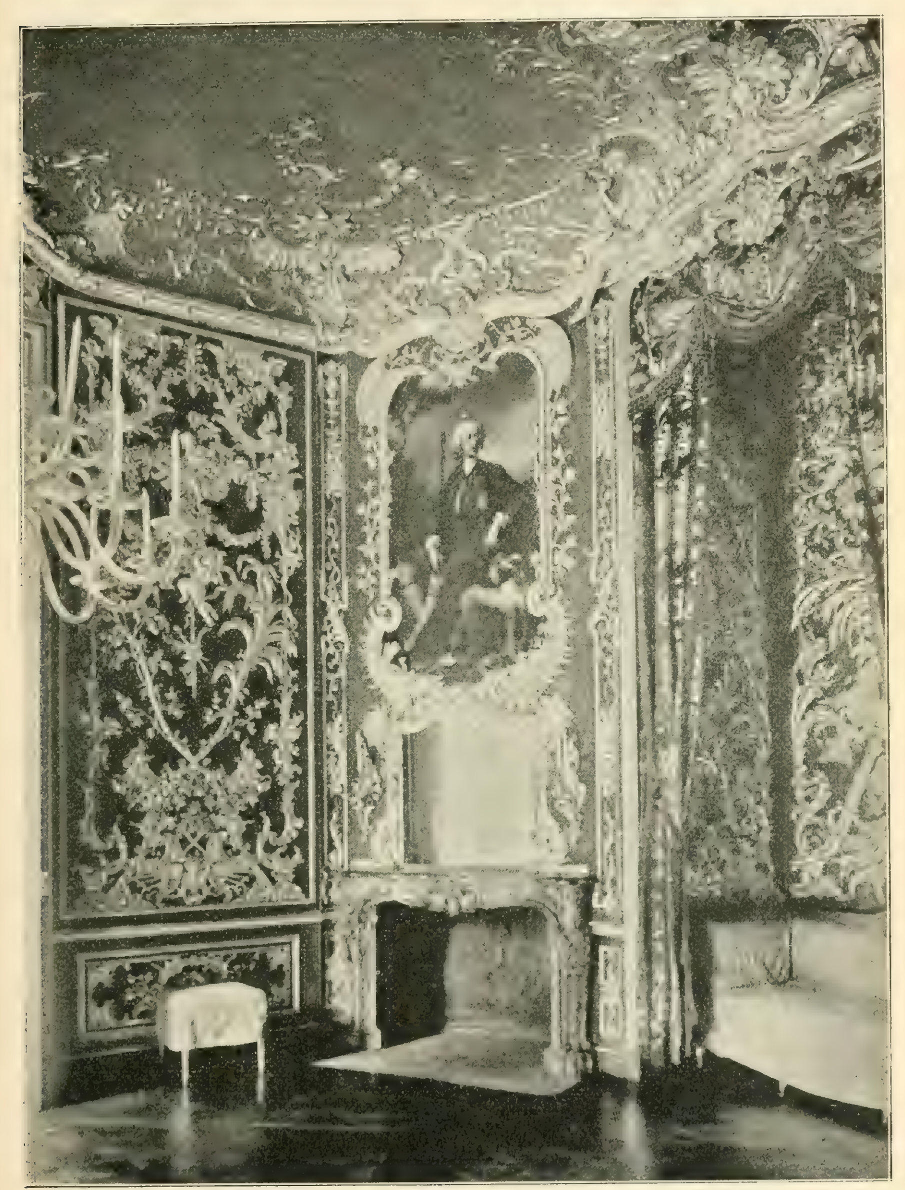


Bayreuth, Eremitage. Oberes Schloſs. Chinesisches Zimmer.

schaffen hat. Ein bemerkenswertes Denkmal eines üppigen kleinen Serenissimus!

Im Rokokostile wurden dann eine Reihe von Schlössern erbaut, deren einige hier Erwähnung verdienen. Der Fürstbischof von Würz-

burg. Philipp Franz von Schönborn (1719—24), beginnt den prächtigen Bau des Residenzschlosses (1720—44). Sein Baumeister ist Joh. Balthasar Neumann, der zumal in dem Treppenhause ein Meisterwerk ersten



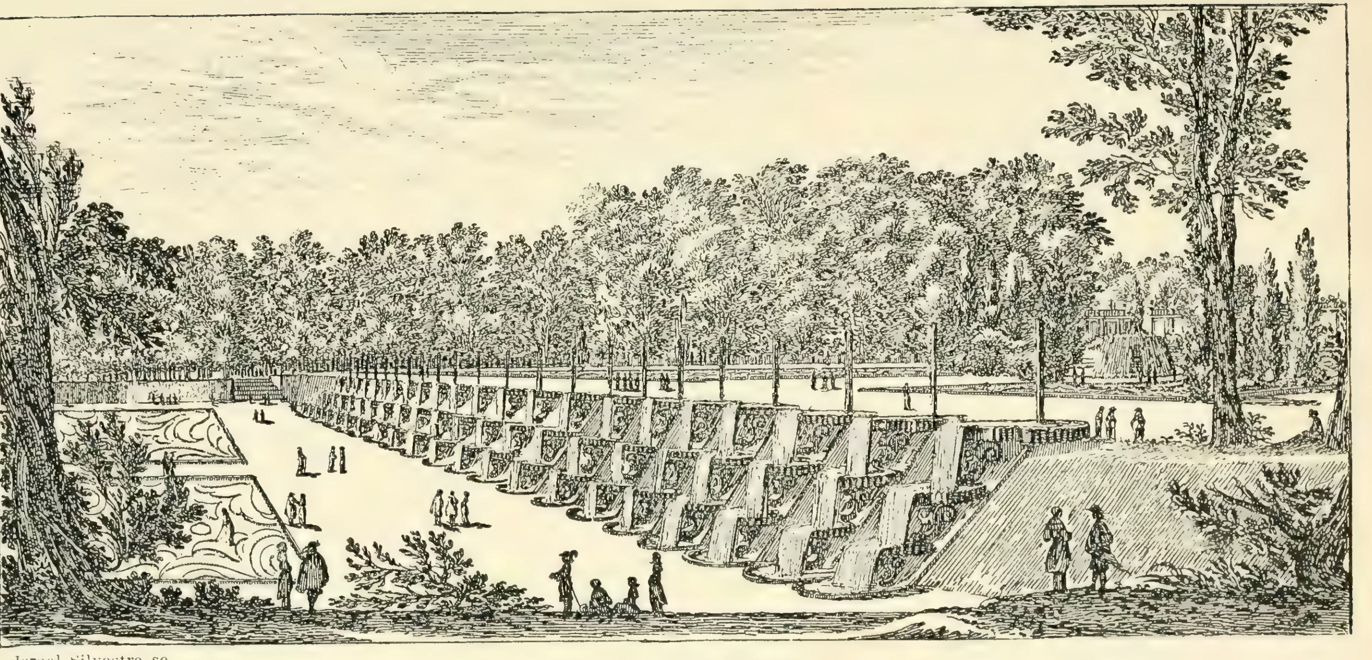
Nymphenburg. Schlafkabinet in der Amalienburg.

Ranges geschaffen hat. Für den Fürstbischof von Speier, Damian Hugo von Schönborn, entwarf derselbe Meister das Schlofs zu Bruchsal (1722—70). Noch ein Palais eines Kirchenfürsten, des Kurfürsten von Köln Clemens August (1724—61), wäre zu nennen: das zu Brühl bei Bonn (1725—70).



Nymphenburg. Festsaal in der Amalienburg.

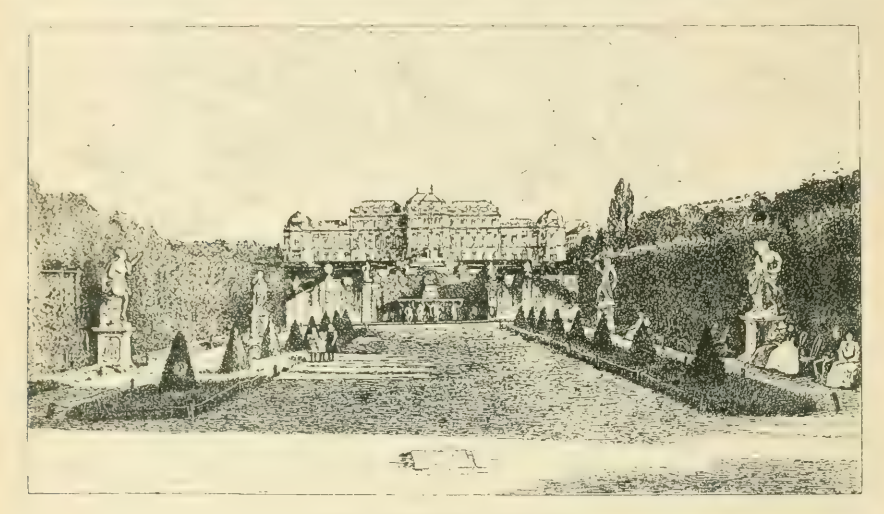
Nymphenburg. Festsaal in der Pagodenburg.



Israel Silvestre sc

Kaskaden im Schlosse Liencourt.

Wie uns J. B. von Rohr in seiner Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft (Berlin 1729) mitteilt, war in dem Schlosse des Fürsten jeder Streit und Hader streng verpönt: die Störung des Burgfriedens wurde aufs nachdrücklichste bestraft. Auch Beschädigungen am Gebäude und Möbeln, vor allem Diebstähle waren mit harten Strafen bedroht. Das Schloſs wurde deshalb bewacht; es sind besondere Garden mit dieser Obliegenheit betraut. Am liebsten nimmt man Schweizer zur Leibwache; war es zu teuer sie anzuwerben, so kleidete man die aus Landeskindern ausgewählten Garden in Schweizeruniformen. Die Aufsicht über das Schloſs hat der Ober-Landbaumeister oder ein Intendant; ein Inspecteur-Général, der Schloſshauptmann hat im Schlosse seine Wohnung. Unter dem Hofmarschallamte stehen die Hoftapeziere, Hofmaler



Garten des Belvedere zu Wien.

u. s. w., unter dem Leibmedicus die Apotheke und was zu ihr gehört, der Hofgrottier hat die Grotten zu besorgen u. s. w. Uber die Einfahrt der Karossen in den inneren Schloſshof gibt es besondere Reglements.

Im Schlosse selbst wohnen einige der Hofoffizianten, sonst gewöhnlich nur die Hofdamen und die Pagen.

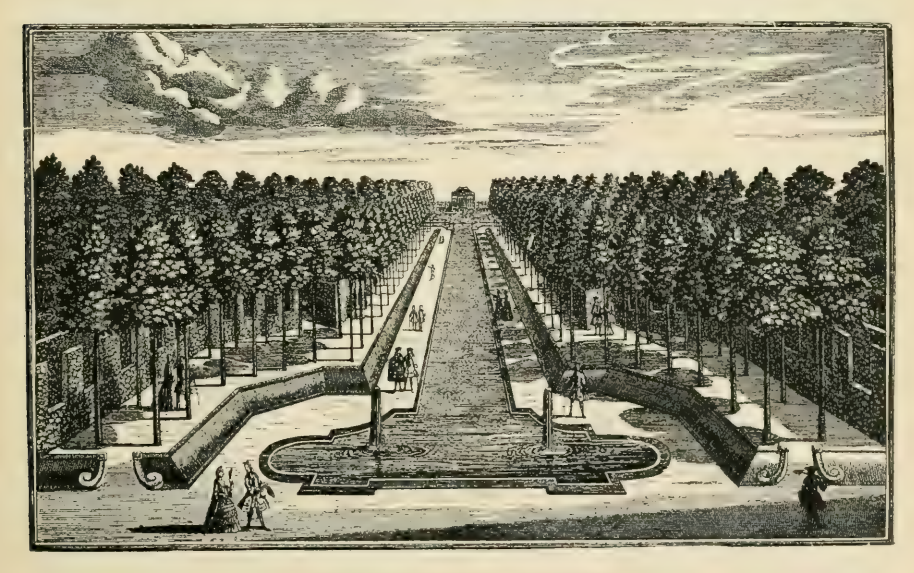
In der unteren Etage sind die Dienstgemächer, Silberkammer, Küche, Konditorei etc. untergebracht; im Keller ist Wein und Bier, Vorrat aller Art bewahrt. Statt der alten Wendeltreppen liebt man jetzt breite, helle, mit Statuen geschmückte Treppen. Im Schlosse zu Dresden wie in dem zu Altenburg sind Aufzüge (ascenseurs) für den Kurfürsten von Sachsen und den Herzog von Sachsen-Gotha erbaut. Auch diese Bequemlichkeiten hatten die Franzosen zuerst erfunden. Schon um 1649 benutzte Mazarin einen solchen Lift. Die Maschinerie wurde dann noch verbessert und fand vielfach in Paris, Versailles, Chantilly etc. Anwendung.[1])

[1] Alfr. Franklin. La vie privée d'autrefois. Les Repas (Paris) p. 99 Anm 6.



Schlofs Nymphenburg. Frontansicht.

Reich ausgeschmückt sind die Schlofskapellen. In den Vorzimmern befinden sich kostbare Möbel und Tapeten; je näher man den fürstlichen Privatgemächern kommt, desto schöner und stattlicher ist die Einrichtung. Da gibt es Audienzgemächer, Neben-Audienzgemächer, Paradezimmer, Retiraden, d. h. Zimmer, in die der Fürst, wenn er ungestört bleiben wollte, sich zurückzog; in allen Räumen sind Tische, Spiegel, Gueridons und Gueridonetten, Kronleuchter, Wandleuchter von kostbarer Arbeit zu finden. In den Tafelzimmern ist das Bufet mit den prunkvollen Geräten aufgestellt; zuweilen werden auch Fontänen



Schlofs Nymphenburg. Parkanlage.

und Rafraichier-Wasser in den Räumen gar artig angebracht. Merkwürdig ist die Beschreibung, die der v. Rohr § 25 von den Tischen gibt, die serviert aus dem unteren Geschosse in die Speisezimmer hinaufgezogen werden. Die Erfindung dieser Konfidenztafel schreibt er dem verstorbenen kgl. polnischen und kurfürstl. sächsischen Modellmeister Andreas Gärtner[1]) zu (121).

Die deutschen Schlösser sind nicht so leicht zugänglich wie die französischen. Daselbst können die Frembden in den meisten Zimmern des Schlosses zu Versailles nicht nur frey und ungehindert aus- und eingehen, ob gleich die Wache da stehet, sondern auch selbst in des Königs Schlaf-Gemach. In den Privatgemächern deustcher Fürsten



Nymphenburg Die Amalienburg.

soll man sich, wenn sie aus besonderer Gunst gezeigt werden, angemessen betragen, nicht sich auf die Fürstlichen Lehn-Sessel und Fauteuils niedersetzen und in dem Besehen weiter gehen, als einem vergünstiget oder von dem, der die Fremden herum führet, gezeiget wird«.

In einigen Schlössern gestattet man es nicht, dafs in die Schlofsgemächer die Spazierstöcke (aus spanischem Rohr) mitgebracht werden; vor den fürstlichen Zimmern hat man sie unbedingt abzulegen. Nicht ein jeder Kavalier darf sich des Nachts die Treppe hinauf mit Fackeln leuchten lassen. An die Türen anzuklopfen ist unstatthaft: man darf nur mit den Nägeln kratzen. Streng vorgeschrieben ist, wer von dem Hofstaate in die verschiedenen Gemächer eintreten darf. Unter Kaiser Joseph I. erhielten in die letzte Anticamera nur Grafen Zutritt; in die »Retraiten und Retiraden« einzutreten ist niemandem erlaubt

[1]) J. A. Donndorff, Geschichte der Erfindungen. Quedlinb. u. Leipz. 1818 V. 511.

außer fürstlichen Personen, die sich am Hofe aufhalten, Gesandten, großen Ministern. In § 37 bespricht der Verfasser die Veränderungen, die seit 50 bis 60 Jahren in der Ausstattung der Schlösser Eingang gefunden haben. Jetzt (1729) sind manche Herren nicht zufrieden mit den Möbeln aus Frankreich, Italien, Holland und England, sie lassen sie aus der Türkei, aus China kommen.

Außer den Schlössern haben die Fürsten auch Lusthäuser, in denen wieder eine andere Etikette herrscht z. B.: darf kein Kavalier mit dem Degen erscheinen; ein Versehen wird mit einem großen Glas Wein gebüßt.

Die Anordnung der Lusthäuser ist verschieden, einige bestehen aus einem großen Pavillon, den kleinere umgeben (Nymphenburg). In dem großen wohnt der Fürst mit seiner Gemahlin oder mit derjenigen, die sie als Gemahlin lieben«. In anderen ist in der Mitte ein achteckiger Saal für Assembléen-Ballette; rings herum sind die Zimmer gruppiert, die miteinander in Verbindung stehen. Zuweilen haben die Lusthäuser flache Dächer, die als Altane verwendet werden können. Hofplätze werden mit Terrassen, Statuen, Orangerien, Fontänen geschmückt; die Haupttreppe hat Balustraden, das Treppenhaus ist mit Freskomalereien dekoriert (Würzburg). In den Zimmern sind Kamine, auf denen Porträts, en bas relief stehen; »vor den Spiegeln liegen bißweilen marmorne oder andere geschnitzte, nackte Venus-Bilder, die mit ungemeiner Kunst verfertiget«. »In manchen Schlössern (Charlottenburg) gibt es »Porcellain-Gemächer oder Cabinettes, in welchen die schönsten von Porcellain aufsteigenden Zierrathen anzusehen, an großen Töpffen, Vasen, Schüsseln, Aufsätzen, Thé-, Chocolade-, Caffé-Services mit dazwischen gestellten Spiegeln, Indianischen Urnen, Pagoden nach einer schönsten Ordnung und mit besonderer Magnificenze«. Gärten mit Haupt- und Nebenfontänen, dazu gehören »Reservoirs, Aqueducs, Fontainen, Grotten«. Bei den Grotten findet man Kaskaden, »mancherley Jets d'eau« zur Kühlung. Hier speisen zuweilen die Herrschaften; auch Badezimmer sind vorhanden, Tiergärten, Parks mit Alléen, Statuen, Kaskaden, Volièren, Fischteichen; in den Kanälen liegen Schiffe bereit.

Die Eremitagen, »nach Art der Einöden, wie verfallen« angelegt, enthalten außer der Kapelle eine Schlafkammer, Küche, Garten- und Studierstube; die Gemälde stellen religiöse Sujets dar. Die Orangeriehäuser und Gärten gehören zu einem fürstlichen Lustpark; endlich darf ein Jagdhaus nicht fehlen. Das des Herzogs von Savoyen, die Veneria, wird besonders beschrieben.

5. Die Parkanlagen im 17. und 18. Jahrhundert.

Dem feierlichen Aussehen der Schlossfassaden entsprach nun die Anlage der Parke, die die Gärten der früheren Zeit völlig verdrängten. Vor dem Schlosse stehen die Orangerien, die im Winter in geschützte Räume gebracht werden mußten. Diese steifen und feierlichen Bäumchen in ihren grüngestrichenen Holzkübeln passen sehr wirkungsvoll zur gesamten Architektur. Auf die Blumenkultur legt man keinen Wert mehr.

Den Geschmack beherrscht der große Gartenkünstler André Le Nôtre (1613—1700), der den Park von Versailles, Chantilly, Trianon u. s. w. anlegt.[1] Die schnurgraden Avenuen mit ihren Taxushecken und Statuenschmuck, belebt durch Wasserbecken, mit Fontänen und Skulpturen, bieten überaus wirkungsvolle Ausblicke, wie man sich ja in dem Parke von Nymphenburg, allenfalls auch von Schleißheim überzeugen kann. Kleine Theehäuschen und sonstige Bauanlagen werden für intimere Geselligkeit verwendet, so im Nymphenburger Parke die Pagodenburg (1716) und die Badenburg (1718), vor allem das reizende Rokokoschlößchen, die Amalienburg, das Meisterwerk des François Cuvilliés (1698—1768).

[1] Dezallier d'Argenville, la théorie et la pratique du jardinage. Paris 1709. — Vgl. H. Jäger, Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt. Berlin 1887. — Abbildung vom Garten des Palais Cardinal (Royal) zu Paris. Kulturh. Bilderbuch IV, N. 1864. — Vom Schlosse de Fresnes bei Paris IV, N. 2058, gest. von Caspar Merian. — Von Israel Silvestre sind gestochen die Ansicht vom Garten des Palais d'Orleans (ibid. V, N. 2347), vom Jardin de Monsieur Renard aux Tuilleries 1658 (ib. V, N. 2348), von der Grotte in Saint Cloud (V, N. 2349), von dem Springbrunnen in Lisini en Brie (N. 2350), von Fontainebleau (V. N. 2351, 2352, 2353), Garten des Schlosses Liencourt (V. N. 2566, 2568, 2570, 2571, 2572, 2572), Springbrunnen in Fontainebleau (V. N. 2579). Garten des Schlosses Raincy (V. N. 2587). Nach Jean Rigaud, die Promenade de Luxembourg (ib. VI. N. 3135) und die Wasserkünste von Saint-Cloud (ib. VI. N. 3136). — Romain de Hooghe, holländische Parkanlage (ebend. V. N. 2843).



Nymphenburg. Die Pagodenburg.

II. Die Städte.

Auch unter den Städten müssen wir die grofsen Hauptstädte der Länder, Provinzen, die Reichsstädte von den kleineren Orten und gar von den Flecken und Weilern unterscheiden. Was von den erstgenannten Orten gilt, darf man keineswegs auf die Kleinstädte übertragen. Wir werden aber in dieser Darstellung einzig und allein die Verhältnisse der Grofsstädte ins Auge fassen, da über das Leben jener unbedeutenden Ortschaften zu wenig Berichte vorliegen.

Nach unserer heutigen Anschauung sind allerdings auch die Hauptstädte des Mittelalters und der nächsten Jahrhunderte kaum unter die grofsen zu zählen. Was wir über ihre Einwohnerzahl ermitteln können, läfst sie nach modernen Begriffen recht klein und unbedeutend erscheinen.

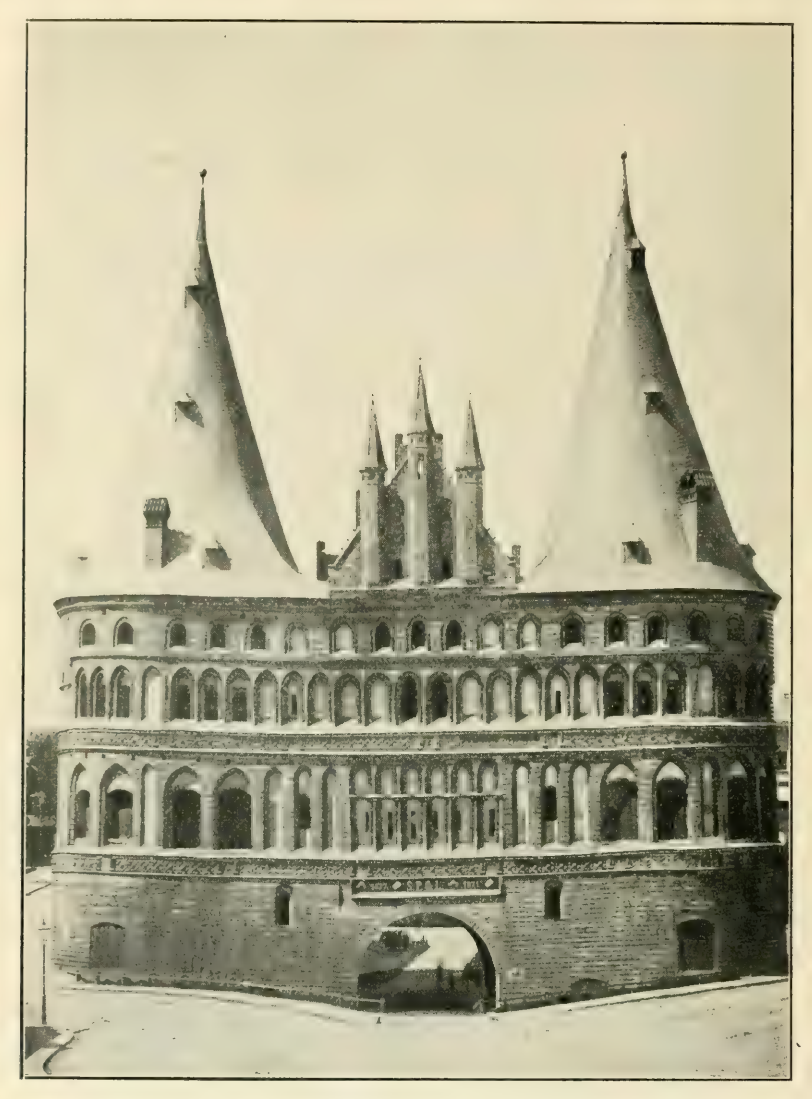
Nach Jastrow (die Volkszahl deutscher Städte zu Ende des Mittelalters und zum Beginn der Neuzeit. Berlin 1886) hatte im 15. Jahrhundert Nürnberg und Strafsburg eine Einwohnerzahl von 16—17000, bis 20000, Frankfurt a. M. und Basel 15000 und weniger, Rostock 14000; dagegen Dresden nur 5000 und Meifsen gar 2000 Bewohner. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts ist Augsburg auf gegen 60000 Einwohner zu schätzen. Kurz vor dem Dreifsigjährigen Kriege ist Nürnberg mit 40—50000, Breslau, das im 16. Jahrhundert schon 40000 Bewohner gehabt hatte, mit 30000, ebenso Strafsburg mit 30000 in Anschlag zu bringen, Leipzig mit 15000, Berlin mit 14000, Brandenburg a. H. und Frankfurt a. O. mit 10000, Stendal mit 8000, Prenzlau und Ruppin mit 6—700 Einwohnern zu berechnen.

1. Die Befestigungen.

Jede Stadt jedoch, die auf einige Bedeutung Anspruch erhob, ob grofs ob klein, ist befestigt, von Mauern und Gräben umgeben und nach den bewährten Regeln des Vitruvius und des Vegetius gegen die Gefahren einer Belagerung geschützt. Auf die verschiedenen Befestigungsmethoden des Mittelalters einzugehen, ist hier wohl nicht am Platze; auch sind dieselben schon wiederholt dargestellt worden.[1]) Meist sind diese Mauern der Zeit zum Opfer gefallen und aus dem frühen Mittelalter ist kaum eine Befestigung noch in leidlichem Zustand erhalten.

[1]) Z. B. Deutsches Leben d. 14. u. 15. Jhdts., S. 17 fl.

Vielleicht rühren die Überreste der alten Stadtmauer von Verona, die an der Via Paltone sichtbar sind und sich durch den Grätenverband (appareil en arêtes) auszeichnen, noch aus der Zeit der Ostgoten her; der Clara- oder Römerturm in Köln dürfte aus dem 6. Jahr-



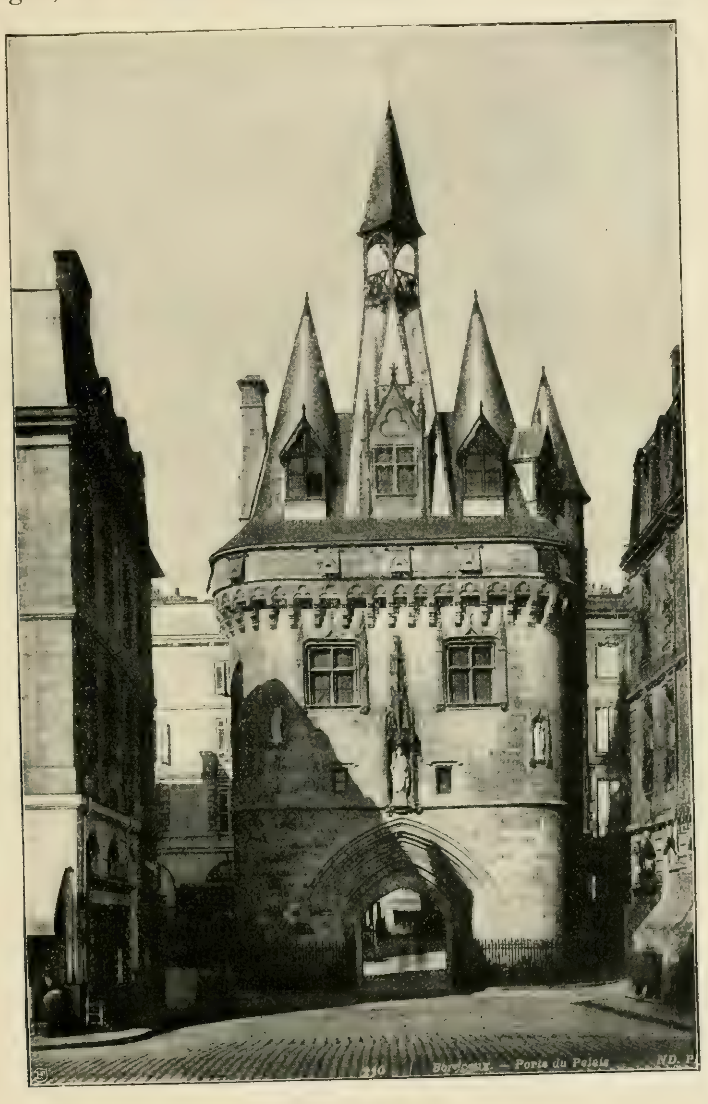
Holstentor zu Lübeck.

hundert herrühren, ein Werk der Franken sein.[1]) In Südfrankreich könnte die Fortifikation von Carcassonne noch dem 12., die von Aigues-Mortes dem 13. Jahrhundert angehören.[2])

[1]) Abgeb. bei A. v. Essenwein, Die Ausgänge der klassischen Baukunst in J. Durm, Hdb. d. Architektur. Darmst. 1886. S. 124 Fig. 176.

[2]) Vgl. Viollet-le-Duc, Dictionnaire s. v. Architecture militaire.

In Deutschland werden wir solche frühe Denkmäler meist vergeblich suchen; die wenigen Überreste des Nürnberger Mauerringes stammen aus dem 14. und 15. Jahrhundert, und derselben Zeit dürften die Befestigungen, die Luzern von der Landseite schützen, angehören. Diese



Tor in Bordeaux.

Art von Mauern gewährten gegen die schweren Geschütze keine hinreichende Sicherheit und so hat schon Albrecht Dürer die Anlage von Bastionen u. s. w. befürwortet. In seinem Sinne ist die Stadtfestung von Schaffhausen, der Turm Munot, (1564—82) erbaut. Dagegen rühren die bekannten Batterie-Türme von Nürnberg, am Frauen-, Laufer- und Spittlertore, nicht von A. Dürer sondern von dem Stadtbaumeister Georg Unger

(† 1559) her. Grofsen Ruhmes erfreute sich im 16. Jahrhundert die italienische Befestigungskunst; italienische Kriegsbaumeister werden nach Frankreich, nach Deutschland berufen und tragen erfolgreich dazu bei, den italienischen Baustil diesseits der Alpen zu verbreiten. Die weitere Entwicklung der Befestigungskunst, die neuitalienischen, die niederländischen (Coehorn), die französischen Verbesserungen hier hervorzuheben, würde von dem eigentlichen Thema zu weit abführen.

In die Stadt selbst gelangte man, sobald mittels einer Zugbrücke der Graben überschritten war, durch die stark befestigten Tore. Auch diese Bauwerke sind meist abgetragen worden, als die Städte die ihr Wachstum beschränkenden Festungsmauern niederlegten, und nur wenige solche Denkmäler sind durch rechtzeitiges Einschreiten Sachverständiger noch gerettet worden. Nur in seltenen Fällen dürften einige Stadttore, wenn man von dem grofsartigen Denkmale spätrömischer Befestigungskunst, der Porta nigra, in Trier absieht, noch bis ins 13. Jahrhundert zurückzudatieren sein; vielleicht gehören einzelne Teile des Aachener Marschiertores dieser früheren Zeit an[1]) und unter den erhaltenen Torburgenanlagen Kölns dürften einige wohl auch aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts herrühren. Zahlreicher sind die Denkmäler aus dem 15. Jahrhundert erhalten. In den Städten der Altmark treffen wir da die geschmackvoll in Backstein ausgeführten Torbauten von Stendal und Tangermünde, von Brandenburg a. d. Havel, in Lübeck das imposante Holstentor (1477), in Prag den reichgeschmückten Pulverturm (stark restauriert) und die beiden die Moldaubrücke beherrschenden Brückentürme, den von der Altstadt (1451) und den entsprechenden auf der Kleinseite. Seltener sind die reichgeschmückten Stadttore in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Eins der merkwürdigsten dürfte das Jerusalemer Tor in Büdingen bei Gelnhausen (1543) sein; in seiner Bauform macht sich noch der gotische Stil deutlich bemerkbar.[2]) Zur vollen Geltung ist der Renaissancestil bei dem Baue des grofsartigen hohen Tores zu Danzig gelangt. Unter den in Frankreich aus dem Mittelalter erhaltenen Toren ist besonders das von Bordeaux beachtenswert. In Italien hatten Meisterwerke der Festungstore geschaffen San Michele in der Porta Nuova und Porta Stuppa zu Verona, Michelangelo in der Porta Pia zu Rom. Die niederländischen Festungsbaumeister liebten es auch, die Toranlagen künstlerisch zu gestalten und kein geringerer als Peter Paul Rubens selbst entwarf die Fassade des Scheldetores zu Antwerpen. Mehr als Triumphbogen ist die Porte Saint Denis in Paris gedacht, die 1671—72 der grofse Architekt François Blondel zum Andenken an die Siege in Flandern und der Franche-Comté erbaute. Das Königstor zu Stettin, 1718—28 errichtet, zeigt die Abhängigkeit von dem französischen Vorbilde. Ebensowenig ist das Brandenburger Tor in Berlin eigentlich als ein Stadttor im Sinne früherer Jahrhunderte an-

---

[1]) Franz Bock. Rheinlands Baudenkm. des MA. 3. Serie (Köln o. J. c. 1870), die mittelalterlichen Befestigungswerke Aachens.

[2]) Abgeb. bei Ernst Förster, Denkmäler deutscher Kunst. II.

zusehen, es bildet nur den monumentalen Abschlufs der Linden. Dagegen ist das von Nobile erbaute Burgtor in Wien tatsächlich als Festungstor angelegt.

2. Die Strafsen der Städte.

Die Zugbrücke überschreitend, gelangen wir durch das Torhaus nun in die innere Stadt, und da sind es vor allem die Strafsen, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, nicht durch ihre Vortrefflichkeit, sondern vielmehr durch ihren verwahrlosten Zustand[1]) bemerkenswert.

Die so überaus verständige Art, wie die Römer ihre Strafsen angelegt, sauber gepflastert, mit Steigen für die Fufsgänger versehen, für die gehörige Abwässerung gesorgt, alle diese Errungenschaften alter Kultur waren im Mittelalter in Vergessenheit geraten, ja wir können behaupten, dafs selbst in unserer Zeit noch nicht allerorten die Vollkommenheit der Stadtanlagen erreicht ist, die die Römer überall als unerläfslich ansahen: gute Strafsen, Wasserleitungen, öffentliche Bäder u. s. w. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters scheint man sich um die städtischen Strafsen gar nicht gekümmert zu haben; man überliefs sie allen Einwirkungen der Witterung: bei Regen und Tauwetter bildeten sie einen bodenlosen Morast, den die Fufsgänger nur auf Steckelschuhen, auf künstlich gelegten Steinen überschreiten konnten. Aller Unrat wurde auf die Strafse geworfen; selbst in Paris trieben sich die Schweine auf ihr herum. 1131 lief in einer Vorstadt (in der Rue du Martroi) ein Schwein dem Pferde des fünfzehnjährigen Sohnes von Ludwig dem Dicken, Philipp, in die Beine; der Prinz wurde abgeworfen und starb an den Folgen dieses Sturzes am 13. Oktober. Das trug aber keineswegs dazu bei, die Übelstände zu beseitigen. Man war an den Schmutz in Paris so sehr gewöhnt; leitete man doch Lutetia von lutum ab und übersetzte den lateinischen Namen mit Schmutzstadt.

Von dem Pestgestank[2]) in den Strafsen können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir bei Rigordus lesen, dafs der König Philipp August, der doch an die Ausdünstung seiner Residenz gewöhnt sein mufste, 1185 ohnmächtig wurde, als er am Fenster seines Palastes stand und vorüberfahrende Karren den Strafsenschmutz aufwühlten. Infolge dieser Erfahrung befahl der König den Bürgern, die Strafsen der Stadt mit harten und festen Steinen zu pflastern. Nur einige wenige Strafsen wurden so gepflastert und zwar mit grofsen Steinplatten, drei bis vier Fufs im Quadrat und mehr als einen Fufs dick; Reste dieses Pflasters sind tief unter dem jetzigen Strafsenniveau wiederholt in Paris aufgefunden worden. Aber bald war der Zustand der Strafsen der alte; die Pflasterung wurde nicht ausgebessert und besonders die Gewohnheit,

---

[1]) Alfred Franklin, la vie privée d'autrefois (la Hygiène). Paris 1890. — A. Schultz, d. höfische Leben z. Zeit der Minnesinger ²I. (Lpz. 1889) S. 120 ff. — A. Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrhundert. Prag u. Lpz. 1892. S. 21 ff. — Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters. Bonn 1825—29.

[2]) Vgl. über das Folgende Alfr. Franklin, La Vie privée d'autrefois (la Hygiène.) Paris 1890.

all und jeden Unrat und Kot auf die Strafse zu werfen, blieb ungestört, so dafs noch nach mehr als eineinhalb Jahrhunderten die alten Klagen über die Unwegsamkeit und Unsauberkeit der Strafsen vollauf berechtigt waren. Und doch hatte man schon zur Zeit Ludwigs IX. des Heiligen einen Strafsenaufseher (Voyer), der zahlreiche Naturalsteuern von den Händlern und Krämern erhob. Die entsetzlichen Verwüstungen, welche die Seuche des schwarzen Todes in Paris anrichtete, veranlafsten 1348 den König Johann II., die Bürger zur Reinigung der Strafsen zu ermahnen; die Schweine, die sich gegen die Verordnung auf der Strafse herumtrieben, sollten die Diener vom Châtelet töten dürfen; sie behielten für sich den Kopf, das übrige wurde an die Spitäler abgeliefert. Die Besitzer sollten die Strafse vor ihren Häusern fegen lassen; es wurde ihnen nahegelegt, auch für ihre Pflasterung zu sorgen. In der Verordnung vom 30. Januar 1350 wurde alles das noch einmal wiederholt, nur gedenkt man der Ausräumer der Senkgruben (vidangeurs oder maistres fifi) und nimmt sie gegen jede Beleidigung in Schutz. Wie die 1356 und 1374 erneuten Bekanntmachungen zeigen, fanden alle diese Verordnungen wenig Beachtung. Einzelne Hausbesitzer hatten Karren zur Abfuhr des Unrates gemietet, aber man lud den Schmutz auf der Place Maubert ab, so diesen Marktplatz völlig verpestet wurde; 1388 erschien eine neue Bekanntmachung. Es wird über den schlechten Zustand des Pflasters sowie über die ekelerregende Unsauberkeit der Strafsen geklagt und alle Hausbesitzer, selbst die Geistlichen und die sonst Privilegierten, werden aufgefordert, den Schmutz vor ihren Häusern fortzuschaffen und das Pflaster auszubessern. Wieviel diese Edikte genutzt haben, zeigt am besten der Umstand, dafs sie 1392, 1393, 1395 wiederholt werden mufsten. Die Kosten der Abfuhr wurden geregelt. 1399 befahl der König, dafs Bürger, Geistliche, selbst Prinzen von Geblüt für Instandhaltung und Reinigung der Strafse vor ihren Häusern zu sorgen hatten.

Das erreichte man nun allenfalls, allein dafür häufte sich auf den öffentlichen Plätzen der Schmutz; die Anwohner der Seine warfen einfach alles in den Flufs und verpesteten ihn so, dafs Karl VI. 1404 drohte, ihn auf Kosten der Bürger reinigen zu lassen. So wird noch wiederholt während des 15. Jahrhunderts die Sauberhaltung der Strafsen eingeschärft, augenscheinlich ohne Erfolg. Doch hatte man im 15. Jahrhundert begonnen, die Abwässer durch Kanäle in die Seine zu leiten.

Unter Franz I. wurde 1531 in Anbetracht der verheerenden Pestseuche die Pflasterung und Reinigung der Strafsen, die Abfuhr der Unsauberkeiten geregelt, zugleich den Hausbesitzern bei Strafe befohlen, Anstandsorte und Senkgruben in ihren Häusern herstellen zu lassen. Noch strengere Geldstrafen, ja körperliche Züchtigung drohte das Edikt vom November 1539 an. Es sollte nicht aller Unrat auf die Strafse geworfen werden; unsaubere Flüssigkeiten sind in die Kanäle zu tragen und ein Eimer reines Wasser nachzuschütten, damit der Unrat um so schneller fortgespült wird. Ein Parlamentsedikt vom 4. Juni 1536 verbietet ausdrücklich, Unsauberkeiten durchs Fenster auf die Strafse zu schütten.

Um 6 Uhr früh und um 3 Uhr nachmittags fuhren die Gemüllwagen durch die Strafsen; jeder Hausbesitzer hatte Sorge zu tragen, dafs der Unrat zum Mitnehmen bereit war. Die Polizisten sollten täglich sich überzeugen, dafs auf den Strafsen alles in Ordnung war.

Die grofsen Steinplatten, die man im 12. Jahrhundert angewendet hatte, scheinen sich nicht bewährt zu haben, man verwendete erst kleinere Steine (50—60 cm im Quadrat, 16—19 cm dick) und zu Anfang des 15. Jahrhunderts Würfel von 6—7 Zoll. Ja man kennt eine Art von Macadampflaster, das unter dem Namen »Pavé de la Ligue« bekannt ist.

Der Gestank der offenen Kanäle verpestet aber Paris bis ins 17. Jahrhundert. Ein Fortschritt war es wenigstens, als 1644 die Fuhrleute der Ausräumearbeiten bei Strafe angehalten wurden, im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr früh mit ihren Verrichtungen fertig zu sein. Die Pflasterung wurde unter Ludwig XIV. verbessert, und grofse Verdienste erwarb sich um die Reinlichkeit der Stadt der bekannte Polizeileutnant Nicolas de la Reynie. Allein trotz alledem schüttete man aus den Fenstern den auf der Strafse Vorübergehenden allerlei Unrat auf den Kopf; da für öffentliche Bedürfnisanstalten nur unzureichend gesorgt war, war auf den Strafsen die Unreinlichkeit nicht zu beseitigen, selbst der Palast des Louvre war, wie ein Bericht von 1682 beweist, voller Unsauberkeit. Ein gut Teil dieser unerträglichen Zustände liegt an der auch sonst oft bewiesenen schlechten Gewohnheit der damaligen Gesellschaft. In Spanien war selbst der vom König bewohnte Palast nicht vor ekelhaften Verunreinigungen gesichert.[1]) Die Vermehrung öffentlicher Anstandsorte (Garderobes) half wenigstens einigermafsen diesen Übelständen ab.

Im 18. Jahrhundert waren die Strafsen von Paris trotz aller Edikte noch immer sehr schmutzig; in der Mitte der Fahrbahn flofs der übelriechende Rinnstein. Wer nicht von seinen Ausdünstungen zu sehr belästigt sein wollte, mufste dicht an den Häusern gehen (le haut du pavé); vor den Güssen aus den Fenstern war man da aber erst gar nicht sicher. Indessen wurde die Kanalisation und das Pflaster verbessert; das aus Sandsteinwürfeln von 7—8 Zoll, sollte nach Voltaires Äufserung das beste sein.

Die Dachrinnen hatten bisher das Regenwasser direkt in den Rinnstein geschüttet: gegen Ende des 18. Jahrhunderts verwendet man Abfallrohre: das Regenwasser, das aus ihnen strömt, wäscht, ehe es in den Rinnstein fällt, einen Teil des Strafsenpflasters. Erst 1782 werden Trottoirs nach englischem Muster angelegt; das Besprengen der Strafsen hatte schon um 1761 Pierre Outrequin eingeführt; gegen Anfang des 19. Jahrhunderts werden öffentliche Water-Closets üblich.

Ich habe an der Hand der trefflichen Schilderung von Alfred Franklin die Pariser Strafsen ausführlicher besprochen, weil Paris eine Grofsstadt ist, im 13. Jahrhundert schon 120000, im 14. Jahrhundert

---

[1]) K. Justi, Diego Velasquez. Bonn 1888. — II. 219.

150000, zu Beginn des 17. Jahrhunderts 200000, Anfang des 18. Jahrhunderts eine halbe Million Einwohner hatte. Von Paris, der angestaunten Weltstadt, wird man einen Schlufs auf die Strafsen in den französischen Provinzialstädten machen können. Aber auch die Übelstände, die in anderen Ländern hinsichtlich der Strafsenpolizei sich bemerklich machten, mufs man dann gerechter und billiger beurteilen.

In Mantua hatte man 1229 mit der Pflasterung begonnen; 1242 wurde der Marktplatz von Verona gepflastert.

Deutschland[1]) war ziemlich zurückgeblieben: eine der Städte, deren Strafsen am frühesten gepflastert wurden, ist Prag (1331). In Nürnberg entschlofs man sich erst 1368 dazu; vorher war bei Regenwetter auf seinen Strafsen ein unergründlicher Morast.[2]) Jedoch man mufs nicht glauben, dafs viele Strafsen und Plätze der Pflasterung teilhaftig wurden: solche Verbesserungen liefs man zunächst nur den Hauptstrafsen, durch die die Stadt passierenden Wagenzüge gingen, angedeihen. Bern (1399), Regensburg (1400), Augsburg (1416) folgten dem Beispiele Nürnbergs; in Breslau pflasterte man 1406 auf der Sandinsel. Die kleinen Städte entschlossen sich endlich auch dazu; in Landshut begann man 1494. Indessen in Tuttlingen war es so schmutzig, dafs man dem Kaiser Friedrich von einem Besuche abriet, und in Reutlingen ist er 1485 am 28. August beinahe samt seinem Pferde im Strafsenkot versunken. In Breslau war bis 1534 der Neumarkt ungepflastert.[3]) 1559 wird das Pflaster in Dresden auf das gleiche Niveau gebracht; die Bauern, die Holz vom Amte erhalten, müssen umsonst Steine in die Stadt mitbringen.[4]) 1561 wird der Platz vor dem Rathaus zu Köln neu gepflastert: man hatte sich den Meister Adrian aus Antwerpen kommen lassen.[5])

Im Gegensatz zu Paris waren die deutschen Städte gewöhnlich mit Feldsteinen gepflastert.

Auch in Deutschland waren die Strafsen sehr unsauber. Schweine liefen auf ihnen herum — es war selbst in Nürnberg den Beckern und Pfragnern gestattet, 10 Stück zu halten, in Frankfurt a. M. den Beckern (14. Jahrh.) 2—6: (1365 den Beckern im Rate 8, den anderen nur 4). Ja die Schweinekoben hatte man nach der Strafse hin untergebracht, und dieser Umstand trug sicher nicht dazu bei, die Luft in der Stadt zu verbessern. In Breslau wurde erst 1495 befohlen, diese Schweineställe an den Strafsen und am Ringe zu beseitigen, verboten, die Tiere bei Strafe frei auf der Gasse herumlaufen zu lassen, doch mufste das Gesetz noch 1515 aufs neue eingeschärft werden und bei dieser Gelegenheit wurde die Konfiskation der an hohen Festtagen, z. B. am Fronleichnamsfeste, auf der Strafse betroffenen Schweine angedroht. Die Einwohner waren gewöhnt, allen Unrat des Hauses auf die Gasse zu

---

[1]) Höf. Leben [2]II, 120 ff.; Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert S. 21 ff. — J. Beckmann Beyträge z. Geschichte der Erfindungen. Lpz. 1788. II. 335 ff.

[2]) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1875. Sp. 209 ff.

[3]) Nic. Pol, Hemerolog. Jul. 22.

[4]) Wenck, 483.

[5]) Buch Weinsberg II, 113.

werfen. In gewissem Sinne waren da die Schweine immerhin nicht ohne Nutzen. In Krakau hat man schon im 14. und 15. Jahrhundert Verordnungen über die Bereinigung der Strafsen erlassen, in dem Mühldorfer Stadtrechte aber wird ausdrücklich bestimmt, dafs ohne Erlaubnis der Bürger und des Richters der Mist nur 14 Tage lang auf dem Markte liegen bleiben darf. Als eine vortreffliche Einrichtung wird es in einem 1490 abgefafsten Lobgedicht auf Nürnberg gepriesen, dafs da täglich ein Knecht die toten Säue, Hunde, Katzen, Hühner und Ratzen auf der Strafse sammelt und vor das Tor der Stadt hinausträgt.

In Berlin sah es noch im 17. Jahrhundert schlimm aus. Als 1624 der Kurfürst die Reinigung der Strafsen befahl, antwortete der Rat, das gehe nicht an, weil die Bürger mit Feldarbeit beschäftigt wären. 1650 erging ein neuer Befehl, die grofsen Kehrichthaufen an der Peterskirche fortzuschaffen; seit 1671 mufste jeder Bauer, der nach Berlin zum Markte kam, eine Fuhre Unrat wieder mit hinausschaffen. Bis 1641 hatten die Bürger ihre Schweineställe unter den Fenstern an der Strafse; der Schmutzerei wurde erst ein Ende gemacht als 1681 der grofse Kurfürst den Bürgern das Mästen der Schweine verbot.[1])

In den seit dem 13. Jahrhundert in Schlesien, Böhmen, Preufsen neu angelegten Städten hat man die Strafsen nach einem gewissen System immer schnurgerade abgesteckt, grofse Marktplätze in regelmäfsigen Quadraten vorgesehen. Seit dem 14. Jahrhundert bei der Erweiterung der Städte ist man jedoch zum Teil von diesen Grundsätzen abgewichen: die Verlängerungen der alten geraden Strafsen verlaufen krumm je nach Bedürfnis. In den alten Städten wie Köln, Hildesheim, Prag hat man auf eine regelmäfsige Führung der Strafsen überhaupt verzichtet. Des Nachts wurden sie mit Ketten versperrt: es brauchte in der Finsternis niemand in der Stadt fahren, zumal da ja die Stadttore seit der Dunkelheit längst geschlossen waren.

Für die Sicherheit sorgte der Nachtwächter, der wie in Chemnitz 1488 im Sommer von 10 Uhr abends bis 3 Uhr früh, im Winter von 7—5 Uhr seines Amtes waltete, an den Kreuzwegen alle Stunden ausrief und zur Bewahrung des Feuers aufforderte.[2]) Die Hunde mufsten nach der Nürnberger Verordnung von 1430 eingesperrt werden, damit sie nicht auf der Gasse sich herumtreibend die Nachtruhe der friedlichen Bürger störten, die ohnedies durch das Lärmen der Nachtschwärmer, die Serenaden verliebter Jünglinge oft genug bedroht wurde.

Die Strafsen waren des Nachts absolut finster, wenn nicht der Mond die Beleuchtung übernahm. Wer bei einbrechender Dunkelheit durch die Gassen gehen mufste, liefs sich mit Fackeln oder Windlichtern vorleuchten oder trug sich selbst eine Laterne. 1662 erhielt in Paris ein Abbate Laudati das Privileg, Fackeln und Laternen gegen Entgelt zu vermieten.[3]) Eine Strafsenbeleuchtung ist in Paris erst 1667 angeordnet worden, da die früheren Befehle von 1524, 1553,

[1]) Beckmann, Beitr. z. Gesch. d. Erf. II, 360, Leipz. 1788.
[2]) Vgl. Beckmann, Beitr. z. Gesch. d. Erf. IV. 128 ff.
[3]) Beckmann, Beitr. z Gesch. d. Erf., Leipzig 1786, I, 72.

1558 ohne Erfolg waren[1]); man erhellte ein wenig die Gassen durch Laternen, in denen Talglichter brannten. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde Paris ca. 1766 mit Reverbère-Laternen beleuchtet (ebend. I, 75; II, 526); sie hingen an quer gespannten Ketten mitten in der Strafse, strahlten ihr Licht wohl in die Ferne; aber gerade unmittelbar unter der Laterne war es um so dunkeler. Nur wenn hoher Besuch in der Stadt verweilte, hat man Laternen schon im Mittelalter vor den Häusern ausgehängt. Auf städtische Kosten wurden bei Bränden an den Eckhäusern Laternen oder in eisernen Brandkörben Kienspäne zur Beleuchtung angezündet. In London sind Verordnungen über die Beleuchtung schon von 1414 vorhanden, doch scheint erst 1668 dieselbe geordnet zu sein; jeder Hauswirt hatte zwischen 6 Uhr abends und 11 Uhr eine Laterne auszuhängen. Erst 1736 und 1739 wurde die Beleuchtung durchgeführt. In Amsterdam gibt es 1669 öffentliche Strafsenlaternen, in Hamburg 1675, in Berlin seit 1679, in Wien seit 1687 (seit 1776 Kugellampen), in Hannover 1696, in Leipzig 1702, in Dresden 1705 (Neustadt 1728), in Frankfurt a. M. 1707, in Cassel 1721, Halle 1728, Braunschweig 1765.[2])

Wenn es in den Hauptstädten Deutschlands so schlimm mit der Sauberkeit der Strafsen bestellt war, so ist es leicht, sich eine Vorstellung von den Verhältnissen einer kleinen Stadt zu machen. 1610 veröffentlicht Hippolyt Guarinonius seine berühmten »Grewel der Verwüstung«. Er hat wohl seinen Wohnort, Hall in Tirol, im Auge, wenn er (S. 503) von den »Secrethäusern gegen die Gassen oder nechst hinder der Hausthiern« erzählt, mitteilt, wie aller Unrat in den Rinnstein oder aus den Fenstern auf die Gasse geschüttet wird, wie grofs und klein auf offener Strafse sich erleichtern, wie die Düngerhaufen bei den Bürgern, die Vieh halten, bis zum Frühling vor den Häusern oder auf dem Marktplatze liegen bleiben (S. 504—515).[3])

---

[1]) Ebend. I, 72 ff.

[2]) Beckmann a. a. O. I, 80 ff. Als Beckmann den Aufsatz schrieb (1780) entbehrte Rom noch jeglicher Beleuchtung.

[3]) Vgl. Le Moyen de parvenir. s. l. e. a. 16⁰ p. 134. Es pays d'Alsassie en un endroit assez beau, si vous n'y avez esté, cela ne vous servira à rien de le vous decrire, pource que vous n'y cognoistrez rien, et si vous y avez esté c'est assez, cele vous emportuneroit de le rapporter, sinon allez-y: La les dames sont assez libres, mais sages et pour le bien faire paroistre, elles ne pissent, qu'une fois la semaine et c'est au Vendredy qu'elles s'assemblent au matin toutes par bandes ce qu'il fait estrangement moult bien voir, et selon leur dignitéz s'en vont en pisserie, comme on va à la foire, dequoy elles n'ont plus de honte que les femmes de bien, qui monstrent l'appanage de leur fessier aux eaux de Pougues. Que c'est que de coustumes des pays, on ne le trouveroit pas bon icy, et la il est delectable; Ainsi qu'és villes de Normandie où plusiers en leur pochette gauche portent un mouchoir pour le cul ainsi qu'en la droite un pour le nez. Estans arrivées ces femmes au lieu de la pisserie ou pissotière elles se disposent commes des montagnes d'Angleterre, chacune où elle est y gardant dignitez, prerogatives et honneur . . . . en cette commodité abondamment, joyeusement et à la copieuse et benigne descharge des reins elles vuident leurs vessies et pissent tant que cette rivière en est faitte et continuée . . . . Que s'il y a des femmes qui ne savent pas bien pisser, on les envoye à Genève d'autant que la il y a plusieurs belles escoles où on apprend à pisser et chier en public et en compagnie.

In Nürnberg hatte man allerdings schon im 15. Jahrhundert 7 öffentliche Bedürfnisanstalten, die alle Jahre einmal um Martini geräumt wurden. Die »Nachtmeister« (Guarinonius nennt sie »Nachtkunig oder Nachtstüerling«) sind verpflichtet, den Dung in die Pegnitz zu werfen. Noch vor Menschengedenken waren die Aborte der an der Pegnitz gelegenen Häuser ohne Senkgruben, einfach auf den Fluſs angewiesen, und dasselbe fand z. B. auch in Breslau statt, wo die Ohle die Stelle der Pegnitz zu vertreten hatte. In Breslau hatte man aber schon im Jahre 1476 einen Bader um 10 Mark gestraft, der Unrat in die Ohle und Mist in die Oder geschüttet haben sollte.[1])

In Berlin wurde der neue Markt erst 1679, die Königsstraſse 1684 gepflastert, die Stechbahn war noch 1679 ungepflastert.[2])

In Frankreich und Deutschland beginnt mit dem 16. Jahrhundert wenigstens für die gröſseren Städte eine Besserung der unerträglichen Übelstände, die während des Mittelalters allerorten anzutreffen waren, im Norden dagegen hat man erst im 16. Jahrhundert alles das zu durchleben, was in anderen Ländern schon mehr oder weniger überwunden war. Wir besitzen ein treffliches Werk von Troels Lund[3]), dem wir folgende Notizen entnehmen. Die Pflasterung wurde in Dänemark und Norwegen erst im 16. Jahrhundert und zwar von Holland aus eingeführt, und die Straſsen zeichneten sich gleichfalls durch Schmutz und Unsauberkeit aller Art aus; die Plage der auf den Straſsen sich herumtreibenden Schweine und der herrenlosen Hunde war wie in den Städten Deutschlands nur schwer zu beseitigen; auch die nach der Straſse zu gelegenen Klosets und deren Reinigung gab zu vielen Übelständen Veranlassung.

Die Numerierung der Häuser ist erst im 18. Jahrhundert angeregt worden[4]); früher begnügt man sich, die Straſse zu nennen, die Nachbarn oder die Gegenüber zu bezeichnen. Viele Häuser, zumal seit dem 15. Jahrhundert, tragen auch einen Namen und dann ist das entsprechende Bildwerk recht sichtbar an dem Hause angebracht.

3. Wasserleitungen, öffentliche Brunnen.

Daſs bei der in den Straſsen und wohl nicht minder in den Häusern herrschenden Unreinlichkeit, auch infolge der von den in der Stadt gelegenen Begräbnisplätzen ausgehenden Infektion das Trinkwasser schlecht und ungesund wurde, liegt auf der Hand. Noch im 18. Jahrhundert wird in Paris über das ungenieſsbare Wasser geklagt.[5]) Um diesen Übelständen abzuhelfen, hatten einige Städte — Prag zwar selbst im Jahre 1903 nicht — Wasserleitungen angelegt, um reines trinkbares

[1]) S. B. Klose, Breslau in Script. Rer. Siles. III, 69, Bresl. 1847.

[2]) Beckmann a. a. O. II, 351.

[3]) Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts, Kopenhagen 1882.

[4]) Vgl. Alfred Franklin. La vie privée d'autrefois. Variétés Parisiennes (Paris 1901), Kap. I—VI.)

[5]) Franklin a. a. O. 171.

Wasser von aufsen den Bürgern zuzuführen. Italien war mit dem guten Beispiele vorangegangen: Mailand beginnt den Bau der Leitung 1179, Siena 1193, dann folgt Cremona 1233, Como 1257, Modena 1259, Parma 1233 und 1285, später Bologna und Verona. Auch in London versuchte man es 1236, und in Paris traf man gleiche, wenn auch lange nicht ausreichende Vorkehrungen. Die Wasserleitung hatte aber nicht allein den Zweck, Trinkwasser zu liefern, sondern sie sollte auch zur Spülung der Kanäle benutzt werden. Zu diesem Zwecke leitete man 1292 in Colmar ein nahegelegenes Flüfschen durch die Stadt.[1] In Zittau wird die Wasserleitung 1374 erbaut, in Nürnberg mufs sie schon 1362 vorhanden gewesen sein, da in diesem Jahre mit der Errichtung des schönen Brunnens begonnen wurde. Die Wasserversorgung von Bern ist gleichfalls alt, bereits 1393 ins Werk gesetzt. Sieben Rohrbrunnen hat man 1416 in Augsburg dem Gebrauche übergeben. Wurde nun mittels eines Hebewerkes das Gefäll des Wassers so verstärkt, dafs es in die Häuser geleitet werden konnte, dann war es auch möglich, Springbrunnen und beständig sprudelnde Röhrbrunnen anzulegen. Wenn man allerdings das oft arg verunreinigte Flufswasser zu diesem Zwecke verwendete, dann war wenig gewonnen. So wollte der berühmte Ingenieur Salomon de Caux 1621 die Stadt Paris durch Zuleitung von Seinewasser reinigen und zugleich öffentliche Brunnen an schicklichen Plätzen mit diesem Wasser versehen.

In Breslau gab es bereits 1479 eine Wasserkunst, durch die das Oderwasser in die Stadt geleitet wurde. 1514 waren so fast alle Strafsen mit fliefsendem Wasser versorgt. Diese Wasserhebewerke werden im 16. und 17. Jahrhundert noch vergröfsert.[2] Dresden erhielt erst 1542 Hochquellwasser; in diesem Jahre wurde das »Hochplauische Wasser« durch den kurf. sächsischen Oberzeug- und Braumeister Kaspar Wierand in die Stadt geleitet.[3]

Einer der ältesten monumentalen Springbrunnen ist, wie es scheint, in der Ruine des Klosters Heisterbach noch erhalten; er mag aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts herrühren. Noch älter sind die interessanten Brunnenöffnungen der venezianischen Zisternen. In Siena ist die Fontebranda bereits 1248 von Giovanni di Stefano künstlerisch gestaltet worden; die Fonte Gaja ist 1402—19 durch den grofsen Bildhauer Jacopo della Quercia erbaut worden. Die Wasserleitung von Perugia hatte 1254 Plenerio begonnen, und der Brunnen Fonte Maggiore war von Niccolò Pisano und seinem Sohne Giovanni wie durch andere Bildhauer zu einem hervorragenden Kunstwerke gestaltet worden. Erst im 16. Jahrhundert werden dann wieder grofse schmuckreiche Brunnen errichtet wie die Fontana Pretoria zu Palermo (1550), die Fontana del Duomo zu Messina, welche Giovanni Angelo Montorsoli 1547—51 arbeitete, der Oceanusbrunnen im Giardino Boboli zu Florenz von Giovanni da Bologna und desselben Meisters Neptuns-

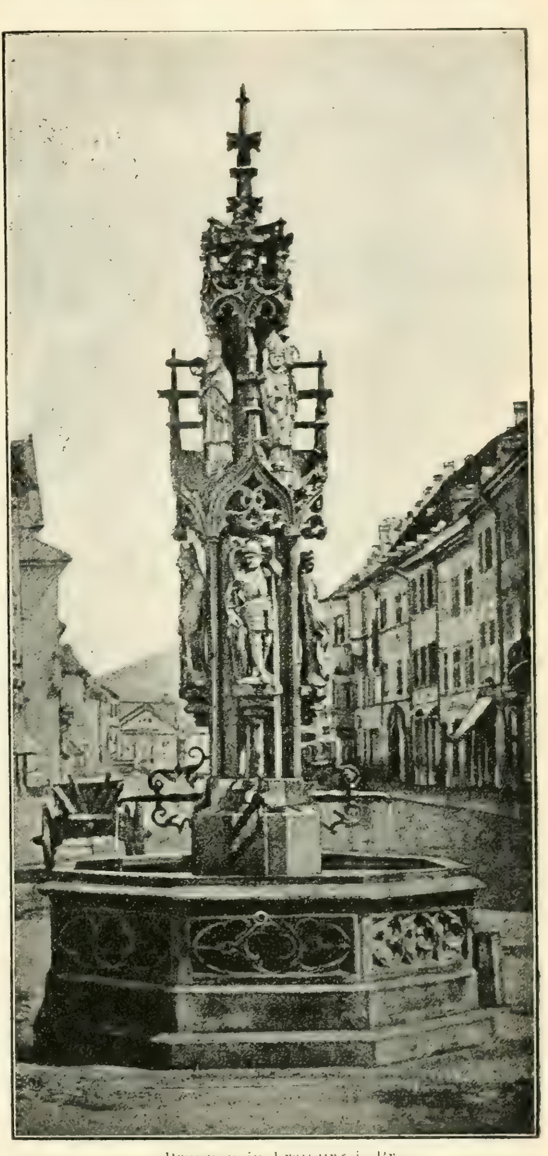
---

[1]) Vgl. Hüllmann, Städtewesen IV, 39 ff.

[2]) Nic. Pol, Hemerologium, Ang. 10 u. s. w.

[3]) Wenck, Dresden, S. 19.

brunnen zu Bologna (1563), die Fontana delle Tartarughe des Taddeo Landini zu Rom (1585). Ein Meisterwerk vornehmer Brunnenfassung ist die Fontana Trevi zu Rom von Nicolà Salvi (1735—62) ausgeführt.



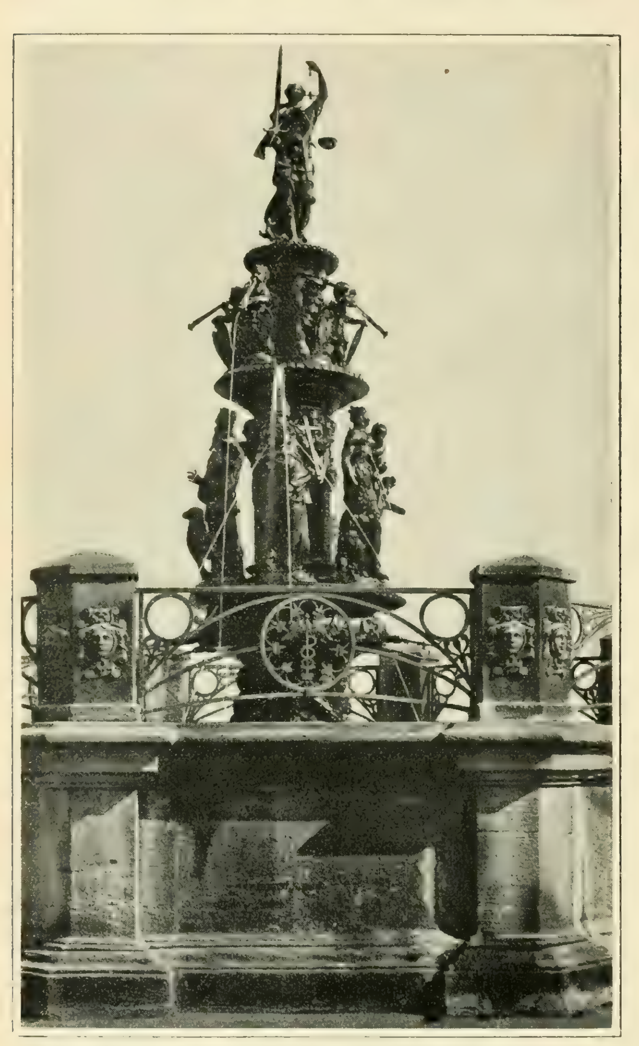
Brunnen in Freiburg i. Br.

Frankreich hat aus älterer Zeit viel weniger Monumentalbrunnen aufzuweisen. Der gegenüber dem Hospital zu Provins erbaute gehört wohl noch dem 12. Jahrhundert an[1]), aber aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters sind nur unbedeutende Überreste, wenn wir Viollet-le-Duc Glauben beimessen dürfen, erhalten. Berühmt ist die Fontaine des Innocents zu Paris, 1551 von dem berühmten Baumeister Pierre Lescot errichtet und von Jean Goujon mit ausgezeichneten Skulpturen geschmückt.

Zahlreiche künstlerisch geschmückte Brunnen sind in Deutschland erhalten. Der bekannte schöne Brunnen in Nürnberg gehört noch dem 14. Jahrhundert an. Von dem Originalwerke sind nur Trümmer noch vorhanden; was heute auf dem Marktplatze zu sehen ist, wurde in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erneuert. Dagegen ist der kleine, aus Blei gegossene Brunnen vor dem Rathause zu Braunschweig alt. Das zierliche Kunstwerk ist, wie eine Inschrift besagt, 1408 gefertigt worden. Den italienischen Brunnen von Siena und Perugia ähnelt der von Kuttenberg in Böhmen 1495 erbaute. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ist der Ziehbrunnen im Dome zu Regensburg, 1511 der Springbrunnen im Chore des Freiburger Münsters, 1463 oder 1470 der Monumentalbrunnen

[1]) Viollet-le-Duc, Dict. de l'Arch. V, 529.

zu Rottenburg vollendet worden. Der von Georg Syrlin in Ulm 1482 erbaute Fischkasten, der inschriftlich 1481 angelegte Brunnen in Luzern gehören zu den wenigen Denkmälern des 15. Jahrhunderts, deren Herstellungszeit präzis zu bestimmen ist; die Entstehungszeit der gotischen Brunnenbauten in Freiburg i. Br., in Urach u. a. a. O. war bisher nicht zu ermitteln. 1508 wurde auf dem Weinmarkte in Luzern, 1509 zu Schwäbisch-Hall ein Brunnen noch im spätgotischen Stile errichtet, aber früh findet der italienische Renaissancestil gerade bei dieser Art von Denkmälern Anwendung. Wilhelm Rem meldet in seiner Augsburger Chronik, dafs 1512 »bei sant Martin ain rotter marmelstainer rörkasten gemacht wurde: es was darvor ain hultziner gewest« und dafs man gleiche Brunnen 1514 bei S. Lienhart, 1515 bei dem Weberhaus, bei S. Ulrich und bei »unser frauen Brüdern« erbaute. Sicher ist der 1526 unter dem Kardinal Albrecht von Brandenburg in Mainz ausgeführte Judenbrunnen schon im Renaissancestil gehalten. Reizend zumal sind die zahlreichen Säulenbrunnen in der Schweiz; auf den Säulen steht irgend eine Figur z. B. in Basel und Bern ein Dudelsackbläser; das den Säulenschaft umgebende Friesband zeigt im Relief einen Bauerntanz auf einem Kinderreigen dargestellt. Auf einer der Berner Brunnensäulen sitzt ein Bär, dem ein Helm aufgestülpt ist, auf einer anderen steht der bekannte Kindlifresser. Ähnlich scheint der Marktbrunnen von Bietigheim in Schwaben komponiert (1549); auf der Säule steht die Statue des Herzogs Ulrich von Württemberg. Das gleiche



Tugendbrunnen zu Nürnberg, von Benedikt Wurzelbauer.

Standbild bekrönt den Marktbrunnen von Sindolfingen, der 1544 erbaut, 1583 erneuert wurde, während der Marktbrunnen zu Leonberg (1566) mit der des Herzogs Christoph geschmückt ist. In Weil der Stadt zeigt der Marktbrunnen von 1537 das Standbild des Kaisers Karl V. Ich glaube, dafs es sich empfehlen würde, bei modernen Brunnenanlagen auf diese hübschen Ideen zurückzugreifen.

Andere Brunnen, die weder durch ihre Architektur noch durch die zierenden Bildwerke sich auszeichnen, erhalten im 16. Jahrhundert vielfach eine künstlerische Bedeutung durch ihre oft den ganzen Brunnen wie eine Laube überdeckenden künstlich geschmiedeten Gitter. Eins der schönsten ist noch heute auf dem kleinen altstädter Ring in Prag zu sehen.



Brunnen zu Basel.

Grofs ist der Kunstwert aller dieser hübschen Denkmäler kaum anzuschlagen, und sicher hat der im übrigen arg überschätzte Brunnen zu Nürnberg, den der Erzgiefser Pankraz Labenwolff mit dem Gänsemännchen zierte, ungleich mehr zu bedeuten. Auch der kleine Brunnen im Nürnberger Rathause, von demselben Meister herrührend (1557), kann als ein wohlgelungenes Kunstwerk angesehen werden. Dagegen stehen wir dem vielgerühmten Tugendbrunnen, an der Lorenzer-Kirche zu Nürnberg, den Benedikt Wurzelbauer 1589 vollendete, mit geteilten Empfindungen gegenüber. Das Ganze ist hübsch, die Einzelfiguren aber zeigen arge Maniriertheit. An ein ähnliches Kunstwerk denkt Fischart, wenn er in der Geschichtsklitterung (449) erzählt: »ein herrlicher Pronnen von Albaster: Und darauff die drey Gracia oder Gnadgöttin mit dem Cornucopischen Cereshörnern des überflusses eins guten Jars. Und gaben Wasser aus Brüsten, mund, oren, augen, und andern öfnungen des Leibs«. Über einen Springbrunnen, den Georg Labenwolf für den König von Dänemark gegossen hatte, schreibt Magdalena Behem am 25. Dezember 1582 an ihren Bräutigam Bartholomäus Paumgärtner[1]: »Da hat mon im graben bey dem fichsbag ein gewaltig werck eines springenden prunens auf gericht von lautter messing mit vil reren und springen. Das haben wir gesehen, wierst an zweifel wol darvon gehert haben, weil es hie gemacht ist worn und dem Kinchg von Denemark sol gehern.« Von grofsartiger Schönheit jedoch sind die drei Monumentalbrunnen von

[1]) Briefwechsel S. 15.

Augsburg: der etwas überladene Augustusbrunnen von Hubert Gerhard (1590), der viel trefflichere Herkulesbrunnen von Adrian de Vries



Adrian de Vries, Herkulesbrunnen zu Augsburg.

(1596) und der Merkursbrunnen (1599) desselben Meisters. Diese drei Denkmäler sind wohl das Schönste, was Deutschland auf diesem Gebiete aufzuweisen hat. Seit dieser Zeit bis auf die jüngste Periode ist kaum

ein nennenswerter städtischer Brunnen in Deutschland erbaut worden. Die Augsburger Brunnen wurden durch ein Hebewerk gespeist, welches in dem Wasserturme sich befand. Paul Hentzner besuchte im Mai 1600 Augsburg und bewunderte den Augustusbrunnen.[1]) Er fügt hinzu: Videtur quoque machina trusatilis, ubi per tubos plumbeos aqua in altum truditur et in quoddam receptaculum recipitur, ex quo denique aqua per totam urbem perducitur, vulgo der Wasserthurn appellatur. In diesem Turme gab es mancherlei scherzhafte Wasserkünste zu sehen. Ich habe ihn noch 1854 besucht; heute ist er längst beseitigt worden.

Unter den Monumentalbrunnen des 18. Jahrhunderts ist das ausgezeichnete Werk hervorzuheben, das der niederländische Bildhauer Gabriel de Grupello (geb. zu Geersberge 1644, gest. 1730) im Auftrage des Kurfürsten Johann Wilhelm für Düsseldorf ausführte und das 1741 nach Mannheim gebracht worden ist. Dann die grofsartig angelegte Pferdeschwemme in Salzburg, unter dem Erzbischof Leopold Anton Grafen von Firmian (1727—1744) erbaut.

4. Öffentliche Denkmäler.

Denkmäler verdienter und gefeierter Fürsten waren in den Städten noch überaus selten anzutreffen. Eines der ältesten Monumente dieser Art treffen wir in Magdeburg an: das Denkmal des Kaisers Otto des Grofsen und seiner Gemahlin Editha, eine Arbeit aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.[2]) Viele hundert Jahre später (nach 1552) wurde in Dresden vor dem Pirnaischen Tore ein Denkmal errichtet: Kurfürst Moritz überreicht seinem Bruder August das Kurschwert. Es mufste schon 1591 erneuert werden.[3])

Italien hatte allerdings schon im 15. Jahrhundert zwei Bronze-Reiterstatuen bedeutender Heerführer aufzuweisen, die des Gattamelata von Donatello zu Padua (1443) und zu Venedig die des Colleoni, welche Andrea Verrocchio (bis 1480) ausführte. Jedoch erst seit Ende des 16. Jahrhunderts werden die Reiterstatuen häufiger. Der Hauptmeister ist Giovanni da Bologna. Sein Schüler Pietro Tacca ist der Schöpfer der in Madrid aufgestellten Statuen Philippi III. und IV. von Spanien. In Frankreich modelliert Dupré das Standbild Heinrichs IV. Mehrere solche Denkmäler werden den Königen Ludwig XIV. und Ludwig XV. gewidmet. Von Frankreich verbreitet sich die Sitte bis nach Schottland und Dänemark. In Deutschland entsteht das treffliche Reiterstandbild des Grofsen Kurfürsten zu Berlin (1703), des Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm zu Düsseldorf (1703—10), von dem Niederländer Gabriel de Grupello modelliert, das in Kupfer getriebene Denkmal Augusts des Starken in Dresden, von Wiedemann (1735—36). Seit jener Zeit hat die Zahl der Fürsten und hervorragenden Persönlichkeiten gewidmeten Monumente stetig zugenommen.

---

[1]) Itinerarium Germaniae, Galliae . . . Norimbergae 1629, S. 587 ff.

[2]) F. v. Quast, Die Statue Kaiser Ottos des Grofsen in Magdeburg. — F. v. Quast und H. Otte, Ztschr. f. christl. Archäologie und Kunst. I, 108. — Lpz. 1856.

[3]) Wenck, 82 ff.

5. Verschiedene öffentliche Bauten.

Sicher war der Anblick und der Zustand der städtischen Strafsen bis tief ins 18. Jahrhundert hinein kein besonders erfreulicher; malerisch mochten sie vielleicht aussehen, gesund waren sie sicher nicht. Trotzdem hat man kein Bedenken getragen, mitten in dieser beklagenswerten Unordnung die schönsten und grofsartigsten Bauwerke zu errichten.

Über die Kirchenbauten, die Klosteranlagen des Mittelalters und der Folgezeit ist schon zahllose Male geschrieben worden; in jeder Geschichte der Architektur sind die stilistischen Eigenheiten erörtert. Hier möchte ich nur darauf hinweisen, dafs die freien Plätze um die Kirchen als Begräbnisstätten (Kirchhöfe) benutzt werden. Die schädliche Einwirkung der Kirchhöfe erkannte Guarinonius sehr wohl; er tritt entschieden (1610) dafür ein, sie aus den Städten hinauszuverlegen. Und zwar sollen die »Freythöff und Gottsäcker« unter dem Winde nach Mitternacht gelegen sein. Die Särge aus festem Holze sind tief einzugraben. Die Beisetzung in den Kirchen erklärt er für ganz unzulässig. (S. 513.) Im frühen Mittelalter hatte man die Klosterkirchen mit besonderer Pracht errichtet, dann waren im Laufe des 11. bis 13. Jahrhunderts die grofsen Kathedralen entstanden, die die besten Leistungen der mittelalterlichen Architektur darstellen; im späteren Mittelalter hatten die Städte ihren Stolz darein gesetzt, grofsartige Pfarrkirchen zu erbauen, wie das Ulmer Münster oder die Stephanskirche zu Wien, endlich war im 15. Jahrhundert die Mode entstanden, möglichst hohe Kirchtürme zu besitzen; dieser Mode verdankt beispielsweise der unmäfsig hohe Turm des Strafsburger Münsters seine Entstehung. Alte Synagogen sind nur selten noch zu finden. Eine der interessantesten ist die zu Worms, die wohl zu Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut worden ist. Die Altneuschule in Prag dürfte nicht vor dem 14. Jahrhundert errichtet sein. In Frankreich ist nach Viollet-le-Duc nicht eines dieser Denkmäler der Zerstörung entgangen.

Ein viel gröfseres Interesse haben für unseren Zweck

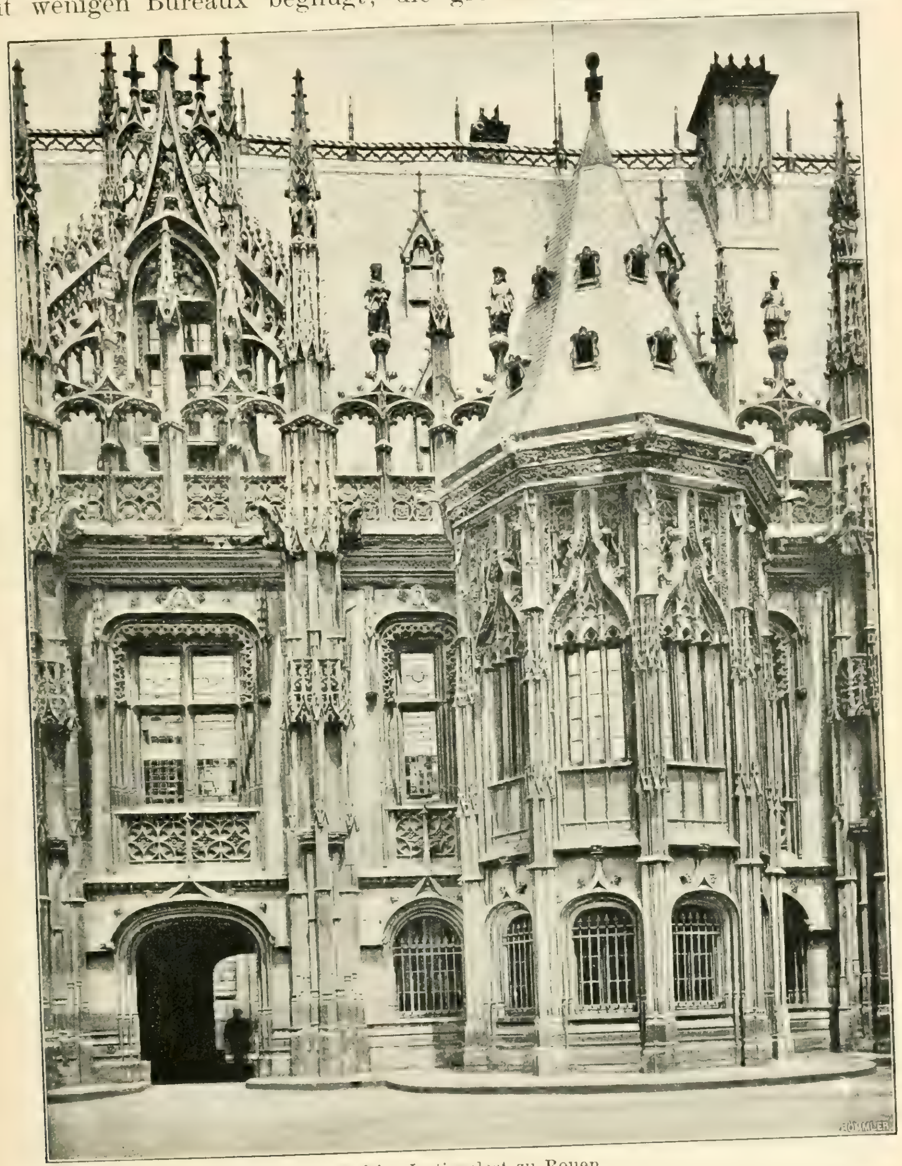
A. Die öffentlichen Gebäude der Stadt.

Unter diesen Bauten ist keiner wichtiger als

a) Das Rathaus.

Sobald eine Stadt so viele Freiheiten sich erworben hatte, dafs sie die Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbst überwachte, war ein Gebäude erforderlich, in dem die gewählten Schöffen und Ratsherren sich versammeln, die richterlichen und administrativen Obliegenheiten erfüllen, die Steuern von den Bürgern erheben und deren Verwendung im Interesse der ganzen Stadt veranlassen konnten. Bis ins 12. Jahrhundert sind solche städtische Paläste zu verfolgen. So lange die Verwaltung noch einfach war, genügten kleine Gebäude, je komplizierter jedoch die dem Rate anvertrauten Geschäfte sich gestalteten, desto mehr Räumlichkeiten waren erforderlich, desto gröfser wurden infolgedessen auch die Rathäuser. Dies macht sich besonders seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sehr bemerklich: grofse Erweiterungsbauten wie in

Nürnberg, Neubauten wie in Augsburg werden erforderlich. Noch bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte die städtische Verwaltung sich mit wenigen Bureaux begnügt; die grofsen Säle hatten für öffentliche



Hof im Justizpalast zu Rouen.

Zwecke, zu Tänzen und Festen für die Gemeinde oder für die Angehörigen der regierenden Familien Verwendung gefunden; während der Märkte hatte man in den Fluren Waren feilgehalten. Mit einem Worte: das Rathaus war in der Tat ein Haus, das der ganzen Bürgerschaft angehörte. Der Turm (den sie in Frankreich und den Niederlanden beffroi (belfried) nennen, dient als Warte für die gesamte Stadt.

Auf den Türmen der Rathäuser (zuweilen auch der Kirchen), waren Uhren[1]) aufgestellt, den Bürgern die Tageszeit zu weisen. Konnte man kein künstlerisches Uhrwerk erschwingen, dann behalf man sich mit einer Sonnenuhr[2]), die nur leider gar oft ihren Dienst versagte. Schlaguhren soll es schon im 13. Jahrhundert gegeben haben. Das Zifferblatt zeigte ursprünglich 24 Stunden; erst 1624 hatte man auf dem Turme des Rathauses zu Breslau den »halben Seiger« aufgestellt. In Spanien hat es noch im 16. Jahrhundert an Uhren gefehlt[3]). Häufig waren auch Glockenspiele vorhanden; das erste soll 1487 zu Aelst in Flandern gefertigt worden sein. Dem 16. Jahrhundert gehören schon die Kunstuhren an, die, wie am Rathaus zu Prag, die Apostel bei jeder Stunde vormarschieren, einen Hahn krähen lassen u. s. w. Das Uhrwerk am Zeitglockenturm zu Bern sei besonders hervorgehoben. Derselben Zeit, 1573, gehört die berühmte Uhr des Strafsburger Münsters an.

Von solchen alten Rathäusern sind jetzt aus den schon angegebenen Gründen wenige in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben; nur in kleinen Städten, wo die Geschäfte der Stadtverwaltung sich nicht merklich vergröfsert hatten, sind sie hin und wieder anzutreffen. So besitzt Frankreich nur ein solches Gebäude, das im 12. Jahrhundert erbaut worden ist, in der kleinen Stadt Saint-Antonin (Tarn et Garonne). Viollet-le-Duc[4]) hat Abbildungen dieses interessanten Baudenkmales gegeben. Ein vortreffliches Denkmal der öffentlichen Rechtspflege ist das Palais de Justice zu Rouen, seit 1493 errichtet. Zahlreicher sind die aus dem 15. und 16. Jahrhundert herrührenden Rathäuser, wie die zu Orléans, Compiègne, Saumur u. s. w. Ein vortreffliches Denkmal der städtischen Gemeindekunst bot das Hôtel de Ville zu Paris, das zur Zeit der Kommune 1871 niedergebrannt wurde.

Italien hat noch zahlreiche Gemeindehäuser aufzuweisen: der Broletto zu Como (1215), in Padua der Palazzo della Ragione (12. Jhdt.), der Palazzo del Municipio (1558) und die Loggia del Consiglio (1493 bis 1526), in Vicenza die Basilica (Palazzo del Consiglio, 1444 begonnen, ausgeführt von Andrea Palladio seit 1548, vollendet 1614), in Verona der Palazzo della Ragione (1183) und der Palazzo del Consiglio von Fra Giocondo (1433—1519) erbaut, in Brescia den Palazzo del Municipio, in Bergamo den Broletto (14. Jhdt.), in Mailand den Palazzo della Ragione, in Bologna den Palazzo Pubblico und den Palazzo del Podestà, den Palazzo della Ragione zu Ferrara, den Palazzo del Comune zu

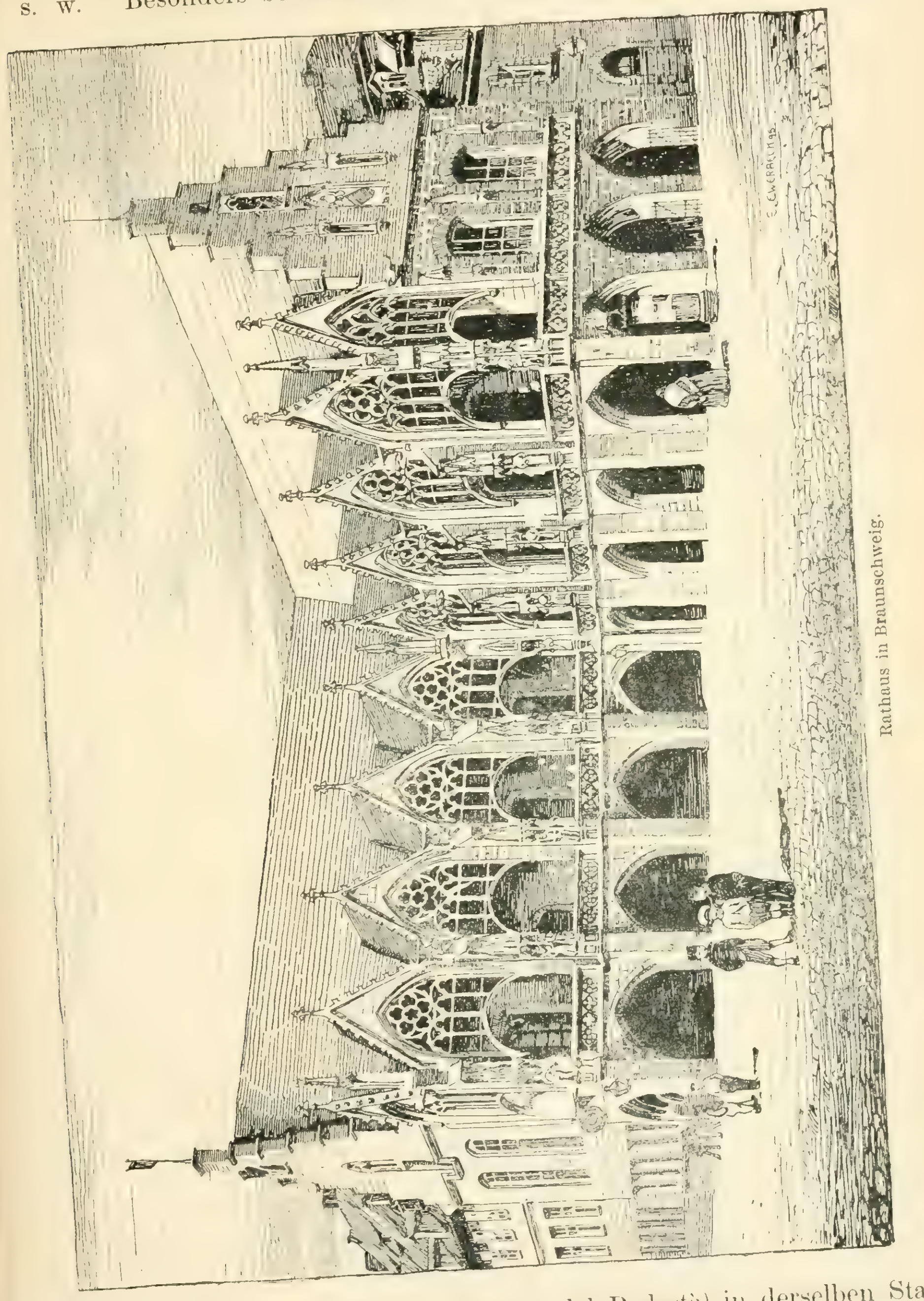
[1]) Alfr. Franklin, La vie privée d'autrefois. La mésure du temps. Paris 1888. — J. Beckmann, a. a. O. I. 149 ff. — Schlaguhren ebend. I. 301 ff.

[2]) Chr. Zwicker, Compendium horologico-sciotesicum oder Kurzer Begriff von Abtheilung allerhand Sonnen-Uhren. Dantzig 1647. — Jos. Furttenbach d. J, Von Sonnenuhren. Augsp. 1652. — J. U. Müller, Der unbetrügliche Stunden-Weiser, das ist deutliche Beschreibung aller der Zeit üblichen Sonnen-Uhren. M. 172 Kpfrn. Marcht. 1702.

[3]) Joh. Naeve, Keysers Ferdinand des Ersten Denkwürdige Tafel-Reden (Dresd. 1664 S. 36): Der Kayser gedacht auch, dafs die Spanier gar keine Seiger, weder in der Stadt noch auff den Dörffern hätten; neulichst aber wären sie aus Teutschland zu ihnen hineingebracht worden.

[4]) Dict. de l'Arch. VI. S. 90, 92, 93.

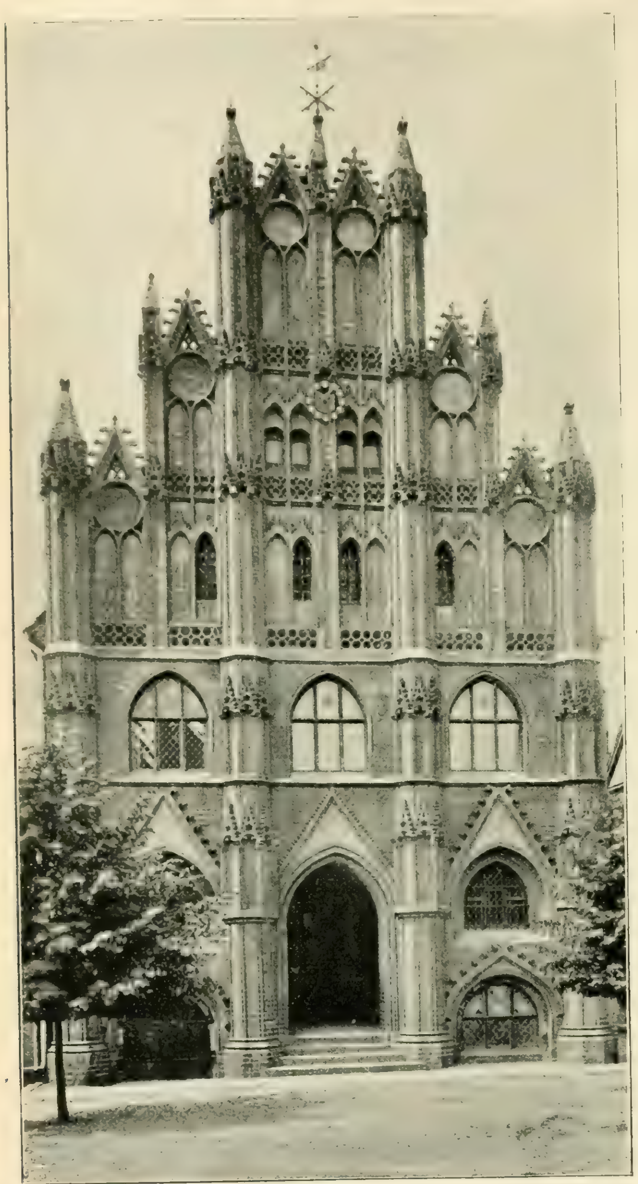
Piacenza, jenen musterhaften Backsteinbau, der 1281 begonnen wurde u. s. w. Besonders bekannt sind der Palazzo vecchio (della Signoria)



Rathaus in Braunschweig.

zu Florenz und der Bargello (Palazzo del Podestà) in derselben Stadt, sowie der großartige Bau des Palazzo Pubblico zu Siena, die alle dem 14. Jahrhdt. und der Folgezeit angehören. Diese Beispiele mögen genügen.

Die Rathäuser Deutschlands gehören meist einer späteren Zeit an. Das Rathaus zu Dortmund hat zwar Partien aufzuweisen, die noch aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts herrühren mögen. Die Überreste des Rathauses zu Gelnhausen rühren vielleicht noch aus einer etwas älteren Zeit her[1]), und ein Teil des grofsartigen Stadthauses zu Lübeck gehört sicher demselben Jahrhundert an. Viollet-le-Duc hat diesen ältesten Teil in seiner wahrscheinlichen Gestalt sehr hübsch gezeichnet.[2]) Zahlreicher sind schon die dem 14. Jahrhundert angehörigen Bauten, unter denen das Rathaus zu Braunschweig, seiner prächtigen Architektur wegen, eine ganz hervorragende Stelle verdient; auch das einfachere aber gleichfalls meisterhaft entworfene Rathaus zu Münster gehört noch diesem Jahrhundert an. Das von Bremen ist zu Anfang des 15. Jahrhunderts begonnen, dann zu Beginn des 17. zumal im Äufseren völlig umgebaut worden. Es wären dann noch zu nennen die Rathäuser zu Breslau (leider sehr ungeschickt renoviert), zu Prag (nur zum Teil erhalten), Ulm, Regensburg, Nürnberg und zahlreiche andere, die im 14. Jahrhundert begonnen, oft überaus reich, wie es den Vermögens-



Rathaus zu Königsberg i. d. Neumark.

[1]) Abgeb. b. K. Simon, a. a. O., Taf. IV, Fig. 7.

[2]) Dict. de l'Arch. VI. 97, 98.

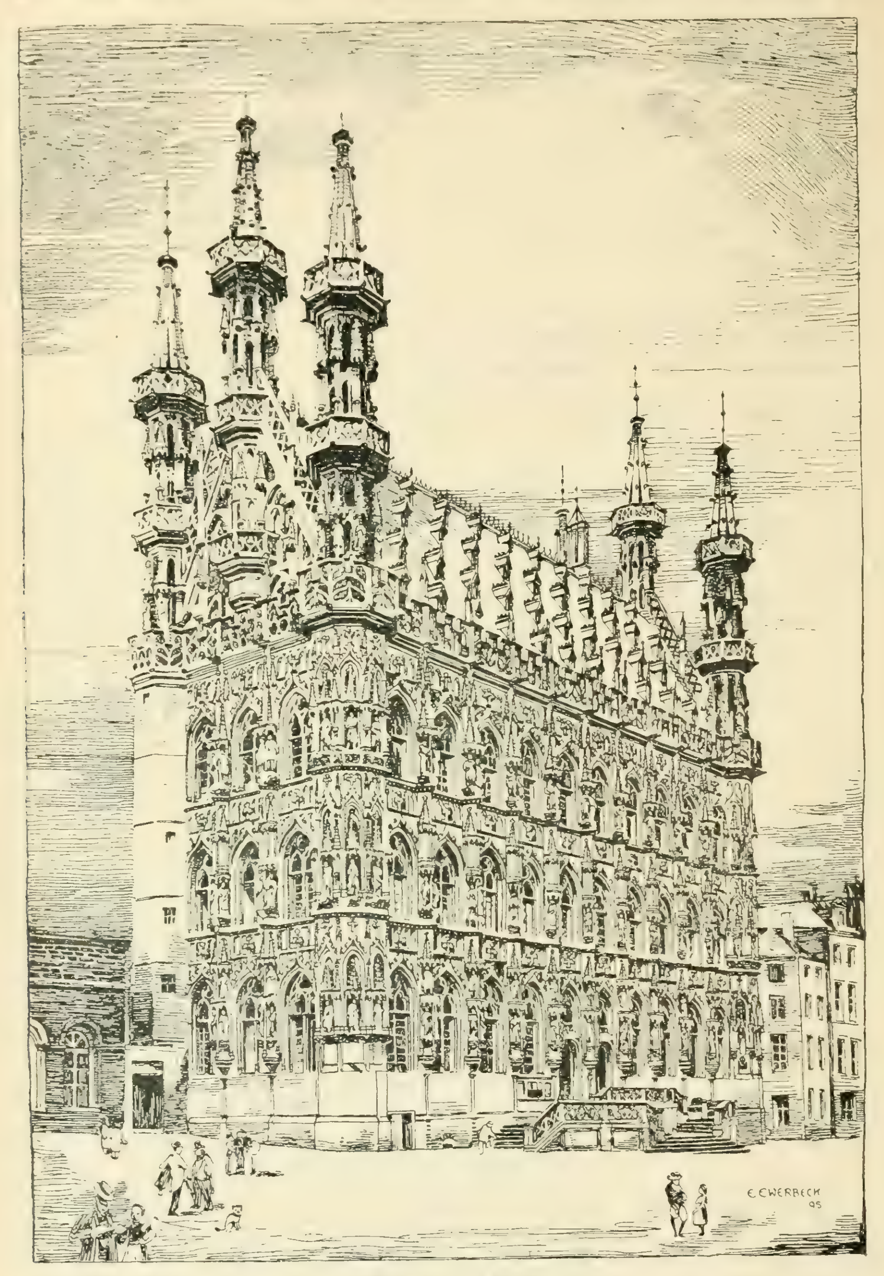
verhältnissen der Stadt entsprach, ausgebaut wurden. Auch die kleineren Städte Norddeutschlands haben reizende in Backstein ausgeführte Rathäuser aufzuweisen, so in der Altmark Brandenburg a. d. H., Stendal und Tangermünde, dann Jüterbog, Zerbst, in der Neumark Königsberg, in Pommern Stralsund, in Preufsen Marienburg u. s. w. Jede Stadt setzte ihren Stolz darin, ein schönes Rathaus zu besitzen; wenn der Haustein zu teuer war, begnügte man sich mit einem Ziegelbau und konnte man auch den nicht erschwingen, dann wufste man mit einem Fachwerkbau, wie das reizende Rathaus zu Wernigerode (1494—98), zu Alsfeld (1512), Duderstadt, Grünsfeld beweist, ganz überraschende Wirkungen zu erzielen. Mit den Bauwerken, welche die reichen Städte Flanderns errichteten, darf man allerdings diese bescheidenen und doch gerade deshalb so anziehenden Gebäude nicht vergleichen. Das Rathaus zu Brügge (angefangen 1377) ist eins der ältesten und einfachsten; schon reicher ist das zu Brüssel, das dem Anfang des 15. Jahrhunderts angehört und gar überladen das von Löwen (1448—63) und das zu Oudenaarde (1527—30.) Als das grofsartige Stadthaus zu Antwerpen 1561—65 von Cornelius de Vriendt erbaut wurde, war der niederländische Renaissancestil schon völlig ausgebildet. Die Zahl der im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts in Deutschland erbauten, mehr oder minder gut erhaltenen Rathäuser ist eine so grofse, dafs hier nur einige der beachtenswertesten genannt werden konnten. Ein grofser Teil derselben wurde im 16. Jahrhdt. durch Um- und Anbauten im Renaissancestile verändert und verlor so wenigstens in einzelnen Partien seinen eigentlichen Stilcharakter. Viele der mittelalterlichen Baudenkmäler wurden arg verunstaltet, andere erhielten dagegen einen Schmuck, der den Wert des Gebäudes wesentlich erhöhte.



Rathaus zu Grünsfeld (Baden).

Unter diesen letzteren Bauwerken wäre besonders das Rathaus von Görlitz zu nennen, das durch die Anlage der so überaus geschmackvollen Frei-

treppe, die Wendel Roskopf 1537 erbaute, nur gewonnen hat. So wurde in Lübeck ein Renaissancebau 1572—95 und zwar von der prächtigsten



Rathaus zu Löwen

Art mit dem ursprünglich schlichten gotischen Gebäude verbunden; in Bremen erhielt 1610 das Rathaus die anziehende Ostfassade. Unter den neu angelegten Rathäusern wäre hervorzuheben das ziemlich schlichte,

das von Hieronymus Lotter 1556 in Leipzig erbaut wurde, und der prachtvollen Bau, den seit 1572 der Nürnberger Architekt Wolff in Rothenburg ob der Tauber ausführte. 1613—19 baute man in Nürnberg den im streng klassischen Stile entworfenen Teil des Rathauses, der auch heut noch nichts von seiner trefflichen Wirkung verloren hat. Die Leitung des ganzen hatte wohl der Patrizier Eucharius Holzschuher, allein der Architekt war der Baumeister Jakob Wolf. Man wird diesem Künstler um so mehr Anerkennung zollen müssen, wenn man sein Werk mit dem Neubau des Augsburger Rathauses, den der berühmte Baumeister Elias Holl (1573) entwarf und 1614—20 leitete, vergleicht. Jedenfalls ist die von Wolf entworfene Fassade viel vornehmer und wirksamer, während Holl in dem grofsen Festsaal und der Dekoration der Nebenräume sehr hübsches geleistet hat. Über die sonst in jener Zeit in Deutschland erbauten Rathäuser gibt Wilhelm Lübkes treffliches Werk »Geschichte der deutschen Renaissance«[1]) Auskunft.


Roland zu Halberstadt.

Die Zeit nach dem Dreifsigjährigen Kriege hat nur wenige monumentale Rathausbauten mehr aufzuweisen; man behilft sich, das alte Haus durch Um- und Anbauten den Ansprüchen der immer mehr sich entwickelnden bureaukratischen Schreiberwirtschaft gemäfs umzugestalten und zu verunstalten. Allein das Rathaus zu Magdeburg, 1691—93 errichtet, kann als eine künstlerische Leistung angesehen werden.

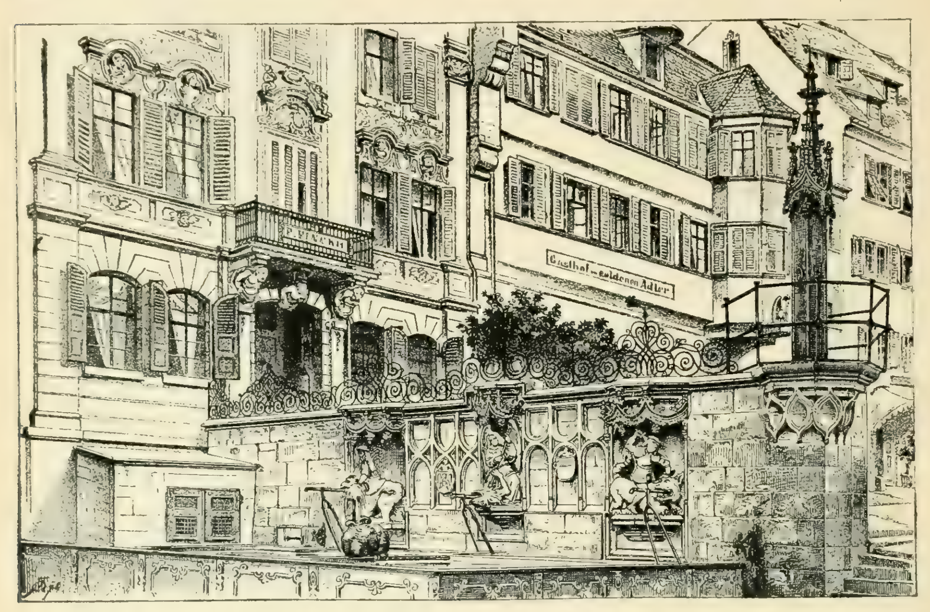
In den Sälen, in denen die Schöffen oder die Ratsherren (Scabini oder Consules) zu Gericht safsen, ermahnten weise Sprüche die Richter zur Gerechtigkeit; es hingen da Bilder, die zur Unparteilichkeit anspornen sollten: die Gerechtigkeit des Königs Otto oder des Trajan; die des Herkembaldus oder die Bestrafung des ungerechten Richters Sisamnes, die strenge Gesetzerfüllung des Zaleucus. Solche Bilder sind zumal in den Niederlanden ganz häufig auch von bedeutenden Künstlern ausgeführt worden. In Brügge malt Gérard David für das Rathaus die Geschichte des Sisamnes, für Löwen Dierck Bouts 1468 die des Kaisers Otto, in Brüssel Rogier v. d. Weyden die Gerechtigkeit des Trajan und des Herkembald, die vielleicht in den Teppichen des Berner Museums, welche Karl dem Kühnen nach der Schlacht von Granson abgenommen wurden, nachgebildet sind. In deutschen Rathäusern läfst man das

[1]) 2. Aufl. Stuttg. 1882.

Jüngste Gericht, das Urteil des Salomo malen. Ernste Sprüche erinnerten die Richter, unbestochen ihres Amtes zu walten:

»Eins manns red ist eine halbe red:
Man sol die part verhören bed,«

so war z. B. im Gerichtssaal des Strafsburger und des Nürnberger Rathauses zu lesen (cf. Phil. Hainhofer Reisetagebuch von 1617 in d. balt. Studien II. 2. S. 3. Stettin 1834). In der Nähe des Rathauses waren in einigen Städten Deutschlands als Zeichen der Gerichtsbarkeit die Rolandssäulen aufgestellt: in Halberstadt, Bremen, Brandenburg a. d. H., Halle u. s. w.[1])



Pranger von Schwäbisch-Hall.

Vor dem Rathause wurden ursprünglich auch die vom Gericht verhängten Strafen vollzogen; anfangs hatte man wohl selbst die Delinquenten vor den Stufen des Gemeinde- und Gerichtshauses enthaupten lassen, später blieben allein die Pranger bestehen. In Schwäbisch Hall ist ein Pranger aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erhalten; vor dem Rathause in Lübeck steht noch heute der Kaak, vor dem zu Breslau die Staupsäule, an der die armen Sünder mit dem Staupbesen bestraft wurden. Die Todesstrafe aber wird schon im späten Mittelalter vor der Stadt vollzogen, wo das ständige Schafott, der Rabenstein und der festgemauerte dreibeinige Galgen für die zahllosen Hinrichtungen bereit waren. Diese Denkmäler strenger Rechtspflege sind fast ohne Ausnahme längst beseitigt; sie werden wohl auch kaum künstlerisch gestaltet gewesen sein. Dafs dies jedoch nicht unmöglich ist, beweist der früher zu Montfaucon

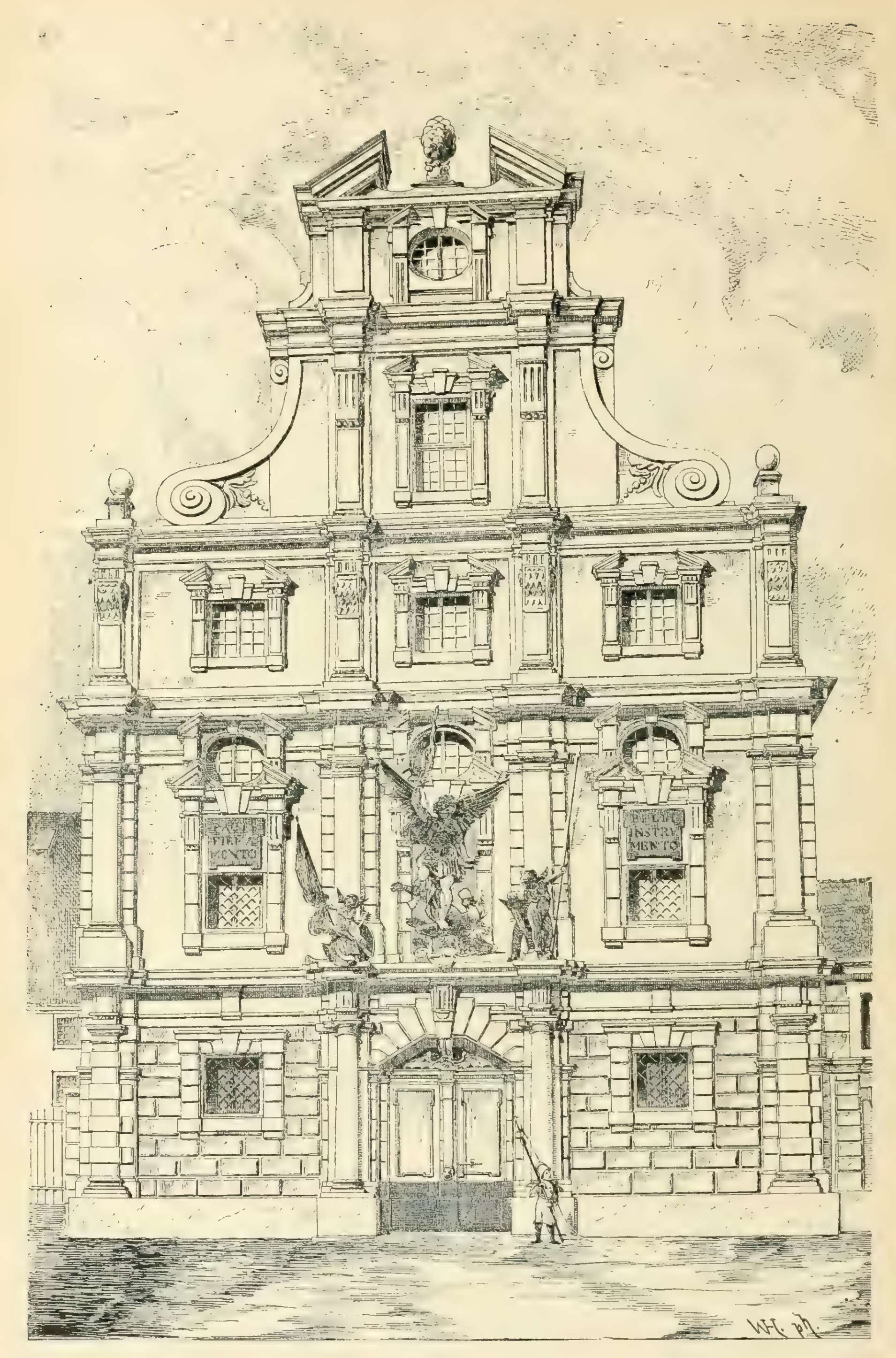
---

[1]) Zöpfl, Altert. d. deutschen Reichs und Rechts. IV. Die Rulandsäule (Leipz. 1861). — Beringuier, die Rolande Deutschlands (Berlin 1890).

bei Paris erbaute Monumentalgalgen, an dem, wenn es not tat, 45 Menschen zugleich gehängt werden konnten. Eine Freitreppe führte auf eine Plattform, unter der das Gewölbe für die Gebeine sich befand und auf der 16 Steinpfeiler standen, die je durch Holzbalken in drei Horizontalabschnitte geteilt waren. Viollet-le-Duc gibt (Dict. de l'Arch. V. 558, 560, 561) Abbildungen dieses merkwürdigen Denkmales.

b) Andere städtische Verwaltungsgebäude.

Die wehrhaften Städte des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte mufsten dafür sorgen, Waffen und Rüstungen für die städtischen oder geworbenen Truppen vorrätig zu haben, die Belagerungsgeschütze, die Antwerke oder Ingenia, die auch bei der Verteidigung eine grofse Rolle spielten, stets bereit zu finden. Zu diesem Zwecke errichtete man besondere Zeughäuser. Das Ulmer Zeughaus ist 1522 errichtet. In Nürnberg ist noch der stattliche Bau, dessen runde Ecktürme 1538 erbaut wurden, wohl erhalten, wie auch die Peunt, in der der Wohnsitz des städtischen Baumeisters und die zugehörigen Werkstätten untergebracht waren, bisher der Zerstörung entgangen sind. Anfangs des 17. Jahrhunderts war das Augsburger Zeughaus von Elias Holl ausgeführt worden. Zeughäuser treffen wir dann noch in Amberg, Breslau, Koburg, Danzig (1605), Köln, Lübeck (1594), Wolfenbüttel (1619). Die Kornmagazine, in denen die Stadt für die Zeiten der Not Getreide aufspeicherte, finden wir auch heute noch in der alten Reichsstadt Nürnberg. Ein anderes Kornhaus ist in Ulm (1591) und in Nördlingen Oberehnheim 1554 erhalten; dann wäre noch zu nennen das von Abraham Düntz 1711—16 errichtete zu Bern. Für die Kaufleute speziell sind die Kaufhäuser bestimmt, in der sie ihre Waren feil halten konnten. Wir finden noch solche in Freiburg i. Br., in Besigheim, in Strafsburg (14. Jhdt.), in Koblenz (1479). Das interessanteste unter diesen Gebäuden besafs ursprünglich Mainz. Es stammte etwa aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts her, zeigte in zwei Geschossen grofse Säle; das Dach war von Zinnen umgeben und vorgekragte Ecktürmchen gaben dem Ganzen eine treffliche Wirkung. Es wurde 1812 abgebrochen. Erhalten ist dagegen das auch architektonisch so interessante alte Kaufhaus zu Danzig, das zugleich Geschäftshaus der Kaufleute war und deren Trinkstube enthielt, den berühmte Artushof, der im 14. Jahrhundert begonnen, im letzten Viertel des 15. vollendet wurde und dessen grofse Halle als ein Meisterwerk der damaligen Baukunst betrachtet wird. Den Namen erhielt er von den auch unter den Kaufleuten beliebten Grâls- oder Tafelrundespielen, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts aus den Kreisen der ritterlichen Gesellschaft von den ersten und angesehensten Geschlechtern der Städte entlehnt wurden. Die Häuser, in denen diese Spiele gefeiert wurden, erhielten den Namen Artushöfe. Viel weniger durch seine Kunstformen bedeutend ist das alte hölzerne, am Bodensee gelegene Kaufhaus zu Konstanz (1388), das während des Konstanzer Konzils als Versammlungssaal der Kirchenfürsten diente. Dann gab es



Zeughaus in Augsburg.

Niederlagen von Kleiderstoffen, die Gewandhäuser, wie z. B. in Braunschweig (1590), zu Alsfeld, mit dem Weinhause verbunden (1538), dann Weinhäuser, in denen nicht allein die Getränke vorrätig gehalten und im grofsen verkauft wurden, sondern wo man auch Schankstuben

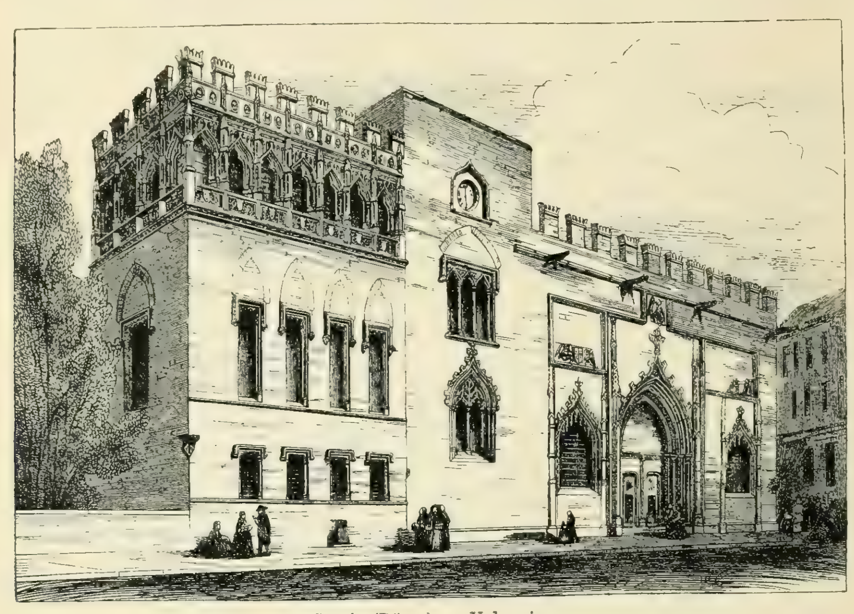


Ratskeller in Halberstadt

unterhielt. So in dem Ratskeller zu Halberstadt (1461.) In dem Stadtweinhaus zu Münster i. W. befand sich im Erdgeschofs die Stadtwage. Zu diesen für die Handeltreibenden errichteten Gebäuden gehört dann die städtische Wage; ein Waghaus von 1587 ist noch in Bremen zu sehen. In den niederländischen Städten finden wir die für die Industrie bezeichnenden grofs angelegten Tuchhallen, in Brügge (1284), in

Ypern, in Löwen (1317), in Mecheln (1340.) Auch in Krakau ist das geräumige, wenn auch vielfach zumal äufserlich umgebaute Tuchhalle (Sukiernia), die schon im 14. Jahrhundert errichtet wurde, noch erhalten. In Breslau war noch bis vor etwa 30 Jahren das alte Leinwandhaus vorhanden. Die Käsehalle in Alkmaar, ein Bau des 17. Jahrhunderts, gehört auch zu diesen speziell für den Handel bestimmten öffentlichen Baulichkeiten.

Von Bedeutung für den Handel sind dann die amtlichen Beschauämter, die die Güte der Handelsware durch ihre Stempel bestätigten. In Nürnberg stand gegenüber dem Rathaus, südlich von St. Sebald, der architektonisch anziehende Bau der Schau, der im vorigen Jahrhundert dem Wachgebäude hat weichen müssen.[1])



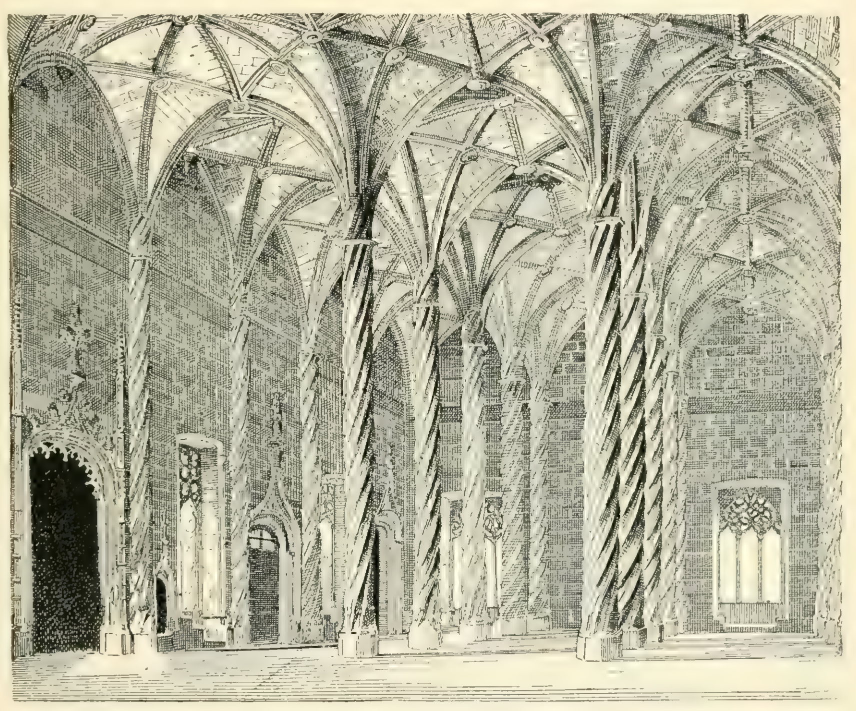
Lonja (Börse) zu Valencia.

In Italien sind die Kaufhäuser schon während des Mittelalters nachzuweisen; die venezianische Republik gestattete den Deutschen allein in ihrem Kaufhause, im Fondaco dei Tedeschi, die Handelgeschäfte zu betreiben. Ein Deutscher, Hieronymus, hatte 1505 den Neubau geleitet. Das Fondaco dei Turchi, jetzt Museo civico, ist erst im 17. Jahrhundert den Türken eingeräumt worden. Mehr für die reinen Geldgeschäfte ist die Loggia dei Mercanti zu Bologna, dieser so geschmackvolle Backsteinbau (1337—1425) bestimmt, und dasselbe gilt von dem Portico dei Banchi zu Bologna (1400), von der Loggia dei Banchi zu Genua, 1570 von Galeazzo Alessi erbaut, und der von Buontalenti 1605 errichteten zu Pisa. Auch das Wechslerhaus, il Cambio, zu Perugia, das 1452—57 erbaut, 1499—1500 von Pietro Perugino mit den berühmten

[1]) Abgeb. in Heideloff Nürnbergs Baudenkmäler der Vorzeit. Nrnbg. 1838. 2. Aufl. 1855.

Fresken geschmückt wurde, hat neben anderen Zwecken auch den erfüllt, als Börsensaal zu dienen. In Spanien ist die Lonja von Valencia wohl das älteste Denkmal dieser Art.

Die Londoner Börse (Royal Exchange) ist schon 1564—70 erbaut worden, der ursprüngliche Bau jedoch durch Umbauten verändert. Älter ist die Antwerpener Börse, 1531 von Dominicus van Waghemaker errichtet. Die Börse zu Leipzig ist 1680 angelegt worden. Im allgemeinen aber hat man erst seit Anfang des 18. Jahrhunderts in den Handelsstädten eigens dem Geldhandel gewidmete Börsengebäude angelegt, so in Rotterdam 1722 nach den Plänen von Adrian van der Werfft (1659—1722).



Lonja (Börse) zu Valencia. Inneres.

Die Fleischmärkte (und die mit ihnen verbundenen Schlachthäuser) stehen gleichfalls unter Aufsicht der Stadt. Während des Mittelalters hatte man in den Städten Schlachthöfe (Kuttelhöfe); das Fleisch wurde auf den Fleischbänken feilgehalten. Die Fleischhalle zu Nürnberg ist wohl ziemlich gleichzeitig mit der der Rialtobrücke nachgebildeten Fleischbrücke (1596—98) entstanden; die von Mühlhausen im Elsaſs ist 1577 erbaut, das Schlachthaus in Augsburg 1609. Andere Fleischhallen sind in Heilbronn und Augsburg vorhanden. Wenn wir den Angaben sonst zuverlässiger Gewährsmänner glauben dürfen, weist das Schlachthaus zu Ypern noch Bauteile aus dem 13. Jahrhundert auf. Das Schlachthaus zu Haarlem ist 1602—3 von Lievin de Key erbaut worden.

B. Öffentliche Gebäude zur Unterhaltung der Bürger.

In den Rathäusern hatten während des Mittelalters meist die für die Bürgerschaft veranstalteten Tanzvergnügungen stattgefunden, auch waren die Hochzeiten der den regierenden Geschlechtern angehörigen Bürger in den Rathaussälen gefeiert worden. Allein je mehr sich die den Ratsherren und Schöffen aufgelegten Arbeiten vermehrten, desto weniger erschien eine solche Verbindung von Amtslokalen und Vergnügungssälen angemessen, und so findet man in Augsburg schon ein besonderes Tanzhaus, das 1429 erneuert und zu Michaelis dem Gebrauche übergeben. Es brannte 1451 ab, wurde 1453 (Joh. Franck) wiederaufgebaut und gewölbt. Das Kölner Tanzhaus im Hause Gürzenich begann man 1441 zu bauen. Ein Judentanzhaus wird 1442 in Augsburg errichtet. Aus dem 16. Jahrhundert stammen die beiden auch architektonisch interessanten Tanzhäuser zu Amberg her. Mit diesen Denkmälern sind nahe verwandt die Hochzeithäuser[1]), die wohl auch für andere Zwecke bestimmt waren, denn für die verhältnismäfsig seltenen Heiraten in einer kleinen Stadt wäre doch die Errichtung eines besonderen Gebäudes kaum erforderlich gewesen. Das Hochzeitshaus zu Alsfeld (1560 bis 1565), zu Münden (1603) mit dem Rathause verbunden, zu Halle in einem Gebäude mit der Stadtwaage (1573—81) und zu Hameln (1610) sind noch erhalten.

Für das so beliebte Ballspiel hatte man besondere Ballhäuser angelegt. Aller Orten in Frankreich wie in Italien und ebenso in Deutschland fand man solche Häuser, in deren Sälen man sich mit Ballschlagen unterhielt (Jeu de Paume). In Prag gab es zwei, gegenüber dem Schlosse, ferner in Kassel, in Mömpelgart (M. Zeiller, Handb. I. 343, 560). Das zu Versailles war so geräumig, dafs die Nationalversammlung in ihm seine Sitzungen abhalten konnte. Die Mehrzahl dieser Gebäude ist, als das Ballspiel nicht mehr von der Gesellschaft gepflegt wurde, abgebrochen worden. In Dresden mufste das prächtige, 1668 errichtete Ballhaus dem Neubau des Zwingers Platz machen. Der Versailler Ballsaal zeigt, dafs die Wände kahl waren und dafs man die Fenster hoch über dem Fufsboden anlegte.

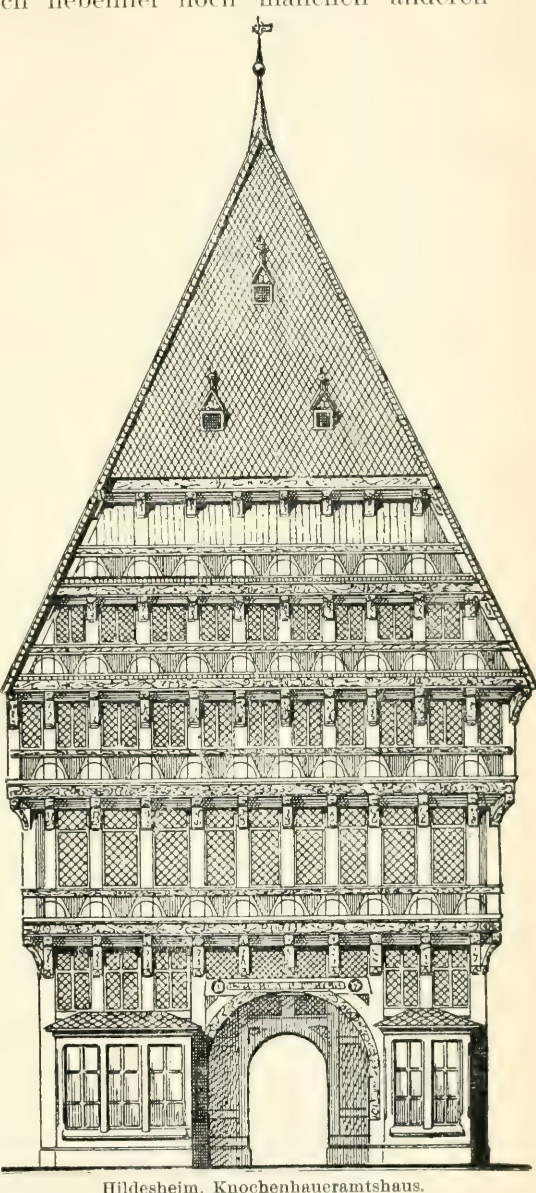
C. Zunfthäuser. Trinkstuben.

Es ist mehr als wahrscheinlich, dafs die Kaufhäuser, deren schon Erwähnung geschah, der Kaufmannschaft angehörten und nur unter der Kontrolle der städtischen Beamten standen. Sie haben dann auch nicht allein für die Geschäfte der Kaufleute gedient, sondern enthielten noch Räume für die Unterhaltung der berechtigten Zunftmitglieder, Speisesäle und Trinkstuben, in denen sich nach des Tages Arbeit die Herren zu geselliger Unterhaltung zusammenfanden. Und ähnliche Zwecke hatten

[1]) 1561 wird in Cöln das »Brulofthaus« auf dem Quatermarkt repariert. Man fürchtete, der Rat werde es an die Gaffel der Harnischmacher verkaufen; andere solche Häuser wie »die Pau in der Hellen, der Vois vur S. Peter und der mehr« waren schon eingegangen. (Buch Weinsberg II. 114.)

wohl nebenher alle die Zunfthäuser zu erfüllen. Im Palazzo dei Giurisconsulti zu Cremona ist vielleicht ein solches Vereinshaus der Rechtsgelehrten erhalten, wenn es auch nebenher noch manchen anderen Zwecken dienen mochte. Ein gleiches Bauwerk treffen wir in Mailand an. In Deutschland sind einige Zunfthäuser noch von der Zerstörung einstweilen gerettet worden. So steht noch in Gent das Schifferhaus, ein spätgotischer Bau von 1531, und in Lübeck bietet das Schifferhaus mit seiner malerischen Ausschmückung der Trinkstube auch uns noch ein Bild von der behaglichen Einrichtung, die unsere Vorfahren solchen Räumen zu geben wufsten. Noch älter ist das Knochenhaueramtshaus zu Hildesheim (1529), ein stattliches Zeugnis für die einstige Bedeutung der Hildesheimer Fleischerzunft. Auch das Müllergewerkshaus zu Danzig ist hier zu nennen. Ein Lederhaus (1474), ein Schuhhaus (1398), ein Münzhaus (1395, abgebrannt 1447) wird in Nürnberg ausdrücklich erwähnt. Diese Zunfttrinkstuben sind natürlich nur für die Mitglieder und die, welche ihnen genehm waren, bestimmt. So verweigern in Augsburg die Bürger 1496 dem Kaufmann und kaiserlichen Rat Philipp Adler den Eintritt in ihre Trinkstube und berücksichtigen auch die Fürbitte des Kaisers nicht.[1])

Es gibt ja genug öffentliche Wein- und Bierhäuser für alle die, welche einer Zunft nicht angehörten.



Hildesheim, Knochenhaueramtshaus.

D. Wirtshäuser.

Jede Stadt hatte dann ihrer Gröfse entsprechend ein oder mehrere Wirtshäuser. Wie in alter Zeit[2]), hing noch im 16. Jahrhundert der Adel

[1]) Forts. d. Chron. des Hector Mülich.
[2]) Hof-Leben ²I. 519.

seine Wappenschilde vor dem Gasthause auf, in dem er eingekehrt war[1]). Erasmus von Rotterdam lobt die Höflichkeit der französischen Gastwirte und schilt auf das flegelhafte Benehmen der Deutschen[2]). In Italien klagte man über die grofse Unsauberkeit. So schreibt Bartholomäus Paumgärtner[3]) am 9. Sept. 1584 an seine Frau, er wohne in Bologna wie in Florenz bei Freunden »behilff mich also des bettls, so viel kan, nun damitt ich ab den losen welschen wyrttshäusern, inn denen alle bett voller wantzen seind, khomm. In Emmerich ist 1531 das Gasthaus »zum Engel in der Steinstrafsen«, in Neufs 1549 »im Lewen«[4]) in Besançon »à porte-enseigne« und »die Krone«, in Baden-Baden »zum guldenen Engel«, in Wildbad zum »kühlen Brunnen«[5]). In Frankfurt a. M. ist 1593 der »Nörmperhoff« renommiert, und »bey dem wyrtt zum Krachbaum«, in Augsburg wird 1594 das Wirtshaus zum Lindenmayer als teuer aber gut gelobt.[6])

Im Mai 1611 kehrt Philipp Hainhofer auf der Reise nach Eichstätt in der goldenen Gans zu Neuburg ein, in Eichstätt selbst am Markt in der Traube[7]), auf der Weiterreise zu Pfaffenhofen in der goldenen Gans.[8]) In München wohnt er im goldenen Kreuz (S. 57), 1617 logiert er zu Nürnberg in der goldenen Gans[9]), zu Berlin im goldenen Hirsch.[10]) Hippolyt Guarinonius schreibt von einer seiner Reisen[11]): »gelangeten wir unter andern in die fürstliche Hauptstatt München, allda wir unter allen hervorhangenden Zeichen den Straussen für das beste Augurium und Wirths Zeichen erwöhleten.« Auch dieser kluge und erfahrene Arzt klagt über die Unsauberkeit der deutschen Gasthöfe und zwar etwa hundert Jahre nach Erasmus (1610). Die Luft ist verpestet »in den Schlaffkammern nit allein von nechst verschienener Nacht die vollen Kachlen (Geschirre) so man darinnen läst . . . Zum andern so komm ich selten inn ein Kammer, darinnen nicht das Gemäwr und die Wand neben den Bettstatten mit grofspatzeten Rotzschlegel und Speychel gezeichnet.« Die Wirte entschuldigen sich, die Gäste seien so ungesittet, dafs alles Reinigen nichts nutze.[12]) »Eben aber bey euch Wirthen ist ein viel schädlichere und abscheulichere Unreinigkeit der Ligerstetten, welche mehrers also beschaffen, dafs ein ehrlicher Mann, der sein Gelt offt doppelt über die gebür allda verzehrt, dennoch nit keck und behertzt sich entblösen und in das Bett zu schlaff und ruhe sich legen darff, sonder jeder und allzeit förchten und wol gut acht haben mufs, dafs er nit ein lecken oder

---

[1]) Seb. Franck. Weltbuch (1533) fol. XLVj[a]

[2]) Deutsches Leben etc. S. 62 ff.

[3]) Korresp. S. 43.

[4]) Buch Weinsberg I. 72, 318.

[5]) Lukas Geizkofer 79, 139, 104, 106.

[6]) Barth. Paumgärtners Korresp. S. 180, 187, 227, 243.

[7]) Die Reisen des Ph. H. etc. hgg. v. Chr. Häusle. Zeitschr. d. Hist. Vereins f. Schwaben u. Neuburg VIII. Augsb. 1881, S. 22, 23.

[8]) ib. S. 55.

[9]) Balt. Studien II. 2. S. 3.

[10]) ib. S. 11.

[11]) ib. S. 843.

[12]) Grewel der Verwüstung III, c. 23, S. 511.

groben rufs, das ist so viel als etwan gute feste Räuden, Geschwör, Schlier, Kolben, Frantzosen und dergleichen Feg-Teuflen, wider welche kein Segen, rauchen noch sprengen hilfft, bekomme. Ursach dessen die Grosse Nachlässigkeit der Gastgeben oder Tavernern, welche die Laugen und Seyffen wie auch die Leilachen ersparen und ein par ir vielen underschiedlich beschaffen, gesondten und kranken, krummen und geraden, bifs sie gar erschwartzen, unterziehen lassen, meynen, es sey zu viel, wann man jedem Gast insonderheit ein frisch par Leilacher unterlegen solle, da es doch nit zu viel ist, wann der fromme Gast für eine schlimme Mahlzeit oder zum andern und dritten mal von erwärmbte und fürgesetzte Speisen für sein Person allein einen halben Gulden, halben Thaler, 45 bifs in 54 Kreutzer und an vielen Orten noch darüber bezahlen mufs. Unnd wann es je bifsweilen glücket, dafs der Gast ohne der vorbenennten Geschanckungen eine davon kompt, so entgehet er doch der guten, frischen, lebendigen Müntz nit, es sey der weissen oder der schwarzen (Läuse oder Flöhe), die theils von den frembden dahin gebracht und Zigel halber dahinden lassen, theils aufs allerley bifsher ernannten Unreinigkeiten in den Schlaffkammern aufsgebrüet werden.« Er klagt ferner, dafs die Wirte die Gäste zu unmäfsigem Trinken anregen und zu Unzucht Anlafs geben. Das Essen wird sehr häufig getadelt; es erscheint immer am besten, mit dem Wirte an seinem Familientisch (table d'hôte) zu essen, da er für sich sicher besser kocht als für den Gast, der ein Gericht sich besonders bestellt.[1])

E. Theater.

Für die Unterhaltung der Einheimischen wie der Fremden war in den Städten gar nicht gesorgt. Schauspieler treten nur selten einmal auf und spielen dann in den Höfen oder wo sie gerade geeignete Räume fanden. Theatergebäude werden erst im 16. Jahrhundert in Italien errichtet, und eins der ersten ist das Teatro Olimpico zu Vicenza, das von Andrea Palladio entworfen, erst nach des Meisters Tode (1584) von Scamozzi errichtet wurde. Dann wäre das Teatro Farnese zu Parma zu nennen, im Palazzo della Pilotta 1618 für Ranuccio I. Farnese erbaut. Und italienische Baumeister sind es, die in Frankreich wie in Deutschland, ja überhaupt, wo man nur Theater brauchte, berufen und beschäftigt wurden. Unter ihrer Leitung bildeten sich die heimischen Theaterbaumeister wie François Dorbay, der 1637 die Comédie Française im Faubourg S. Germain errichtete. In Nürnberg spielte man zuerst in dem neu erbauten Schauspielhause am 16. Juni 1628.[2])

In Deutschland sind es zuerst die Hoftheater, die in prächtig ausgestatteten Räumen untergebracht wurden. Tommaso Giusti baut 1636 das Theater zu Hannover, Francesco Saturini das zu München, später Giuseppe Galli Bibiena das zu Prag. Das erste deutsche Opern-

[1]) Vgl. Joh. Dan. Herrnschmid, der fromme Wirth und Christlicher Gasthof. Franckf. 1713.

[2]) Kurios. V. 551.

haus wird in Hamburg 1678 angelegt. So sind alle diese Bauten ziemlich jungen Ursprungs und die Mehrzahl von ihnen ist längst von prächtigeren, dem modernen Geschmack und Ansprüche mehr genügenden Gebäuden ersetzt worden, nur ist der Zerstörung glücklicherweise entgangen: das Opernhaus zu Bayreuth, dessen Dekoration von Giuseppe Galli-Bibiena 1748 herrührt und das von François Cuvilliés erbaute Opern- (jetzt Residenz-) Theater zu München (1752—60). Was die Einrichtung der Szene anbelangt, so ist einiges aus Phil. Harsdorffers »Frauenzimmer-Gesprächspielen«[1]) zu ersehen. Der Vorhang ist gemalt oder zwei- und dreiteilig; im ersten Falle wird er mit einem »Rollwerk« in die Höhe gezogen, sonst öffnet er sich durch Beiseiteziehung der Gardine. Der Schauplatz hat Kulissen, die beiseite gezogen werden können, Fufsboden, Hintergrund. Dann ist noch die Bedachung und Bedeckung zu bemerken. Harsdörffer hat eine Zahl Theaterprospekte im Stich seiner Abhandlung beigefügt. Noch eingehender bespricht Josef Furtenbach die Anlage des von ihm 1641 erbauten Theaters in Ulm.[2])

F. Spitäler.

Das Mittelalter hat seinen Wohltätigkeitssinn durch zahlreiche Stiftungen für die Kranken und Elenden betätigt. In Breslau, einer Stadt von ca. 30000 Einwohnern, gab es im 15. Jahrhundert fünfzehn Hospitäler. In keiner Stadt fehlen Krankenhäuser. Unter diesen dürfte von den noch heut bestehenden besonders hervorzuheben sein das Spital zum heiligen Geist in Lübeck, dessen Gründung bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht und das im 14. erbaut worden ist, eine grofsartige Anlage, ein schönes Denkmal werktätigen Gemeinsinns. Weniger bedeutend hinsichtlich seiner künstlerischen Ausstattung ist das 1450 zu Cues an der Mosel vom Kardinal Nikolaus de Cusa gegründete Hospital. Aus dem 16. Jahrhundert stammt her das zu Rothenburg ob der Tauber (ca. 1576), zu Heilbronn (jetzt abgetragen), zu Freudenstadt, besonders aber das grofsartige Juliusspital zu Würzburg, welches der hochverdiente Bischof Julius Echter von Mespelbronn 1567 gestiftet hat, aus dem 17. das von Elias Holl entworfene Krankenhaus zu Augsburg (1625—30).

Neben den Spitälern für die erwachsenen Kranken gab es in vielen Städten noch besondere, die für Schüler allein bestimmt waren, so in Breslau, wo viele Schulen ihr eigenes Krankenhaus besafsen.[3])

Eine grofse Bedeutung hatten für die Städte die zur Aufnahme der Aussätzigen bestimmten Leproserien oder Sondersiechenhäuser. In Frankfurt a. M. wird 1345 ein solches Spital erwähnt, in Nürnberg 1446 eines erbaut, das Gleiche geschieht in Bern 1491. Diese Krankenhäuser sind meist unter den Schutz des Lazarus gestellt. Man kann mit Bestimmtheit annehmen, dafs, wenn man in einer Stadt eine Lazarusgasse antrifft, ursprünglich in deren Nähe eine Leproserie sich

[1]) VI. 1646.
[2]) J. Furtenbach, Mannhafter Kunstspiegel. Augsp. 1663 — Vgl. Kurios. V. 415 ff.
[3]) Vgl. Klose, 249, 327.

befunden hat. In Breslau hatte man sogar zwei Aussätzigenspitäler, zu S. Lazarus und zu den Elftausend Jungfrauen. Erhalten ist noch eine Leproserie in Wasserburg (Oberbayern).

Auch für Findelhäuser[1]) hatte man im Mittelalter gesorgt.[2]) In Frankfurt a. M. wurde eines 1452 gegründet; in Nürnberg gab es deren zwei, in Breslau das zum heiligen Grabe.

In Frankreich gibt es einige Krankenhäuser (Hôtels-Dieu), die aus einer sehr frühen Zeit herrühren. Viollet-le-Duc hat (Dict. de l'Arch. VI, 99 ff.) die Stiftungen der wichtigsten Spitäler von Paris zusammengestellt. Unter den noch vorhandenen Denkmälern sind die Krankenhäuser von Angers (1153) und das ziemlich ebenso alte von Chartres zu nennen. Aus dem 13. Jahrhundert (1293) stammt das von der Schwägerin des hl. Ludwig, Margarethe von Burgund, Königin von Sicilien, gebaute Hospital zu Tonerre. Im 15. Jahrhundert wurde das von Nicolas Rolin 1443 gegründete Spital zu Beaune gebaut.[3])

So grofsartig jedoch diese für die leidende Menschheit bestimmten Stiftungen angelegt sein mögen, die Verwaltung derselben liefs aufserordentlich viel zu wünschen übrig. 1788 hatte Paris 48 Spitäler und in ihnen wurden über 35000 Kranke und Hilfsbedürftige verpflegt. Über das Hauptkrankenhaus, das Hôtel-Dieu, liegt ein Bericht des Chirurgen Tenon aus dem Jahre 1788 vor, den Alfred Franklin in seinem Werke »La Vie privée d'autrefois[4]) abdruckt. Aus den Zuständen zu Ende des 18. Jahrhunderts kann man einen Rückschlufs auf die Übelstände in früheren Zeiten machen.

Es gab in Frankreich im 13. Jahrhundert 2000 Leproserien[5]); der bekannte Historiker Matthäus Paris schlägt die Zahl der in Europa vorhandenen Aussätzigenhäuser auf 19000 an.

In Frankreich ist das Hôpital du Saint-Esprit bereits 1362 vorhanden, 1640 wird von J. Vincent de Paule das Hôpital des enfants trouvés ou de ND. de la Miséricorde gegründet.[6])

In Italien hat es nie an grofsen Hospitälern gefehlt. Hier genüge es, einige der wichtigsten Monumentalbauten zu erwähnen. Zu diesen zählt das von Francesco Sporza gegründete, von Antonio Averulino, gen. Filarete, seit 1456 erbaute, vielfach erweiterte Ospedale Maggiore zu Mailand, wohl das schönste Krankenhaus der Welt, dann das durch della Robbias Fries (1525) berühmte Ospedale del Ceppo zu Pistoja, dessen Stiftung noch bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht.

Durch seine vortreffliche Architektur bekannt ist das Findelhaus zu Florenz, das Ospedale degli Innocenti (1362 von Pollini gegründet), 1419 nach den Plänen von Filippo Brunellesco erbaut.

---

[1]) Das Findelhaus in Trier wird schon im 6. bis 8. Jahrhundert erwähnt. Das in Einbeck 1275 (Beckmann a. a. O. V. 387); das H. Geistspital in Nürnberg ist 1331 gegründet (ebend. 388).

[2]) Joh. Backmeister, de libris expositiis vulgo Fündlingen. Helmst. 1677.

[3]) Abraham de Bosse, Hospital (Kulturgesch. Bilderb. IV. — N. 2003).

[4]) Hygiène. Paris 1890, S. 181 ff.

[5]) A. Franklin a. a. O., 95.

[6]) Beckmann a. a. O. V. 390 ff.

Speziell für die Pflege der Armen sind die Armenhäuser bestimmt. Ein solches Haus ist noch in Lübeck vorhanden; prächtiger ausgestattet ist das Deposito del Mendacità zu Lucca (1413).

Witwen und ältere Mädchen fanden in den Konventen der Reglerinnen oder Beghinen Aufnahme. Sie lebten nach der dritten Regel des hl. Franziskus, erhielten Wohnung und sonstige Unterstützung, hatten aber die Verpflichtung, als Krankenpflegerinnen zu dienen. In Breslau gab es im 15. Jahrhundert 61 solcher Konvente. Das Beghinenhaus in Brügge ist noch heute erhalten.

Für arme Augsburger Bürger hatte die Familie der Fugger die Fuggerei 1519 gegründet; diese interessante kleine, für sich bestehende Stadt ist einstweilen noch der Zerstörung entgangen. Möge die mächtige Hand der Patrone dies Denkmal der Nächstenliebe auch ferner vor allen Angriffen beschützen.

Alte vermögenslose Ritter und ihre Frauen sollten nach der Absicht des Kaisers Ludwig des Bayern (1333) im Kloster Ettal einen Zufluchtsort finden.

Für alte arbeitsunfähige Soldaten gründete 1670 Ludwig IV. das grofsartige Invalidenhaus zu Paris; in demselben Jahre stiftete Karl II. von England das Invalidenhaus für Landsoldaten in Chelsea; das Invalidenhaus für Seeleute in Greenwich wurde dann 1693 erbaut.[1]) Erst 1748 war das in Berlin beendet; in Prag rührt es vom Jahre 1751 her.

Endlich sei noch erwähnt, dafs man auch durch Erbauung von Elenden- (Fremden-) Herbergen für die Unterkunft ärmerer Reisenden, denen der Aufenthalt in den Gasthäusern zu teuer war, Sorge trug. Eine solche wird in Strafsburg bereits 1360 erwähnt.

G. Zuchthäuser.

Das Mittelalter hatte allein in Ausnahmsfällen eine lange Gefängnishaft als Strafe verhängt; nur bis das Urteil gefällt war, wurden die Angeklagten in Gewahrsam gehalten, oder wenn es sich um kürzere Haft als Sühne leichter Vergehungen handelt. Dann wurden also die, die mit dem Gesetze in Konflikt gekommen waren, in irgend einen festen Turm, oder in ein anderes Gefängnis, ins Loch gesperrt. Die Freiheitsstrafen sind, wie es scheint, erst nach dem Dreifsigjährigen Kriege mehr gebraucht worden. Schon Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg (1598—1608), hatte in Berlin ein »Zuchthaufs erbaut, da etwan mutwillige Leute oder Kinder, die auf der Strafsen das Volk mit Betteln molestierten und doch gesund waren .... dafs sie dahin zur Arbeit geordnet sollten werden[2]).« Zunächst handelt es sich also, wie wir sagen würden, um ein Arbeitshaus, wie Abraham a S. Clara sich ausdrückte, »die Leute durch Arbeit von einem unerbaren und liederlichen Leben zu einem erbaren und züchtigen Wandel zu bringen«. Er gedenkt besonders der Zuchthäuser in Bremen, Amsterdam, Ham-

[1]) J. Beckmann a. a. O. V. 435 ff.

[2]) Ph. Hainhofer, Reisetagebuch 1617 (Balt. Studien II, 2, S. 11.

burg (Etwas für Alle 489). In diesen Straf- oder richtiger Besserungsanstalten wurden außer den eigentlichen, gesetzlich verurteilten Züchtlingen, Waisenkinder zur Erziehung untergebracht, ja Eltern konnten ihre Kinder mit Erlaubnis der Obrigkeit zur Besserung längere oder kürzere Zeit im Zuchthause einsperren lassen[1].)

H. Schulen und Universitäten.

Für die Erziehung des Volkes ist während des Mittelalters wenig genug geschehen, und so hören wir auch nicht, dafs man den Schulhäusern eine gröfsere Aufmerksamkeit zuwendete. Im 16. Jahrhundert wird dies anders: für die Gymnasien werden, zumal im Norden Deutschlands, gröfsere und auch etwas künstlerisch gestaltete Gebäude errichtet. Das älteste Schulhaus dürfte das von Nördlingen (1513) sein; das in Zerbst ist 1537 erbaut, das Gymnasium in Brieg 1564, in Liegnitz 1581, in Schweinfurt 1582, in Rothenburg ob der Tauber 1591, in Koburg 1605, in Stuttgart 1685.

Von Universitätsgebäuden ist nur wenig übrig geblieben. Das gewöhnlich als Collegium Carolinum bezeichnete Haus der Prager Universität ist erst nach Karl IV. für die Lehranstalt erworben worden, überdies so umgebaut und erneuert, noch dafs kaum ein unverdächtiges Stück an den ursprünglichen Bau erinnert. Das Collegium Jagellonicum in Krakau, jetzt Universitätsbibliothek, bietet dagegen noch immer den Anblick des alten, im 15. Jahrhundert angelegten Baues; auch in Erfurt ist das Universitätsgebäude (1476) noch wohl erhalten. Das zu Freiburg i. Br. stammt schon aus dem 16. Jahrhundert (1579—81), ebenso der von Julius Echter von Mespelbronn gegründete Universitätsbau zu Würzburg. Das Juleum, in dem die Vorlesungen der Universität Helmstädt stattfanden, hat unter Julius von Braunschweig (1589—1613) der berühmte Architekt Paul Francke 1593—1612 errichtet. Das Mainzer Universitätshaus, jetzt Kaserne, ist 1615 erbaut worden.

Neben den Universitäten nehmen die Jesuitenschulen die Aufmerksamkeit in Anspruch. Noch schlicht ist das Jesuitenkollegium zu München, jetzt Akademie, am Ende des 16. Jahrhunderts entworfen, desto prächtiger sind die Kollegien ausgestattet, die nach dem Dreifsigjährigen Kriege von der Gesellschaft Jesu erbaut wurden. Unter diesen Anlagen ist besonders hervorzuheben das Clementinum, jetzt Universität, in Prag (1653 bis ca. 1711), dessen Innenräume zumal, das Refektorium, die Bibliothek, mit verschwenderischem Luxus, Stucco-Verzierungen, Vergoldungen, Malereien ausgeschmückt sind. Auch das Jesuitenkollegium zu Breslau, gleichfalls als Universitätsgebäude später gebraucht, ist ein ausgezeichneter Bau des deutschen Barockstiles (1723—29).

Die Universitätsgebäude Italiens sind nicht so alten Datums, als man nach den Gründungsjahren vermuten sollte. Häufig sind die Lehr-

[1]) Fr. Krausold, Discursus jurid.-polit. de miraculis et egregiis usibus S. Rappini, von dessen Wunderwerken und vortrefflichen Nutzbarkeiten des Rapp- oder Zucht-Hauses. ... Merseb. 1698. — Vgl. Alltagsleben einer deutschen Frau etc. 237.

anstalten später in Palästen untergebracht worden, die für sie ursprünglich keineswegs bestimmt waren, wie in Bologna in dem Palazzo Poggi, der von Pellegrino Tibaldi 1570 entworfen ist, oder man hat, wie in Deutschland, Jesuitenkollegien zu Universitätsgebäuden verwendet, wie das z. B. in Genua mit dem grofsartigen, von Bartolommeo Bianchi 1623 begonnenen Bau geschehen ist. Die alte Universität in Perugia (1483), die zu Pavia (1490), zu Padua (1493—1552) scheinen die ältesten Denkmäler dieser Art darzustellen.

J. Die Privathäuser.



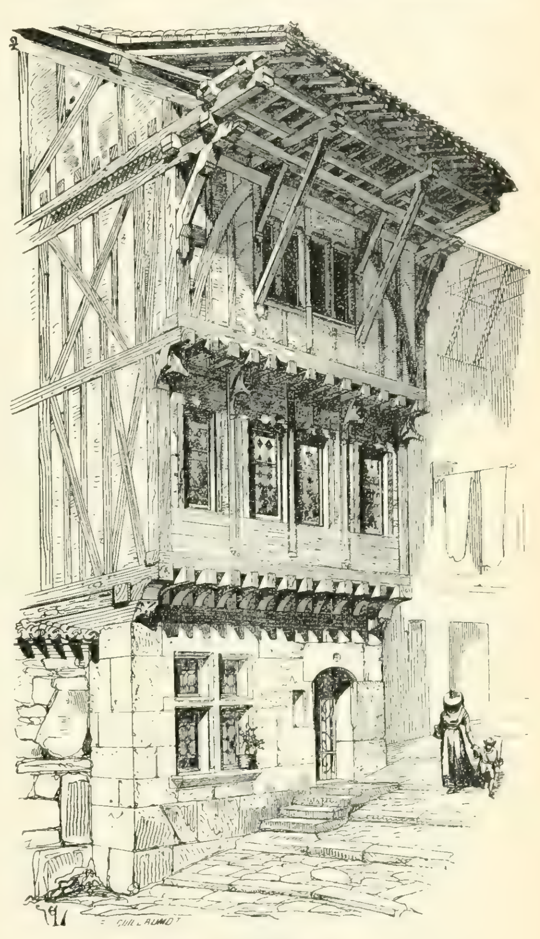
Haus in Herford.

Die Bürgerhäuser[1]) waren in der älteren Zeit fast ausschliefslich aus Holz gebaut, nicht Blockhäuser, wie man deren wohl auf dem Lande antraf, sondern Fachwerksbauten, deren Holzrahmen mit Backsteinen und Flechtwerk, mit Lehmverklebung oder durch Staken ausgefüllt waren. Solche Fachwerkshäuser konnten trotz des geringen Materials sich sehr stattlich präsentieren. Das bekannte Dürerhaus in Nürnberg ist nur im Untergeschofs massiv gebaut, der obere Teil ist Fachwerk. Aus den niederländischen und französischen Miniaturen des 15. Jahrhunderts können wir uns ein Bild der Strafsen wohl machen . ., hohe steile Dächer, deren Giebel der Strafse zugewendet sind, zeigen die Häuser fast ausschliefslich. Holzbauten sind aus früherer Zeit nur überaus wenige uns erhalten geblieben; dem 15. Jahrhdt. gehört noch der Ratskeller zu Halberstadt an, dessen Balken kunstreich geschnitzt und sicher früher mit Farben wirksam dekoriert, von Geschofs zu Geschofs weiter nach der Strafse vortreten. Wenn zwei solche Häuser einander gegenüberstanden, konnte es vorkommen, dafs die obersten Dachgeschofse ganz nahe aneinanderrückten und dem Himmelslichte nur einen sehr schmalen Zutritt gewährten. In Braunschweig, Halberstadt, Hildesheim, Herford sind noch manche interessante

[1]) Vgl. P. G. Molmenti, La vie privée à Venise (Ven. 1882), 140 ff., 247 ff. — Belgrano, Della Vita privata dei Genovesi (Genova 1875). Parte prima: Le abitazioni p. 5—150. — Viollet-le-Duc. Dictionnaire de l'architecture française VI. 214 ff. — Paris 1863.

Überreste solcher Häuser aus dem 16. Jahrhundert erhalten, deren hübsche Schnitzereien zumal die Augen der Kunstfreunde auf sich ziehen. Von Jahr zu Jahr verringert sich aber die Zahl dieser interessanten Baudenkmäler.

Allein auch in den Städten, in denen man jenes Vorkragungssystem nicht in Anwendung brachte, liefsen sich durch gefällige Anordnung des Riegelwerkes bescheidene, aber recht ansprechende Wirkungen erzielen, wie die bekannten Häuser in Bacharach, in Miltenberg u. s. w. beweisen. Manche solche Holzbauten sind noch in England, z. B. in Chester zu finden.



Haus in Annonay.

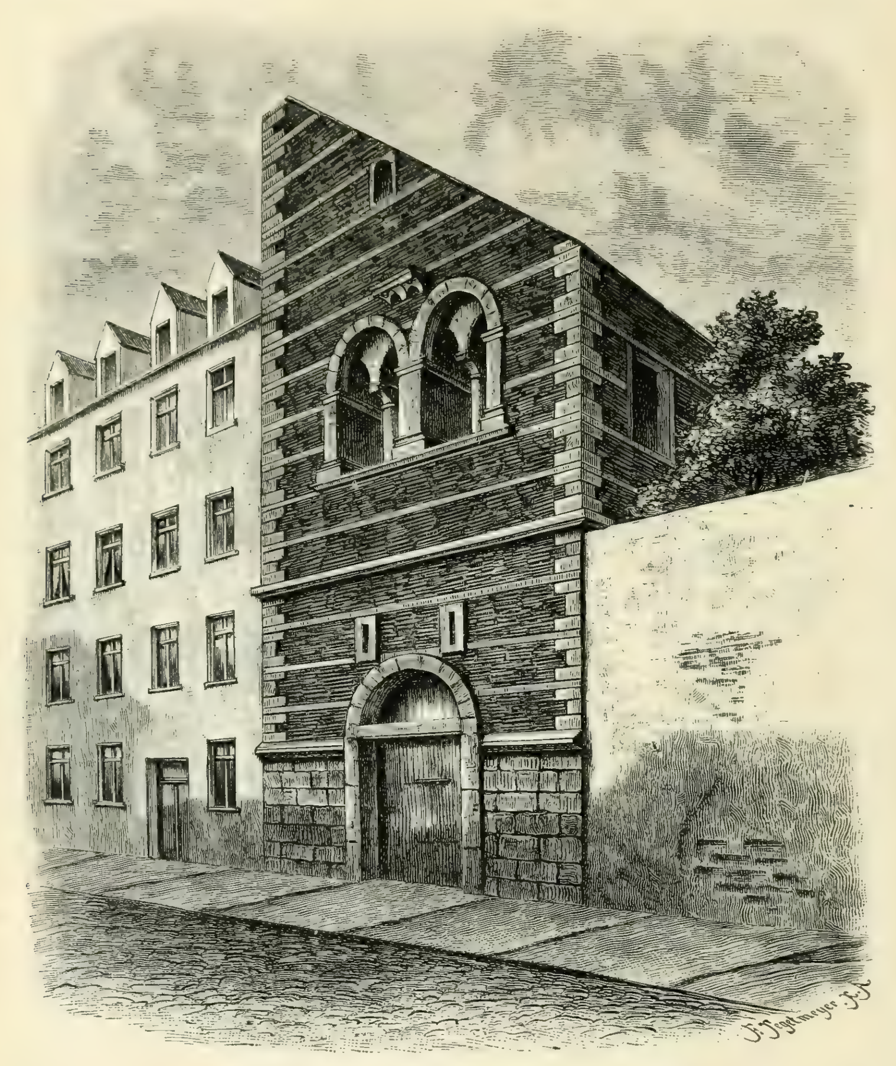
Die französischen Holzhäuser, deren Fassaden Viollet-le-Duc[1]) mitteilt, haben meist ein Erdgeschofs, das aus Stein aufgemauert ist. Ein grofser Teil dieser Bauten ist übrigens schon längst durch moderne Häuser ersetzt worden. Er bildet in Fig. 20 ein Gebäude ab aus Châteaudun, in Fig. 21 eines aus Laval, 22 aus Annonay, 23 aus Nantua (Ain). Aus Beauvais stammt das in Fig. 26, Fig. 26 bis 27, 28, 29, 30 aus Rouen.[2])

Jedoch so hüsch sich ein solcher Bau auch präsentieren mochte, er war im höchsten Grade gefährdet, sobald ein Brand in der Stadt ausbrach. Die Stroh-, im besten Falle die Schindeldächer waren schnell, zumal bei andauernder Trockenheit, vom Flugfeuer entzündet und so konnte in kürzester Zeit eine ganze Stadt durch Feuersbrunst zerstört werden. Von solchen Unglücksfällen berichten uns die Chroniken des Mittelalters zahllose Male. Es blieben von der ganzen Stadt aufser den Stadtmauern nur die wenigen Steinhäuser und die massiv gebauten Kirchen übrig, auch diese oft genug stark beschädigt.

[1]) Dict. de l'Arch. VI, 214 ff.

[2]) Arcisse de Caumont gibt in seinem Abécédaire d'Archéologie II, Paris 1858, Abbildungen von Holzhäusern in Saint-Lo (1494), Morlaix, Honfleur (S. 225, 226, 227), in Troyes, Sens, Saint-Quentin (S. 245, 246, 247.)

In Frankreich hatte man im 13. Jahrhundert bei der Anlage neuer Städte angeordnet, dafs immer zwischen je zwei Häusern ein Zwischenraum freiblieb, dafs die Häuser also nicht unmittelbar aneinander stiefsen, so z. B. in dem 1284 erbauten Städtchen Montpazier.[1]) Doch



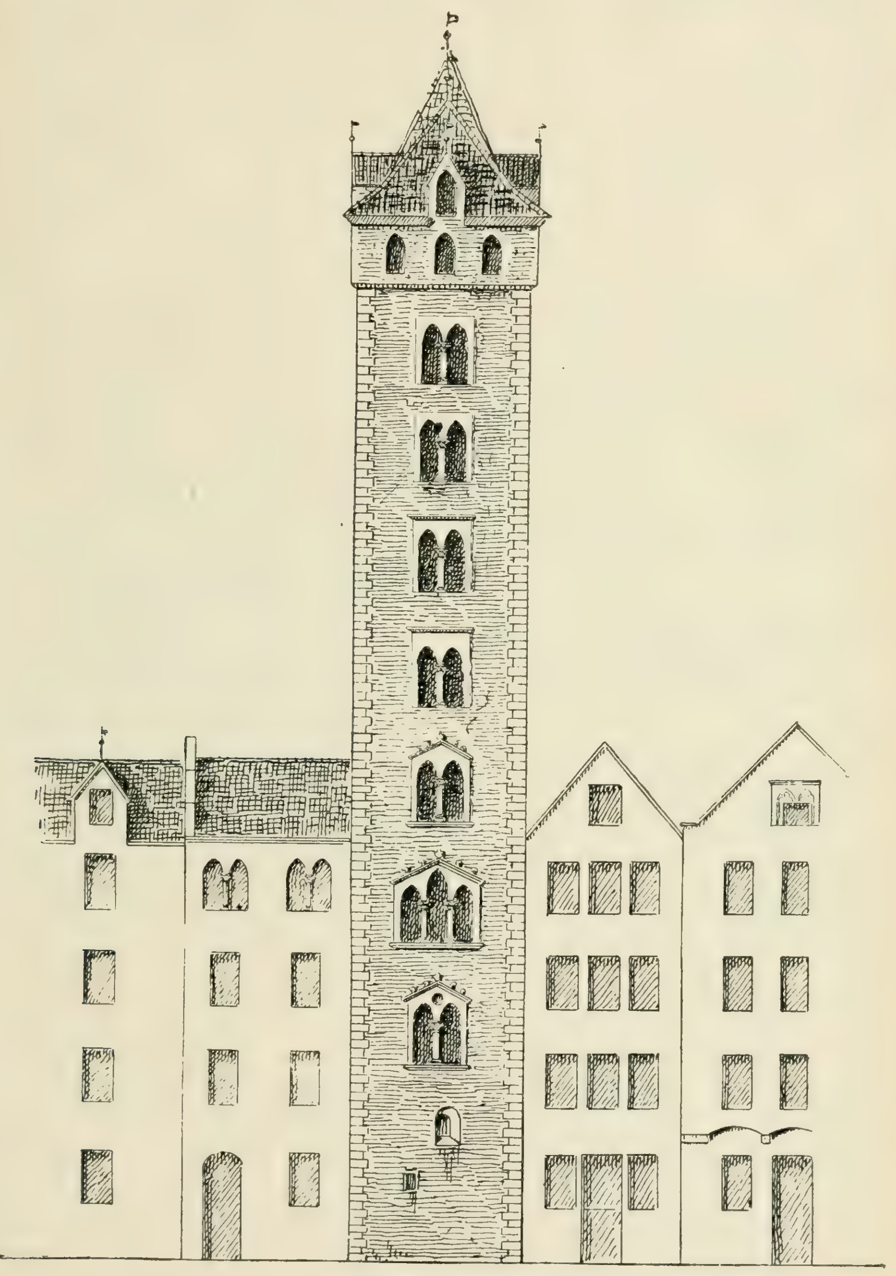
Altromanisches Haus in Trier auf der Dietrichstrafse.

konnten diese Vorsichtsmafsregeln nur dann wirksam sein, wenn die Häuser aus Steinen hergestellt waren; bei Holzbauten hätten sie kaum etwas genutzt.

Sehr viel waren die unvollkommenen Löschanstalten schuld, dafs die Brände so gefährlich wurden. Die Handspritzen, die man während

[1]) Viollet-le-Duc, Dict. de l'Arch. VI. S. 247, 249.

des Mittelalters ausschliefslich benutzte, konnten nur einen kleinen Brand allenfalls ersticken, so wenig Wasser waren sie zu schleudern imstande,



Turmhaus in Regensburg.

allein sie trugen auch nicht weit, und über eine gewisse Höhe reichten sie erst gar nicht. So mochten die zahlreichen, von den Räten der

Städte erlassenen Feuerordnungen[1]) recht gute Anweisungen enthalten, nutzen konnten sie aber erst, als es gelang, die Feuerspritzen zu vervollkommnen. Die 1518 in Augsburg erwähnten Spritzen scheinen zwar schon von komplizierterer Konstruktion, doch erst im 17. Jahrhundert wurden von Johann Hautsch in Nürnberg Spritzen gebaut, die im stande waren, den Wasserstrahl bis 80 Fufs Höhe zu schleudern. Der Jesuit Caspar Schott sah und beschrieb diese Maschine 1655.[2]) Eine Vervollkommnung der Feuerspritze führte Leupold (um 1720) ein durch Benutzung des Windkessels.[3])

Die Abgebrannten waren auf die Hilfe ihrer Mitbürger, ihrer Landsleute angewiesen. In Deutschland sind solche Hilfskassen schon im 17. Jahrhundert nachzuweisen, aber erst im 18. Jahrhundert werden die Feuerversicherungen allgemeiner eingeführt (Berlin 1706). Allein diese Versicherungsgesellschaften deckten nur den Schaden, der durch Brand den Gebäuden zugefügt worden war; für die zerstörten Mobilien kamen sie nicht auf. Die Versicherung der Hauseinrichtungen ist erst im 18. Jahrhundert möglich geworden.

Die Brandassekuranz in Paris ist 1745, die von Kurbraunbraunschweig 1750, die von Nassau-Weilburg 1751 gegründet. Es folgt dann 1753 Braunschweig-Wolfenbüttel, 1764 Kurbrandenburg.[4])

Während des Mittelalters begnügte man sich, die Verwendung feuergefährlichen Baumaterials nach Kräften zu beschränken. In Frankfurt a. M. wurde 1466 die Verwendung der Strohdächer, 1474 die der Schindelbedachungen verboten. In den gröfseren Städten gehörten schon im 16. Jahrhundert Häuser, die nicht mit Ziegeln oder Schiefer gedeckt waren, zu den Ausnahmen — in den kleinen Ackerbürgerstädten haben sich solche Dächer noch bis auf die neueste Zeit erhalten —, jedoch die Errichtung von Fachwerkshäusern hat man noch lange Zeit unbedenklich gestattet. Vornehme Leute haben allerdings schon im Mittelalter ihre Wohnhäuser aus Stein herstellen lassen, aber solche Gebäude waren in den grofsen Städten selbst immer nur in geringer Anzahl vorhanden. Die ersten solchen Denkmäler, die uns erhalten sind, rühren frühestens aus dem 11. Jahrhundert her. Die beiden Häuser (Propugnacula) in Trier (im Hofe des Regierungsgebäudes und in der Dietrichstrafse[5]) dürften zu den ältesten Monumenten deutscher Privatarchitektur zu zählen sein.

Eine gröfsere Anzahl von Privathäusern des 12. und 13. Jahrhunderts, auch architektonisch beachtungswerte Baudenkmäler, sind in Regensburg noch erhalten. Es ist dringend geboten, dafs diese Bauten aufgenommen und sachverständig beschrieben werden, da ihr Bestand

[1]) S. J. Beckmann. Beiträge z. Gesch. d. Erfindungen. IV. Lpz. 1795. S. 445.

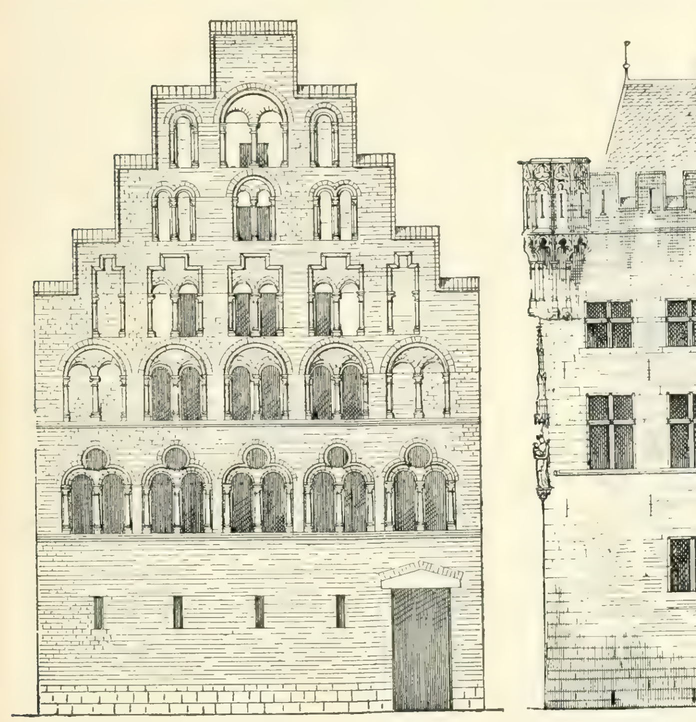
[2]) Nürnberger Feuerspritze 1658. (Kulturgesch. Bilderb. V. — N. 2665). — Vergl. J. Beckmann a. a. O. IV. S. 447.

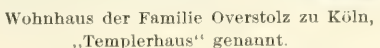
[3]) Vgl. G. A. Böckler, Theatrum machinarum novum . . . Feuerspritzen . . . Nürnb. 1673.

[4]) J. Beckmann a. a. O. I. 218.

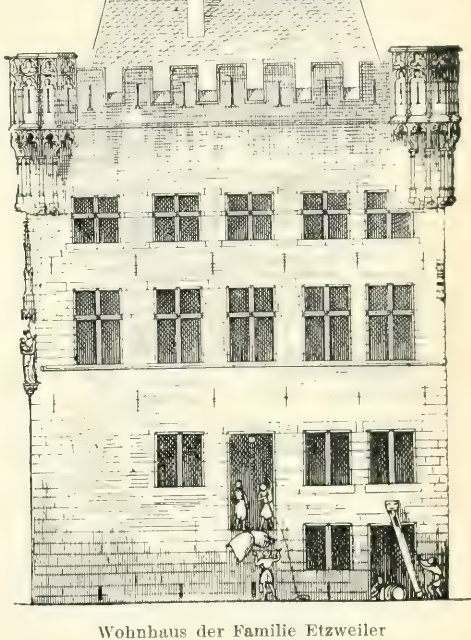
[5]) Vgl. die trefflichen Abbildungen bei Stephani, Wohnbau II (1903) Fig. 275—287.

ja von dem Ermessen der Besitzer einzig und allein abhängt. Es sind teils einzelne hohe, vielstöckige, turmartige Gebäude, teils breite Wohnhäuser, denen aber auch Türme einen eigenen Reiz verleihen, wie z. B. das bekannte Goliathaus, das heutige Gasthaus Zum goldenen Kreuz u. s. w. Interessante Giebelhäuser aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts finden sich noch vor in Trier (Simeonsstrafse) und in Gelnhausen.[1]) Köln besitzt gleichfalls einige wenige Häuserfassaden, die aus dem späteren Mittelalter herrühren. Der Steinfelder Hof bei S. Gereon zeigt noch romanische Formen, dagegen ist im gotischen Stile das Haus am Altmarkt und





Wohnhaus der Familie Overstolz zu Köln, „Templerhaus" genannt.



Wohnhaus der Familie Etzweiler zu Köln.

in der Rheingasse erbaut. Das Etzweilersche Haus in Köln gehört schon dem 15. Jahrhundert an. In Frankfurt a. M. wäre noch das spätgotische Haus Fürsteneck und das Steinerne Haus zu erwähnen, in Metz das Haus in der Trinitarierstrafse. In Nürnberg bietet ein Muster einer stattlichen Patrizierwohnung das sogenannte Nassauer Haus. Es ist 1422 von Jobst Haug erbaut und hat nie dem Grafen von Nassau gehört.[2])

---

[1]) Karl Simon, Studien etc. (Strafsburg 1902) 119 ff.

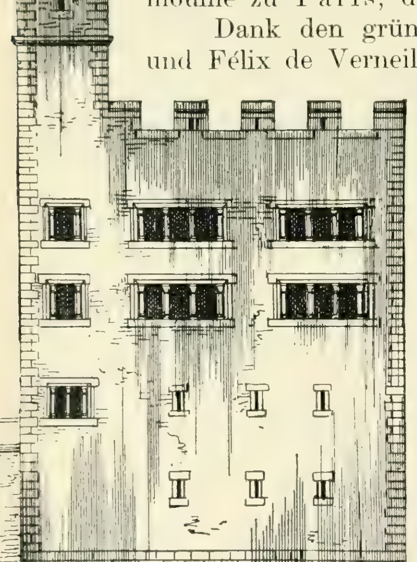
[2]) Vgl. E Mummenhof, die Besitzungen der Grafen von Nassau in und bei Nürnberg und das sogenannte Nassauerhaus. — In der Festgabe des Vereins f. Gesch. der Stadt Nürnberg zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Nbg. 1902, S. 1 ff.

Beachtenswert sind auch die in Nürnberg nicht seltenen Erkerbauten, die gewöhnlich mit dem Namen Chörlein bezeichnet werden und auch im 16. Jahrhundert vielfach noch angelegt wurden.[1]) Man konnte da so bequem übersehen, was auf der Strafse vorging, durfte aber nicht anfällig sein, da es sicher in den Erkern, besonders im Winter, der einfachen Fenster wegen, arg zog.

Fast ausnahmslos ist aber von den Denkmälern der mittelalterlichen Profanarchitektur nur die Aufsenseite leidlich erhalten; die Innenräume haben in den meisten Fällen Veränderungen aller Art erlitten, welche die ehemalige Einteilung fast gänzlich unkenntlich gemacht haben.

Dasselbe gilt von den französischen Denkmälern der Haus-Baukunst. Es sind — oder waren bis ins vorige Jahrhundert — noch eine stattliche Anzahl solcher Monumente erhalten. Dem 12. Jahrhundert gehören nach de Caumont[2]) ein Haus in Chartres, ein anderes in Cluny an, auch in Saint-Gillis (Gard) und Limoges sind solche Bauten anzutreffen. Viollet-le-Duc[3]) bildet gleichfalls das Haus von Cluny ab (S. 224), andere aus Monreale[4]); dem 13. Jahrhundert gehört wohl schon an das Haus aus Saint-Antonin[5]), Amiens (234), Caussade (Tarn et Garonne), vor allem das berühmte Spielmannshaus in Reims[6]). Aus dem späteren Mittelalter rührt her ein ehemals in Vittraux (Côte-d'Or) vorhandenes Haus[7]), ein anderes zu Perpignan.[8]) Als mustergültiges Beispiel eines Wohnhauses des reichen und vornehmen Bürgers kann das Hôtel des Jacques Coeur zu Bourges angesehen werden, das nach 1443 begonnen wurde und das in seiner reichen Anlage, mit seinem Kapellenbau, eine Zwischenstellung zwischen dem ansehnlichen Bürgerhause und dem Adelsschlosse einnimmt.[9]) Die Adelsresidenz in der Stadt repräsentierte das leider seit 1840 zerstörte Palais La Tremouille zu Paris; der Bau war 1490 angefangen worden.[10])

Dank den gründlichen Studien, die wir Viollet-le-Duc und Félix de Verneilh[11]) verdanken, sind wir über die französischen Bürgerhäuser ziemlich gut unterrichtet — besser wie über die



Haus in der Trinitarierstrafse in Metz.

---

[1]) Fr. Mayer, die interessantesten Chörlein an Nürnbergs mittelalterlichen Gebäuden. Nürnb. 1848.

[2]) Abécédaire II², 74 ff.

[3]) Dict. de l'Arch. VI, 223 ff.

[4]) Yonne, S. 226.

[5]) Tarn et Garonne, S. 229.

[6]) S. 237.

[7]) S. 241—242.

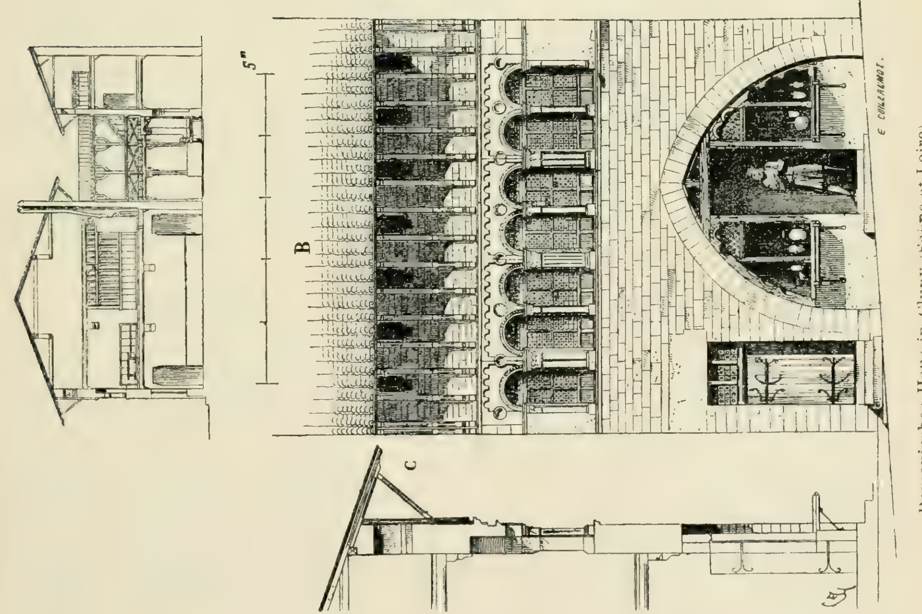
[8]) S. 262.

[9]) S. Viollet-le-Duc l. l., S. 277, 279, 281.

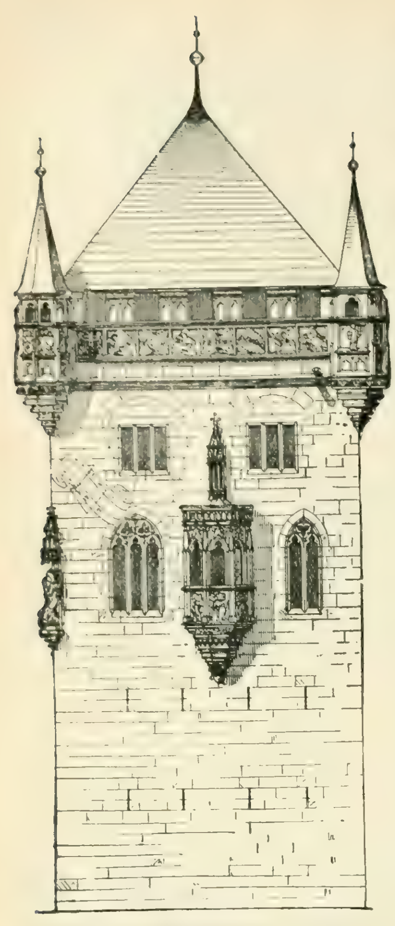
[10]) Ebendas. S. 283, 285.

[11]) Architecture civile du moyenâge in Didron's Annales Archeologiques t. VI. X. XI. XII. — Hierzu käme noch: Verdier et Cattois, Architecture civite et domestique au moyen-âge et à la renaissance. Paris 1855—57.

Fassade des Hotel La Tremoille zu Paris.



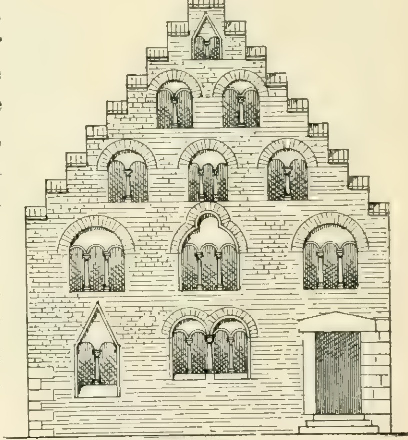
Romanisches Haus in Cluny (Saone-et-Loire).



Sogenanntes Nassauerhaus in Nürnberg.

deutschen —, dagegen scheint es, daſs die Denkmäler der Profankunst in Italien über Gebühr vernachlässigt worden sind. Von den Bauwerken des frühen Mittelalters sind nur überaus wenige bisher beachtet worden. Am bekanntesten ist die aus dem 11. Jahrhundert herrührende Casa di Pilato zu Rom, der Überrest eines Turmbaues, den Nikolaus der Groſse, der Sohn des Crescentius (ca. 998), erbaute. Dieses originelle Denkmal, an dem auch antike Baureste Verwendung gefunden haben, ist auch unter dem Namen des Hauses von Cola di Rienzo bekannt. Solche feste Turmhäuser, Burgen der städtischen Adelsgeschlechter, waren in allen italienischen Städten anzutreffen; sie sind heute meist abgetragen; nur S. Gimignano hat noch an 13 Turmhäuser bewahrt. Als künstlerische Leistungen haben diese Bauten kaum Anspruch auf Beachtung: sie sind nur als Denkmäler für die Sittengeschichte von hoher Bedeutung. Die schiefen Türme von Bologna, die Torre Asinelli, 99,30 m hoch, 1109 begonnen von Gherardo degli Asinelli, und die Torre Garisenda, 47,50 m hoch, deren Bau Filippo und Ottone de Garisendi 1110 anfingen, sind wohl die bekanntesten unter diesen Bauwerken.

Jede Kunstgeschichte bespricht eingehend die Palastbauten, die seit dem Beginne des 15. Jahrhunderts in allen Städten Italiens, vor allem in Florenz, Siena, Rom entstanden; aber es ist immer nur die Kunstform, welche interessiert; die Bestimmung der eigentlichen Wohnräume findet in den seltensten Fällen Beachtung, wird meist garnicht erwähnt. So sind auch die Palastarchitekturen der Zeit vor dem Eintreten der Renaissance nur oberflächlich untersucht worden[1]), und doch gibt es auch unter diesen Denkmälern viele, die als Kunstwerke recht wertvoll sind, z. B. der Palazzo Agostini zu Pisa. Allein das Bürgerhaus des mäſsig begüterten Hand-

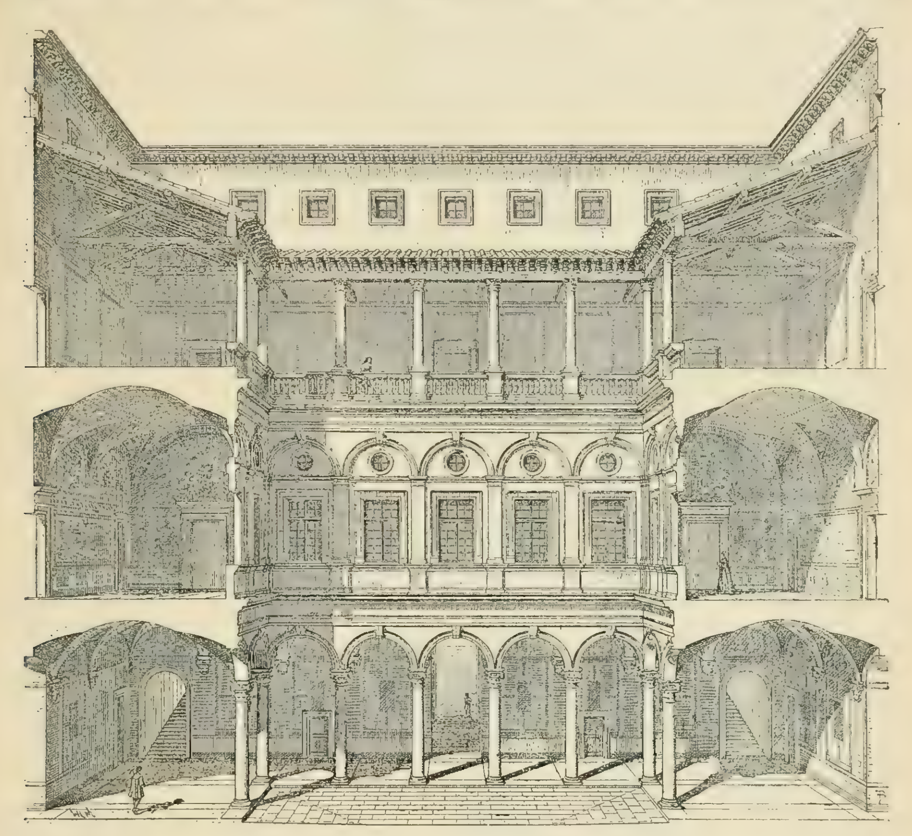


Giebelhaus am Wollmarkt zu Köln.

[1]) Z. B. in Schnaase Gesch. d. Bild. K². — VII. 202 ff.

werkers, Handelsmannes hat man kaum je geschildert. Und doch sind diese kleinbürgerlichen Wohnhäuser gewiſs in überwiegender Masse in den Städten vorhanden gewesen; die Palazzi waren sicher immer in der Minderzahl.

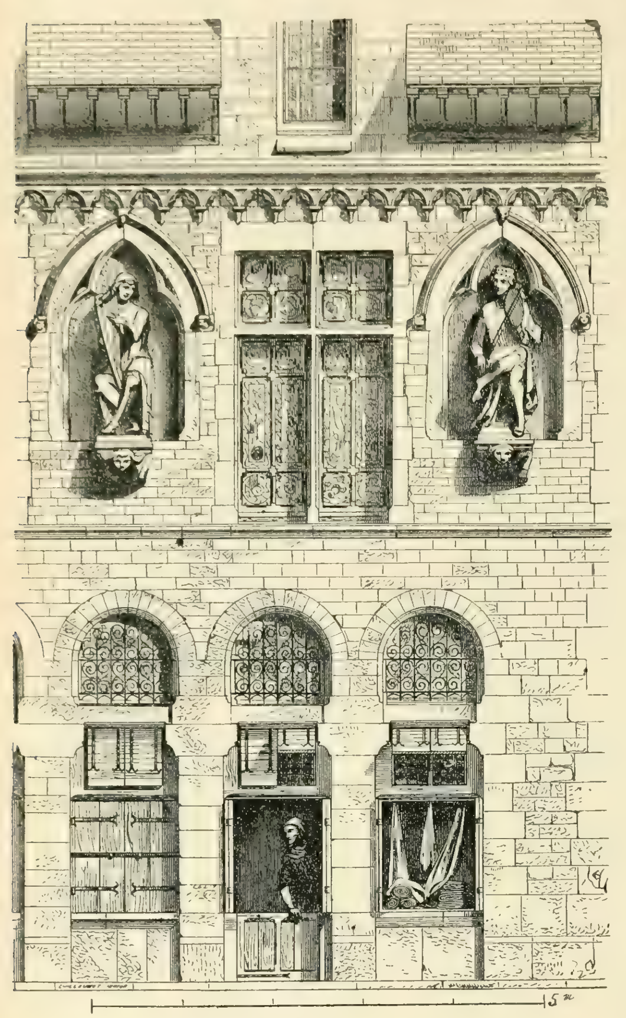
Diese Palazzi haben in ihrer Anlage manches gemeinsame: durch einen ziemlich engen Hausflur gelangt man in den von Arkaden umgebenen Hof, der neben der Fassade die architektonische Schönheit zur



Palazzo Strozzi in Florenz. Durchschnitt des Hofes.

Geltung bringt. Das Erdgeschoſs ist für Dienerschaft und für Wirtschaftsräume bestimmt; in der ersten Etage befinden sich die Empfangssäle; in den oberen Geschossen wohnt die Familie des Hausherrn. Anders ist die Anlage der venezianischen Paläste, deren Haupteingang gewöhnlich nur von einem der Kanäle zugänglich ist. Hier fehlt der Hof gänzlich; der mittlere Teil des Gebäudes ist für die Repräsentationssäle bestimmt; häufig reicht der groſse Festsaal durch zwei Geschosse. Die Zimmer zur Seite der Prunkgemächer sind für die Familie des Herrn bestimmt. Auch in Venedig kennen wir, wenigstens gilt dies von unserer Zeit, nur die Häuser der Vornehmen.

Als zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Formen der italienischen Palastbaukunst auch in Deutschland und Frankreich Eingang fanden, da zeigte es sich, daſs diese Stilart wohl für Italien nicht aber für die Länder diesseits der Alpen paſste. So vornehme Geschlechter wie in den italienischen Städten mochte es ja in Deutschland auch geben, allein ihre Wohnungen behalten immer den Charakter eines Bürgerhauses; in den deutschen Städten gibt es bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts keine Paläste. Die Verwendung der flachen Dächer ist in dem schneereichen Norden nicht ratsam; man behält die steilen Giebeldächer bei. Wenn man von den Prunkhöfen der Italiener Gebrauch macht, so erweist sich das als ein Miſsgriff. Die auch in Deutschland überhandnehmend Sitte, die Bürgerhäuser mit Luxus einzurichten, hatte schon Geiler von Kaisersberg getadelt, später ist der protestantische Prediger Cyriakus Spangenberg in seinem »Hoffahrtsteufel«[1]) gegen diese Prachtliebe aufgetreten, die er allenfalls dem reichen Nürnberg, Augsburg, Venedig gestatten will, aber nicht den armen Städten in Thüringen, Meiſsen, Sachsen, der Mark.[2]) Die ältesten Bürgerhäuser, die im Geschmack der Italiener erbaut sind, treffen wir in Augsburg, in Nürnberg an. Das Fugger-Haus auf der S. Annastraſse zu Augsburg durfte etwa 1512—16 erbaut sein; es trägt den italienischen Charakter noch ziemlich unverfälscht zur Schau. Das Tucherhaus in Nürnberg (Hirschelgasse), etwa 1533 errichtet, zeigt in

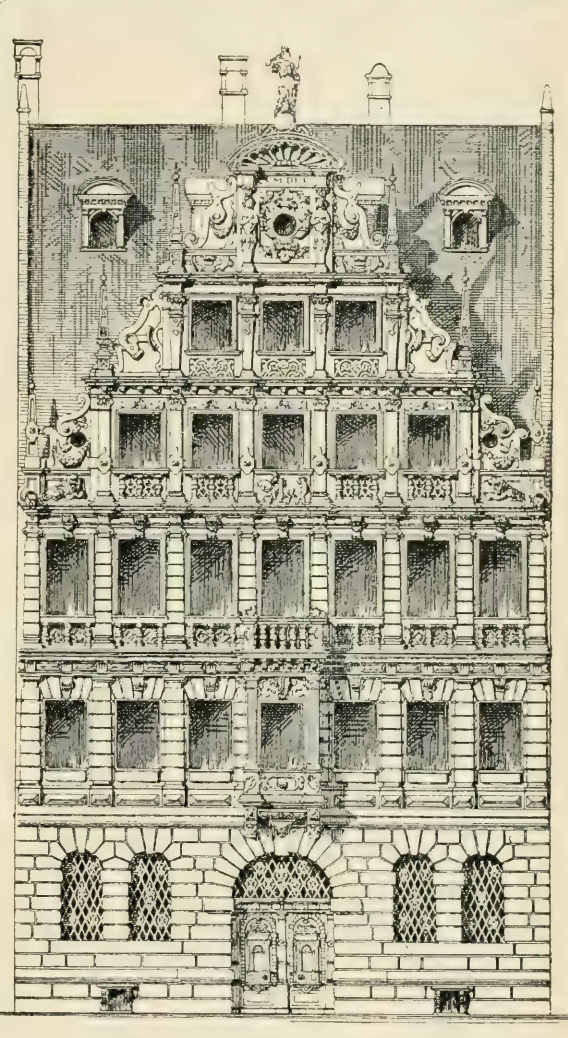


Reims, Spielmannshaus. (S. o. S. 110).

[1]) Fol. CCCCXXXV^b.

[2]) Vgl. fol. CCCCLXVIII^a und CCCCLXXII^a.

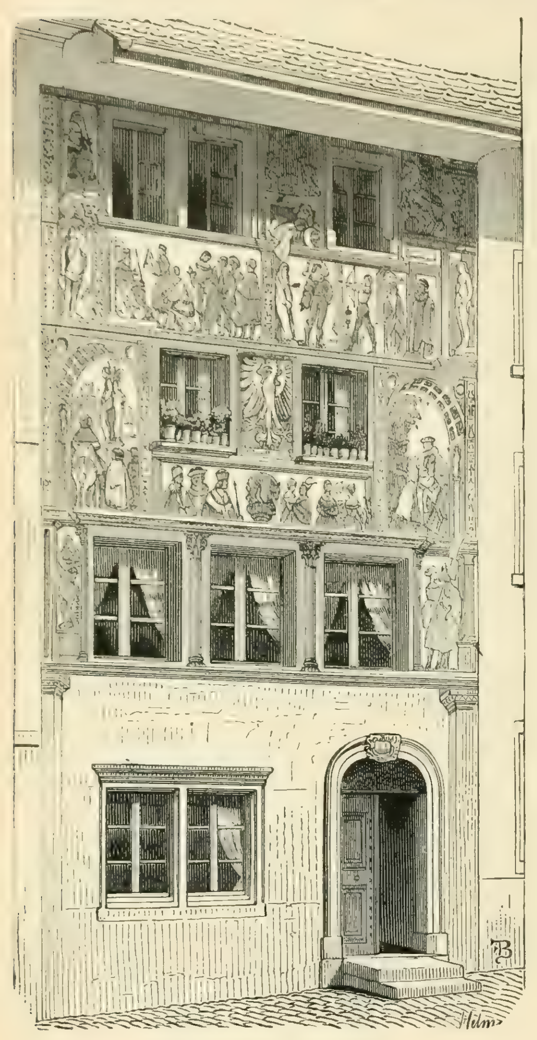
seiner Fassade schon ein Kompromifs zwischen italienischer und deutscher Formensprache: das steile Dach mit den fialenartigen Aufsätzen ist entschieden deutsch, die Türmchen mit den Zwiebelspitzen (die wälschen Hauben) und die Einrichtung des Innern weisen auf Italien hin. Ähnlich ist die Giebelfassade des Toplerschen Hauses am Panierplatze (1590), mehr im deutschen Stile gehalten: der Erker, die Gliederung des steilen Giebels, die Verwendung gotischer Maswerkornamente sprechen für die Tätigkeit deutscher Baumeister. Es ist ja auch von vornherein als wahrscheinlich zu betrachten, dafs deutsche Handwerksmeister die Mehrzahl der Bürgerhäuser erbaut haben; die eingewanderten Italiener fanden mehr an den Höfen der Fürsten, vielleicht auch bei dem Landadel Beschäftigung. Es kann nun nicht die Absicht dieser Darstellung sein, im einzelnen die Geschichte des deutschen Bürgerhauses zur Zeit des 16. Jahrhunderts zu erzählen. Wilhelm Lübke hat in seiner Geschichte der Renaissance in Deutschland[1]) da alles, »was von Bedeutung« ist, trefflich geschildert. Ich will also nur bemerken, dafs die Tätigkeit der Renaissance-Architekten sich nicht darauf beschränkte, Neubauten auszuführen, sondern dafs sie vielfach auch die alten Häuser des 15. Jahrhunderts dem neuen Stile entsprechend zu modernisieren hatten. Da wurde ein prächtiges Portal eingesetzt und vor allem der steile Giebel durch Säulenstellungen, Gebälke etc. möglichst versteckt. An Stelle der gotischen Fialen treten Obelisken. In dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts herrscht die Mode der Überladung, des Schwulstes vor. Es finden sich in den Ornamenten jener Zeit ja manche hübsche



Nürnberg, Pellerhaus.

[1]) Zweite Aufl. — Stuttg. 1882.

Motive, allein das Ganze ist wüst, wie etwa der geistreiche Stil von Johann Fischart. Eins der interessantesten Bürgerhäuser dieser späten Epoche ist das Peller-Haus zu Nürnberg (1605) Nicht allein die Giebelfassade, auch der malerische Hof mit seinen Galerien, die innere Einrichtung bietet uns ein wichtiges Beispiel für die Entwicklung der deutschen Profanarchitektur. Eine eigenartige Zier erhielten die Fassaden auch der Häuser, die nicht mit plastischem Schmuck dekoriert wurden, durch die bunte Bemalung der Putzflächen. Ornamentale und figürliche Darstellungen sind da mit grofsem Geschick verwendet worden. Schon im 15. Jahrhundert waren die Häuser am Ring zu Breslau so festlich bemalt. Hans Holbein d. J. entwarf die Kompositionen zur Bemalung des Hauses zum Tanz in Basel, des Hauses Hertenstein bei Luzern. Zahlreiche Fassadenmalereien sah man in Augsburg. Noch heute sind einige derselben zu erkennen; besser erhalten sind die zu Stein a. Rhein. In Schaffhausen sieht man noch die bemalte Fassade des Hauses zum Ritter, die von dem Meister Tobias Stimmer herrührt (1570). Im Osten Deutschlands, in Böhmen, Schlesien wendet man das italienische Sgraffito an, die kahlen Mauerflächen der Fassaden wirkungsvoll zu beleben.



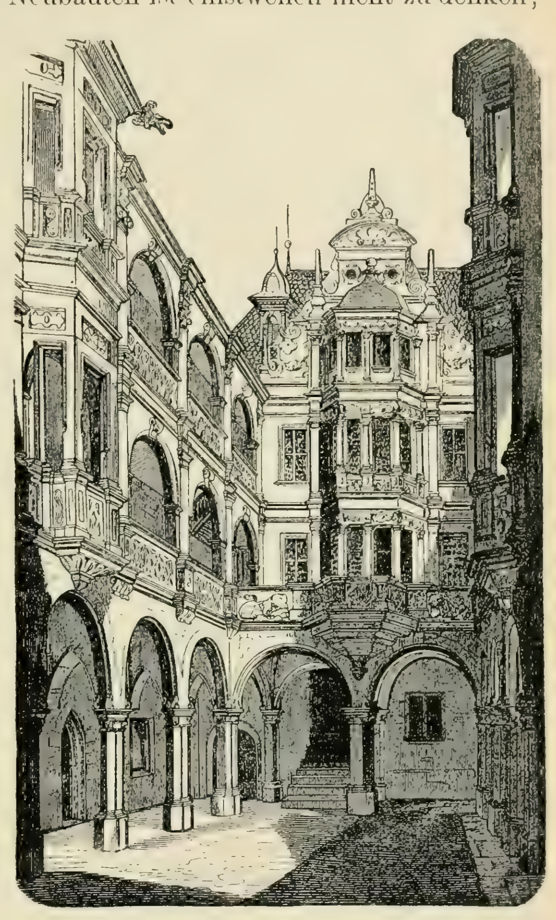
Haus zu Stein am Rhein.

Auch über die französischen Bürgerhäuser gibt W. Lübke in seiner Geschichte der Renaissance Frankreichs[1]) Auskunft. Hervorzuheben wäre, aufser dem hier abgebildeten Hause aus Rouen, in Orleans das sogenannte Haus der Agnes Sorel, in Wahrheit wohl die Wohnung eines reichen Kaufherrn aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. In Orleans finden wir dann noch das angebliche Haus Franz I., das 1536 erbaut wurde.

[1]) Stuttg. 1868.

Die Maison de François I. ist aus dem Dorfe Moret bei Fontainebleau nach Paris in die Champs Elysées übertragen worden. Andere Bauwerke des späteren 16. Jahrhunderts bespricht Lübke a. a. O. 265 ff., die aus der Zeit Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. S. 293 ff.

Nach Beendigung des Dreifsigjährigen Krieges werden nur wenige städtische Häuser mehr erbaut. Man begnügt sich, die alten Häuser zu erhalten, auszubessern, aber an Neubauten ist einstweilen nicht zu denken; geschieht es aber ausnahmsweise, dafs ein neues Gebäude errichtet wird, dann wird es so schlicht wie möglich angelegt. Die katholischen Kirchen und Klöster, die Schlösser der Fürsten und Grofsen mochten im imposanten Barockstil, in den gefälligen Tändelformen des Rokokostiles erbaut werden: von diesen Stilen merkte man an den deutschen Bürgerhäusern so gut wie gar nichts. Schwer lastet auf diesen Gebäuden das mit Ziegeln gedeckte gewaltige Mansardendach. Reiche Bürger haben allerdings hin und wieder reicher ausgestattete, mit Pilastern und Skulpturen geschmückte Gebäude errichtet, wie in Augsburg, in Dresden u. s. w. Cornelius Gurlitt hat in seiner Geschichte des Barockstiles und des Rokoko in Deutschland[1]) auch diese Privathäuser besprochen, natürlich aber nur, wenn sie einen künstlerisch bemerkenswerten Charakter an sich tragen. Es sei hier als Muster eines Barockbaues das Asamhaus auf der Sendlingerstrafse in München genannt, das die Brüder Cosmas Damian Asam, der Maler (1686—1742) und Egidius Quirin Asam, der Stukkateur († 1764) erbauten. Reizend ist das aber mehr im Geschmack des Rokoko gehaltene Haus am Königsplatz (Nr. 55) zu Kassel.

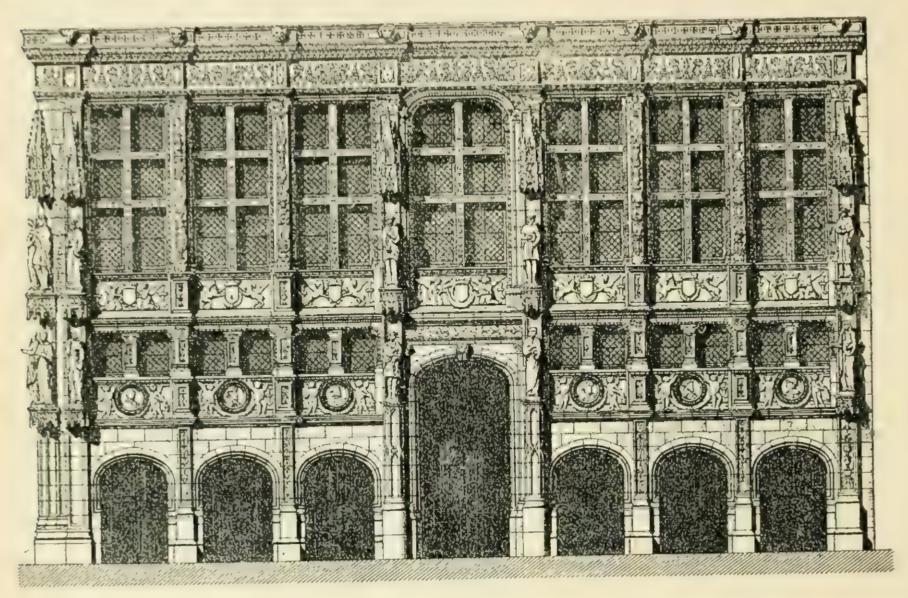


Hof des Pellerhauses zu Nürnberg.

Vereinzelt hatten schon im 16. Jahrhundert Adelsfamilien auch in den Hauptstädten des Landes sich ihre Paläste erbauen lassen. Der Bau des Palastes Schwarzenberg auf dem Hradschin zu Prag war 1545

[1]) Stuttg. 1889.

unternommen worden; dann hatte Waldstein, der Herzog von Friedland, das große Schloß auf der Prager Kleinseite 1629 mit der prächtigen Gartenloggia erbaut. Es folgt das Palais der Grafen Thun auf der Pfarrgasse (nach 1650), das Palais Czernin auf dem Hradschin; das 18. Jahrhundert sieht nun eine ungeheure Zahl von Adelspalästen entstehen, die zum Teil auch als architektonische Kunstwerke von hoher Bedeutung sind. Ich nenne in Prag nur das Palais Clam-Gallas von Joh. Bernhard Fischer von Erlach 1707—12 erbaut, das Palais Golz (jetzt Kinsky) von Kilian Dientzenhofer entworfen und das von demselben Meister herrührende Palais Piccolomini (dann Nostitz, jetzt Sylva-Tarucca). Noch zahlreichere Palastbauten hat Wien aufzuweisen; das



Rouen, Haus am Domplatz, seit 1509. (Nach Sauvageot.) (S. S. 116.)

Gleiche gilt von Dresden. Selbst kleinere Residenzen, wie München, sahen prächtig ausgestattete Adelspaläste erstehen, das Palais Porcia, Törring (jetzt Oberpostamt), Preysing (Hypothekenbank), Piosasque de Non.

Ja, einzelne sehr begüterte Herren legten sich auch außerhalb der Stadtbefestigung großartige Lustschlösser an, in denen sie während der Sommerzeit ihren Aufenthalt nahmen. So das Gartenpalais Mannsfeld-Fondi (jetzt Schwarzenberg) zu Wien 1705—1720, wahrscheinlich von Fischer von Erlach entworfen, und das für den Prinzen Eugen von Savoyen durch Joh. Lukas v. Kilian errichtete Lustschloß Belvedere (1693—1724).

Über die französischen Bürgerhäuser und die städtischen Adels-Hôtels der Zeit Ludwigs XIV. und XV. gibt Cornelius Gurlitt in seinem trefflichen Werke „Geschichte des Barockstiles, des Rokoko und des



Gartenpalais Schwarzenberg zu Wien.

Klassizismus in Belgien, Holland, Frankreich, England« genauere Nachrichten.[1])

Mögen die Fassaden der Bürgerhäuser noch so stattlich sich ausgenommen haben, die Zustände der Strafsen an denen sie gelegen waren, liefsen bis ins 19. Jahrhundert sehr viel zu wünschen übrig, nicht allein, dafs die zwischen den Häusergiebeln angelegten Dachrinnen das Regenwasser in der Mitte der Strafse ergossen, auch die Treppen zu den Kellern der Häuser selbst reichten in die Strafse hinein; die bei Tage aufgeklappten Türen der Treppe sperrten den Verkehr. Die Ladenschilder hingen zumeist in die Strafse hinein, häufig an schön geschmiedeten Eisenhaltern, oft genügte auch nur ein Kennzeichen. Die langen in die halbe Strafse ragenden Bierkegel zeigten, dafs da ein Trunk zu haben war, ein blankes Rasierbecken verriet den Bartscherer, ein Hufeisen den Grobschmied, ein Schlüssel den Schlosser. Diese Abzeichen sind um so wichtiger, weil sie auch von den des Lesens nicht Kundigen verstanden wurden. Auf der Strafse selbst arbeiteten bei gutem Wetter die Handwerker, z. B. die Böttcher. Meist ist das Erdgeschofs der Bürgerhäuser von Kaufläden in Anspruch genommen. Aus den Miniaturen ersehen wir, dafs der Verkaufsraum durch zwei horizontal sich bewegende Türflügel verschlossen war; der untere bildete, aufgeklappt und passend gestützt, den Verkaufstisch, während der obere Schutz gegen Regen und Sonne gewährte. Jedoch eben jener untere Türflügel hinderte gleichfalls den Verkehr auf der Strafse: man mufste beständig, wenigstens bei Tage, allerlei Hindernissen ausweichen. Nur in einigen wenigen Handelsstädten wie z. B. in Danzig waren die vornehmen Häuser im 16. Jahrhundert durch eine Freitreppe zugänglich, auf deren Plattform die Familie des Hausherrn bei schönem Wetter zu verweilen vermochte. Diese interessanten Beischläge, die heute, um die Strafsen zu verbreitern, vielfach geopfert werden müssen, geben dem Ganzen etwas malerisch Vornehmes. An den Haustüren der aus dem 16. Jahrhundert herrührenden Wohngebäude sehen wir oft in den steinernen Türeinfassungen rechts und links Sitze angebracht. Da plauderten die Bürger am Abend mit ihren vorübergehenden Freunden und Bekannten. Die Ungastlichkeit unserer Zeit hat diese traulichen Sitze häufig genug durch eiserne Stacheleinfassungen unbrauchbar gemacht. Wir müssen uns aber vorstellen, dafs an warmen Sommerabenden die Bürger mit ihren Angehörigen vor der Haustür safsen, wie Goethe das ja noch in Hermann und Dorothea schildert.

Über der Tür sah man das Wahrzeichen, nach dem das Haus den Namen erhielt, Wappen u. s. w., in Stein gehauen oder gemalt. Die Türflügel selbst waren aus starkem und festem Holze gezimmert, seit dem 16. Jahrhundert öfters noch mit Schnitzwerk geziert. Sonst waren die Schmiede- und Schlosserarbeiten, die Haspen und Beschläge, die kunstreichen Schlüsselschilde sowie die prächtigen geschmiedeten Türklopfer der Hauptschmuck. Die ursprünglich verzinnten Eisenarbeiten

[1]) Stuttgart 1888.

hoben sich wirksam von dem dunklen Holzwerke ab. Oberlichter, zur teilweisen Beleuchtung des Flures bestimmt, wurden im 16.—18. Jahrhundert oft mit meisterhaft geschmiedeten Gittern, Kunstwerken von geschmackvollster Arbeit, ausgefüllt.

Die italienische Sitte, das untere Geschofs mit einer fortlaufenden Loggienreihe zu verzieren, so dafs man geschützt gegen Sonnenbrand, Regen und Schnee die Strafse hinabgehen konnte, diese gewifs für Italien sehr wohl passende Anlage wurde in Frankreich und Deutschland vielfach nachgeahmt, wenn auch in diesen Ländern sich die üblen Folgen der Laubeneinrichtung vielmehr fühlbar machten: Die Vorderzimmer des Erdgeschosses, die ihre Fenster nach den Laubengängen hin hatten, erhielten sehr wenig Licht, und die über den Lauben gelegenen Zimmer des ersten Geschosses hatten eiskalte Fufsböden.

Diesseits der Alpen hat man mit Vorliebe die Marktplätze mit Laubengängen eingefafst, in den Strafsen dagegen sie selten verwendet. In Frankreich sind solche Anlagen schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nachzuweisen, in Deutschland scheinen sie, zumal im Osten, erst während des 16. Jahrhunderts allgemeiner in Gebrauch gekommen zu sein.

Einen guten architektonischen Effekt werden auch diese Lauben kaum gemacht haben, da sicher in ihnen die Krämer des Tags über ihr Wesen trieben, wie denn überhaupt diese Handelsleute viel dazu beitrugen, das malerische Bild, welches eine Stadt der früheren Jahrhunderte doch immerhin darbot, zu entstellen und unerfreulich zu machen. Überall nisteten sie sich mit ihrem Kram ein: zwischen den Strebepfeilern der Kirchen, an den öffentlichen Gebäuden; ihre nichts weniger als schönen Holzbuden erfüllten den Marktplatz, ja sie standen selbst an den Häusern der Hauptstrafsen.[1]) Noch ist der grofse Marktplatz Breslaus nicht gänzlich von solchen Buden gesäubert; vor fünfzig Jahren war er mit diesen Bretterhäusern erfüllt und die auf den Ring mün-



Lauben in Montpazier (1281).

[1]) Das Germanische Museum besitzt eine merkwürdige Handzeichnung des 15. Jahrhunderts, darstellend einen Marktplatz. Abgeb. in dem kulturgesch. Bilderatlas II. (hrsgg. von A. Essenwein). Leipzig 1883. Taf. CXV. 1.

denden Strafsen, die schon an sich schmal genug sind, durch Budenreihen noch mehr verengt.

Über den Hausbau äufsert sich Guarinonius aufserordentlich einsichtsvoll. Er will, dafs die Fenster nach Westen gerichtet sind, weil sie so am längsten Licht erhalten. Mufs man sie nach Mittag hin legen, so sorge man für Zimmer an der Nordseite; dann bewohnt man diese im Sommer, jene im Winter. Schlafzimmer sollen immer nach Osten gelegen sein »sonderlich diejenigen, darinnen die Dienstbotten schlafen, damit sie von dem Liecht und Morgenröten desto ehender von dem Schlaf erweckt und zu ihrer Arbeit ermuntert werden.« Alle Schlafstuben der Schüler sollen auch nach Osten liegen, damit sie früh aufstehen und die kühlen Morgenstunden benutzen. Man soll, wenn grofse Plätze, breite Strafsen vorhanden sind, die der Luft freien Durchzug gestatten, die Häuser hoch bauen und die höheren Zimmer selbst als die gesünderen bewohnen, nicht, wie gewöhnlich, vermieten. Er klagt über die Unsauberkeit der heimlichen Gemächer, über die schlechte verdorbene Luft in den Wohnungen und tritt sehr energisch für gründliche Lüftung derselben ein (S. 421).

Sobald man die Haustür überschritten, in das Haus eingetreten war, gelangte man zuerst in den Flur, der je nach dem Erwerbszweige des Besitzers bald geräumiger bald beschränkter war. Dafs auch die Bürgerhäuser in der Vergangenheit entsprechend dem Stande und dem Vermögen des Besitzers bald reicher, bald ärmlicher entwickelt sind, bedarf ja nicht hervorgehoben zu werden; es sind selbstverständlich auch da die mannigfaltigsten Abstufungen zu bemerken. Immer aber ist eins gleich, ob das Haus einem Armen oder Reichen gehört: Gebäude und alles, was dazu gehört, ist, für den Herrn besonders hergestellt, nicht nach einer Schablone ausgeführt worden, wie alle Einrichtungsstücke beim Handwerker bestellt und dem besonderen Geschmack gemäfs gearbeitet wurden. Möbelmagazine kennt jene Zeit noch nicht. Aber auch die Häuser, zumal bis ins 17. Jahrhundert, haben ihre Eigenart: je nachdem man ein Zimmer höher oder niedriger bedurfte, wurden die Gewölbe, die Decken angelegt, so dafs man allerorten auf meist recht dunklen Treppenstufen hinauf und hinab steigen mufste. Die in einer Ebene angeordneten Geschosse sind, meine ich, nicht vor dem 18. Jahrhundert gebräuchlich geworden. Nebenbei hat auch jede Stadt, jeder Landstrich seine besonderen Eigentümlichkeiten. Wir sind heute noch nicht in der Lage, alle diese Verschiedenheiten mit Sicherheit aufzuweisen, obschon sie unzweifelhaft vorhanden sind, können vielmehr nur ein allgemeines Bild entwerfen, das allenfalls der Wahrheit nahe kommt. Nehmen wir an, es handele sich um das Wohnhaus eines reichen Kaufherrn.

Mit dem Flure, in dem die anlangenden und die zur Versendung bereiten Handelsgüter aufgespeichert werden und der deshalb geräumig und nicht zu dunkel sein darf, ist die Schreibstube, das Kontor, in Verbindung, in dem der Herr mit seinen Kaufmannsdienern das Geschäft leitet. In diesem Zimmer steht der Zahltisch; an einem Rande desselben sind untereinander die Zahlzeichen M. D. C. L. X. V. I. ein-

geschnitten, mit deren Hilfe wie mit einer Rechenmaschine schnell die Additionen zu erlangen waren.[1] Der Schreibtisch des Herrn hatte viele Fächer und Geheimladen.[2] Angenagelte Riemen an der Wand dienten dazu, eingehende Korrespondenzen so lange sichtbar einzuklemmen, bis sie beantwortet worden waren. Die Fenster des Erdgeschosses sind meist zum Schutz gegen Einbrecher vergittert; diese Gitter weisen oft im 16. bis zum 18. Jahrhundert wahre Meisterwerke der kunstgewandten Schlosser auf.

Aus dem Flure gelangt man in den Hof, der während des Mittelalters wohl gänzlich schmucklos war, an dem die verschiedenartigen Ställe, die Wohnungen der Dienstleute gelegen waren. Bei den Häusern der vornehmen Bürger ist der Hof gleichfalls von einer Arkadenstellung umgeben, auf der die Säulen der Loggien, der oberen Geschosse, ruhen. Diese Laubengänge vermitteln die Verbindung der Zimmer. So hübsch sich diese von Italien entlehnte Anlage auch ausnehmen mag, praktisch für deutsche Verhältnisse war sie jedenfalls nicht: Regen und im Winter Schnee trieb in die offenen Korridore hinein; dafs sie bei Frost eisig kalt waren, und dafs von der Tür aus auch Kälte in die Zimmer eindrang, das liegt auf der Hand. Der architektonisch hübsche Effekt war so recht teuer erkauft. Aber ganz unbegreiflich ist es, wenn man diese Verbindungsgänge auf blofse Konsolen setzte; dann war nicht einmal ein künstlerisch erfreulicher Anblick geboten. Diese offenen Galerien, diese halb im Freien angelegten Treppen finden sich zahlreich z. B. in den alten Bürgerhäusern zu Prag.

Die Höfe, in der Stadt schon des Raummangels wegen wenig ausgedehnt, waren, von den hohen Häusern umgeben, meist feucht: Sonne und Mond schienen nur selten hinein; Gras und Moos wuchsen zwischen dem Steinpflaster. Da nur ausnahmsweise die Häuser einen kleinen Garten besafsen, so konnte sich die Familie des Hausherrn kaum an warmen Sommertagen auf dem Hofe oder in den Laubengängen des Hofes aufhalten; eine bessere Luft, auch Anregung mancher Art fand sie viel eher, wenn sie nach des Tages Arbeit vor der Haustür sich niederliefs.

Sehr bescheiden sind die Ansprüche, die man an die Anlage der Haustreppen zu stellen pflegte. Im 16. Jahrhundert mag manche Haupttreppe schön geschnitzte Geländer aufweisen, aber für ihre Beleuchtung ist so gut wie nichts geschehen. Die meisten Treppen sind dunkel, eigentlich nur für den im Hause genau Bekannten ohne Gefahr zu passieren: da kommen plötzlich unerwartet Absätze, und ebenso unerwartet beginnt wieder die Flucht der Stiegen. Die im 16. Jahrhundert weit verbreitete Vorliebe für Wendeltreppen machte das Aufsteigen zu den oberen Geschossen nicht angenehmer. Aber wollte man in dem durch die Fortifikation ohnehin beschränkten Areal in den Burgen Platz für die Zimmer gewinnen, dann mufste man sich bei dem Bau aller Nebenräume nach Möglichkeit beschränken. Und da in den

[1] Abgeb. in m. deutschen Leben etc. Fig. 100, nach dem Holzschnitte von Hans Burkmair.

[2] Ein solcher Schreibtisch abgeb. nach Moriz Heyne, ebend., Fig. 132.

befestigten Städten der Raum für die Häuser auch nur knapp bemessen war, hat man auch diese Sitte nachgeahmt. Die Erbauer der Schlösser können über große Baugründe verfügen und wissen deshalb schon früh den Wert schöner, geräumiger, lichter Treppen zu schätzen.

Die Einrichtung eines Bürgerhauses zeigt vortrefflich die Reihe von Zeichnungen, die Hans Bösch in seiner Abhandlung »Ein süddeutsches Haus vom Beginne des 18. Jahrhunderts« (Nürnberg 1897) publiziert hat. Die ganze Anlage des Hauses weist auf das 16. Jahrhundert zurück.

Ehe wir aber die im ersten Geschofs befindlichen Wohnzimmer in Augenschein nehmen, müssen wir noch einen Blick in den Keller werfen. Th. Hampe hat »Gedichte vom Hausrat aus dem 15. und 16. Jahrhundert« herausgegeben (Strafsburg 1899). Das älteste dieser Gedichte, von Hans Folz, gehört noch dem 15. Jahrhundert an. Er zeigt uns den Weinkeller, in dem es Fafsbohrer, Pipen, Zapfen gibt, Schäffer, Kannen, eine Probierkrause u. s. w. In der von Hans Sachs herrührenden Reimerei (1544) wird Bier und Wein ausdrücklich erwähnt. Aber aufser den von Folz genannten Geräten führt er noch eine Schrotleiter zum Einbringen der Fässer an. Der Verfasser des dritten Gedichtes gedenkt dann noch der »Stentner (Stehschäffer), drichter, flaschen, Kannen, Weinleyter, weinleger, hebrigel, Weinror, damhader und demmesser (Hadern und Eisengerät zum Verstopfen)«. Dabei sind Mittel zur Verbesserung und Verschönung des Weines da zu finden: Weidasche (Pottasche), Schwefel, Senf, Eiweifs. Allerlei Werkzeug, wie es im Hause unentbehrlich ist, wird auch hier bewahrt, wie der Vorrat an Sauerkraut, bayerischen und weifsen Rüben, die man in Sand eingräbt, sie frisch zu erhalten. Auch die Waschküchen liegen gewöhnlich im Kellergeschofs. Am besten kann man die Einrichtung der Keller erkennen in den interessanten Modellen, die unter dem Namen der Puppenhäuser wohlbekannt sind.

Steigen wir die Treppe hinauf, so gelangen wir zunächst auf den Vorflur. Da stehen die grofsen Schränke, die im 15. Jahrhundert mit einer geschnitzten und bemalten Zarge verziert waren,[1]) im 16. Jahrhundert architektonisch gegliedert, mit Säulen und Simsen, die Flächen mit Intarsien bedeckt;[2]) dann erst gegen Anfang des 18. Jahrhunderts werden die polierten Schränke Mode. Soweit sie nicht in den Schlafzimmern untergebracht werden können, haben sie im Flur ihren Platz. Der Flur selbst wird zuweilen auch reicher ausgeschmückt. Stuckdecken und Friese finden sich in manchem Nürnberger H a u s f l u r; dazu wurden an den Wänden dekorative, minder kostbare Gemälde: Stilleben, Tierstücke u. s. w. aufgehängt.

Aus dem Flure treten wir nun in die Empfangszimmer der Reichen, die Wohnstuben der minder Bemittelten ein. Wir wollen aber immer uns vorstellen, im Hause begüterter Leute Umschau zu halten.

---

[1]) Deutsches Leben etc. Fig. 143, 144, 145. — A. Essenwein, kunst- u. kulturg. Denkm. des Germ. Museums. Taf. LII.

[2]) M. Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. (Prag u. Leipz. 1887.) Fig. 96.

Auf die Stattlichkeit der Türen legt man grofsen Wert. Man verziert die Gewände mit Schnitzereien.[1]) Oft werden auch die Türflügel mit Eisenblech und Schienen beschlagen, und dann läfst man in das Blech Wappen etc. treiben und bildet die Schrauben in Form zierlicher Rosetten. Die Schlösser und Türbänder werden kunstreich geschmiedet, unter die durchbrochenen Muster farbiges Tuch oder Leder gelegt. Alles Eisenzeug ist sorgfältig ziseliert und verzinnt. Man versteht schon allerlei Kunststücke; so ist in dem Fredenhagenschen Zimmer zu Lübeck die Tür nach Belieben rechts oder links zu öffnen. Die Fenster haben, wie schon früher geschildert wurde, lange Zeit der Verglasung ganz oder teilweise entbehrt. Im 16. Jahrhundert scheint der Gebrauch des Glases auch in den Bauernhäusern Eingang gefunden zu haben. Kaiser Ferdinand I. bemerkt von den Spaniern: »Defsgleichen gebrauchten sie sich keiner Glasefenster, sondern ihre Fenster wären aus Leinwand und Pappier zusammen gemacht. Hergegen aber in Teutschland wären sie so gemein, dafs auch der ärmste Bauer am Glase nichts ermangele.« (Des Allerdurchlauchtigsten Römischen Keysers Ferdinand des Ersten Denkwürdige Tafel-Reden . . . . v. Joh. Naeve [1564], Dresd. 1674, S. 37.) Auch im 16. Jahrhundert machte gerade die Anlage der Fenster den Bauenden viel zu schaffen. Bartholomäus Paumgartner schreibt von Frankfurt a. M. am 14. März 1589 in Betreff seines Hausbaues an seine Frau: »Mitt den neuhen fenstern hab noch bessern rahtt, dann wo müglich gern unten nicht 4 thürlin haben wollt. Bin auch noch der Mainong, gar wol zuwegen ze bringen sein soll. Die Torigiani sagen, in ihren, obschon noch gröfser, nichtt krumb oder scheel geworden; ligtt allein an dem, das der schreiner guett dürr holtz darzu nehme« (S. 94). Aber der Nürnberger Tischlermeister will von der Neuerung nichts wissen. Frau Magdalena erwidert am 18. März ihrem Gatten: »Der fenster halb hat der Praun alsbalt den andern tag gesagt, er thus sich mit 4 thirn; sie sein zu long und schmal. Mon mus bey 6 pleiben. Wil in noch einmal holn lassen. Wan er noch ich meind, es kin nit anders sein, den mit 6, so weln wirs bis auf dein zukunft pleiben lasen« (S. 95). Paumgartner will 4 Flügel im Fenster; der Meister aber hält an der alten Gewohnheit fest, dafs 6 unbedingt erforderlich sind. — Durch die Butzenscheiben konnte man nicht erkennen, was auf der Strafse vorging. Da macht man Guckfenster (Guzer — fenestella in maiori fenestra). So schreibt Frau Magdalena am 7. September 1587: »Der guzer halb wil ichs pleiben lon bis auf dein zukunft, den der glaser schon gesehen hat. Aber keins ner (billiger) als umb 20 pazen. Macht mons nun miten in die stuben, so ist es auswendig nit im mitlern fenster. So sagt der glaser, er hab sy wol schien aber zu 5 pazen und hab ir nit vil mer und sein von veniedichsen glas. Gefaln sy mir, er wil michs erst sehen lasen, so wil ich derselben nemen.« Seit dem 15. Jahrhundert war es üblich, Glasmalereien in die Fenster als besondere Zierat einzusetzen, Wappenbilder, seltener historische Darstellungen, auch

[1]) A. v. Essenwein, Die rom. u. gothische Baukunst. Der Wohnbau. (Darmst. 1892.) Fig. 105, 106.

recht derbe Bilder mit sinnigen aber deutlichen Reimen. Zum Andenken an die Hochzeit liefs man die Wappen des Ehepaares und etwa noch ein Bild aus der heiligen und Profangeschichte malen, verschenkte auch solche Glasgemälde an Freunde und Verwandte. Hauptsächlich in der Schweiz werden bis ins 17. Jahrhundert treffliche Malereien ausgeführt, zu denen bedeutende Künstler wie Hans Holbein d. J., Niklas Manuel Deutsch, Hans Baldung Grien u. a. die Entwürfe zeichneten.

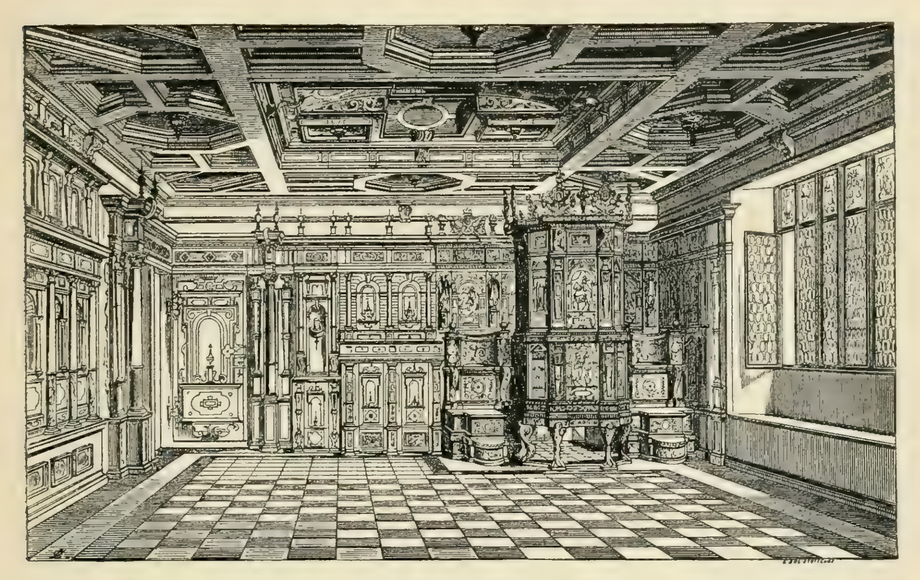
Von Doppelfenstern wufste man in der Zeit, die uns beschäftigt, noch nichts. Es mag in den Erkern zur Winterszeit viel Zugluft gegeben haben.

Je vornehmer oder reicher der Besitzer ist, mit um so gröfserem Luxus sind die Räume ausgestattet, in denen er seine Gäste empfängt. Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts liebt man es auch in Bürgerhäusern, die Wände der besseren Stuben mit Holztäfelungen zu verkleiden und dieselben auch mit kunstvollen Schnitzereien zu verzieren. Im Germanischen Museum zu Nürnberg sind Zimmertäfelungen aus den Häusern des Mittelstandes zu sehen, die sehr schlicht und schmucklos sich darstellen, dagegen treffen wir in Tirol, wie Pauker in seiner »Zimmergotik« mitteilt, viele reicher ausgestattete Täfelungen und in Nürnberg selbst ist in dem Kaiser-Stübchen des Scheurlschen Hauses eine hübsche Probe eines reich geschnitzten, mit schön verzierten Türen ausgestatteten Prunkgemaches noch anzutreffen.[1]) Im 16. Jahrhundert hat man auf die Vertäfelung der Wände und der Zimmerdecken eine besondere Sorgfalt verwendet. Die Wandverkleidung ist architektonisch gegliedert, Schnitzereien und Intarsien beleben die Flächen, die Decken sind kassettiert oder in Felder geteilt; hin und wieder werden, wie in dem Pellerschen Hause in Nürnberg, auch diese Felder mit Gemälden verziert, allegorischen, mythologischen Figuren, die in ihrer möglichsten Nacktheit dem Beschauer einen hübschen Anblick boten. Die getäfelten Stuben galten als besonders gesund. Der Arzt Hippolyt Guarinonius spricht sich in seinem »Grewel der Verwüstung« noch 1610 gegen das viele Scheuern der Stuben aus und empfiehlt, die Dielen, Tische und Bänke mit Firnis oder mit Ölfarbe anzustreichen und die Zimmer mit Zirbelholz zu täfeln. »Hingegen die Gemächer und Zimmer, sonderlich die Stuben mit gutem, wohlriechendem Holz als Zürmen aufsgetäffelt werden« (S. 421). Er kommt noch einmal auf diese Sache zurück. »Ob die Teuerten (getäfelten) oder unteuerten Stuben gesunder sein? Item die gefirneisten oder geschlechten? Denen so wol als andern, die es zu wissen begehren, gib ich zur antwort, dafs zu jeder und allzeit die gantz- mehr als die halbgeteuerten und die gefirneisten mehr als die schlechten (aufser was Zürmen Holtz) besser und nutzer sein, dann das hültzen teuer (Täfelung), die übrigen Stubendämpff in sich wie ein schwamb zeucht (S. 486) . . . Darumben auch die täverten Schlaffkammer aufsbundig und fürtreffentlich zu Winters-

[1]) Abgeb. bei A. v. Essenwein, Wohnbau etc. Fig. 101.

zeiten seyn . . . das überzogene und getäflete Gemäwr auch nicht so schädlich seyn kan«.

Behaglich mochte es sich schon in einer solchen getäfelten Stube wohnen lassen und stattlich nahm sie sich auch aus. Man kann sich davon in vielen Museen und Gewerbemuseen überzeugen, und weit die schönsten Zimmer finden wir im Züricher Museum. Schon allein die aus dem alten Seidenhofe in Zürich herrührende Prachtstube zu sehen, würde den Besuch dieses so interessanten, so trefflich eingerichteten Museums rechtfertigen. In Lübeck ist das Stübchen aus dem Fredenhagenschen Hause noch dadurch besonders beachtenswert, weil selbst Alabasterreliefs zum Schmucke der Wände gebraucht worden sind.[1])



Zürich, Zimmer aus dem Seidenhofe (jetzt im städt. Museum).

Indessen auch die Täfelungen, mochten sie noch so schön aussehen, brachten doch auch manche Nachteile mit sich. Gewifs, die zahlreichen Wandschränke, die breiten Borde, die die oben abschliefsenden Gesimse boten und die zum Aufstellen von Nutz- und Ziergerät verwendet werden konnten, das alles war sehr hübsch, aber hinter der Täfelung konnten sich Ratten und Mäuse, vor allem Ungeziefer aller Art heimisch machen, und man konnte ihnen nicht beikommen, wenn man nicht die ganze Holzbekleidung entfernte. Aus diesen Gründen wurde im 17. Jahrhundert die Täfelung der Wände und der Decken allmählich aufgegeben: man kehrte zu den Wandteppichen zurück, die sich leicht abnehmen und ausklopfen liefsen oder machte von Tapeten Gebrauch. Ledertapeten bezog man aus Spanien und Italien. Frau Magdalene Paumgartner erinnert (Briefw. S. 158) ihren Mann 1592

[1]) Abgeb. in meiner Allg. Gesch. d. bild. Künste III. (Berlin 1895.) S. 140.

Jan. 8.: Das vergultt leder inn unnser vettern sommerkammern zu Pisa auch machen lafs, soll teglichs färttig werden.[1])

Ledertapeten blieben bis ins 18. Jahrhundert im Gebrauch. Allein man hatte schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Stofftapeten. Bartholomäus Sastrow sah, wie er in seiner Biographie erzählt (II, 621), 1548 in Antwerpen das als Sehenswürdigkeit berühmte Haus des Geldwucherers Caspar Duitz, eines Italieners. Der Gemächer sein viell und yedes das eine anders als das ander geschmucket befunden, und in einem yeden stunt ein Kautz oder Faullbette; was Farb dasselbes fur Gardinen hette, so war auch das Gemach umbher behengt, das eine mit schwartzen, das ander mit roten, das dritte mit fiolen-Blumen-Sammit, das vierdte, funfte, sexte mit Dammast an underscheidtlichen Farben wie mit dem Sammit; in einem yedern Gemach stund ein Disch und darauff ein Tischtuch eben derselben Farb als das Gemach. In einem yedern waren instrumenta musicalia, doch nicht in dem einen als in dem andern; dan in dem einen stundt ein Positiff-Zimpfaney, im andern Polonische Geigen (wohl aus Bologna), im dritten Partes, im vierdten Lautten, Harffen und Cithern, im funften Zincken, Schallmeyen und Bassunen, im sexten Block- und Schweitzer-Pfeiffen. Solche Einrichtung konnte sich natürlich nur ein reicher Mann verschaffen, und reiche Leute hatte wohl auch Cyriacus Spangenberg im Auge, wenn er in seinem Hoffarts-Teuffel (fol. CCCCLVIII[a]) sagt: Gleich wie man grofse Herren jre Gemach mit den schönsten, herrlichsten Tapezereien, die von mancherley schönen Farben gemacht und gewircket sind, behengt und schmücket.

Der Mittelstand hat sich, als die Täfelungen abkamen, mit geringeren Tapeten begnügen müssen. Gegen Anfang des 18. Jahrhunderts hatte man die sogenannten Spoliere, die mit Spolierhaken an der Wand befestigt wurden. Sie waren aus Seide und Lein gewebt.

Die billigen Papiertapeten sind im 17. Jahrhundert, vielleicht sogar noch früher, in Gebrauch gekommen, sowohl die einfach mit Holzformen gedruckten, die erforderlichenfalls noch ausgemalt worden, wie die mit Wolle oder Bronze etc. bestäubten. Für die gedruckten Tapeten gaben die Arbeiten der Chinesen das Vorbild und den Anlafs. In England soll König Karl I. 1634 dem Jerome Lanyer das Privileg zur Anfertigung solcher nachgeahmten Wolltapeten gegeben haben. In Frankreich wird um 1688 Jean Papillon, später Jacques Chauveau als Tapetendrucker genannt.[2])

Arme Leute haben sich wohl immer mit den kahlen Wänden beholfen, zufrieden, wenn diese nur getüncht und vielleicht noch mit einem Schablonenmuster gemalt waren.

Die schweren kassettierten Decken der Zimmer werden auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unmodern: an ihre Stelle tritt die Gipsdecke, die, wenn man etwas Besonderes haben wollte, noch mit Stuckornamenten oder Malereien verziert werden konnte.

---

[1]) Abgeb. in Einführung in das Stud. d. neueren Kunstgesch. etc. Fig. 171.

[2]) Vgl. J. Beckmann, Beytr. z. Gesch. d. Erfind. II. 583 ff. (Lpz. 1788); O. von Schorn, die Textilkunst (Wissen der Gegenwart XXXIII). 247 ff. (Lpz. u. Prag 1885.)

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts verfaſste Joh. Christ. Wagenseil († 1705) seine Vorlesung »Aulicarum atque politarum rerum Observationes«. Er schreibt da (Kuriositäten X, 218): »In Italien muſs das Zimmer, in welchem man Besuche empfängt, geziert sein mit einem groſsen Spiegel und mit Tapezereien. So haben es dort auch die Schuster und Schneider; es kostet nicht mehr als bei uns das Tafelwerk. Sie können aber die Stuben nicht täfeln lassen, weil das Holz gar zu theuer ist. Wir Deutschen zieren unsere Stuben mit Gläsern, Kannen und Schüsseln, damit man unsere Trink- und Eſslust gleich sehe.«

Auf den Simsen und Täfelungen des 16. Jahrhunderts wurde allerlei aufgestellt, was zum Gebrauch zur Hand sein sollte, oder was für den Schmuck des Zimmers bestimmt war. Folz erwähnt als in der Stube vorhanden das »Kandelpret und pir glas, Kopff unde Kräus, Do man drinckt aüs, das selbig gar wol stat. Kandel und flaschen, Kulkessel, Schisselring (Untersatz der Schüsseln), waschpirs, laszedel (wann der Aderlaſs gut ist), Leuchter, liechtscher und lichtdigel, Loffel, salezfas, Ein engster glas, Güttrolff, triechter darbey.« Das gibt eine groſse Menge von Trinkgefäſsen, von Flaschen aller Art; sie wie die anderen Geräte werden im kleinbürgerlichen Hause wohl auf dem Sims der Täfelung oder in deren Wandschränken ihren Platz gefunden haben.

Die anderen Gedichte vom Hausrat weisen auch diesen Gefäſsen den Platz in der Stube an. Bei den reicheren Leuten hat man dagegen die nur zum täglichen Gebrauch bestimmten Geschirre kaum in den Gesellschaftszimmern aufgestellt, vielmehr die kostbare Gefäſse, die mehr zum Ansehen als zur Benutzung dienen sollten. Die Waschtischchen (Gieskalter) durften auch im 15. Jahrhundert nicht fehlen;[1] »Hantüch, gisfas, Hantpeck« (Folz). Auf einem Untersatzschränkchen steht das Becken; über ihm hängt das Gieſsfaſs, aus dem man mittels des Hahnes das Wasser auf die Hände flieſsen läſst. Das Handtuch hängt über einem Stabe, der oft von hübsch geschnitzten Figuren getragen wird. Oder wie es in dem wohl aus Straſsburg herstammenden vierten Gedicht vom Hausrat heiſst: »Ein umbgend Walholtz an der Stubentür Zur Zwehelen die gat wider und für.«

Eine wichtige Rolle spielen dann in der Zimmereinrichtung die Kamine und Öfen, erstere mehr in Norddeutschland und Italien, diese im Süden beliebt und gebräuchlich. Guarinonius äuſsert sich über die italienischen Kamine sehr wegwerfend. »Hierauſs leicht erscheint, was von den wälschen Caminen oder ihren Kammern zu halten, unter wellichen sie zu Winterszeiten das Fewr anzünden, ein jeder mit einer Eysnen Zang in Henden rings herum sitzen und im Fewr ein unauffhörliches schiren, ein rüren, ein stürlen, ein blasen und ein solchen Handel haben, als wann gar viel und hoch an diesem geschäfft gelegen were und wann es gar glücklich abgehet, so tragt etwan einer ein warmen Fuſs und kalten Rucken, der ander ein warme Hand und ein kalten Bauch, der dritt etwan gute, trübe und rotgeferbte biſsweilen auch

[1]) Deutsches Leben d. 14. u. 15. Jhdt. Fig. 117.

nasse Augen darvon und kan hiezwischen, als sich einer wermet, nicht anders schaffen noch verrichten. Und ob sie wo der Teutschen Stuben verlachen, jedoch wann sie einmal hinein kommen, so kan sie niemand vom Ofen noch aufs der Stuben bringen; sein bey den Teutschen Oefen ebenso eingezogen als bey den Teutschen Taffeln« (S. 483). Seit dem 14. Jahrhundert hat man sich bemüht, die Ofenkacheln künstlerisch zu verzieren, hat im Relief historische Darstellungen, Wappen, Zieraten aller Art in dem Ton ausgeprägt, mit Glasuren einfarbig oder bunt diese Bilder belebt und so den Ofen zu einem Zierstück ersten Ranges ausgestaltet[1]) Im 17. Jahrhundert wurden die weifsglasierten, blaubemalten Öfen beliebt. Diese hauptsächlich in der Schweiz, am vorzüglichsten in Winterthur, gefertigten Öfen sind in ihrer künstlerischen Dekorierung den zur selben Zeit in Delft fabrizierten Fayencen ähnlich.[2]) Der Ofen in der aus dem Seidenhofe stammenden Stube im Museum zu Zürich ist mit der Jahreszahl 1620 bezeichnet. Ein anderer Prachtofen aus der Werkstätte des Hans Heinrich Pfau in Winterthur, jetzt im Germanischen Museum, ist 1645 gefertigt.[3]) Bei beiden ist hinter dem Ofen ein aus Kacheln hergestellter Sitz für den Ahn; die Fufsbank, Sitz und Lehne wird durch die Heizung selbst erwärmt. Dieser Raum hintez dem Ofen heifst die Hölle, von der Guarinonius sagt: »Darumb nicht mit unrecht der nechste und hinderste Ofen Theil die Höll hinder dem Ofen genennet wird . . . dafs man sogar die Schlaffbethstatten oder Gutschen hinder der Ofen Höll auffschlagt« (S. 487). Übrigens ist er gegen das Überheizen der Zimmer, das Hocken hinter dem Ofen.

Ein eiserner Ofen wird 1510 für die Gerichtsstube zu Augsburg vom röm. kais. mt. Buchsenmeister Hans Stainkeller von Rheinfelden bei Basel gegossen. Er wiegt 46 Zentner 18 Pfund. Das Setzen allein kostet 10 Gulden. (Forts. d. Chron. des Hector Mülich.)

Gewöhnlich werden die Öfen vom Flur aus durch sogenannte Vorgelege geheizt. Zur Aufnahme der Feuerung braucht man wohl im 17. Jahrhundert auch aus Gufseisen hergestellte Heizkästen. Die Wände derselben werden mit gegossenen Reliefs verziert.

Selbst die Öfen der Rokoko-Zeit[4]) sind künstlerisch den Porzellanöfen des 19. Jahrhunderts weit überlegen.

Heizmaterial ist fast ausschliefslich Holz; nur in wenigen Gegenden, zumal in Norddeutschland, verfeuert man Torf; noch viel seltener wird Steinkohle gebraucht.

Was man aber an Kostbarkeiten zu zeigen für angemessen erachtete, das wurde, wie schon gesagt, auf dem Sims der Täfelung aufgestellt. Hier fand auch die Uhr ihren Platz. Schon Folz führt »ein reissend ur, da mit mon düt Warten der stünd« als zum bürgerlichen Hausrat

[1]) A. Essenwein, Kunst- u. kulturgesch. Denkm. des Germ. Nat.-Museums (Leipzig 1877). Taf. LXXVII. cf. Taf. XXX, LXII, LXXI, LXXII, CXVII (1660).

[2]) Vgl. W. Lübke, Die alten Öfen in der Schweiz, namentlich im Kanton Zürich (Mittlg. d. Antiqu. Ges. z. Zürich XV).

[3]) Essenwein a. a. O. Taf. CXVI.

[4]) Ebendas. Taf. CXX.

gehörig an. Hans Sachs fügt noch den Spiegel als in der Stube am Platze hinzu. Und in der Tat sehen wir auf zahlreichen Gemälden des 15. und 16. Jahrhunderts jene schon besprochenen Konvexspiegel abgebildet. Ich erinnere nur an das bekannte Porträt des Arnolfini von der Hand des Jan van Eyck (National Gallery, London), das Bronzerelief am Grabe des Philippus Callimachus Buonaccorsi in der Dominikanerkirche zu Krakau.[1])

Der Raum der etwa zwischen der Täfelung und der Decke übrig blieb, konnte durch Gemälde geschmückt werden. Frau Magdalene Paumgartner erinnert ihren Gatten am 20. März 1588: »Welst ein duzet kleine tefele noch kaufen (in Frankfurt a. M.) oder ein halbs, Dan wir nichts in die kamer aufs sims haben« (Briefw. 90). Damit die Bilder vor allem nicht von der Sonnenglut beschädigt werden, schützt man sie durch (grün-) seidene Vorhänge. Im Juni 1594 schreibt Frau Magdalene wieder: »Wolst des ringen dafets kaufen zu firhengen vir die grosen tafel; dan sy doben hartt an der sunnen hengeu in der kamer« (S. 206), und er erwidert am 13. Juli: »Des daffatts für die 2 grofsen gemaltten taffeln wil ich auch eingedenck sein, den zu Florentz khauffen« (S. 223.)

Meist handelt es sich um Bildnisse; der Hausherr liefs sich und seine Hausfrau von einem tüchtigen Maler porträtieren. Gute Künstler in diesem Spezialfach hat es immer in Deutschland gegeben: Albrecht Dürer und Holbein d. J., Christoph Amberger, Barthel Bruyn, Tobias Stimmer u. A., im nächsten Jahrhundert Joachim von Sandrart, dann Kupecki und zahllose andere. Hermann von Weinsberg läfst sich wiederholt malen, 1543 im Licentiatenkleide von Johann Kemp (Buch Weinsberg I, 183); im Jahre 1551 malt der bekannte Kölner Meister Bartholomäus Bruyn die Bildnisse des Hermann Weinsberg, seiner Mutter und seiner Frau (ib. I, 277). Das Porträt vom Vater des H. v. Weinsberg malt derselbe »Barthel Brun der fatter vur s. Alban«, 1550 den 16. Mai nach einer Zeichnung (ib. I, 114), »doch hat er im das har nicht schwarz genoich gemacht dan zu brun« (I, 339).

Auch Genrebilder, historische, mythologische Darstellungen werden im Bürgerhause willkommen gewesen sein.

Reiche Bürger hatten aufser den Wohnzimmern auch gröfsere, geräumige Speisesäle, in denen oder in einer anstofsenden Kammer der Silberschatz der Familie auf einer Kredenz[2]) ausgestellt war. In der Zimmerschen Chronik wird uns (III, 237 ff.) der Karneval in Köln beschrieben. »Under andern firt man sie . . . in den g a r d e n r o b b e der am sale stunde und liefs sie das silbergeschirr sehen. Das war vil silbers aldar und bei etlichen, nit den wenigsten, fursten nit gefunden wurd, wie dann die Kölner sonderlich mit dem silbergeschirr brangen, auch manches grofses vermogen ist. Ich hab dieses Wasserfafs silbergeschirr damals horen uf dreisig dausent guldin schetzen, dann es waren in dem gardenrobbe zwo seiten vom boden bifs an die bünen hinauf mit eitelem

[1]) Deutsches Leben d. 14. u. 15. Jhdts. Fig. 133.

[2]) Viollet-le-Duc. Pag. 86 86 ff.

silbergeschier uf schepften überstellt. Was auf solcher Kredenz stand, zählt Fischart (Gesch. Kl. 434) auf: theilt er seinen gantzen Orgelmäsigen Thresor oder Credentz . . . als allerhand grosse Antiquische geschirr, vier-



Dürer, Der heilige Hieronimus.

ämige silbere Fäſslin, Schenkfaſs, Ehrenkannen, Schraubflaschen, grosse Beckin, Gieſsfässer, umbläuffige Liechtstöck, tieffe Täller, Saltzbüchsen, Messerköcher, Löffelfuter, schalen, Näpff, Scheuren, Dupplett, gäbelein, beschlagene Cristallenkrausen, eingefaſste Ellend Klawen und Greiff-Klawen . . . item Lampeten, Schenckkandel, Külwasserkessel, Trinck-

becher, Trinckköpff, Trinckschalen, Trincknufs, Pocalen, Hengeimer, Bollen, Wassertupffen, Schüsseln, Platten, Kommeken, Spulfasser Und andere Credentzgefässer von lauter Gold und Silber.

Mit Möbeln die Zimmer anzufüllen, das entsprach dem Geschmacke vergangener Jahrhunderte durchaus nicht. Stühle, Bänke[1]), Tische und Tischtücher, das ist das ganze Mobiliar, das Folz aufzuzählen weifs. Briefe an der Wand, also irgend welche geschriebene oder gedruckte Zettel, Karten und Spiel-(Schach-)brett gehört allenfalls auch dazu. Hans Sachs ist schon anspruchsvoller; er hält für erforderlich »disch, sessel, stüel und penck, Panckpolster, kües und ein faulpet«, dann »eine reisende ur[2]), schirm und spiegel, ein schreibzewg, dinte, papir und siegel, die Wibl (Bibel) und ander püecher mer Zu kurtzweil und sitlicher ler«. Bis 1544 ist es also auch im Bürgerhause üblich geworden, die harten Holzsitze der Stühle und Bänke durch Kissen und Polster erträglicher zu machen, und das Faulbett, etwa unserm Sofa entsprechend, ist selbst in der Wohnung eines Handwerkers erforderlich.

Nach den Abbildungen zu urteilen, namentlich nach dem Strafsburger Holzschnitt, der zu dem vierten von Th. Hampe herausgegebenen Gedichte vom Hausrat sich findet, ist es eine breite Bank, mit Kissen belegt und mit einer Decke überbreitet. Besondere Kopfkissen machen das Ruhelager zu einem Schläfchen bequem.

Aus diesen Lotter- oder Faulbetten entwickelt sich dann unser Sofa oder Kanapee; der Ausdruck scheint aber in bürgerlichen Kreisen noch unbekannt, da die Frauenzimmerlexica von 1715 und 1739 nur von Faulbetten mit ihren Kissen und Matratzen reden.

»In Spanien sitzen die Damen nicht in Sesseln, sondern auf der Erde und legen nur ein Kissen unter; auch in der Kirche. Quae consuetudo a Mauris suam habet originem« (Wagenseil in Kurios. X, 218).

Holzstühle, bald reicher, bald einfacher geschnitzt[3]), sind zahlreicher wie Bänke aus dem 16. Jahrhundert erhalten. Erst im 17. finden wir die Stühle mit hohen Rücklehnen, deren Sitz und Lehne ein wenig gepolstert, mit Leder überzogen ist. Besser gearbeitete Stühle des Mittelalters sind wohl hie und da in den Sammlungen anzutreffen; häufig begegnen uns die nach Art der Bauernstühle mit einem ausgeschnittenen Brett als Rückenlehne versehenen Stühle des 16. Jahrhunderts. Einen solchen Stuhl, dessen Rücklehne mit Halbedelsteinen inkrustiert war, besafs der bekannte Sammler Alexander Freiherr von Minutoli. Die Füfse und die Lehnenstützen sind im 17. Jahrhundert wieder meist gedrechselt. Das Ameublement eines Bürgerhauses ist gewöhnlich ziemlich einfach; die Prachtstücke in den Museen stammen meist aus Schlössern. Ganz besonders gilt dies von Geräten, die erst aus dem 16. Jahrhundert und aus späterer Zeit herrühren. Da tritt der Unterschied zwischen einem Fürstenschlofs und dem Hause des Bürgers sehr deutlich hervor: dort

[1]) Abg. b. Viollet-le-Duc, Dictionnaire du Mobilier I (Paris 1858), p. 31 ff.

[2]) Kunst- u, kulturg. Denkm. des Germ. Nat.-Mus. Taf. LXXVI. — Deutsches Leben im 14. u. 15. Jhdt. Fig. 134, 135. — Viollet-le-Duc, a. a. O., S. 125.

[3]) Deutsches Leben. Fig. 110, 111, 112. — Viollet-le-Duc, a. a. O., S. 41 ff.

grofse Pracht, vergoldete Möbel u. s. w., hier schlichte aber solide Einrichtung.

Bis ins 18. Jahrhundert, so lange man die Möbel nicht mit kostbaren Hölzern fournierte, sondern aus heimischen Materialien, Eiche, Erle, Esche massiv herstellte, begnügte man sich, das Holz mit Wachs zu bohnen. Erst die Intarsia-Möbel werden zuweilen poliert (oft auch nachträglich), dagegen erhält Ebenholz immer Politur und dasselbe gilt von Rosenholz und wie die zu Anfang des 18. Jahrhunderts aufkommenden Zierhölzer auch heifsen.

Die Tische des 15. Jahrhunderts[1]) sind meist schwer und massiv. Hin und wieder treffen wir auch runde Tische an, aber als Regel galt, dafs der Tisch viereckig, oblong war. Die Zargen wie die jetzt fest mit dem Tische verbundenen Schragen wurden wohl auch mit ornamentalem Schnitzwerk verziert. Aufser dem Mittelriegel, der die Schragen zusammenhielt, hat man häufig diese Streben unten mit Leisten verbunden, auf die man in Ermangelung einer Fufsbank die Füfse aufstemmen konnte. War die Tischplatte aus schlichtem Holz, dann deckte man sie in den besseren Stuben wohl mit einer schönen Decke zu, jedoch die mit eingeätzten Bildern verzierten steinernen Platten, die aus buntem Marmor gefertigten, sowie die, die mit Intarsien geschmückt waren, die hat man wohl dem Anblick nicht entzogen. Die schönsten Tischdecken erhielt man aus den Niederlanden. Magdalena Paumgartnerin bittet ihren Mann, ihr einen »Dichsdebig, die mon aus Niderland pringt, schbarcz in grien von zarden adlas garn« in Frankfurt a. M. zu kaufen. »Unser gestreimter ist gar zu gros auf ein desgleichen dichs.« In Nürnberg findet sie nichts Passendes. Auch über das Sofa fehlt »ein faulpetdeckla« (Briefw. 1584 Apr. 10, S. 39).

Im 16. Jahrhundert finden wir weniger geschnitzte Tische, dagegen sind die Platten nicht selten mit kostbarem Holzmosaik dekoriert. Das Breslauer Provinzial-Museum besitzt einen prächtigen Ausziehtisch, dessen Platte schöne Intarsien aufweist.

Eine eigene Bereicherung hat das Tischgestell durch die Anbringung eines zwischen den Schragen befindlichen Hundekastens erhalten.

Die Tische des 17. Jahrhunderts werden meist nicht von Schragen, sondern von vier einfachen oder gedrechselten Beinen getragen. Luxusmöbel, die etwa den kostbaren Pietra-dura-Tischen der Schlösser entsprachen, stellte man in den Niederlanden her: die Tischplatte wurde mit Blumen oder mit Figurenbildern bemalt. Natürlich mufste man mit einem solchen Möbel sehr vorsichtig umgehen.

Schränke[2]) gehörten nach der Auffassung der alten Zeit nicht in die Stuben; sie haben ihren Platz im Schlafzimmer und etwa noch auf den geräumigen Fluren. Da die reicheren Familien meist ein Haus für sich bewohnten, war die Gefahr nicht grofs, weil die Haustür wahrscheinlich verschlossen gehalten wurde.

---

[1]) Deutsches Leben etc. Fig. 113, 114. — Kunst- u. kulturgesch. Denkm. des Germ. Nat.-Mus. Taf. LIII. — Viollet-le-Duc, a. a. O., p. 253 ff.

[2]) Abgeb. bei Viollet-le-Duc, a. a. O., p. 3 ff.

Dagegen hat man kleine Schränkchen auf hohen Beinen schon im 15. Jahrhundert selbst in den Wohnzimmern gern verwendet. Es sind das die sogenannten Stollenschränke,[1]) mit gotischem Mastwerksmuster, bald reicher, bald einfacher oder mit Renaissanceornamenten geschnitzt oder eingelegt, verziert. Mit diesen Stollenschränken sind dann nahe verwandt die auch in bürgerlichen Häusern geschätzten Kabinette, die aber mit minderem Luxus ausgeführt sind, oft durch aufgelegte geätzte Stahlplatten einen bescheidenen, aber wirkungsvollen Schmuck erhalten. Dann begegnen wir von altersher allerlei gröſseren und kleineren Truhen und Kästchen,[2]) oft aus Holz, zierlich ornamentiert, zuweilen auch bemalt (Wismutmalerei), aber auch aus Eisen und dann mit geätzten Verzierungen dekoriert.[3])

An Stelle dieser Schränkchen treten dann gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Kommoden, kostbare Möbel aus besserem Holze, oft mit Zinn, Messing, Perlmutter eingelegt, mit vergoldeten Beschlägen geschmückt. Merkwürdigerweise gedenken ihrer die Frauenzimmerlexica von 1715 und 1739 nicht, ebenso wie sie die kleineren Chiffonnièren nicht erwähnen.

Für das mittelalterliche Privatleben ist die Beleuchtung eine sehr wichtige Angelegenheit. Wie schon früher hervorgehoben wurde, war man genötigt, in den immerhin nicht allzugroſsen Wohnzimmern Wachskerzen oder Talglichter zu brennen, da der Gebrauch der Kienspäne und der Pechfackeln ja selbstverständlich ausgeschlossen war, die Lampen aber bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts in dem Zustande geblieben waren, wie sie die Römer ihrer Zeit verwendet hatten. Die Verbesserung des Ölzuflusses zum Dochte hat erst Hieronymus Cardanus um 1550 angegeben. Seit dieser Zeit sehen wir die Studierlampe bei den Gelehrten im Gebrauch, die mit einem, innen weiſs lackierten Blechschirme das Licht auf die Arbeit konzentrierte, und so ist es geblieben, bis Léger in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Flachdochte erfand. Die von Argand angegebenen Hohldochte sind erst seit 1783 verbreitet worden; noch später hat Quinqué die Anwendung der Glaszylinder gelehrt. Die Lampe unserer Zeit, also bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts, bleibt ein unbrauchbares Gerät, da die Flamme ruſste und rauchte und einen üblen Geruch verbreitete. Johannes Coler hat in seiner Oeconomia (Buch XX, c. 53) nur die Nachtlampe im Auge. »Mancher gute Hauſswirth hat alle nächte durch eine Lampe, die da brennet, bey seinem Bette stehen, welche oben zugemacht ist, das es niemand in der Kammer sehen oder merken kan, das eine Lampe vorhanden ist, das man bald Liecht hat, wenn sich des nachts etwas erhebt. An etlichen örtern machen auch die Töpffer Lampen und Leuchter vor die armen auff diese weis, schier wie eine Kanne; oben hats ein Thürlein, das man ein Liecht drein stecken kan; darneben machen sie auch eine Lampen in einer schnautzen und unter derselbigen machen sie noch ein Lampe, wenn von der öbern etwas abtreufft, das es in die unterste

[1]) Deutsches Leben etc. Fig. 110, 115, 128.
[2]) Ebend. Fig. 146, 147, 148.
[3]) Abb. von Kasten bei Viollet-le-Duc, a. a. O., p. 75 ff.

falle.« Die Dochte sind aus Binsenmark. Auch das Frauenzimmerlexikon von 1715 kennt die Lampe aus Zinn oder Ton nur für den Gebrauch in der Küche.

So war man einzig auf den Gebrauch der Wachskerzen und der Talglichter angewiesen. Wachs ist aber zu allen Zeiten teuer gewesen, dagegen wurden die Talglichter von den wirtschaftlichen Hausfrauen selbst gegossen. Die verschiedenartigsten Leuchter aus Eisen, Bronze, Messing, Zinn, aus Ton und später aus Porzellan werden verwendet.[1]) Dazu kommen Wandleuchter[2]), seit dem 17. Jahrhundert mit blanken Wandschirmen verbunden, die die Helligkeit des Lichtes zurückstrahlen und verstärken. Endlich die von der Decke herabhängenden Kronleuchter. Es scheint, dafs man für die Wand- und Kronleuchter nur Wachslichter verwenden konnte, da die Talglichte immer von Zeit zu Zeit geputzt werden mufsten. Zu diesem Zwecke hat man Lichtscheren (Abbrechen)[3]), die auf einem besonderen Metallteller ihren Platz finden.

Sehr mannigfaltig ist die Form und Gestalt der Kronleuchter.

Die älteste Gestalt entspricht etwa den Lichterkronen, wie sie im Münster zu Aachen, im Dome zu Hildesheim noch erhalten sind, Werke des 12. und 13. Jahrhunderts[4]); nur sind die für Profanzwecke bestimmten Reife von geringeren Dimensionen, aber auch sie tragen auf ihrer oberen Kante Dornen, auf die die Wachslichter aufgesteckt werden. In der gotischen Zeit hat man besonderen Wert auf das von der Decke herabhängende Mittelstück gelegt, es geschnitzt z. B. in Form einer Burg[5]) und dann von diesem Mittelkern die aus Eisen geschmiedeten Arme ausgehen lassen, die bestimmt waren, die Lichtdornen oder Lichttüllen zu tragen. Solche Kronleuchter wurden einfacher wohl auch im Bronzegufs hergestellt. Eine sehr beliebte Sitte war im 16. Jahrhundert, schöne, stattliche Hirschgeweihe an die Decke zu hängen; die Hirnseite des Gehörns wurde durch eine kleine, in Holz geschnitzte Frauengestalt verdeckt, die gewöhnlich das Wappen des Besitzers in ihren Händen hielt (Wappenweiblein); auf den Stangen und Sprossen des Geweihes waren die Lichterhalter eingeschraubt. Der Verfasser des vierten Strafsburger Gedichtes vom Hausrat nennt »Zu lüchten ein Hirtzhorn, hat wol zwentzig end, Das hencke dann mittel in das Gaden«.[6]) Man hat statt des Hirschgeweihes wohl auch andere Jagdtrophäen wie z. B. Steinbockgehörne verwendet.[7])

Im 17. Jahrhundert sind die Kronleuchter viel einfacher gestaltet, gewöhnlich aus blankem Messing, wohl auch aus vergoldeter Bronze.

[1]) Abg. bei Viollet-le-Duc, a. a. O., p. 142 ff.

[2]) Bayer. Nat.-Mus. zu München. Abgeb. Deutsches Leben etc. S. 96. Fig. 119.

[3]) Kunst- u. kulturgesch. Denkm. d. Germ. Nat.-Mus. Taf. XXXXVI, 1, 3, 4, Taf. LXVIII, 2, LXXXVII, 1. — Deutsches Leben etc. S. 99. Fig. 122, 123.

[4]) Kunst- u. kulturg. Denkm. etc. Taf. XXXXVI, 5.

[5]) Kunst- u. kulturg. Denkm. etc. Taf. LXXXVI, 2. — Deutsches Leben etc. Fig. 124.

[6]) Kunst- u. kulturg. Denkm. Taf. LXXIII. Deutsches Leben etc. Fig. 120.

[7]) Ebendas. S. 98. Fig. 121.

Dem 18. Jahrhundert gehört die Sitte an, den Glanz der Lichter durch angehängte Glasprismen oder Bergkristallperlen zu erhöhen.

In der Wohnung des Kleinbürgers, des Handwerkers werden die etwa vorkommenden Schreibereien im Wohnzimmer abgemacht. »Ein schreibzewg, dinte, papir und siegel« hält deshalb Hans Sachs für die Ausstattung der Stube erforderlich; ausführlicher ist das in dem vierten Gedicht vom Hausrat beschrieben: »Papyr, dynt unnd federn gut zu schryben, Bymſs (zum Auskratzen des Geschriebenen) und firnyſs, santbüſslin und lyngal (Lineal), Styler, Griffel, Wachstaflen breyt und schmal, Darzu ein Schribtisch der ist recht gefiert, Mit seynen Ledlin fast wol geformiret. Darbey ist penal und auch Calamar (die Feder- und Schreibrohrbüchse), Schrybmesser (Federmesser etc.)«. Wie schön die Tintenfässer im 16. Jahrhundert gestaltet waren, zeigen die dem Herm. Vischer zugeschriebenen kleinen Bronzegüsse.

Hans Sachs hatte schon Bücher angeführt, die in die Stube gehörten: »Die wibl und andre püecher mer Zw Kurtzweil und sitlicher ler.« Und der Verfasser des vierten Gedichtes führt das noch weiter aus: »Eyn Bedtbüchle, das Hüpsch yngebunden, Das du hin zu der Kyrchen mit dir Treyst, Eyn buch-Pultum, daruff du och leyst Deyn Cronicken, Bibeln und Legenden Und andere Bücher zu deyn Henden.«

Spielkarten und Brettspiele dürfen nicht fehlen. »Schach, Karten, würffel und pretspiel« erwähnt schon Hans Sachs, während Folz nur von Karten und Spielbrett spricht.

Ein Vogelgebauer gehört endlich auch ins Wohnzimmer. Hans Folz und Hans Sachs erwähnen es nicht, wohl aber das anonyme dritte Gedicht (Vogelhauſs, vogelhacken) und ausführlich das vierte: »Auch allerley Vögel, die da singent, Und zwei wilde Reichböcklin (Rehböcke, im Zimmer?), die da springen, Affen und Merkatzen, die machen lust, Ein Papagey und ouch ein Sittecust.« Von den Rehböcken wollen wir ganz absehen — Eichhörnchen werden wohl ausgereicht haben —, aber auch Affen und Papageien hat man sicher nicht häufig in Bürgerhäusern gesehen. Dagegen kann man dem Dichter eher glauben, wenn er sagt: »Ein Atzelenkeffich (Elsterngebauer) bring ich dir auch, Daryn ein Atzel, die brytet ein gaug (Kukuk), Darzu ein Heher unnd ein Hetzen (wieder eine Elster?), Und ouch ein Dulen (Dohle), die kan wol schwetzen, Unnd ander der glychen seltzen vogel.«

Am Fenster stehen dann noch Blumen in Töpfen (Scherben).[1] »Und sunst hüpsch Würtzgarten ich dir bring, Die stel für das Fenster umb gering, Darvon so wachsen dan ein Krentzlin schon, Und wan du wilt zu dem Tantz dar mit gon. Darein seind Blöimeliyn vergiſs mein nit, Die blügen Winter und in Summer zyt.« Ein wenig Garten hatte man ja in der Stadt selten genug (»freudengärtlein, plomengärttlein« — B. Paumgartners Briefw. S. 6, 24, S. 10).

Wer sich mit gelehrten Arbeiten zu beschäftigen hatte, richtete sich ein Arbeitszimmer oder eine Studierstube her, in der er nicht so leicht

[1]) Kunst- u. kulturg. Denkm. etc. Taf. LXX.

durch Familienbesuche, durch häusliche Geschäftigkeit u. s. w. gestört wurde. In eine solche bürgerliche Studierstube hat Albrecht Dürer seinen h. Hieronymus hineingesetzt (s. oben S. 132).

Die Form des Schreibtisches und der Lesepulte ist seit dem frühesten Mittelalter zu verfolgen, da sehr häufig die Evangelisten schreibend dargestellt werden, später auch man es liebte, die Verfasser von Chroniken und anderen gelehrten Werken an ihren Arbeitstischen tätig abzubilden.[1]) Im 15. Jahrhundert haben diese Pulte Ähnlichkeit mit den Chorgestühlen; ein Baldachin überwölbt den Sitz des Schreibers, dessen ganzer Arbeitsraum mit einer Tür verschlossen werden kann.[2]) Gegen diese reich geschnitzten Bauwerke der Kunsttischlerei sieht das Schreibpult des Dürerischen Hieronymus allerdings ärmlich aus und auch auf dem Grabdenkmal des Philippus Callimachus Buonaccorsi († 1497) in der Dominikanerkirche zu Krakau ist dasselbe sehr einfach gehalten.[2]) Diese sicher in den Niederlanden ausgeführte Bronzearbeit zeigt den Kanzler auf einer mit Kissen belegten Bank sitzend; hinter ihm ist ein Teppich aufgespannt. An der Wand hängt die Pelzmütze, über dem Pulte der Konvexspiegel. Auf dem Tische liegen Pergamenturkunden, Briefe, eine Papierschere; wir erkennen das Tintenfafs und das seitlich herabhängende Pennal oder Calamar. (Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. Fig. 133.)

Luxuriös aber wufste man im Laufe der folgenden Jahrhunderte diese Möbel zu gestalten: sie wurden mit Intarsien, Inkrustationen dekoriert und zumal den Mittelraum, der durch die aufgeklappte Tischplatte bei geschlossenem Schreibschrank den Blicken entzogen war, liebte man mit Alabastersäulen, mit Spiegeln und allerlei Schmuckwerk anziehend zu gestalten. Dafs aufser den gewöhnlichen Schubladen Geheimfächer nicht fehlen durften, ist selbstverständlich. So sind diese Schreibschränke bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts, ob sie nun reich ausgestattet oder nur schlicht angefertigt waren, doch Zeugnisse von der Tüchtigkeit der alten Tischlermeister.[3])

In diesem, dem Studium und der Arbeit gewidmeten Zimmer verwahrt der Herr nicht nur seine Bücher, sondern auch, was er an Sammlungen sein Eigen nannte. So hat der h. Hieronymus in dem bekannten Kupferstich sich einen Riesenkürbis an die Decke des Arbeitszimmers gehängt. Denn ebenso wie die Fürsten, begannen nun auch wohlhabende Bürger Kuriositäten aller Art, vor allem auch Kunstwerke, Gemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche zu sammeln.

Bekannt ist die Sammlung des Nürnberger Patriziers Wilibald Imhof († 1580), die namentlich reich an Werken Dürers war und nach dem Tode des Besitzers zerstreut wurde (A. v. Eye: Albrecht Dürer [Nördl. 1860], S. 483 ff.). In Basel besafs Bonifazius Amerbach († 1563) die berühmte Sammlung Holbeinscher Zeichnungen (Woltmann, Holbein ^{2}II, 44 ff.). In Augsburg war die Sammlung des Philipp Hainhofer in der ersten

[1]) Viollet-le-Duc. Dictionnaire du Mobilier I. (Paris 1858.) p. 238 ff.
[2]) Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. Fig. 284.
[3]) Einführung in das Studium der neueren Kunstgesch. Fig. 102, 103.

Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Sehenswürdigkeit, die zu besuchen die vornehmsten Reisenden nicht versäumten.

Auch im 17. und 18. Jahrhundert fand man fast in jeder Stadt Leute, die mit Eifer Sammlungen anlegten und nach Kräften vermehrten; Ärzte, Rechtsgelehrte, Kaufleute, die Kupferstiche in ihren Klebebüchern zusammenbrachten, Gemälde, Werke des Kunstgewerbes, Naturalien, kurz allerlei Kuriositäten, sich zur Freude, den Besuchern zur Ergötzung und Belehrung. Es war wohl kein Bürgerhaus so arm, daſs es nicht ein paar gute Originalgemälde besessen hätte; von den holländischen Kunstfreunden kann man ganz absehen, die ihre Stubenwände dicht mit Bildern behangen haben, aber auch der Minderbemittelte war nicht ganz arm an Kunstwerken, die in Verbindung mit den Naturalien und sonstigen Seltsamkeiten doch manche Anregung für das Haus und seinen Freundeskreis gewährten. Noch um 1700 sammelt ein Breslauer Ratsherr, Sigismund von Haunold unter anderen Kuriositäten Abbildungen schöner Blumen u. s. w., auch in einem Bande Stoffproben, von der feinsten holländischen Leinwand bis zu den kostbaren Kleiderstoffen aus Drap d'Argent und Drap d'Or (Breslau, Stadtbibliothek).

Im Schlafzimmer ist das Hauptmöbel das Bett. Schon im Laufe des 15. Jahrhunderts ist dasselbe zu einem merkwürdigen Holzbauwerk geworden. Guarinonius (Grewel VII, c. 6, S. 1278) klagt über: »Ein seltzams und verwunderlichs Abentheur der meisten Orte Teutschlands der überhöchten Bettstatten, daſs man dieselben durch ein, zwey offt drey und mehr Staffel besteigen muſs«. Es scheint, daſs den Leuten am meisten daran gelegen war, den Kopf der Schlafenden gegen Ungeziefer (Schwaben etc.), das von der Decke herabfallen konnte, zu schützen. Daher die Baldachine, die entweder über das ganze Bett reichen, bald nur zu Häupten desselben sich wölben. Während in Deutschland, wie man in den reichen Sammlungen des bayerischen Nationalmuseums zu München, in den kulturgeschichtlichen Sammlungen in Nürnberg, Basel, Zürich sich überzeugen kann, diese hölzernen Betthimmel bräuchlich waren, hat man in den Niederlanden, wie die Gemälde Rogiers van der Weyden und seiner Zeitgenossen zeigen, diese Baldachine aus Stoff, wohl leichter Seide, hergestellt.[1])

Das 16. Jahrhundert brachte viele Veränderungen: der feste Betthimmel wurde nun gewöhnlich von vier Säulen getragen, auf denen eine hölzerne oder aus Stoff hergestellte Decke ruht.[2]) Auch die Betthimmel mit Vorhängen bekamen andere Formen; sie wurden in Gestalt von Zelten (z. B. in den Bildern von Martin Schaffner)[3]) angelegt, hieſsen deshalb auch Pavillons. Noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts ist diese Mode üblich, wie aus B. Paumgärtners Briefwechsel (1592 6./I., S. 156) hervorgeht. Paumgärtner schreibt auch (1594 29./VIII., S. 244):

[1]) Abb. ven Betten und Bettstellen. Kunst- u. kulturg. Denkm. etc. Taf. LIV. — Deutsches Leben etc. Fig. 127, 136—140. — Viollet-le-Duc, Dict. du Mob. I. 171 ff.

[2]) S. oben S. 37. — Einf. in d. Stud. d. neueren Kunstg. Fig. 100. — Th. Hampe, Das Germanische Museum 1842—1902. (Lpz. 1902.) Taf. X.

[3]) Woermann, Gesch. d. Malerei II. S. 455. Fig. 285.

»so hab ich (in Lucca) ein stuck blaw in goldgelb damast von einem schoenen zierlichen klein plümblein zu einem bett, als fürheng, deck und fraswerck (Fransen), was halt darzu gehoertt, mit fleifs angefrümbt; wird schöen sein, aber wol ettwas costenn.«

Stattlich sah solch ein Himmelbett wohl aus, allein dafs man auf diesen Schmuck im 17. Jahrhundert verzichtete und sich, wenn ausnahmsweise man die Vorhänge nicht entbehren wollte, mit dem einfachen Himmelbett begnügte, diese Wandelung ist, wie es scheint, nicht allein auf Rechnung der Mode zu setzen, sondern damit zu erklären, dafs sich zu viel Ungeziefer in den Betthimmeln einnistete. Fischart prophezeit in seiner Praktik (S. 27), dafs die »Wandleufs in Frankreich« gedeihen werden und in der Flohatz 2082, dafs »kein Wandlaufs noch kein Floh nicht bleibt«. Diese »Wantzen, Wantzeln, Wenteln oder Wantleuse« (Joh. Coler, Oeconomia B. VIII, c. 42) spielen in der früheren Zeit eine grofse Rolle, wie denn überhaupt das Ungeziefer viel verbreiteter ist als gegenwärtig. Neben den Wanzen und Flöhen, die Fischart in der Praktik und in der Flöhatz erwähnt, sind auch andere Parasiten nicht selten. Joh. Coler (Oec. B. XVIII, c. 19) sagt: »Es sind aber von diesen edlen creaturen dreyerley: Kopfleuse, Kleiderleuse unnd Filtzleuse. Die erste befehle ich den Kindern und Weibern, die andere den Landsknechten, Bothen und Bettlern, die dritten den Bulern und Hurenhengsten.« Also an Ungeziefer fehlte es nicht und das mochte in den komplizierten, schwer zu reinigenden Betthimmeln eine sichere Brutstätte finden. Jedenfalls hat man seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr so grofsen Luxus mit den Betten getrieben.

Zur Zeit des Hans Folz gehörte in die Schlafstube: »Ein strosack, spanpet (also mit einem Strippenboden) und ein deck, Ein deckpet . . Küs, polster, leylach mit«, und mehr verlangt auch Hans Sachs nicht. Der Verfasser des dritten Hausratsgedichtes erwähnt noch: »Peltzdeck, schalaun und golter (culcitra Steppdecke) mit, Ein himel dar ob, wie es ist sit.«

In wohlhabenderen Häusern hat man sicher schon statt des Strohsackes Matratzen verwendet, die ja bereits während des 13. Jahrhunderts bei dem höheren Adel gebräuchlich waren.

Guarinonius (Grewel S. 1279) empfiehlt die Matratzen, wie er im Winter die ledernen Kissen auch für gut hält (S. 1280); dagegen spricht er gegen die »Abschewlichkeit der grossen Küfs und Pölster« (1283), ratet, sich im Sommer mit einer leichten Decke, im Winter mit dem Federbett zuzudecken (1278), nicht zu hoch zu liegen (1282), bei frischer Luft zu schlafen (1286). Man soll nicht sieben Stunden, sondern nach Bedarf schlafen (1293).

Auf eine hübsche Bettdecke legte man grofsen Wert. In dem Paumgärtnerschen Briefwechsel wird von Decken aus Atlas, Taft, Serge gesprochen (1592 6./I u. 8./I, S. 155—158).

In die Schlafkammer gehören dann die nötigen Gefäfse (prünczscherben, H. Folz und H. Sachs; harnglas, für die ärztliche Untersuchung, H. Sachs), ja in dem vierten Gedicht über den Hausrat ist auch ein Leibstuhl erforderlich, den der Autor sogar zweimal abbilden läfst.

Sehr merkwürdig erscheint die Nachttoilette. Im frühen Mittelalter hatte, wie bekannt, jedermann nackt geschlafen. Niederländische Miniaturen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zeigen, dafs selbst in dieser Zeit die Sitte noch fortdauerte. Bei Folz finden sich »nachtschüch, nachthauben« erwähnt; das will nun nicht viel sagen, denn die Schuhe bedeuten nur, dafs einer nicht barfufs zu Bette gehen und aufstehen will, und so gleichen sie etwa unseren Schlafschuhen. Nachtmützen aber hatten die Frauen und die jungen Männer, um ihre Frisur zu schützen, schon längst getragen. Hans Sachs fügt dann noch die Pantoffeln hinzu. Also bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts kann man vielleicht nackt geschlafen haben, allein schon in dem Briefwechsel von B. Paumgartner wird von Nachtjacken (nachtschauben) öfter geredet (S. 64, 125, 159, 189). Hippolyt Guarinonius erwähnt sogar (Grewel etc. 1283) »Jüncker und Nachtbeltz« und empfiehlt ausdrücklich, nicht nackt, sondern im Hemd zu schlafen. Also man behielt nicht allein, wenn man sich schlafen legte, das Hemd an, sondern zog sogar noch Nachtjacken an, setzte sich eine Nachtmütze auf.

In der Schlafkammer hatte der grofse Kleiderschrank (Gwant Kalter. Folz) seinen Platz, in dem die Anzüge bewahrt wurden; dazu gehörte die Gwantbürste und der Gwantpesen (H. Sachs). In Truhen und Laden hebt man das Geld und sonstige Kostbarkeiten, Silbergeschirr u. s. w. auf; es ist hier besser als an anderen Orten gegen Diebe gesichert. In anderen Kästen aber hält man eine Magenstärkung bereit, Lebkuchen (Pfefferkuchen), Latwergekonfekt (H. Folz).

Es ist nun bemerkenswert, dafs in allen Beschreibungen des Schlafzimmers eines Waschtisches, eines Waschbeckens, eines Handtuches nicht Erwähnung geschieht. Man kann nur annehmen, dafs man sich im Bade wusch; allein hatten denn alle Bürger eine Badestube in ihrem Hause? Die grofsen Patrizier in Augsburg gewifs wie die Fugger[1]), deren Badezimmer prächtig geschmückt ist; ob auch die ärmeren Leute so glücklich waren, das ist doch sehr zu bezweifeln. Wenn Folz aufzählt, was man haben mufs, wenn man ins Bad gehen will, den Laugenkrug, das Badtuch, das Wischtuch, den Badeschwamm, das Badbecken, den Badehut und den Kamm (strel), so kann das bedeuten, dafs man dieser Dinge auch im öffentlichen Badehause bedurfte. Ja Hans Sachs' Bemerkung, dafs man einen Bademantel und einen Bruch, also eine Badehose, nötig habe, weist wohl sicher darauf hin, dafs er nicht an ein häusliches Bad dachte. Alle Tage aber ging man doch nicht in die öffentliche Badestube.

Auf das Badewesen werde ich später noch zurückkommen.

In der Schlafkammer befand sich, wie die zahllosen Darstellungen der Verkündigung uns beweisen, ein Betpult und sicher auch ein Andachtsbild. Im frühen Mittelalter hatte man z. B. die aus Elfenbein geschnitzten Diptychen und Triptychen verwendet, dann auch kleine gemalte Klappaltäre benutzt.[2]) Aus dem 15. Jahrhundert sind zahlreiche solche Altärchen

[1]) Abgeb. bei Dohme, Geschichte der deutschen Baukunst (Berlin 1887.) Tafel z. S. 326.

[2]) Abgeb. b. Viollet-le-Duc, a. a. O., p. 127.

erhalten, von Jan van Eyck, von Roger van der Weyden (besonders die drei im Berliner Museum); später im 16. Jahrhundert malt auch Albrecht Dürer ausnahmsweise einen solchen Hausaltar. Man fertigt sie dann auch aus Alabaster, verziert sie mit Vergoldungen. Jedenfalls wird man immer die Hausaltäre sehr wohl von den Altarwerken der Kirchen zu unterscheiden haben (s. oben S. 22). Wenn in den Gedichten vom Hausrat die Andachtsbilder und die Betstühle nicht erwähnt werden, so ist bei Hans Folz dies wohl als eine Vergeſslichkeit zu entschuldigen, bei Hans Sachs und den anderen Dichtern damit zu erklären, daſs sie den Hausrat protestantischer Bürger im Auge hatten.

Auſser den Schlafstuben für die Herrschaft und deren Kinder und Angehörigen, für die Dienerschaft u. s. w. sind dann noch Gastzimmer vorhanden, in denen Freunde logierten, die nicht im Gasthause Quartier nehmen wollten. Alle diese Kammern sind im Grunde gleich, nur mit minderem Luxus eingerichtet.

Sehr ausführlich werden in den erwähnten Hausratsgedichten die Küchen mit ihrem ganzen Vorrat von Krügen, Pfannen, Mörsern u. s. w. beschrieben. Bei wohlhabenden Leuten prangte die Küche von glänzendem Kupfer-, Messing-, Zinngeschirr. Im Germanischen Museum zu Nürnberg hat man versucht, eine solche Küche aufzubauen, aber viel groſsartiger wirkte die alte Küche im Pellerhause, die ich 1854 noch selbst gesehen habe. Es ist wohl nicht nötig, alle diese Utensilien zu nennen, nur möchte ich darauf aufmerksam machen, daſs schon Folz den Rost zum Braten und den Bratenwender sehr wohl kennt. Hans Sachs weiſs noch mehr Küchengeschirr aufzuzählen und die beiden anderen Gedichte bringen gleichfalls noch manches, für die Kulturgeschichte nicht wertloses Detail.

Seit dem 17. Jahrhundert wird es Sitte, die Wände, zumal der Küchen, mit Tonfliesen, meist niederländischer (Delfter) Herkunft, zu bekleiden. Diese weiſsen, mit blauen Malereien gezierten Platten wurden auch um die Öfen gelegt, in Zimmern, Kammern, Vorsälen verwendet. (Cf. Frauenzimmerlexikon 1715 und 1739, s. u. Flieſsgen von Porcellain.)

Das Feuerzeug[1]) besteht aus dem Stahl, mit dem der Feuerstein bearbeitet wurde, bis die Funken in die Zunderbüchse fielen und dort den Zunder entzündeten. Schwefelfaden, in den glimmenden Zunder gehalten, fingen dann Feuer und mit ihnen zündete man dann Lichter u. s. w. an. (Folz: Feierzeüg, schweffel Macht ein feier schnel. — H. Sachs: Schwebel, zuinter und fewer zeug. — Drittes Gedicht: Auch schwebel, feurtzeug, spen und Kien, Dörholtz und schleussen ist dir sin, Behent ein feur domit zu schurn.) Man hat den Feuerzeugen die verschiedensten Formen gegeben, sie z. B. in Gestalt von Pistolen gebildet, aber mit Stahl, Stein, Zunderbüchse oder Schwamm hat man sich beholfen bis um 1820 die Tunkzündhölzchen aufkamen und um 1833 die Schwefelstreichhölzer allgemeiner gebraucht wurden. Es ist deshalb wohl erklärlich,

[1]) Feuerzeug Ist ein von Blech klein verfertigtes Kästlein, worinnen Zunder Stahl, Feuerstein und Schwefel lieget, und zu Aufschlagung des Lichtes dienet. — Frauenzimmerlexikon 1715 u. 1739.

dafs man gern, zumal in den Schlafzimmern, Nachtlampen brannte.[1]) Zur Küche gehörte dann noch die Speisekammer, deren Vorräte aufs ausführlichste von den Reimschmieden der Hausratsgedichte aufgezählt werden.

Es gibt nun noch eine Menge von Dingen, die in ein wohleingerichtetes Haus unbedingt gehören: allerlei Werkzeuge, Waffen der verschiedensten Art, musikalische Instrumente, je nach Bedarf und Liebhaberei der Besitzer. Bis zum Bodenraum hinauf ist das ganze Haus mit Kästen und Schränken gefüllt.

Stiefmütterlich ist für die notwendigen Bequemlichkeiten gesorgt. Florinus spricht in seinem Haus-Vatter (Th. I, B. 2, Kap. 18) nur von den »Stank-Gemächern«, die in der Nähe der Schlafzimmer anzulegen sind, doch nicht gut in einem Verschlage der Schlafstube (vgl. auch Kap. 19 § 4). Auch mit der Reinigung der Senkgruben ist es sehr übel bestellt.[2])

In Nürnberg wurde auch das Holz auf dem Boden bewahrt, wahrscheinlich weil Grundwasser oder andere Umstände die Anlage von Kellern untunlich machten; dann wurde mit Windeluken das Heizmaterial auf den Boden hinaufgezogen, diesen Turmerkerchen, die den noch erhaltenen Strafsen Altnürnbergs einen so eigenartigen Reiz verleihen.

Die Dächer sind meist mit Hohlziegeln (Mönch und Nonne) gedeckt, die Giebel mit Dachfahnen geschmückt, deren Blech in den mannigfaltigsten Figuren ausgeschnitten, deren Schaft von künstlicher Schmiedearbeit verziert war; besonders das 16. Jahrhundert hat Meisterwerke solcher Kunst aufzuweisen.

K. Die Gärten der Bürger.

In der Stadt hatte man nur in Ausnahmefällen ein bischen Garten; der Grund und Boden war in einer von Mauern umschlossenen Stadt viel zu kostbar. Allein vor den Toren in der nächsten Nähe der Stadt suchte ein jeder, so gut es mit seinen Mitteln sich machen liefs, ein Stück Land zu erwerben, in dem er nicht blofs Blumen zog, sondern auch Gemüsebeete anlegte, Fruchtbäume anpflanzte und sich ein Sommerhaus erbaute.

Berühmt war in Augsburg der Garten des Ambrosius Hochstätter, des steinreichen Handelsherrn, der 1534 im Schuldturme starb. Es gab da eine Fontäne mit 200 Wasserröhren; ein eigens erbautes Wasserwerk besorgte die Triebkraft. Dazu fand man allerlei Vexierüberraschungen, wie solche ja einst so überaus beliebt waren.[3])

Joh. Coler denkt sich (Oecon. V, c. 36) den Garten in vier Teile geteilt. Im ersten befinden sich die Fruchtbäume: alle Arten von

[1]) Vergl. Amaranthes, Frauenzimmerlexikon 1715 u. 1739 unter Nacht-Lampe, Nacht-Leuchter, Nacht-Licht — und oben S. 135. Eine messingne Feuerspritze hält schon Hans Sachs in der Küche für erforderlich.

[2]) Deutshes Leben etc. S. 127.

[3]) (Vulpius) Kurios. III, 363.

Äpfeln (c. 15) und Birnen (c. 16). Quitten, Mispeln, Maulbeerbäumen, Feigen, Pfirsichen, Pflaumen, Marillen, Kirschen, Welschen Nüssen, Mandeln, Kastanien, roten Haselnüssen, Johannisbeeren. Aufserhalb des Gartens wachsen die Preiselbeeren, Kratzbeeren (Brombeeren), Himbeeren, Erdbeeren, Wachholderbeeren, Heidelbeeren (c. 17—32). Auch Rosen sind nicht im Garten selbst (c. 33). In der zweiten Abteilung zieht er wohlriechende Blumen: Nelken, Violen, Lilien, Lilium Convallium, Meyenblümlein, Je länger je lieber, Tausendschön oder Bella hortensis, gelbe und weifse Mertzblümlein, Blümlein der Liebe oder Amaranthus, Ringelblumen, Vergis mein nicht, Damaschkenblumen, Tag und Nacht u. dergl. Den dritten Teil bepflanzt er mit wohlriechenden Kräutern: Rosmarin, Lavendel, Spica Nardi etc., den vierten endlich mit »Küchenspeise« (c. 36). »Wie noch heut zu Tage Fürsten und andere Weltliche Potentaten thun, die ire Gärten mit artigen Beeten, allerley Kreutern, lieblichen Beumen, Lustheusern, frischen Brunnen, mancherley Gengen, Löwingen, Weinreben, Kürbsen, Fischereien, Vogelfang, allerley Grafs, Blumen und andern lustigen lieblichen, wolriechenden und zierlichen dingen schmücken« (c. 36).

In dem Garten vor den Toren der Stadt verbringt man, wenn die Sommerhitze den Aufenthalt in der Stadt unerträglich macht, seine freie Zeit. Die Kinder hatten dann ihre Ferien und brauchten nicht in die Schule zu gehen, und die Männer konnten, sobald ihre Geschäfte beendet waren, sich auch im Kreise der Familie, der Freunde eine Erholung gönnen. Ja, am liebsten baut man im Garten ein Lusthaus, in dem man während der Sommerszeit wohnen und übernachten konnte; natürlich durfte man nur in Friedenszeiten es wagen, sich ungefährdet aus der Stadt hinauszubegeben. Hippolyt Guarinonius hebt die Nützlichkeit dieser Gartenhäuschen besonders hervor. »Fürtrefflicher Vortheil den guten und freyen Lufft zu geniefsen ist aufser den Stätten ein Lusthaufs neben einem Garten zu haben, allda das haufs aller orts fein ledig und frey stehe, und bedarff ein solches Lusthaufs keiner sonderen Höhe, weil es allerseits frey und kein nebenhaufs oder want hat, fürnemlich wo man darin die herrlich schönen klaren und frischen springenden Wasserbronnen als etwa hier in Tyrol und sonderlich im Yhnthal und in die menge führen kan« (S. 420).[1])

Aber vor allem hält es Guarinonius für heilsam, dafs wenigstens für einige Zeit die Leute frische Luft einatmeten. Den grünen Dorff- und Feldwasen vertritt in den Stätten das reine und wolbesetzte Pflaster. So aber die Häuser neben den Landstrafsen, wie fast alle Wirtshäuser aufser und in den Stätten, allda des fahrens und reitens nie kein end

[1]) Abbildungen von Gärten nach den Stichen von Hans Bol (Kulturg. Bilderb. II, N. 1118, III, N. 1198), von Jost Amman (ib. III, N. 1323), von Peter Stephani (Steevens) III, N. 1504, 1505, von Vinckenboons (III, N. 1538), Crispin de Passe (III, N. 1426), Matth. Merian (III, N. 1600, 1602). — Michael Heer, Garten des Christoph Peller in Nürnberg 1655. (Ebend. V. H. 2302.)

[2]) Dafs die Brunnenfiguren nicht immer besonders decent waren, zeigt das bekannte Maneken in Brüssel, mehr noch ist aus den Stichen von Vredemann de Vries zu ersehen.

und derselbige Weg jederzeit der unflätigste, allda oft die Kotläcken das gantze Pflaster bedecken, und die Lufft davon voller deren ungehewren Koht- und Lacken-dämpf wirdt, solle jemand gern in der nahen seine Wohnung oder Zimmer haben? und geschicht doch zu dieser zeit das Widerspiel, sintemal schier ein jeder seine Wohnung nur an selbigen Gassen und Strafsen zu haben begert, allda er alles zum Fenster hinaufsergaffen und ersehen möge, wer hindersich oder fürsich rent, fährt oder gehet« (S. 420).

Vor den Toren Nürnbergs, in der Gegend des Johanneskirchhofs habe ich vor Jahren solche hübsche Gartenhäuschen gesehen, die wahrscheinlich noch dem 16. Jahrhundert angehörten. Jetzt werden sie wohl alle den Neubauten den Platz geräumt haben.



Bauernhaus in Hochburgund zwischen Dijon und Sainte-Seine



Bauernhaus in Rougemont.

III. Das Dorf.

Die Wohnung der Bauern.

Trotz Moriz Heynes trefflicher und erschöpfender Untersuchung über das deutsche Bauernhaus im Mittelalter[1]) ist es doch kaum möglich, sich von deren Aussehen, ihrer inneren Einrichtung ein einigermafsen klares Bild zu verschaffen, da nicht nur Denkmäler bäuerlicher Baukunst beinahe gänzlich fehlen, wenn sie aber auch aus früherer Zeit erhalten blieben, im Laufe der Jahre namhafte Veränderungen erlitten haben. Zudem darf man nicht aus dem Auge verlieren, dafs gerade die Anlage des Bauernhofes je nach dem Landstrich eine überaus mannigfaltige ist, und in alten Zeiten unzweifelhaft noch viel verschiedener war. Allein auch damit ist es nicht abgetan; der freie Grofsbauer hat sicher seinen Hof, sein Haus, seine Stuben anders eingerichtet als der arme hörige Kossäte.

In Deutschland sind Bauernhäuser aus dem Mittelalter überaus selten. Es ist deshalb sehr zweifelhaft, ob das berühmte graue Haus in Winkel (Rheingau), das aus dem 11. Jahrhundert stammen soll und das, wie man ohne jeden Grund annimmt, dem Hrabanus Maurus gehörte,[2]) ein

[1]) Däs deutsche Wohnungswesen. Leipz. 1899. — Stephani, der älteste deutsche Wohnbau I. Leipz. 1902. — Henning. Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung (Strafsburg 1882); Meitzen, das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen (Berl. 1883). — Meringer, das Bauernhaus u. s. Einrichtung (Wien 1892.) — — Über die Bauernhäuser der Schweiz: Grafenriet u. Stürler. Schweizerische Architektur. Bern 1844. — Gladbach, d. schweizerische Holzstil (Zürich 1882), d. Holzarchitektur der Schweiz (Zürich 1885), charakteristische Holzbauten der Schweiz vom 16. bis 19. Jahrhundert (Berlin 1889—1893).

[2]) Abgeb. bei R. Görz, das graue Haus zu Winkel (Förster, Bauzeitung 1847, S. 50.) — Stephani, Wohnbau II. 532 ff. Fig. 288—297.


Bauernhof in Lienzingen.

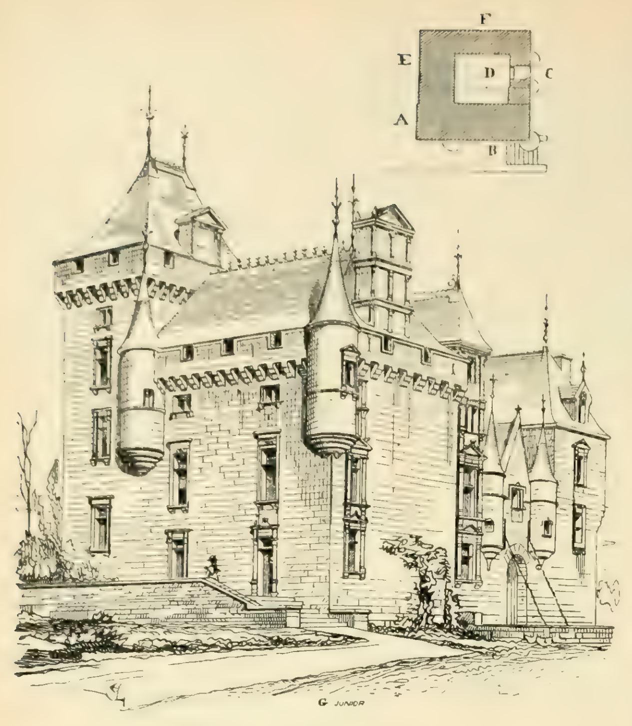
Bauernhaus gewesen ist. Der massive Steinbau ähnelt allerdings den von Viollet-le-Duc (Dict. de l'Arch. VI. S. 291 und 292) abgebildeten Häusern aus dem Morvan, aus Burgund. Dagegen können wir in Deutschland kein einziges Beispiel von einem steinernen Bauernhause des 13. Jahrhunderts aufweisen, wie uns Viollet-le-Duc S. 293 aus Rougemont (zwischen Montbar und Aisy) mitteilt. Auch die interessanten Bauanlagen aus dem Süden Frankreichs, von denen wir eine Probe S. 296 erhalten, durften in Deutschland kaum ihres Gleichen haben. Frankreich hat eine viel gröfsere Anzahl von Denkmälern der bäuerlichen Baukunst aufzuweisen, da man sich sehr häufig des Steinbaues bediente, in Deutschland jedoch die Bauernhäuser aus Holz herstellte, sei es im Blockverbande[1]), wie an der Mehrzahl der schweizerischen Bauten, teils in Fachwerk, das mit Ziegelsteinen oder mit Klebwerk ausgefüllt wurde[2]). Solche Gebäude aber werden sehr leicht baufällig, auch wenn nicht eine Feuersbrunst sie gänzlich zerstört. Die frühesten deutschen Bauernhäuser scheinen nicht vor dem 16. Jahrhundert erbaut zu sein. Dieser Zeit gehören vielleicht die merkwürdigen, spitzgiebeligen Häuser von Etzelswang (an der Bahn von Nürnberg nach Schwandorf) an, die mit einer Verschwendung von Holzriegeln erbaut sind, jedoch einen recht malerischen Effekt hervorbringen (s. 1 u. 2). Natürlich sahen sie ganz anders aus, als das gewaltige Strohdach noch nicht durch die moderne Ziegeleindeckung ersetzt war. Das Bauerngehöft, in dem Al-

[1]) Daniel Hopfer, Das ländliche Fest (Deutsch. Leben. Fig 209).

[2]) Seb. Franck. Weltbuch (1533) Fol. CVIj[b]: Die heufser (der Sachsen) seind schlecht von Kat gemacht, schier wie in Ungern.

Sehr beachtenswert ist die von Joh. Naeve in »Des Allerdurchleuchtigsten Römischen Keysers Ferdinand des Ersten Denckwürdigen Tafel-Reden« (Dresd. 1674) mitgeteilte Äufserung (S. 36): »Der Kayser gedacht auch, dafs die Spanier gar keine Seiger weder in Städten noch auff den Dörffern hätten; neulichst aber (1564) wären sie aus Teutschland zu ihnen hineingebracht worden. Desgleichen, sagt er, gebrauchen sie sich keiner Glasefenster, sondern ihre Fenster wären aus Leinwand und Pappier zusammen gemacht. Hergegen aber in Teutschland wären sie so gemein, dafs auch der ärmste Bauer am Glaser nichts ermangeln liefse.«


Bauernhof in Strümpfelbach.



Manoir zu Sédières (Correzè.)

brecht Dürer uns die Geschichte vom verlorenen Sohn vorführt, ist massiv aus Ziegeln gebaut, wenn auch die Dächer noch mit Schilf gedeckt sind. Die Bauernhäuser in Italien sind durchgehends massiv, meist aus Feldstein erbaut, doch läfst sich ihr Alter in der Regel nicht bestimmen.

Vom 16. Jahrhundert an, besonders aber aus dem 17. Jahrhundert, sind uns eine grofse Zahl von Bauernhäusern, anfangend von der Schweiz und Tirol bis nach Westfalen, Hannover, Holstein und Schleswig erhalten. In den norddeutschen Bauernhäusern findet der in den Bürgerhäusern gepflegte Luxus erst allmählich Eingang. Die Bauern, geschickte Holzchnitzer, arbeiten in der Mufsezeit des Winters an der Verschönerung ihrer Wohnung, schnitzen Ornamente und selbst Figurenreliefs an ihre Bettstellen und verzieren kleine Hausgeräte, Handrollen, Kästchen mit Schnitzwerk im Stile der alten norwegischen Holzkirchen. Dieser Schnitzstil hat sich in den norddeutschen Bauernhäusern Schleswig-Holsteins, der Friesischen Inseln noch bis ins vorige Jahrhundert erhalten, wie er in Island sich noch in der zweiten Hälfte des 17. nachweisen läfst. Dann aber kommen auch die Schmuckstücke, die die Bauern in den städtischen Wohnungen gesehen, in die Bauernstube: die Belegung der Wände mit gemalten Fayencefliesen, wie z. B. in den reichen Bauernhäusern des Hamburger Vierlandes, in der berühmten bunten Pesel in Meldorp (Schleswig-Holstein). Die Täfelungen der Zimmer wird Mode; in manchen Ländern wie in Tirol und Graubündten ist sie schon lange von den Bauern gebraucht worden. Städtische Möbel finden auch in der Bauernstube Aufnahme, Schränke, Kasten — aber, wo der Bauer nicht so reich ist, da verzichtet er auf die geschnitzten, architektonisch stilisierten Geräte, da läfst er vom Schreiner, was er braucht, einfach schlicht herstellen, dann auch bunt anstreichen. Und das haben die alten Dorfmaler vortrefflich verstanden — in unserer Zeit werden ja für reiche Leute diese Bauernmöbel nachgemacht. Abbildungen alter Bauernhäuser finden wir in den Bildern der Kalendarien;

zumal in dem Calendarium des Breviarium Grimani in der Bibliothek von S. Marco in Venedig. Dann sind in dem sogenannten Hausbuche des Fürsten Waldburg-Wolfegg Dörfer abgebildet, auch befestigte Wohnsitze der Gutsbesitzer.[1]) Die holländischen Bauernhäuser lernen wir aus den Gemälden und Radierungen des Adrian van Ostade[2]) des Rembrandt van Rijn[3]), die flämischen aus den Bildern von David Teniers d. J.,[4]) des Adrian Brouwer u. a. kennen. Die französischen stellt Jaques Callot in seinen Grandes et Petites Misères de la Guerre uns dar.[5])

Von den Bauernhäusern sind wohl zu unterscheiden die Wohnungen der Gutsbesitzer. In Frankreich sind solche Herrenhäuser (Manoirs) noch in gröfserer Anzahl erhalten. Sie sind befestigt, um in kriegerischen Zeiten gegen Marodeure und anderes Gesindel geschützt zu sein, aber nicht wie die Burgen auf eine lange Belagerung vorbereitet. Viollet-le-Duc gibt (a. a. O. VI S. 306, 307, 308) die Abbildung des Manoirs von Saint-Médard-en-Jalle, das noch in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts gehört. Aus dem 14. stammt das Manoir von Camarsac (Gironde) S. 310, 311, aus dem 15. das zu Xaintrailles (Lot et Garonne), S. 312, 313, aus dem 16. die zu Nesle (Oise) und Sédières (Corrèze) S. 314, 315. Ich kenne von solchen Gutsherrnschlöfschen in Deutschland nur eins — aber jedenfalls gibt es ihrer eine grofse Zahl — das kleine feste Haus in Wohnwitz bei Breslau (1513), das ich wiederholt besprochen habe[6]).

Joh. Colerus[7]) schildert das einfache Gutshaus des 16. Jahrhunderts. Die Stuben, mit Ziegelsteinen gepflastert, sind kalt; besser sind Bretter, aber man mufs Sägespäne unterfüttern. Brauchbarer und ansehnlicher sind gegossene (Estrich-) Fufsboden, die Wände und Decke mit Gips verkleidet; solche Stuben sind reinlich, warm, feuersicher. »Gewundene Decken« (Windelboden) sind besser als Bretterdecken. Er verlangt Brandmauern. Es empfiehlt sich, die unteren Stuben und Kammern zu wölben, der Feuersgefahr halber wenigstens ein Gewölbe mit eiserner Tür und gleichen Fensterläden zu erbauen.

Häuser, aus Stein und Ziegel errichtet, sind kalt; baut man sie aus Holz und Stroh, so ist die Luft dampfig und warm; nimmt man Erde und Lehm, so sind die Wohnungen trüb und staubig; jedenfalls müssen sie gut austrocknen. Fenster geben Luft, Zug; Kammern gegen Süd sind warm, gegen Nord kühl, im Sommer und zur Zeit der Pestilenz für Gesunde und Kranke zu brauchen. Häuser auf der Höhe sind luftiger, gesünder, kälter als die am Berge oder im Tal. Er gedenkt dann der Badestube für den Herrn, ratet, die Häuser mit nicht abfärbender Leimfarbe, die Balken aufsen schwarz mit Ölfarbe zu streichen. Die

[1]) Deutsches Leben etc. Fig. 204. — A. v. Essenwein, kulturhistorischer Bilderatlas. Lpz. 1883. Taf. CII, CI, CIII.

[2]) Kulturg. Bilderb. V; Nr. 2322, 2360, 2361, 2375, 2410—2413.

[3]) Kulturg. Bilderb. IV; Nr. 1918, 1919.

[4]) Kulturg. Bilderb. V; Nr. 2366, 2367.

[5]) Ebendas. IV; Nr. 1692—1709.

[6]) Schlesische Kunstdenkmäler. Breslau 1875.

[7]) Oeconomia ruralis et domestica. Wittenb. 1591—1601. B. IX. c. 25.

Zimmerleute stehlen Holzabfälle und Späne und arbeiten besser im Akkord als im Tagelohn (c. 27):

»Die Zimmerleut und die Maurer
Das sein rechte Laurer:
Ehe sie essen, messen, stehn und sich besinnen,
So ist der tag von hinnen«. (c. 26).

Dafs diese Häuser der Gutsbesitzer, gleichviel ob diese adlig oder bürgerlich sind, den Adelsschlössern vielfach gleichen, liegt auf der Hand.[1] Seitdem der Adel es aufgegeben hat, in seinen Burgen zu leben, ist er Gutsbesitzer und wohnt auf seinem Besitztum auf einem Schlosse, das je nach dem Reichtum des Herrn oft sehr schlicht und einfach, selten mit grofser Pracht errichtet ist.

Auch nach den mannigfaltigen Gewohnheiten, Überlieferungen, Bedürfnissen sind die Bauernhöfe bald inmitten des Landbesitzes, isoliert von anderen Wohnungen erbaut, bald in einem Dorfe vereinigt. Die Dorfanlage ist nach den Landstrichen verschieden. Wenn schon über die Strafsen in den Städten sich nichts erfreuliches sagen läfst, so mögen die Dorfstrafsen und Gassen sich in noch schlimmeren Zustand befunden haben.

Um nicht wehrlos einem jeden Überfall preisgegeben zu sein, hat man im Mittelalter wohl auch in den Dörfern dafür gesorgt, dafs sich die Bauern mit ihrem Hab und Gut im Falle der Gefahr an eine verteidigungsfähige Festung zurückziehen können. Das nächstliegende war, dafs sie in der Burg ihres Herrn Schutz suchten. War eine solche nicht in erreichbarer Nähe, so barg man alle Kostbarkeiten in der doch meist massiv erbauten Kirche und befestigte den Kirchhof mit Steinmauern, Türmen und Gräben. Ein in dieser Art fortifizierter Kirchhof ist noch in der Nähe von Breslau in Roth-Sürben zu finden. In Siebenbürgen richtete man die Kirchen als Festungen ein, bekrönte sie mit Zinnen; wenn dann die Türken in das Land einbrachen, fanden die Bauern in ihren Kirchen einen sicheren Schutz.[2])

In Frankreich findet man an der Meeresküste turmartige, feste Häuser, in denen während der Raubzüge der Sarazenen die Landbevölkerung Schutz suchte, so z. B. in dem Turm von Canet bei Cannes (Viollet-le-Duc, Dict. de l'Arch. VI. S. 298.) Ein anderer solcher fester Turm ist in der Nähe von Bordeaux (ib. S. 299) erhalten.

An der Küste des Tyrrhenischen Meeres sind noch heute zahlreiche solche Türme zu finden; sie dienten nicht blofs als Ausluge sondern boten auch dem bedrohten Volke zu Zeiten der Gefahr Schutz und Sicherheit.

[1]) Beachtenswert ist die Darstellung eines Landhauses in dem Holzschnitt des Hans Burgkmair. (Kulturg. Bilderb. I. Taf. 350.)

[2]) Friedr. Müller in den Mitt. der k. k. Zentral-Kommission II. 211, 216; XI. p. XXIX; in Edlitz unter dem Wienerwalde, ebend. I. 104.

II.

Die Familie.

Vermählung. — Geburt. — Erziehung.

Es gibt kaum in der Sittengeschichte eine schwierigere Frage zu lösen, als die, was von der Moral einer Zeit hinsichtlich der geschlechtlichen Bedürfnisse zu halten ist. Man hat auf die Berichte der alten Chronisten, der Memoirenschreiber hingewiesen und, auf deren Zeugnis gestützt, beweisen wollen, dafs gewisse Jahrhunderte im Mittelalter wie in der Folgezeit ganz besonders ausschweifend gewesen seien. Was indessen die überlieferten Skandalgeschichten anbelangt, so wären sie kaum aufgezeichnet worden, wenn solche Abenteuer so ganz gewöhnlich vorkamen; sie waren eben eine Seltenheit und deshalb wert, der Nachwelt mitgeteilt zu werden. Wollte nach Jahrhunderten ein Sittenschilderer ein Bild unserer Zeit nur auf Grund der ihm aus der Gegenwart vorliegenden Zeitungen entwerfen, alle die Nachrichten, die Gerichtsverhandlungen zusammenstellen, er würde eine grauenhafte Schilderung der sittlichen Verkommenheit des 19. Jahrhunderts uns vorführen und doch zu ganz falschen Schlüssen gelangen. Wir müssen immer festhalten, dafs die Sittenlosigkeit doch nur eine Ausnahme ist, wenn sie auch viel mehr von sich reden macht als die Sittenstrenge, dann aber, dafs namentlich in dieser Hinsicht alle Zeiten einander so ziemlich gleich sind, obschon die Formen im Laufe der Jahrhunderte eine andere Gestalt annehmen.

Die berufsmäfsigen Vertreterinnen der freien Liebe spielen deshalb zu allen Zeiten ihre Rolle[1]), mehr oder minder verfolgt, zumal ein Greuel in den Augen der Frommen, aber doch geduldet als eine Notwendigkeit, mit der man unbedingt rechnen mufs. Wie in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters sich ihre Lage gestaltet hat, das ist nicht aus den Berichten jener Zeit recht zu ersehen, allein im 14. und 15. Jahrhundert gibt es allerorten Frauenhäuser, die unter der Obhut eines Wirtes, einer Äbtissin stehen, von den städtischen Behörden überwacht werden.[1]) Töchter der Stadt sollten da keine Aufnahme finden; jungen Burschen und Ehemännern war der Zutritt versagt. Im übrigen aber erfreuen sich die »geschuhten Wachteln«, wie sie der Volkswitz in Nürnberg

[1]) Vgl. Höf. Leben [2]I, 588 ff. und Deutsches Leben etc. 71 und die Abb. Fig. 87. — S. Chr. Ursinus, commentatio iuridica de quaestu meretricio, germ. Huren-Lohn. Olim anno 1682 in vulgus edita, iam vero ob praestantiam et raritatem denuo excusa. Halae Sax. 1737.

nannte, gewisser zünftlerischer Rechte, wurden gegen unberechtigte Konkurrenz auf das nachdrücklichste geschützt.[1]) Später, im 17. Jahrhundert, nannte man diese Orte Frey-Häuser und die Mädchen »Frey-Frauen«[2]).

»Anno domini 1520 a die 4. febrer da fieng man hie an (Augsburg) zu dem ersten mal und lies die Frauen aus dem Frauenhaus alle suntag in der fasten an die predig gangen sant Moritzen, man hett in dem predighaus ein besunder portkirchen (wohl Empore) gemacht, darauff sie besunder giengen in der fasten. Und der frauenwirt belaittet sie mit 2 knechten gen kirchen und wider haim, und den ersten tag auff dattum da entlieffen im 2 frauen, als sie an der predig waren gewesen, in die kirchen und kamen darvon« (Wilh. Rau).

Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden in vielen Städten, in denen die protestantische Geistlichkeit einen Ausschlag gebenden Einflufs hatte, die Frauenhäuser geschlossen.[3]) »1551 Ist das sündliche Haus der freyen Weiber im Winckel bey dem alten Oderthor (zu Breslau) eingerissen worden.« (Nic. Pol, Hemerologium, Aug. 17.) Ob dadurch die Sittlichkeit viel gewonnen hat, davon berichten die Chronisten nichts.

Dafs auch Kinder nicht vor Nachstellungen sicher waren, wird uns hin und wieder selten berichtet. Fafste man den Übeltäter, so hatte er sein Leben verwirkt.[4])

Dabei war das Laster der Sodomie, das ja im ganzen Mittelalter existiert hatte, trotzdem es mit dem Feuertode bestraft wurde, auch in der späteren Zeit nicht auszurotten.[5]) In Augsburg erzählte man 1532, dafs in »der lutherischen und zwinglischen sect«, deren Haupt Sigmund Welser war, dies Laster gepflegt werde. Welser flieht nach Zürich; zwei der Gefangenen werden am 5. April 1532 enthauptet, dann verbrannt (Clemens Sender). Man nennt diese unnatürliche Weise Florentinische Unzucht (Barth. Paumgärtner, Briefwechsel, S. 238—1594, 15./VIII.), die Ausübung derselben »Florentzen« (Wilh. Rem 1519).

»1544 Ward ein Weibsbild zum Fewr verurtheilt unnd in Manneskleidern verbrennet. Denn sie in Manneskleidern einhergegangen, sich für einen Mann ausgegeben und Hans Lose genennet, zwey Weiber zur Ehe genommen, die eine durch unnatürliche beywohnung umb ihr Gesundheit und Leben gebracht; die ander hat ihr Büberey verrahten« (Nic. Pol, Hemerol., Aug. 23).

[1]) Vgl. Kurios. IX, 406. Die Berner Dirnen tragen rote Mützen, gewöhnlich kleiden sie sich grün. Man nennt sie Kunnen (cunni — wie der S. Connebert, der h. Kunibert).

[2]) Eulenspiegelischer Mercurius. . . Freyburg 1715. S. 211, 212, 294.

[3]) Über das Frauenhaus in Würzburg vgl. Kuriositäten. IX, 397 ff. — Cl. Sender, Augsb. Chron. 1532: Hie zuo Augspurg hat ein rat abthan die offnen gemeinen zwei frawenhäuser aus angeben der lutherischen predigern.

[4]) Cron. newer geschichten von Wilhelm Rem 1514 — ein Vikar von S. Moritz (Augsburg) 1525 [Clemens Sender] — in München wurde 1517 ein zehn- oder elfjähriges Mädchen schwanger [Wilhelm Rem]; vgl. ibid. z. J. 1525.

[5]) Höf. Leben [2]I. 585 ff.

Kindesmord wird gar nicht selten gemeldet: das Mädchen wurde dann lebendig begraben (1551, Juni 27, ebendas.), der Mann, der die Folgen seines Leichtsinns beseitigte, enthauptet (1607, Sept. 13, ebendas.).

Blutschande wurde mit den strengsten Strafen geahndet. In Augsburg verfuhr man zwar mit Ulrich Honold 1534 glimpflicher. Obschon er »hat mit seiner aigne schwester zu schaffen gehept, ir die junckfrauschafft genommen«, wird er nur in Eisen gelegt und lebt so noch 30 Jahre (Clemens Sender). In Schlesien jedoch wird das Verbrechen mit Enthauptung, Rädern, Verbrennen, Pfählen bestraft (Nic. Pol, Hemerol. 1563 Juni 11; 1572 Mai 17; 1574 Mai 28; 1595 Okt. 20; 1604 Mai 4).

Aber auch jeder Verstofs gegen die gute Sitte wurde strengstens gebüfst. In Ausburg hatte 1517 ein Kellermeister der Weber, Schittenhelm, 74 Jahre alt, in vielen Kirchen »frauen und junge mädlin gehelst«, unter ihnen auch eine Frau von über 60 Jahren. Dafür wird er mit Ruten aus der Stadt gepeitscht (Wilh. Rem). »1581 Ward ein Schuknecht gestrichen und des Landes verwiesen wegen seiner begangenen Leichtfertigkeit am heiligen Ehestande«, er hatte sich an fünf Orten verlobt (Nic. Pol, Hemerol., Apr. 1).

Dagegen gilt ein aufserehelicher Verkehr ganz und gar nicht für unsittlich.[1]) Hermann von Weinsberg spricht in seinen für seine Familie bestimmten Aufzeichnungen nicht nur von seines Vaters Bastard-Tochter (Buch Weinsberg I, 33), sondern erzählt auch, wie 1552 ein junges Weib aus Brüssel nach Köln kam und ein Kind mitbrachte, das Hermanns Bruder Gottschalk angehört. Dessen Frau darf nichts erfahren, aber das Weib bekommt Geld und das Kind behält die Familie (ebend. II, 19). Ja, seine eigenen Abenteuer mit seiner Mutter Magd Greitgin Olups verschweigt er nicht; er mufs die Kosten der Entbindung tragen und jährlich 16 Gulden Alimente bezahlen (ebend. I, 231). Als er selbst im Jan. 1548 heiraten will, macht die Magd und ihr Vater Einsprüche geltend, und als sie dann am 1. Juli desselben Jahres einen Mann nimmt, mufs er ihr 100 Mark kölnisch für die Jungfrauenschaft zahlen (ebend. I, 283, 294). Die Tochter Anna von Weinsberg aber betrachtet er immer als sein rechtes Kind.

Im übrigen taten sich die Leute im Mittelalter auch keinen Zwang an und dasselbe gilt von denen des 16. Jahrhunderts und der Folgezeit. Wie in Frankreich zur Zeit der Könige von Franz I. bis auf Heinrich III. die Damen vom Hofe, wie Brantôme in seinen Dames galantes es schildert, in Sachen der Liebe ein sehr weites Gewissen hatten, so gaben ihnen, nach den Berichten der Zimmernschen Chronik (I, 437, 439, 435; III, 477 ff.; vgl. Joachim v. Wedel, Hausbuch 96, 116, 223), die vornehmen Damen, Fürstinnen in Deutschland nichts nach. Aus seiner Liegnitzer Amtstätigkeit weifs Hans von Schweinichen recht Erbauliches von den Hofdamen zu berichten und auch unter dem Bürgerstande wird

[1]) Cf. M. Schwigius, Parthenologia historico-medica, hoc est virginitatis consideratio, qua pubertas et menstruatio tractatur, varia de insolitis mensium viis atque dubiis virginitatis signis, de partium genitalium muliebrium consutione et infibulatione et aliis rebus agitur. Dresdae 1729.

es genug gegeben haben, die solchem Beispiele mit Freuden nacheiferten. Es sind Damen der guten Gesellschaft, die ihren Ansichten über die Liebe so drastischen Ausdruck gaben (Zimm. Chron. III, 75, 385), nicht etwa leichte Dirnen, mit denen, wie Fischart behauptet, Schwaben die ganze Welt versorgt (Gesch.-Klitt. 32). Wie gemein der Ton war, der unter der adligen Gesellschaft zur Zeit des Augsburger Reichstages vorherrschte, zeigt die von Bartholomäus Sastrow erzählte Geschichte (II, 91 u. 97).

Die Männer hatten allerdings durch den übermäfsigen Dienst des Bacchus ihren Erfolgen im Reiche der Venus wesentlich Eintrag getan (Zimm. Chron. III, 76), allein trotzdem wufste man selbst von Geistlichen recht anzügliche Geschichten zu erzählen (ebend. III, 36, 76 ff., 389; II, 554, 479, 512). Die Nonnenklöster standen schon im 15. Jahrhundert nicht im besten Rufe — einige, nicht alle — und so gibt auch im folgenden Jahrhundert es mancherlei, was nicht zur Ehre dieser Häuser gereichte. Der Graf von Zimmern ist Katholik, also eine Animosität gegen die Nonnen ist bei ihm nicht vorauszusetzen, und wenn er auch unzweifelhaft ein Freund von saftigen Anekdoten ist, so sind seine Erzählungen doch nicht von der Hand zu weisen. Er berichtet da erbauliche Dinge (II, 524, 546, 552; III, 65, 66, 69 ff.), nennt den Beichtvater der Klosterfrauen ihren »Bauchvater« (III, 70) und behauptet, dafs die Nonnen den adligen Damen, die in der Nähe des Klosters wohnten, Liebhaber verschafften, ihnen als Kupplerinnen dienten (III, 12). »Was soll ich aber zu solchen clostern in der ferre sagen, so wir dergleichen hausrath in unserer landsart haben, darin sich die frawen ainsteils oft jungen« (III, 70). Weniger mag die Äufserung von Fischart ins Gewicht fallen, der als Protestant kein Freund der Klöster ist: »Wo findet man ein Nonnenkloster, da nicht ein Mönchskloster nahe darbey sey? die Trescher fein nah bei der Scheuren« (Geschichtsklitterung 38).

Wie die adligen Damen, machten es die Bürgersfrauen, und auf den Dörfern, wenigstens im Hunnsrück, ist man recht nachsichtig gegen Fleischessünden (Zimm. Chron. III, 279). Die Männer denken erst gar frei über solche Dinge (ebend. II, 328; IV, 83), natürlich immer vorausgesetzt, dafs ihre Frauen nicht auch diese Freiheit beanspruchten.

Eine eigene Sitte herrschte in Sachsen, in Westfalen, in den Niederlanden: das »Beischlafen auf Glauben«. Es wurden da die gröfsten Freiheiten gestattet, die aber eine gewisse Grenze nicht überschreiten durften (Zimm. Chron. IV, 243). Diesen Brauch fand Hans von Schweinichen z. B. in Dannenberg am Hofe des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg (S. 38). Er entspricht etwa dem, was uns in unserer Zeit von den »Demi-vierges« erzählt wird.

Auch in den Bürgerhäusern fand diese befremdende Sitte, die übrigens schon zur Zeit der Minnesinger nicht unbekannt war, Eingang. Von Frankfurt a. M. erzählt der Prädikant Wilhelm Ambach (Quellen z. Frankf. Gesch. II, 34): »Das weibliche geschlecht ist ja fast blöd und schwach, aber man sahe hie bei vielen, dafs in hurei, ehebruch und aller leichtfertigkeit stark und frech waren, dann auch 50jährige wit-

frauen, die jetzt Kindeskinder haben, aller ehren und freundschaft vergessen; jungfrauen sind ihren herrn und eltern entlaufen, sich in schändliche hurei begeben; jedoch haben etliche aus ihnen öffentlich geehlichet, viel blieben ungeelichet, schlufen bei uf Gelderischen glauben, gemeiniglich aber lebten sie frech und gut kriegerisch; es sind auch, wie man sagt, etliche namhaftige eheweiber, den man es gar nicht vertrauet, von grossen hausen zu schanden und männiglich zu spott gestellt worden, mit ihnen gebadet, bis mitternacht bankettiert, getanzt. Wo der handel länger gewährt, wäre zu besorgen, Sodoma ware gegen Frankfurt gerechtfertigt worden.«

Jedenfalls harmloser ist der Kufs.[1]) »Der Florentiner Kufs, wann man eine Person bey zweyen Ohren hält und küsset . . . und wird diese Art zu küssen bey den Alten vielmals gedacht.«[2])

Was ich hier mitgeteilt habe — und es liefsen sich noch eine Menge solcher Geschichten beibringen —, beweist nur, dafs, selbst angenommen, die Schriftsteller sind wohl unterrichtet gewesen und haben nicht wie der Prädikant Ambach der guten Sache wegen übertrieben, doch nur ein Bruchteil des Volkes so liederlich gewesen ist: alle sicher nicht. Und einen solchen Bruchteil hat es immer gegeben und wird es immer geben. Wenn wir aus dem 17. und 18. Jahrhundert weniger Klagen hören, so darf man daraus nicht schliefsen, dafs in einer Zeit, in der jeder Fürst seine Maitressen hielt, die Bevölkerung, Adel und Bürgerschaft untadelhaft gelebt. Da gilt es auch: Wie der Fürst, so der Herr. Man spricht nicht so viel über derlei Dinge, aber sie geschehen doch; man lebt si non caste tamen caute. Es wurden dieser Abenteuer zu viele und so nimmt man von ihnen kaum Notiz, hält sie des Aufschreibens nicht für wert; aber besser geworden sind die Menschen in der Folgezeit darum keineswegs.

Guarinonius, der so viel an seiner Zeit mit Recht auszusetzen findet, spricht über die Leichtfertigkeit der Weiber gar nicht; er bemerkt nur (S. 289): »Es sein etliche Weiber von Natur frölich und lustig, geschwätzig, als unter andern die Schwäbinnen, Böhimen, von Natur mit jederman freundlich, von Natur der Music und deren Däntz gefährig.«

Sehr bemerkenswert ist die Vorliebe für freie, man könnte sagen: anstöfsige Darstellungen. Es sei nur an die Skulpturen der Kapitelle in der Doppelkapelle des Egerer Schlosses erinnert, die aus dem 13. Jahrhundert herrühren, an die oft handgreiflichen Scherze in den Randzeichnungen mittelalterlicher Kirchenbücher, vor allem die ausgelassenen Darstellungen Drôleries der französischen, später der burgundischen Manuskripte. Das 15. Jahrhundert hat die Kupferstiche des Maîtres des Banderolles aufzuweisen (Jungbrunnen, Fechtschule, Frauenhaus[3]) und die Gartenszene des Meisters E. S. 1466;[4]) in den burgundischen Bilderhandschriften des Valerius Maximus (Breslau, Leipzig[5]) finden sich sehr

[1]) J. J. Heckelius, de osculis discursus philologicus. Chemn. 1675.
[2]) Harsdorffer, Gesprächsspiele, VII, (1649) 443.
[3]) Deutsches Leben Fig. 245, 84, 87.
[4]) Ebendas. Fig. 181.
[5]) Ebendas. Fig. 83.

freie Darstellungen von Badeszenen; auch Lucas Cranach d. Ä. hat noch manches Werk in diesem Geschmacke geschaffen. Fraglich erscheint dagegen, ob die von Marcantonio Raimondi nach Giulio Romano gestochenen Illustrationen zu den Sonetti lussoriosi des Pietro Aretino jemals existiert haben, oder ob von ihnen Abdrücke tatsächlich vorhanden sind.[1] Von Annibale Caracci sind Zeichnungen erfunden worden, die, durch den Kupferstich vervielfältigt, zu den Kostbarkeiten der Bibliotheken zählen.

Das Interesse für derartige Bilder erhält sich auch in der Folgezeit; die Stammbücher sind oft mit recht derben Darstellungen ausgestattet. In Frankreich hatte man Abbildungen von den Liebschaften der Katharina von Medici, der Maria Stuart, der Herzogin von Guise.[2]) Zur Zeit Heinrichs III. schenkt ein Edelmann seiner Geliebten ein Buch, in dem 32 Damen vom Hofe in zärtlichen Situationen mit ihren Liebhabern dargestellt waren.[3]) Papst Sixtus V. (1535—90) liefs einen Sekretär Capillas hängen, der in einem Buche die Liebschaft eines grofsen Herrn und einer vornehmen Dame abgebildet hatte.[4]) Die Kunst selbst hat auf diesem Gebiete wohl nur ausnahmsweise sich versucht; es sind in den allermeisten Fällen Künstler untergeordneten Ranges, die sich zu derartigen Darstellungen hergeben, die geheime Bilder in den Doppeldeckeln der Schnupftabakdosen malen, Gläser und Glasscheiben mit ausgelassenen Bildern verzieren etc. Erst François Boucher (1703–70) hat es verstanden, auch für diesen Kunstzweig die vollendete Form zu finden; seine Bilder sind nicht für Asceten geschaffen, aber doch nie gemein, was man nicht immer von den Leistungen Pierre Antoine Bauduin 1723—69, und Honoré Fragonards (1732—1806) sagen kann.

[1] Brantôme, Dames galantes (Oeuvres, Paris 1787) erwähnt S. 34 einen illustrierten Aretin und bemerkt, dafs in Venedig bei Bernardo Turisan vielfach solche Exemplare für grofse Summen an vornehme Damen verkauft wurden (S. 40).

[2]) Ebendas. S. 35, Anm.

[3]) Ebendas. S. 555.

[4]) Ebendas. S. 35.

I. Die Hochzeit.

a) Der Fürsten.

Kaiser, Könige, Landesfürsten waren bei ihrer Verheiratung schon von altersher verpflichtet, nicht auf die Zuneigung sondern allein auf den politischen Vorteil und Nutzen Rücksicht zu nehmen. In den seltensten Fällen hatten sie ihre Gemahlin vor der Hochzeit je gesehen; sie liefsen durch Gesandte um die Haud der Prinzessin anhalten; fand der Antrag eine günstige Aufnahme, so wurde die Dame feierlich verlobt oder auch dem ersten Gesandten per procura angetraut und reiste dann in Begleitung der Gesandtschaft zu ihrem Gemahl, und erst dann wurde die Ehe zum Abschlufs gebracht.[2] Die kirchliche Einsegnung folgte der Eheschliefsung, welche durch die von den Brautleuten vor glaubwürdigen Zeugen gegebenen Erklärungen für rechtsgültig angesehen wurde. Die Kirche gab dann am Tage nach der Vermählung ihren Segen.[3] Im 13. Jahrhundert aber ist es in den höheren Ständen schon allgemein Sitte, dafs das Brautpaar vor dem Priester die Ehe verspricht und die Einsegnung derselben dann sogleich erfolgt.[4]

1235 schickt Kaiser Friedrich II. seinen Vertrauten Petrus de Vineis mit einem stattlichen Gefolge nach England, um bei dem Könige Heinrich III. um die Hand der Prinzessin Isabella anzuhalten. Es wird bei dieser Gelegenheit die Frage der Aussteuer und der Mitgift, der Morgengabe u. s. w., kurz alles Geschäftliche aufs sorgfältigste geordnet und festgesetzt.[5] Und ähnlich läfst Kaiser Friedrich III., wie im ersten

---

[1] (A. Bohse.) Amor am Hofe oder das spielende Liebesglück hoher Standespersonen, Cavalliere und Damen, der galanten Welt zu vorgonneter Gemüthsergötzung an das Licht gegeben von Talandern. 2 Th. Lpz. 1710.

Menantis (Chr. F. Hunold), der europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichte, der galanten Welt zur vergnügten Curiosité ans Licht gestellet. 2 Tl. Hamburg 1715.

[2] Joh. Kluge, Zur Kunde des deutscheu Privatlebens zur Zeit der salischen Kaiser. Berl. 1902. X, 35 ff.

[3] Höf. Leben. [2]I, 636.

[4] Joh. Kluge a. a. O. 46.

[5] Höf. Leben. [2]I, 648.

Teile des Weifskunigs ausführlich geschildert wird, in Lissabon um die Hand der Prinzessin Leonora anhalten. In dieser Art sind die meisten Fürstenehen geschlossen worden.

Es konnte nicht ausbleiben, dafs die erwählte Braut nicht immer den Erwartungen ihres Freiers entsprach. Das war jedenfalls sehr schlimm, denn zurückschicken durfte man schon der politischen Folgen halber eine aus einem angesehenen Hause stammende Prinzessin nicht, und war die Ehe einmal geschlossen, dann liefs sie sich nur unter ganz besonderen Umständen wieder lösen. Deshalb haben, als die Kunst der Malerei solchen Aufgaben gewachsen war, die hohen Herren sich gern ein Bildnis von ihrer Auserkorenen verschafft, um vor dem Abschlufs der Verhandlungen wenigstens eine Vorstellung von ihrer äufseren Erscheinung zu erhalten. Und zwar beauftragten sie, um ganz sicher zu sein, ihren eigenen Hofmaler mit der Ausführung des Porträts. Philipp der Gute von Burgund schickte 1428 seinen »Varlet de Chambre«, Jan van Eyck, nach Portugal und beauftragte ihn, das Bildnis der Prinzessin Isabella, die er zu heiraten beabsichtigte, zu malen.[1]) Hans Holbein d. J. fertigt für König Heinrich VIII. von England 1538 das Porträt der verwittweten Herzogin von Mailand, Christine von Dänemark, und 1539 malt er die Prinzessin Anna von Cleve.[2])

Über die etwaigen körperlichen Gebrechen hatten die Gesandten sich genau zu informieren. Schon 1161, als der griechische Kaiser um die Hand der Melisendis, Tochter des Grafen von Tripolis, werben liefs, erkundigten sich die Gesandten »de occultarum corporis partium dispositione« oder wie es in der französischen Übersetzung des Wilhelmus Tyrensis heifst, »la fesoient aler toute desfublée«, d. h. sie liefsen sie nackt vor sich hin- und hergehen.[3])

Von dieser rohen Sitte nahm man in der Folgezeit wohl Abstand, doch wurde in Frankreich noch im 18. Jahrhundert jede Verlobte eines französischen Prinzen vor der Verheiratung von den nächsten weiblichen Anverwandten des Bräutigams einer körperlichen Untersuchung unterzogen. Der Bräutigam verehrte der Braut noch vor der Hochzeit angemessene Geschenke.[4])

Sobald die Braut auf ihrer Reise das Land ihres Verlobten betrat, wurde sie mit Festen aller Art empfangen und gefeiert.[5])

Als im Jahre 1524 der Markgraf Joachim von Brandenburg Magdalena, die Tochter Georgs von Sachsen, heiratet, findet die Hochzeit in Dresden statt. Es nahmen an dem Feste teil 22 Fürsten, einige mit ihren Gemahlinnen und Töchtern, »dazu 119 wohlgeschmückter Jungfraulin und Frauen vom Lande«, dann Grafen und Herren. 2048 Pferde wurden bei Hofe gefüttert. Nach verschiedenen prächtigen Einzügen

[1]) Crowe et Cavaliaselle. Les anciens peintres flamands, trad. p. O. Delepierre. Brux. 1862. I, 52 ff.

[2]) Woltmann, Holbein und seine Zeit.[2] Leipz. 1874. I, 450 ff.

[3]) Willh. Tyrensis, Hist. rer. in part. transmar. gestarum, lib. XVIII, c. 31. — Höf. Leben[2]. I, 619, Anm. 6.

[4]) (Vulpius), Kuriositäten II, 82 und IV, 245.

[5]) Höf. Leben. [2]I, 620 ff.

erfolgt die Trauung in der Kreuzkirche. Darauf ein Rennen auf der Rennbahn, Festmahle in den Herbergen, am Abend Tanz auf dem Schlosse. Am nächsten Tag wieder Kirchgang, Rennen auf der Stechbahn, Essen, Tanz.[1])

Bei der Hochzeit des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und der Sibylla von Cleve, Torgau 1527, wurden prächtige Schaugerichte aufgetragen und köstliche Mummereien veranstaltet. (Vulpius) Kuriositäten I, 281.[2])

Die Festlichkeiten sind immer dieselben, nur dafs im 17. Jahrhundert Ballette, Theater- und Opernvorstellungen die früheren Waffenschauspiele ersetzten. Festgedichte durften nicht fehlen.

Diese feierlichen Vermählungen erschienen den Fürsten so wichtig, dafs sie sehr häufig das Andenken an die Festtage durch eine gedruckte Beschreibung noch in weiteren Kreisen verbreiten liefsen. Diese an sich herzlich langweiligen Schilderungen, die von Ergebenheit überfliefsen, haben für uns nur noch der hübschen Kupfertafeln wegen, mit denen sie ausgestattet sind, Interesse. Das hier mitgeteilte Verzeichnis erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit.[3])

---

[1]) Wenck, Dresden, 339 ff. Vgl. Über die Hochzeit des späteren Kurfürsten von Sachsen, Johann des Beständigen, mit Sophie von Mecklenburg. Torgau 1500. Kurios. IV, 163 ff. — Beilager des Kurfürsten Christian II. von Sachsen mit Hedwig von Dänemark. 1602, Sept. 4. Kurios. IX, 325 ff.

[2]) Über den Aufwand bei fürstlichen Hochzeiten vgl. Kurios. I, 197 ff., 306 ff., X, 187 ff.

[3]) Verzeichnis Sumarien, wie sich die frölickeit der fürstlichen heymfart vnsers gn. herrn hertzog Johanns Friderichen zu Sachsen zugetragen und nach gelegenheit vngeverlich ergangen ist. Sontags Exaudi zu Torgaw einkomen, gedruckt in Wittemberg durch Hans Luft. Anno Domini 1527.

Nicolaus Solis lieferte die Stiche zur Beschreibung der Vermählungsfeier des Herzogs Wilhelm V. von Bayern 1568. 15 Bl. — 1 Tafel im kulturg. Bilderb. II, N. 1089.

Nicod. Frischlin, de nuptiis Ludovici ducis Wirtemberg. cum Dorothea marchionissa Badensi. Stuccardiae anno 1575 celebratis. Tübing. 1577.

Beschreibung der Hochzeit des Grofsherzogs von Toskana, Francesco, mit Bianca Capello im Oktober 1579. S. Kuriositäten II, 427 ff.

Daniel Bretschneider sticht die Abb. zu der Schilderung der Vermählung des Kurfürsten Christian I. von Sachsen. 1582, Apr. 25.

und die zur Hochzeit des Herzogs Christian von Sachsen 1584, März 2.

Descrizzione delle feste fatte nelle reali nozze de Don Cosimo de'Medici e M. Maddalena d'Austria. Firenze 1608.

Hochzeit Johann Friedrichs von Württemberg 1609, Nov. 6. — Stiche von Barth. Kuchler.

J. Oettinger, Wahrh. histor. Beschreibung der fürstlichen Hochzeit und des Beylagers, so Johann Fridrich Hertzog zu Würtemberg mit der Fürstin Barbara Sophia, Marggrävin zu Brandenburg etc. in der christl. Haubtstatt Studtgardten anno 1609 gehalten hat etc. Stuttg. 1610.

Festzug bei der Hochzeit Friedrichs V. v. d. Pfalz und Elisabeth von England. London d. 14. Febr. 1613 (Kulturg. Bilderb. III, N. 1548). — Feuerwerk in Heidelberg zu Ehren der Vermählung, d. 9. Juni 1613. Radierung von Harnister (ebend. III, N. 1549).

Wilh. Peter Zimmermann, Hochzeitsfeierlichkeiten bei Vermählung des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm mit der Herzogin Magdalena von Bayern 1613 (ebend. III, N. 1556—59).

Über den Aufwand bei fürstlichen Vermählungen finden wir mancherlei Angaben in (Vulpius) Kuriositäten, I, 198 ff., besonders merkwürdig sind die Aufzeichnungen betreffend die Vermählung von Günther dem Streitbaren, Grafen von Schwarzburg, und einer Gräfin von Nassau in Arnstadt 1560, Donnerstag nach Martini. (Ebend. X, 187.)

Über die fürstlichen Vermählungen[1]) zu Anfang des 18. Jahrhunderts gibt uns am besten Auskunft Julius Bernhard von Rohr in seiner Einleitung zur »Ceremonialwissenschaft« (Berlin 1729), Tl. 2 Kap. 9. Er schildert zunächst die Art der Werbung, die Aufstellung der Ehepakten, die Vermählung durch Prokuration. Die Gemahlin des preufsischen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm I., wurde z. B. dem General von Finckenstein so angetraut. Früher wurden gewöhnlich, zumal an den protestantischen Höfen, die Trauungen in der festlich geschmückten Kirche vorgenommen; adlige Jungfrauen gingen vor dem Brautpaare her und streuten aus silbernen Körbchen Blumen auf die Strafse. Aber auch in den Sälen der Schlösser fanden die Vermählungsfeiern statt; dann eröffneten den Brautzug 12 Paar Trompeter und ein Pauker; es folgte dann die adlige Ritterschaft; darauf kamen acht aus den vornehmsten Adelsgeschlechtern mit brennenden Fackeln. Nach ihnen erschien das Brautpaar mit ihren Führern, Hofkavalieren und Hoffrauenzimmern. Nach der Trauung begab sich die ganze Gesellschaft in die Tafelstube, wo ein Paradebett zugerichtet war. In dieses Bett legte man »dem damaligen Gebrauch nach« in Gegenwart des Hofes das junge Paar; Konfitüren, süfser Wein wurden gereicht, dann das Paradebett auseinander genommen und unter Pauken- und Trompetenschall die Neuvermählten an die fürstliche Tafel geführt. Es scheint aus dieser Beschreibung hervorzugehen, dafs zur Zeit, als v. Rohr sein Werk verfafste, das öffentliche Beilager nicht mehr stattfand.

Abbildung und Repraesentation der Fürstlichen Inventionen, Aufzüge, Ritter-Spiel, auch Ballet, so am fürstl. Hoflager zu Dessa bei Herzog Georgs Rudolphi zu Liegnitz und Brieg mit Fr. Sophia Elisabeth, gebornen Fürstin von Anhalt etc., Beylager den 27. und darauff folgenden Tage Octobris 1614 ... gehalten worden. Lpz. 1615.

Umbständliche Relation defs Bethlen Gabori mit der Chur. Brandenburgischen Princessin Catharina zu Cascha (Kaschau — im Febr. 1626) gehaltenen Beylagers. Augsp. 1626.

Hochfürstl. Heimführung ... Herrn Ludwigs VI., Landgrafen von Hessen ... mit Elisabeth Dorothea, welche den 23. Jan 1667 angetretten, den 20. Febr. in Darmstadt geendiget ... und celebriert worden. — Radiert von Joh. Schweitzer 1667.

J. U. König, vollst. Beschr. aller Solennitäten bey dem kgl. sicilianischen Vermahlungsfeste im May 1738 an dem k. pohlnischen und churfürstl. sächs. Hofe in Dressden. Drsd. u. Lpz. 1738.

Beschreibung der Illumination zu Drefsden bey der kgl. Sicilianischen Vermâhlung. M. 11 Kpfrst. Dresd. 1738.

W. F. Schönhaar, Beschreibung des zu Bayreuth im Sept. 1748 vorgegangenen hochfürstlichen Beylagers in derer zu Anfang Oct. darnach in den würtembergischen Landen sowohl zu Stuttgardt als Ludwigsburg erfolgten Festivitäten des Fürsten Carl, Herzog zu Württemberg, und der Fürstin Elisabethae Fridericae Sophiae. Stuttg. 1749.

[1]) Die Vermählung Ludwigs XIV. mit Marie Therese von Österreich 1660. Charles Lebrun pinx. — Jeaurat sc. 1731 (Kulturgesch. Bilderb. V, Titelblatt).

Die Kleidung von Braut und Bräutigam ist prächtig, allein dem persönlichen Geschmack gemäfs gewählt. Am kaiserlichen Hofe in Wien braucht man Kleider von Drap d'Argent, nach spanischer Mode geschnitten. Die Schleppe der Braut tragen die vornehmsten Damen; ja selbst Fürstinnen haben die Schleppe bei kaiserlichen oder königlichen Vermählungen einer vornehmen Prinzessin nachgetragen und ihre eigene sich von Kavalieren oder Pagen tragen lassen.

Nach der Trauung blasen die Trompeter zum Paukenschall; Kanonenschüsse, Salven von der »auf dem Schlofsplatze stehenden Soldatesque« werden abgefeuert. Zuweilen werden auch beim Ringwechsel die Kanonen gelöst. Die Trauung erfolgt je nach dem kirchlichen Bekenntnisse.

Nachdem die Zeremonie vorüber, läfst der junge Ehemann seiner Gattin die Morgengabe überreichen: eine Verschreibung — und die ist jedenfalls das Wichtigste — dazu die »allerkostbarsten Galanterien, Kleinodien und Jubelen, die auf einem prächtigen, gestickten sammeten Küssen oder in einer silbernen oder güldenen Schaale praesentiret werden«. Die junge Fürstin dankt. Die Eltern des Bräutigams schenken am Tage vor oder nach der Vermählung. Die Reichs- und Landesstände überreichen Präsente u. s. w. Bei dem Festmahle werden die Gerichte von Kavalieren aufgetragen; die Konfitüren und Tafelaufsätze sind mit Sinnbildern und Inschriften dekoriert.

Nach der Tafel folgt der Ehrentanz mit den 12 Fackeln, die von Hofkavalieren, zuweilen von Kammerherren oder Generalen, getragen werden. Dann bringt man das Paar zu Bette; alle Gäste, vor allem die Angehörigen, nehmen teil; der Brautvater bringt den »in Nacht-Habit eingekleideten Bräutigam« vor das Bett der Braut; erbauliche Reden werden ausgewechselt. Früher hielten noch andere am Brautbette Reden; diese Sitte war jedoch zur Zeit unseres Autors abgekommen.

Die Festtage vertreibt man sich mit allerlei Lustbarkeiten, »mit Carousellen, Masqueraden, Wirthschaften, Feuerwercken, Illuminationen, Fufs-Tournieren, Kampf-Jagten, Schnepper-Schiessen, Scheiben-Schiessen, Opern und Comödien«.

Zur Erinnerung an diese denkwürdige Begebenheit liefs man besondere Münzen und Medaillen schlagen.

Der Einzug des jungen Paares erfolgt sodann und gibt wieder Anlafs zu Lustbarkeiten. Man veranstaltet »Bauernhochzeiten« etc.

Was J. B. von Rohr dann noch über nicht ebenbürtige Ehen mitteilt, hat für unsern Zweck kein Interesse.

Sehr umständlich sind die Werbungen des Hofadels. Wie in Wien zur Zeit des Kaisers Leopold I. die Sitte war, erfahren wir aus der Vorlesung des Altdorfer Professors Wagenseil.[1]) Kein Fräulein am kaiserlichen Hofe geht ohne eine Anstandsdame in Gesellschaft. Will sie ein Herr heiraten, dann mufs er um Erlaubnis bitten, ihr aufzuwarten. Wird ihm das gewährt, so ist er seiner Sache sicher. Jetzt ist er zu

[1]) Aus Joh. Christoph Wagenseils (1653—1705) Vorlesung »Aulicarum atque Politarum rerum Observationes«. Kuriositäten X, 220.

Aufmerksamkeiten aller Art verpflichtet. »1. Kleidet Er Sie aufs prächtigste und giebt jedem Diener eine Livere.« Hier liegt wohl ein Schreibfehler vor: er kleidet sich; die verehrte Dame schon bei der Werbung zu kleiden, wäre doch zu auffallend. Dann läfst er sich alle Tage früh nach dem Befinden seiner Maitresse nach ihren Plänen für den Tag erkundigen; er schickt ihr Blumen, die sie dann an der Brust trägt; fährt sie aus zur Kirche, so hebt er sie in den Wagen, reitet mit blofsem Haupte neben ihr, steigt bei der Kirche schnell ab, öffnet den Wagenschlag, hilft ihr beim Aussteigen und führt sie an ihren Platz. Nach Beendigung des Gottesdienstes begleitet er sie wieder zum Wagen. Wenn sie eingeladen ist, bittet er sich nach österreichischer Sitte gleichfalls zu Gaste, bedient sie mit Vorlegen, unterhält sie, hält ihr, wenn sie trinkt, einen Teller unter das Glas, damit sie ihr Kleid nicht betropft. Er trinkt nur auf ihre Gesundheit, was kein anderer tun darf, sitzt immer neben ihr; führt die Hausfrau die Dame in ihr Zimmer, so bittet er, ihr folgen zu dürfen und wartet ihr nun kniend auf. Im Sommer »so führet er Sie zu Mittage in Roder (ist eine von der Donau gemachte Insul, allwo von Vornehmen Herren immer zu Compagnien sind), In Winter aber mufs er sie tag und Nacht in Schlitten fahren«.



Kaiserliche Kammer-Jungfrau.
(Abr. a S. Clara, Neu eröffnete Welt-Galleria. Nürnb. C. Weigel MDCCIII.)

Die Werbung dauert mindestens drei Monate. Nach der Verlobung »mufs er seiner Liebsten schicken Galanterien auff einer grofsen silbern Tatzen (Tablett), als etl. paar seidene Strümpfe, Seiden Zeug, Band, Handschuh, 12 Fecker (Fächer?), Spitzen, Kammertuch und was er meinet, das ihr angenehm sey. Nun Kommets auff, dafs die Hrn. alle tage ein present schicken, da doch Keins wird unter 100 thlr. kommen, Silbern und Golden geschmeide, als Armbänder, Ohrengehenke von Edelsteinen«.

Er läfst das Zimmer seiner Erwählten

überziehen (tapezieren), gibt seinen Dienern neue Livree; für die Frau nimmt er einen Pagen an, zwei Lakaien, Kutscher und Vorreiter. Er schickt ihr einen Wagen, zu dem 8, wenigstens 7 Pferde gehören. Seine eigenen Kammerjunker hat er auch noch zu kleiden. Die Hofdamen ihrerseits schenken nichts, »denn sie bilden ihnen zu viel ein«, nur »An Hochzeit tage Weiszeug, als 6 Hembden, 6 Umschläge (Kragen), 12 Schnupftücher, 6 paar Handblätter. Die halben Unkosten der Hochzeit«.

Am Hochzeitstage fährt der Bräutigam gegen 9 Uhr nachts mit seinen Freunden zur Kirche, geht der Braut entgegen, hilft ihr aus dem Wagen. Beide sind weifs und in Drap d'Argent gekleidet. Die drei Ellen lange Schleppe der Braut trägt ein Page oder ein Fräulein.



Abr. de Bosse, Les quatre ages: L'adolescence.

Bei Tische legen die Herren Mantel und Degen ab, nach Beendigung des Mahles werden beide wiederum angelegt. Dann folgt der Ehrentanz: voran der Brautführer mit zwei Fackeln, dann das Paar, bis die Courante zweimal aufgespielt worden ist. Die Gesandten, die Verwandten vom Bräutigam tanzen bei Trompetenschall gleichfalls den Ehrentanz.

Die Mäntel und Degen werden wieder abgelegt und jetzt beginnt man »auff teutsche Manier« zu tanzen. Das Brautgemach ist hergerichtet; die Mutter der Braut oder ihre Stellvertreterin übergibt mit Vermahnungen die Braut dem Bräutigam.

Wenn eine Hofdame heiratet, so speist am folgenden Tage das junge Paar beim Kaiser. Die Kaiserin putzt wohl auch selbst die Braut, begleitet sie zur Trauung in die Hofkapelle. Dann holt erst am nächsten

Tage der Gatte seine Frau mit grofser Begleitung zu Pferde vom kaiserlichen Hofe ab und »hält erst in der Stadt rechte Hochzeit«.

Es liegt auf der Hand, dafs es sich hier nur um Hochzeiten in den vornehmsten und reichsten Adelsgeschlechtern handelt.

b) Der Bürger.

Die Mädchen[1]) wollen heiraten, um eine sichere Stellung im Leben zu gewinnen, eine Freiheit zu erhalten, die sie unverheiratet nur mit der Aufopferung ihres guten Rufes erkaufen können. Die Hauptsache ist immer, dafs sie einen Mann bekommen. Die Neugier, wie derselbe aussehen werde, befriedigen sie durch allerlei abergläubische Beschwörungen, die sie am Andreasabend z. B. ausführen.[2]) Diese Gebräuche verliebter Mädchen sind sicherlich sehr alt, wenn ihrer auch erst in verhältnismäfsig später Zeit Erwähnung geschieht. Und auch für den Mann hat es seine Bedenken, ledig zu bleiben. »Dann ob er schon ein obtach hat, ist ihm, als wer er darein gelehnet, und sitzt wanderweifs wie ein anderer Landstreiffer im Gasthaufs; niemand kocht für seinen Mund, niemand helt ihm das sein zusammen, weder das grofs noch das kleinest Haufsrütlein, weder das täglich noch das nächtlich; alles verschwindt ihm unter den Henden; hat niemands, dem er sein not klaget, der ihm sein anliegen abnimpt oder mit gleicher achsel leuchteret; keiner eifert umb sein Heyl, niemand warnet ihn mit trewen, und wann der Hahn todt ist, krähet keine Henne nach ihm; niemand truckt ihm mit tieff gesuchten Turteltaubenseufftzen die augen zu; niemand nimpt Leydkleyder auff ihn aufs; keine lafst ihn in ein alt Säuhaut begraben u. s. w.« (Fischart, Gesch.-Klitt. S. 99.)

Bei den Heiraten der Bürger waren viele Umstände mafsgebend. Die Vermögensfrage spielte die gröfste Rolle; die Mitgift, die Morgengabe, alle diese geschäftlichen Angelegenheiten wurden festgestellt, ehe die Verlobung vor sich ging.[3]) Dann durfte an dem Rufe des Mädchens kein Makel kleben. Mochte sich nach der Hochzeit auch mancherlei herausstellen, was getragen werden mufste, sollte Aufsehen vermieden werden: ein anständiger Mann heiratete nur ein unbescholtenes Mädchen. Das Mädchen, das, wie schon berichtet wurde, 1534 in Augsburg ihr eigener Bruder verführt hatte, heiratete trotzdem, wird aber von ihrem Manne nach der vorzeitigen Entbindung ihrem Vater zurückgeschickt; als der jedoch 2000 fl. zahlt, behält der Mann seine Gattin (Clemens

[1]) (J. Praetorius.) Dulc-Amarus ancillarianus, d. i. Mägde-Tröster, erzwingend, dafs die Mägde bessere Thiere seyn als die so genannten Jungfern, item, dafs sie einen angenehmlicheren Nahmen führen als die heutigen Mähren oder kakligten Damen. O. O. u. J.

Die vertheidigte Mägde-Heyrath d. i. Trost für alle so etwa ihre Mägde zu heyrathen sich resolviren. Nebst dem untrüglichen Weiber-Spiegel. Cöln, 1714.

Über die Hochzeiten in Venedig cf. P. G. Molmenti, La vie privée à Venise (Ven. 1882) p. 269 ff. 450 ff.

[2]) Ausführlicheres im Kapitel V.

[3]) Deutsches Leben. 258 ff.

Sender). Die Sitte, um eines Vorteils willen manches zu übersehen, ist im 17. und 18. Jahrhundert ganz allgemein geworden: der Hofmann heiratete die Geliebte des Fürsten, der Beamte die seines Vorgesetzten, der Diener die Maitresse seines Herrn.

Um des Geldes willen heiratet ein blutjunges Mädchen einen Greis. So nahm 1521 am 11. Februar ein Zunftmeister der Augsburger Kürschner, Emler, ein neunzehnjähriges Mädchen zur Frau, obschon er 60 Jahre älter war (Wilh. Rem).

Der Verfasser des Buches Weinsberg, Hermann von Weinsberg, dagegen wählt eine ältere Frau; er ist dreifsig Jahre, sie eine sechsunddreifsigjährige Witwe. Aber das hat seine eigene Bewandtnis. Er sagt selbst: »Dieweil ich auch 30 jar alt war, wolte ich gein jongfrau nemen von 20 jarn, dan mich duchte, das sulte sich besser schicken, das der man jonger were dan die Frau, vir vrsachn mich darzu bewegende.« [Er hatte nämlich einen Bruchschaden (B. Weinsb. I. 284, 285).]

Wenn alles Geschäftliche geordnet war[1]), konnte die Verlobung erfolgen, vorausgesetzt, dafs die Kirche nicht Einspruch erhob. So hatte 1533 in Augsburg ein Goldschmied nach dem Tode seiner Frau deren Schwester geheiratet, die Ehe aber wurde vom Stadtvogte geschieden (Cl. Sender).

Die Verlobung, der Handschlag, wird festlich begangen, mit einem Gastmahl gefeiert; die Hochzeit erfolgt dann innerhalb kurzer Zeit. (Balth. Paumgärtner, Briefw. 1585 21./I. S. 70 cf. S. 127, 133, 139.)[2])

Die Jungfrau trug im Mittelalter das langherabhängende offene Haar und einen Blumenkranz (das Schapel), der im Winter wohl aus künstlichen Blumen bestand. Durch einen Fehltritt verscherzte sie das Recht, den Jungfernkranz zu tragen.[3]) Im 16. Jahrhundert setzten auch die Junggesellen sich solche Jungfernkränze[4]) auf. Im Kranze oder mit einer Krone geschmückt, tritt die Jungfrau vor den Altar.[5]) Diese oft unförmig

---

[1]) Der Politische Stumpe und Plumpe Stock-Fisch, wie man ihn käuen und bleuen, salzen und schmalzen, würtzen und stürtzen müsse, dafs er werde bequem, lieblich und angenehm, an dem Galanisirenden Freyer und Damentisch. D. i. Wohl ausgesonnenes Kunst-Werklein für die Unabgerichteten Liebhaber, zur Lehr und Handleitung, Wie sich ein armer und geringer Liebhaber könne angenehm machen, reich, schön und vornehm zu heyrathen, auch bey dem Frauenzimmer beliebt zu seyn. Allen der Weiberey nicht ungeneigten Jungfern und Junggesellen-Zeug vorgestellet. Von dem Politischen Schullehrer Galanisandro. Nürnb. 1681.

[2]) J. R. Sattler, Werbungs-Büchlein oder von Anstellung teutscher Orationen und Reden, in welchen neben grundlicher Underweisung der Redekunst allerhand Formulen von Fürtrag, Eynlad-, Empfah- und Abdanckungen, so wol bey Werbungen, Hochzeiten, Gevatterschafften, Kindtaeuffen, Begräbnussen, als vielerley anderen Zufaellen begriffen. Basel 1633. — Sprache der Verliebten .... aus d. Franz. übers. v. Mad. *** Frkf. u. Lpz. 1749.

Abbildung einer Verlobung nach einem Weimarer Stammbuch (Sign. 306). Das Bild von 1596 S. (Vulpius) Curiositäten I (Weim 1811) Taf. 10. Ein Briefwechsel von Verlobten.

[3]) Höf. Leben ²I. 598.

[4]) Weifskunig (m. Ausg.) S. 53—124; Maximilian trägt den Kranz bis zu seiner Verheiratung. — Jost Amman, Weigels Trachtenb. (Nürnb. 1577). Kulturg. Bilderb. III, N. 1121, 1122.

[5]) Ebend. III. N. 1123. Abb. aus dem 17. Jhdt. in meinem Frauenleben. S. 113, 114, 115, 116, 118. — Aus dem 18. Jhdt. Ebend. S. 112.

grofsen Brautkronen bleiben bis ins 18. Jahrhundert in den Bürgerkreisen, zuletzt noch bei den Bauern beliebt. Lorenz Strauch, der bekannte Nürnberger Porträtmaler (1554—1630), hat öfter Bräute in ihrem vollen Schmucke porträtiert.

In Greifswald war noch 1551, als Bartholomäus Sastrow heiratete, die Sitte erhalten, dafs am Hochzeitstage, um 3 Uhr nachmittags, der Bräutigam, geführt von den beiden Bürgermeistern und begleitet von seinen Freunden, auf den Marktplatz ging, da auf einen Stein trat (ein vierkantig Eckstein), »ein Par pater noster« lang da stehen blieb, während die Musik aufspielte. Ursprünglich hatte die Sitte den Sinn, dafs der Bräutigam feierlich die erwartete, die Einspruch gegen seine Eheschliefsung erheben wollten. Der Brauch wurde jedoch bald ganz abgeschafft (III. 9.).

Die Stunde der Trauung ist in den verschiedenen Landstrichen ganz verschieden. In Köln fand die Trauung in aller Frühe statt »des morgens ser froe umb 4 uren« (Buch Weinsberg 1554 Nov. 26, II. 63), dann folgt bald das »Bruloftzessen« oder erst am Abend (II. 55. 63), oder am Morgen ist die Trauung, darauf geht man zum Mittagessen, es folgt dann ein Tanz und am Abend gibt es wieder ein Festmahl (II. 77). In Breslau dagegen wurde 1602 Apr. 2 geboten, dafs für die Morgenhochzeit die Trauung zwischen 12 und 1, die Abendhochzeit zwischen 3 und 4 Uhr stattzufinden habe (Nic. Pol, Hemerol.). In Stettin findet eine Trauung, der Philipp Hainhofer beiwohnt, um 5 Uhr nachmittags statt; dann geht man zum Nachtmahl (Reisetagebuch 1617. Balt. Studien II. 2. S. 96). Eine andere Hochzeit wird am Hofe des Pommerischen Herzogs gefeiert. Der Silberknecht der fürstlichen Witwe heiratet die Köchin, die 13 Jahre bei der Fürstin gedient hat. Auch da erfolgt die Trauung am Abend. Vorher verteilen Jungfrauen Kränze (Krenze nicht Kreuze, wie gedruckt ist, cf. S. 102), dann zur Vesper wird eine Predigt gehalten. Der Bräutigam erscheint, geführt von dem Marschalk und einem vom Adel; der Braut gehen vor die »Stadt-Jungfrawen, darnach bayder Fürstinnen Frawen-Zimmer« (Hofdamen). Nun findet die Trauung statt; das feierliche Beilager in einem im Saale aufgestellten Bette. Darauf ziehen sich die fürstlichen Herrschaften zurück. Nachdem das Bett fortgeräumt ist, beginnt das Festessen; wieder werden Kränze verteilt, dann findet das Opfer für die Vermählten statt, und nach Entfernung der Tafel schliefst ein Tanz, an dem die fürstlichen Herrschaften teilnehmen, das Fest. (Ph. Hainh. a. a. O. S. 77 ff.)

Die Braut verehrte dem Bräutigam das Hochzeitshemd, das sie selbst gearbeitet hatte. Barth. Paumgartner bittet 1583, Jan. 19, seine Braut, sie solle sich nicht zu viel bemühen: »Wann von einer saubrn raynen leinwatt, sonderlich die kröefs zart, sonnst schlecht und gerecht seind, ists mir am allerliebstenn (Briefw. S. 21). Hermann von Weinsberg dagegen schenkt seiner Braut drei Ringe, eine silberne Scheide mit Messer und als »Morgengabe« »ein vergulte gurdelket« (II. 96).[1])

[1]) P. Mülleri, Disp. de dono nuptiali, Jenae. 1714.

Wer mehr hatte, gab natürlich auch mehr. So berichtet Wilhelm Rem aus Augsburg: »Anno domini 1516 an sant Martinstag, da hat der Ůlrich Fůgger hochzeit mit des Laux Gassners tochter. Der Gassner gab seiner tochter zu heiratgutt 12 M. fl. (12000) und der Fugger vermacht ir hinwider 13 M. fl. (13000 — als Wiederlage) und schanckt der praut wol 3 M. fl. (3000) wert an Klaidern und Klainaten und verschanckt andern fraínden und Knechten wol umb 3 M. fl. (3000) seidins gewand und samet und attlas und sunst Klaider. So kostet die hochzeit wol 1 M. fl. (1000), dafs al ding wol 7 M. fl. (7000) kost hat. Es ward grosse hoffart getriben, dafs man maint, es mecht ettwann bös alter nemen.«[1])

Wem vor dem andern/auß der neh/
Billicher/gunſt vnd gab geſcheh/
Ein yeder hye/verurſacht ſeh.



Hans Burgkmair, Trauung.

Die Freunde hatte man durch besondere Hochzeitsbriefe eingeladen (B. Paumg. Briefw. 31, 33). Für die Unterhaltung der jungen Gesellschaft hatte der Jungfrawgesell zu sorgen. (»Das Jungfrawgesellenambtt auf des Pfintzings hochzeit«, B. Paumg. Briefw. S. 147, »auf des Kleeweins hochzeitt jungfrawgesell«, ebend. 129, vgl. 134, 150).[2])

Eine Hauptsache war das Hochzeitsmahl. Schon im Mittelalter hatten Luxusgesetze der Verschwendung Grenzen setzen wollen[3]), indessen haben alle diese wohlgemeinten Verordnungen keinen Erfolg gehabt, obschon man immer von Zeit zu Zeit sie in Erinnerung brachte. So verlangte der Augsburger Rat 1532, dafs »nur schweher und schwiger, brüder und schwestern« eingeladen werden durften »und dafs nemantz nichtz gabe oder schenck« (Clemens Sender), aber die Hochzeitsgeschenke

[1]) P. Müller, De annulo pronubo; vom Jaworts- oder Trauring. Jena 1684.
[2]) Vgl. Hanauer, Coutumes matrimoniales au moyen-âge. Nancy 1893.
[3]) Deutsches Leben etc. 260 ff.; 282.

waren ja auch nicht zu verachten, und so lud man ein, von wem man anständige Geschenke erwarten durfte.[1])

Zu Guarinonius Zeiten, 1610, gab man im Bürgerhause 6 Gänge (Trachten) zu je 9 Speisen. »Zum Voressen neun Speisen, zum Suppen neun Speisen, zum Kraut neun Speisen, zum Gebratens neun Speisen, zum Schröckengast neun Speisen, zur Nachrichten neun Speisen« (S. 797).

Bei adeligen Hochzeiten ging es natürlich noch viel luxuriöser zu. Guarinonius erzählt von einer, »so erst dise Woche als ich hier schreibe in einem kleinen Städtlein (vermutlich Tirols) gar solemniter und feyerlich oder Frifslendisch (d. h. von Fressen abgeleitet) gehalten worden«. Sie wurde nicht im Wirtshaus, sondern im Hause des Bräutigams veranstaltet, und da gab es sieben Tafeln, und auf jede vier Trachten zu 13 Gerichten, täglich zwei Mahlzeiten, und die Hochzeit dauerte zwei Tage (S. 792).

Bei der Hochzeit eines Freiherrn, die auch vor kurzem auf einem Hofe gefeiert worden war, gab es drei Gänge, jeden zu hundert Gerichten, »aufser die Nachwehen und Nachrichten defs Confects und Geschlecks, so auch hundert waren«. Da auf einem Tische kaum fünfzig Gerichte Platz fanden, mufsten die übrigen von den Dienern in der Hand gehalten werden (S. 798).

Nach dem Essen wurden die Geschenke eingesammelt und dann begann der Tanz.[2]) Sicher hat es an dem Hochzeitstage nicht an mehr oder minder scherzhaften Anzüglichkeiten gefehlt. So streute man einer Braut, die ihre Ehre nicht gewahrt, Heckerling auf den Weg zur Kirche.[3]) Wir brauchen übrigens blofs einen Blick in die zu Ehren der jungen Ehepaare gedruckten Gedichte zu werfen, deren viele Tausende noch aus dem 16. und 17. Jahrhundert erhalten sind, um eine Vorstellung von den unzweideutigen, meist sehr deutlichen Witzen zu erhalten. Die Sitte, die besonders älteren Herren gestattete, bei einem Hochzeitsessen die gewagtesten Scherze sich zu erlauben, hat ja noch bis tief ins 19. Jahrhundert sich erhalten.

Guarinonius aber ist ergrimmt, dafs auch am Tage nach der Hochzeit, am Lendemain, wie wir sagen würden, diese Freiheit weiter gemifsbraucht wurde. »Ich bin mit und bey gewesen auff einer Hochzeit am andern Tag, wellichen man allhie zu Lande den gülden Tag oder das Eyer in Schmaltz nennet, allda man den Spielleuten die allerschendtlichsten Lieder an- und auffgeben, nicht allein auff ihren Instrumenten zu spielen, sonder auch mit der stimme darein zu singen; defs aber

[1]) M. de Beaumont, Nothige Unterweisungen für junges Frauenzimmer, welches in die Welt tritt und sich verheirathet. Nach deutscher Art eingerichtet von J. J. Schwabe. 2. Aufl. Lpz. 1756.

[2]) Hans Schäuffelein, Hochzeitstänzer (B. 103. — Kulturg. Bilderb. I, N. 55—74). — Heinrich Aldegrever: Die grofsen Hochzeitstänzer (B. 160—171. Kulturg. Bilderb. II. N. 857—868); die kl. Hochzeitstänzer (B. 144—151. Kulturg. Bilderb. II. N. 918—925).

[3]) Alltagsleben e. d. Fr. S. 116. — Vgl. De injuriis, quae haud raro novis nuptis I. per spartionem dissectorum culmorum rugum, Germ. durch das Heckerling-Streuen — II. per injustam interpellationem ulterioris proclamationis — durch ungebührlichen Einspruch, III. per ligationes magicas — durch das Nestel-Knüpfen inferri solent. Quedlinb. 1702. — Vgl. R. Mentzer, num sponsis ante solennem in ecclesia copulationem et benedictionem concumbentibus publica poenitentia juste imponatur.

nicht genug war, sonder ein ungehobleter Ehrloser Schalcksnarr allda zugegen war, wellicher ein darzu gerüste Banck hette, dieselb mitten in die Stuben nider stellet, damit er von allen wol mochte gesehen werden, der Taffeln aber vier wol besetzt, Manns- und Weibsbilder und Jungfrawen verhanden waren. Auff dieser Banck übet er dergleichen gebärden, ob wellichen ich noch in dieser stundt mich von hertzen schäme zu gedencken, dergleichen ich bey keinem Heyden nie gelesen hab, viel weniger glauben kan, das in beysein so ehrlicher Personen jemals geschehen sey. Was ist darnach geschehen? Theils unter den Beysitzern, die gröbsten und ungehoblesten, die schaweten mit fleifs zu und huben sich auff die Füfs, damit sie nichts überseheten, was zu dem schönen Schawspiel gehörig, theils schaweten mit dem einen Aug darauff, wie auch die mehrern Weiber, denen ichs nicht für übel hab, weil ihnen der Fürwitz angeboren. Was aber die Jungfrawen thaten, das sag ich nicht; difs sag ich wol, das deren etliche gar kein Aug noch Acht darauff gaben. Wie viel waren aber deren, die ob diesem ehrlosen Werck ein mifsfallen hetten? Ich weifs es nicht für meinen Theil; das weifs ich wol, dafs ich zu einem Ehrlichen vom Adel, so neben mir an der seyten safs, sprache, er solle ein wenig zusehen, was difs für ein schöne Kurtzweil sey. Der sprach mit diesen worten: ›,Ey pfuy, Pestilentz den Schelmen ankomme'; der rufft und befahl ihm, solle sich ehist mit der Schelmerey packen und aufs dem Staub machen, welliches auch geschehen. Nach dem Tisch aber, als man zu Tantze gienge, nahet ich mich zu ihm und sprach: ,Du Ehrloser Tropf, wann ich heut mein weib oder meine Töchter oder mein Blutsverwandte eine bey dieser Hochzeit ob der Tafel gehabt hette, so soltu wissen, das die heutig Unzucht, so du unschambarer Tropff getrieben, dein leste müfse gewesen sein‹; darob er erschrack, sprechend, er wolle es so bald nimmer thun. ,Ey du Ertztropff, sprach ich, so hast du dennoch im willen, du wollest es noch üben?' ,Nein, mein Herr, sprach er, ich wils gar nimmer thun.' Und hat war geredt, dann er bald naher defs jähen Tods gestorben.

Bei Hochzeiten mufs man sich schon ehrenhalber einen guten Rausch antrinken (Schweinichen, S. 293, 324), aber Schweinichen betrinkt sich auch bei seiner eigenen Hochzeit, 1581, dafs er die Nacht verschläft (S. 255) und ebenso 1601 bei seiner zweiten Verheiratung. ›Bin also alle drei Abend mit guten Räuschen zu Bette gegangen und bin ein Bräutigam wie der liebe Tobias bei seiner Braut gewesen‹ (S. 539).[1]

Über die Form der Werbung, des Brautstandes, der Hochzeit in einem wohlhabenden Bürgerhause um die Mitte des 18. Jahrhunderts gibt uns ein sehr beachtenswerter Aufsatz: ›Alte Zeit und neue Zeit. Ein Fragment aus den nachgelassenen Papieren der verwitweten Frau

[1]) Vgl. Güpner, de jure thalami: vom Rechte des Ehebettes. Jenae 1702.

J. J. Beck, Tractatus de eo quod justum est circa conjugalis debiti praestationem. Von der Leistung der ehelichen Pflicht. Worinnen von der bosshaft- und halsstarrigen Entziehung der ehelichen Pflicht . . . . gehandelt wird. Frkf. 1756.

Chr. A. Schede, Von der verminderten Straffe des Ehebruchs wegen versagter Ehelicher Pflichten. Lpz. 1713.

J. Z. Hartmann, De conjugibus incantatis eorumque separatione. 1727.

Ursula Margaretha« Auskunft, der im Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. 15. Jahrg. 1805 (Leipz.) S. 119 ff. abgedruckt ist.[1])

c) Der Bauern.[2])

Länger als bei den höheren und mittleren Gesellschaftsschichten ist die Zivilehe bei den Bauern beliebt gewesen: die Brautleute versprechen sich vor glaubwürdigen Zeugen die Ehe, die dann als rechtsgültig angesehen und alsbald vollzogen wird. Am nächsten Tage geht das Ehepaar mit seinen Verwandten und Freunden zur Kirche und erhält da vom Priester den Segen. So schildert uns der Dichter »von Metzen Hochzeit« die Zustände seiner Zeit (um 1300).[3]) Später hat im 15. Jahrhundert Heinrich von Wittenweiler in seinem »Ring« eine Bauernhochzeit beschrieben; das Schliefsen der Ehe erfolgt aber hier vor dem Priester.[4]) Beide Dichter führen uns dann das Hochzeitsmahl vor, malen das ungeschickte tölpelhafte Benehmen der Bauern mit Behagen aus. Nach dem Essen werden die Geschenke eingesammelt. Zum Schlufs entspinnt sich eine tüchtige Rauferei. Das junge Ehepaar zieht sich zurück. Am nächsten Morgen erhält die Frau von ihrem Gatten die Morgengabe.

Die Formen der Bauernhochzeit blieben auch in den folgenden Jahrhunderten ziemlich dieselben.[5]) Die kirchliche Trauung ist allerorten nun eingeführt. Bei der Trauung erschienen die unbescholtenen Bräute mit Brautkronen geschmückt, die je nach Landesbrauch gröfser oder kleiner waren, in der Form manche Verschiedenheit aufwiesen. Dieser Brauch hat sich an vielen Orten noch bis im 19. Jahrhundert erhalten. Eine reiche Sammlung von Brautkronen besitzt das Nationalmuseum in München, das germanische Museum in Nürnberg. Bei der Hochzeit eines reichen Bauern wird wie vor alter Zeit noch immer viel gegessen und auch, wenn nicht gut, so doch ausgiebig getrunken. Zur Zeit des Guarinonius also gegen den Anfang des 17. Jahrhunderts gab es bei einer Tiroler Bauernhochzeit zwölf bis sechzehn Tafeln mit Gästen; in reichen Häusern hatte man sogar vierundzwanzig Tafeln (S. 791, 792). Er ist aller Völlerei abhold, schlägt aber doch für das Festmahl folgenden Speisezettel vor: 1. Suppe mit einem guten Stücke Fleisch und Knödeln; 2. Kraut und Speck, die Schüssel am Rande mit Bratwürsten garniert; 3. einen guten Rinder- oder Kalbsbraten; 4. Gerste oder Reis in Milch. Damit ist es aber seiner Meinung nach genug.

---

[1]) Merkwürdige Hochzeitsgebräuche der Einwohner der Balearischen Inseln erwähnt Seb. Franck. Weltbuch (1533) fol lxviij[b], sagt jedoch nicht, ob sie in seiner Zeit noch üblich waren. — C. Ph. Hoffmann, De die ac nocte nuptiali, von dem Hochzeit-Tage und der Braut-Nacht. Lips. 1731.

[2]) Valten Schumann, Nachtbüchlein II (Vorrede 1559) fol. 76[a]: Auch ich das selber hab offt gehört, wann ich bin uber Land zogen und in Dörffern gelegen, wie sie zu nacht der Gräten haben gehofiert und geheület wie die Hund, wären wol daheymen in Betten still gelegen.

[3]) Höf. Leben [2]I. 653 ff.

[4]) Deutsches Leben. S. 163 ff.

[5]) Über den Brautwagen. Kurios. III. 157 ff. — Vgl. Hans Sebaldus Beham, Bauernhochzeit und Hochzeitszug. Kulturgesch. Bilderb. II. N. 898 — 905

II. Entbindung und Taufe.

a) An den Fürstenhöfen.[1])

Es ist eine alte Sitte, dafs der Gemahl seiner Gattin ein Geschenk macht, sobald sie ihm mitteilt, was sie zu erwarten hofft. Die Vorkehrungen zur Entbindung werden getroffen, Hebammen, seit dem 16. Jahrhundert auch Ärzte, zu Rate gezogen und dann die Zeit abgewartet.

Ob man schon im Mittelalter die Geburt durch Zeugen hatte feststellen lassen, das ist wohl kaum mit Sicherheit zu ermitteln. In einzelnen Fällen, wenn die Besorgnis vorhanden war, dafs die Geburt angezweifelt, die Unterschiebung eines Kindes gemutmafst werden konnte, entschlossen sich die Frauen wohl Zeugen bei der Geburt zuzulassen. So soll Constanze, die Witwe Kaiser Heinrichs VI., ihren Sohn vor allem Volke geboren haben.

Die Hebammen hatten ihre Unterstützung zu gewähren. Wenn dann die Geburt glücklich von statten gegangen war, wurde sie auch den Untertanen verkündigt und von ihnen mit lauten Freudenbezeugungen begrüfst. Auch den Freunden läfst man die frohe Nachricht mitteilen und erwartet, dafs die Boten mit einem ansehnlichen Geschenke belohnt werden. Da die Taufzeugen erst eingeladen werden mufsten, so konnte die Taufe selbst nicht, wie bei bürgerlichen Familien, bald nach der Geburt erfolgen; es verstrichen oft Wochen, und dann vermochte man, wenn sechs Wochen nach der Geburt die Taufe stattfand, den feierlichen Kirchgang der Mutter mit dem Feste verbinden.

Die Taufe selbst wurde nach dem kirchlichen Ritus vollzogen; das Kind trug man, bekleidet mit einem hübschen Anzug, zur Kirche entkleidete es dann, so dafs es völlig nackt in das Taufbecken getaucht werden konnte. Selbst erwachsene Heiden mufsten sich völlig ausziehen, unbekleidet die Taufe erhalten. Nach Vollendung der heiligen Handlung zogen sie das Taufhemd (Westerwât) an. Die Paten beschenkten den Täufling und auch die Amme.

---

[1]) Höf. Leben. [2]I. 141 ff. — Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. — L'enfant, la naissance, le baptême (Paris 1898) und L'enfant, le berceau et la layette etc. (Paris 1898).

Das Kind erhielt in der Taufe den Namen. Bis ins 16. Jahrhundert scheint man mit einem sich begnügt zu haben, im 16. Jahrhundert sind jedoch schon zwei Namen ganz gewöhnlich; in der Folgezeit pflegt man drei und mehr Taufnamen dem Kinde zu geben. Es wäre nicht uninteressant, einmal diese Frage genauer zu untersuchen, auch zu ermitteln, welche Namen in gewissen Zeiten bevorzugt werden, unter welchen Umständen neue Namen eingeführt und verbreitet worden sind.

Zu den fürstlichen Taufen sind selbstverständlich nur Paten von vornehmer Geburt geladen; als Gäste waren zahlreiche Freunde und Angehörige erschienen, so dafs nun für die hochgeborene Gesellschaft auch ganz besondere Feste veranstaltet, Unterhaltungen ersonnen werden mufsten, die mehrere Tage in angenehmer Weise auszufüllen versprachen. Denn die Gäste sind zum grofsen Teil von fernher gekommen, die Männer zu Pferde, die Frauen im Wagen, und da durfte man nicht erwarten, dafs sie sogleich nach der Taufe wieder an die Rückreise denken würden.

Grofse Festessen spielten eine Hauptrolle, dazu kamen die Tänze, mit denen man den Tag zu beschiefsen pflegte. Die Männer veranstalteten wie in alter Zeit Turniere, es wurde gerannt und gestochen, später im Ringelrennen und anderen Waffenspielen vor den Damen die Gewandtheit und Geschicklichkeit erwiesen. Als die Turniere in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich überlebt hatten, traten an ihre Stelle Ballette, die schon früher zu den Hoflustbarkeiten gehört hatten, dann Festvorstellungen auf den Hoftheatern, Opern, Maskeraden, kurz alle die Unterhaltungen, die an den fürstlichen Höfen in jener Zeit hergebracht waren.[1])

Das Andenken jedoch an all die veranstalteten Festlichkeiten liefs man durch gedruckte und illustrierte Beschreibungen verewigen.[2])

Die Fürstinnen haben wohl nur in den seltensten Fällen ihre Kinder selbst gesäugt, sondern diese Sorge Ammen anvertraut. Die

[1]) Festlichkeiten in Halle bei Geburt der Prinzessin Sophie Elisabeth, d. 30. Juli 1616. Kurios. X. 464 ff.

[2]) Taufe der Elisabeth von Hessen. — Kassel 1596, Aug. — Stiche von Wilhelm Dilich, 1598, 1601.

Cartel, Auffzüge, Vers und Abrisse so bey der Fürstlichen Kindtauff und freudenfest zu Dessa den 27 u. 28 October 1613 in gehaltenem Ringel- und Quintanen-Rennen und Balletten und Täntzen den anwesenden fürstlichen Personen praesentieret worden. Leipz. 1614. M. 11 Radierungen von A. Bretschneider.

Hoffeste bei der Taufe des Prinzen Ulrich von Württemberg. 13. — 17. Juli 1617. — 11 Kupferstiche von Friedr. Brentel.

Es. van Hulsen, Repraesentatio der fürstl. Aufzug und Ritterspil, so Johann Fridrich Herzog zu Württemberg bey F. G. newgebornen Sohn Friedrich fürstl. Kindtaufen d. 10 — 16 Martii 1616 in . . . Stutgarten mit grosser solemnität gehalten. Tüb. 1616 m. 80 Kpfrst. von M. Merian Kulturh. Bilderb. III, N. 1589 — 1594, 1595. — Beschreibung der Aufzug und Ritterspil, so Herr Joh. Friederich zu Würtemberg bey Ihres Sohn Kindtauffen und Ihres Bruders Hochzeit zu Stuttgarten gehalten. Stuttg. 1618.

J. J. Schudt, Jüdisches Franckfurter und Prager Freudenfest wegen der Geburth des Kays. Erbprintzens, vorstellend, mit was Solennitäten die Franckfurter Juden selbiges celebrirt, so dann den curieusen kostbaren, doch recht possirlichen Auffzug so die Prager Juden gehalten. M. 1 Kupferst. Franckf. 1716.

aristokratischen Ideen des Dichters vom Roman des sept sages, dafs ein Königskind nur von einer Herzogin gesäugt werden solle, ein Herzogskind von einer Gräfin u. s. w., alles, damit nur das vornehme Geblüt keinen Schaden nehme, diese Ansichten sind selbst im 13. Jahrhundert kaum anerkannt worden, sonst würde der Dichter nicht darüber klagen, dafs Dienerinnen und Schäferinnen aus Ersparnisrücksichten in vornehmen Häusern als Ammen verwendet werden. (Höf. Leben ²I. 151).

Bei der Amme blieb das Kind etwa bis zum zweiten Jahre; dann erst traten andere Erzieherinnen an deren Stelle.

Ergänzt wird diese Schilderung durch die Angaben, welche wir in J. B. von Rohrs Ceremoniel-Wissenschaft T. I, Kap. XI, vorfinden. Sobald die Schwangerschaft der Fürstin sichergestellt ist, wird sie bekannt gemacht und jeden Monat von ihrem Fortschreiten gemeldet, in den Kirchen gebetet, das erforderliche Personal angenommen. Bei der Entbindung verweilen je nach Landesbrauch im Nebenzimmer Zeugen, denen das neugeborene Kind sofort gezeigt wird. In England ist der Prinz bei der Geburt anwesend; in Frankreich wohnt der König, die Prinzen von Geblüt mit etlichen Fürstinnen der Geburt bei: für ihn und seine Begleiter ist ein Zelt in der Wochenstube aufgeschlagen, in einem kleinen Zelte verweilt die Königin; ehe sie hineingeht, werden die Vorhänge des Zeltes zurückgeschlagen, so dafs jedermann sich überzeugen kann, dafs keine Frau und kein Kind in ihm verborgen sei. Mit Geschützsalven wird die erfolgte Entbindung dem Volke angezeigt. Gleich nach der Geburt erhält der Prinz den Hausorden. Dem neugeborenen Herzog von Burgund, seinem Enkel, hing Ludwig XIV. den Orden vom Heiligen Geist um und machte ihn zum Ritter, und 1716 tat dasselbe der deutsche Kaiser Karl VI., der den früh verstorbenen Erzherzog Leopold zum Ritter des Andreasordens[1]) ernannte und ihn in denselben feierlich aufnahm. Von den befreundeten Höfen werden Geschenke gesandt: kostbare Wochenbetten, prächtige Wiegen; der Papst schenkt katholischen Prinzen geweihte Windeln.

Stände, Ritterschaft, Städte, Kollegien, Innungen, Gemeinden bringen Geschenke dar.

Das frohe Ereignis wird allgemein gefeiert: mit Pauken und Trompeten, Glockenläuten, Kanonenschüsse, Gewehrsalven; die Gesandten erhalten den Auftrag in ihren Residenzen Illuminationen und Feuerwerke zu veranstalten, Geld unter die Armen zu verteilen, Fontänen mit Wein springen zu lassen. Im Lande selbst begnadigt man, wenn der erwünschte Thronfolger geboren war, Gefangene, läfst Wein in Springbrunnen für jedermann spenden. »Illuminationen, musicalische Concerte, Opern und Comoedien und mancherley Jubel-Geschrey; unter das arme Volck wird Brod, Bier und Geld ausgeteilt.« In manchen Ländern zeigt man mehrere Tage von den Balkons oder Erkern die neugeborenen Prinzen dem Volke. Natürlich werden Denkmünzen und Medaillen geprägt.

[1]) Der h. Andreas ist der Schutzpatron des Ordens vom Goldenen Vliefse. J. B. v. Rohr. a. a. O. T. III. Kap. IX. § 24.

Bei den Taufen pflegt man zuweilen von jeder Prachtentfaltung Abstand zu nehmen, nur die nächsten Angehörigen einzuladen. Häufig jedoch werden befreundete Fürsten durch feierliche Gesandtschaften zu Gevatter gebeten. Um die Pracht der Zeremonie zu steigern, verlegt man den Taufakt wohl auf den Abend, so dafs die Beleuchtung mit Wachsfackeln die überaus reich geschmückte Schlofskapelle noch herrlicher erscheinen läfst. In feierlicher Prozession kommen die Taufzeugen in die Kirche: voran »die Hof-Trompeter, Heer-Paucker, Herolde, Hof-Marschalle, Ceremonien-Meister und die säntlichen Cavaliere«, dann die Minister, die das zur Taufe erforderliche Gerät tragen: bei den Katholiken das Salz und die Geschirre mit dem Chrisma, bei den Protestanten das Taufwasser und das Westerhemd. Der Täufling selbst wird unter einem Baldachin getragen; er ruht in einer Paradewiege oder ist in Samtkissen mit goldenen und silbernen Frangen eingewickelt. Entweder tragen die hohen Taufzeugen selbst das Kind, oder die Minister und deren Frauen. Vor und nach der Taufe Vokal- und Instrumentalmusik, Glockenläuten; bei Erteilung des Namens werden Kanonen abgefeuert. In Frankreich ruft ein Herold: »Es lebe mein Herr der Dauphin! (Wohl: Vive Monseigneur le Dauphin.) Bei den katholischen Fürsten erhalten die Kinder wohl acht oder mehr Namen.[1])

Unter Führung der Hof-Marschälle oder der Zeremonienmeister bringen die Taufzeugen den fürstlichen Eltern ihre Glückwünsche dar, dann ruft Pauken- und Trompetenschall zur Festtafel. Die folgenden Tage werden in der Residenz allerlei Festlichkeiten veranstaltet »mit Feuerwercken, Illuminationen, musicalischen Concerten, Ballettern, Banquetern, Comoedien, Opern«.

Jordanwasser wird an den katholischen Höfen gern bei der Taufe verwendet, so bei der des Erzherzogs Leopold 1716. Man gofs allerdings in das Taufbecken nur fünf Tropfen des kostbaren Wassers. Im sechsten bis achten Jahre erhalten dann die katholischen Fürstenkinder das Sakrament der Firmung.

Ganz besonders prächtig wurde der Kirchgang der fürstlichen Wöchnerin an den katholischen Höfen veranstaltet. Vom Schlosse bis zur Kirche oder Schlofskapelle geht die Festprozession; die Strafsen sind mit Tapeten, Gemälden, Ehrenpforten geschmückt; die Garden bilden Spalier. Voran Heiducken, Lakaien, Pagen, Kammer-Fouriere, Kammer-Junker, Kammerherrn, die Minister nach ihrem Dienstalter. Dann kommt die Wöchnerin, geführt von ihrem Gemahl, einem Verwandten oder einem grofsen Minister, reich gekleidet. Das Kind wird von einer vornehmen Dame in Samtkissen getragen. Aus der Schlofskapelle geht unter Pauken- und Trompetenschall die Geistlichkeit, mit weifsen Wachskerzen in der Hand, der Prozession entgegen. Die Wöchnerin nähert sich mit dem Kinde dem Hochaltar, kniet nieder, bekommt eine brennende geweihte Kerze und erhält von dem Kardinal oder Erzbischof den Segen. Das Kind liegt während dieser Zeit auf dem Altar.

[1] Jean le Pautre, Gang zur Taufe, Taufe. (Kulturg. Bilderb. IV; N. 2291, 2292.)

Es folgt ein öffentlicher Gottesdienst, eine feierliche Messe; das Te Deum wird gesungen, Pauken und Trompetenschall. Dann geht die Prozession in derselben Ordnung zurück; die hohen Eltern nehmen die Glückwünsche entgegen. Gala- und öffentliche Tafel; am Abend Freudenfeuer, Illuminationen; Festlichkeiten, die mehrere Tage andauern.

b) Im Hause des Adels und des Bürgers.

Sicher ist ein Unterschied auch in den beobachteten Formen beim Adel wie beim Bürgerstand vorhanden gewesen, es ist jedoch, bis jetzt wenigstens, nicht möglich, die Verschiedenheit recht festzustellen.[1])

Sobald die Frau in andere Umstände kam, begann für den Mann eine Zeit der Sorge und der gröfsten Ausgaben; so viel war der Sitte gemäfs auf die Vorbereitung zu verwenden. Die Hebammen halfen so gut sie es vermochten. Wir können uns in der Besprechung dieses Abschnittes kürzer fassen, da in dem trefflichen Buche von Hans Bösch, »Kinderleben in der deutschen Vergangenheit«[2]) eine ausführliche Schilderung gegeben worden ist. Bei der Entbindung spielte der Hebammen-[3]) oder Geburtsstuhl[4]) eine grofse Rolle. Mifsgeburten erregten die allgemeine Aufmerksamkeit und werden deshalb auch von den Chronisten erwähnt; die merkwürdigsten hat man sogar abgebildet und diese Bilder in den Handel gebracht.[5]) Wie die Kometen, so sollten diese Mifsbildungen kommende Ereignisse vorher verkündigen.

Schwächliche Kinder erhielten bald nach der Geburt die Nottaufe[6]); in einigen Landesstrichen scheint es Sitte, dafs man nach 14 Tagen das Tauffest feierte.[7])

Während die Frau in den Wochen lag, besuchten sie alle ihre Freundinnen und Nachbarinnen, und bei dieser Gelegenheit wurde denn auch tüchtig gespeist und getrunken. Albrecht Dürer hat uns in seinem Marienleben, bei der Darstellung der Geburt Mariä[8]), eine Nürnberger Wochenstube auf das treueste vorgeführt; man braucht sich nur die Engel fortzudenken, so hat man ein überaus wahres Abbild der tatsächlichen Erscheinung.[9]) Auch auf diesem Bilde sind die Gevatterinnen be-

[1]) Vgl. P. G. Molmenti, La vie privée à Venise (Ven. 1882). 279 ff. 450 ff.

[2]) Monogr. z. deutschen Kulturgesch. Hgg. von Georg Steinhausen. — Leipz. Eug. Diederichs 1900.

[3]) Fischart. Geschichtsklitt. 350.

[4]) Leben einer deutschen Frau z. Anf. des 18. Jhdts. 194.

[5]) Kulturg. Bilderb. II, N. 599, 1099.

[6]) Joach. v. Wedel, Hausb. 283.

[7]) Ebend. 272, 273, 287, 300.

[8]) Kulturg. Bilderb. I, N. 5. — Kopfstück zu dem fliegenden Blatte: der holdseligen Frauen Kindbeth-Gespräch (Ebend. V, N. 2630).

[9]) Wochenstuben sind im Mittelalter häufig dargestellt worden; sobald es sich darum handelt, die Geburt der Maria oder Johannes des Täufers zu malen, liebt man es, die Stube mit allen ihren Einzelnheiten vorzuführen. Der Meister der Lyversbergischen Passion hat in seinem Gemälde (München, Alte Pinakothek), Israel van Meckenen im Kupferstich eine Wochenstube des fünfzehnten Jahrhunderts uns geschildert. (Deutsches Leben etc. Fig. 137, 227.)

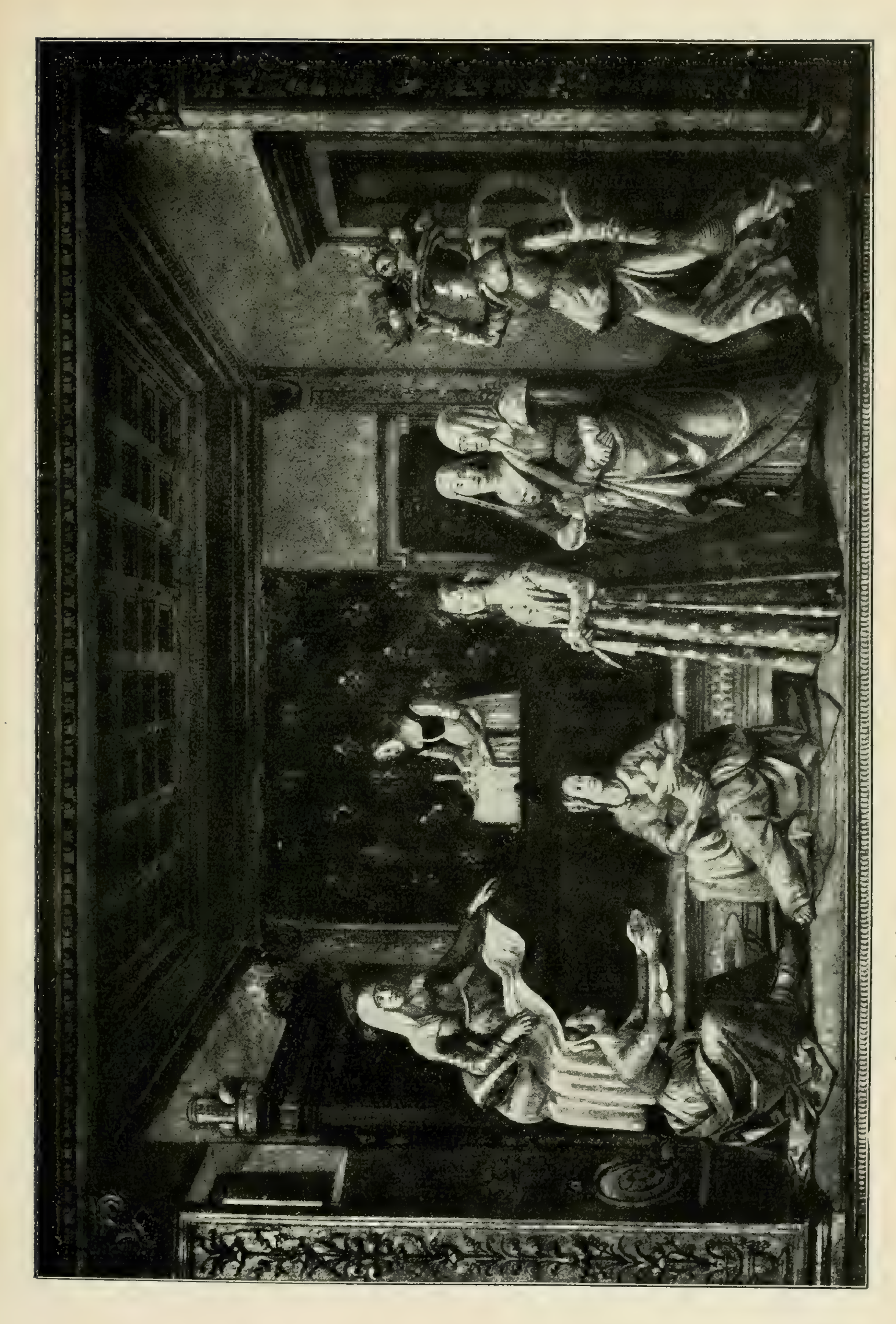
schäftigt, sich mit einem Trunk zu laben. Die Unsitte wurde endlich aber so lästig, daſs die Obrigkeit einschreiten muſste. In Nürnberg wurden im 15. Jahrhundert die Kindbetthöfe gänzlich verboten und nur gestattet, daſs die Wöchnerin einmal, jedoch nach dem Essen, ihre Mutter,



Andrea della Robbia, Medaillon am Findelhause, dem Spedale degli Innocente, in Florenz.

Schwiegermutter etc., also ihre weiblichen Anverwandten, einladet, aber sie nur mit Obst, Käse und Brot, wie mit Frankenwein bewirtet. Schon im 14. Jahrhundert hatte man in Breslau das Kinderbier untersagt. Andere Städte, wie Ulm, Görlitz, schränkten die Schwelgereien nach Möglichkeit ein.[1]) Die Sitte der Wochenbesuche ist aber noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts ganz üblich; zum Empfang der Gäste wurde das Wochenbett und die ganze Stube aufs beste geschmückt.[2])

[1]) S. Deutsch. Leben im 14. u. 15. Jhdt. 183 ff.
[2]) Leben e. deutsch. Frau etc. 196 ff.



Domenico Ghirlandajo, Geburt Johannis des Täufers. (Florenz, Santa Maria Novella. — 1490).

Ein weiterer, in den Augen der Behörden sträflicher Luxus war, dafs man sich bestrebte, eine grofse Zahl von Taufzeugen einzuladen. Im 13. Jahrhundert tadelt schon Berthold von Regensburg, dafs die Leute bis zu zwölf Paten zur Taufe einluden.[1]) Die Verordnungen des 14. Jahrhunderts erlaubten nur drei Gevattern, auch wurde die Zahl der Männer und Frauen, welche aufser den Taufzeugen das Kind in die Kirche begleiten, genau festgesetzt. Nach den Nürnberger Statuten des 15. Jahrhunderts soll den Frauen, die mit dem Kinde zur Kirche gingen, nach ihrer Rückkehr nur Lebkuchen und Frankenwein oder



Abraham de Bosse, Le retour du baptême.

Meth vorgesetzt werden. In Wirklichkeit aber wurde nach der Taufe ein sehr stattliches Festmahl eingenommen. Dem Luxusbedürfnis der Leute gegenüber waren eben die Obrigkeiten mit ihren wohlgemeinten Verordnungen ganz machtlos. Aus den Breslauer Taufbüchern habe ich mir notiert, dafs z. B. 1580 (d. 5. Jan.) Adam (v.) Reibnitz 24 Taufzeugen, Heinrich von Poser 1641 (21. April) sogar 62 eingeladen hat.

Den Kaiser jedoch zur Taufe zu bitten, war streng verboten; wurde aber ein Kind in der Christnacht geboren, dann nahm man es den Eltern übel, wenn sie den Kaiser nicht zu Gevatter luden; Leopold I. gab allen seinen Patkindern 1000 Rtl. Geschenk.[2]) Jedenfalls war die Einladung des Kaisers verständiger, als wenn ein Adjunkt aus Eisenach, Dr. Christ. Friedr Cotta, noch 1707 die Dreieinigkeit zu Gevatter bittet.[3])

[1]) Höf. Leben ²I. 149.
[2]) Curios. III. 549.
[2]) Curios. V. 261 ff.

Auch die Patengeschenke waren mit der Zeit so ansehnlich geworden, dafs eine Einschränkung erforderlich erschien. In Nürnberg wird im 15. Jahrhundert das einzubindende Patengeld auf 32 Pf. festgesetzt[1]); bei Besuchen der Wochenstube durfte man dem Kinde nicht über 4 Pf. aufs Bettchen legen.

Ein neuer Anlafs zur Verschwendung war die Genesungsfeier der jungen Mutter. Es hatte sich die Sitte eingebürgert, dafs sie, von ihren Freundinnen umgeben, zum Bade ging; in Ulm bestimmte der Rat, dafs die Mutter nur drei Frauen zum Bade einladen dürfe, dafs nur ein bestimmtes Mafs von Konfekt und Zuckerwerk verzehrt werden dürfe. Indessen waren noch zu Fischarts Zeiten »die Küchelbäder, da man die Kindbetterin und sechswöchnerin wider zue Jungfrauen und gromet sauffet, die Kindentwönung«[2]) berüchtigt.

Christian Weise sagt schon 1680: »Es hat seinen Ruhm, wenn wohlhabende Leute den Überflufs ihres Einkommens ohne allen Schaden also anwenden. Aber wo steht das geschrieben, dafs, wenn einer das Jahr mehr als zweyhundert Gulden einzunehmen hat, die Hochzeit mehr als sechshundert Gulden kosten mufs, Oder dafs mancher mehr auf die Kind-Tauffe wendet, als er sein Lebtage dem Kinde wol nicht mitgeben kann?[3])«

c) Bei den Bauern.

War schon die Verschwendung, die in bürgerlichen und adligen Kreisen bei Taufen herrschte, bemerkenswert, so erscheint der Aufwand, den begüterte Bauern bei solchen Gelegenheiten zu machen liebten, noch auffälliger. Freilich ist uns aus älterer Zeit keine Nachricht überliefert; wir können aber wohl annehmen, dafs die reichen österreichischen Bauern, deren Treiben Nîthart so ergötzlich schildert, auch in dieser Hinsicht es den höheren Ständen gleichzutun versucht haben. Was Guarinonius über die Tiroler Bauern erzählt, gilt sicher keineswegs für die gesamte ländliche Bevölkerung Deutschlands, denn Tirol war zu der Zeit, als der gelehrte Arzt von Hall sein Werk verfafste, noch sehr wohlhabend, während zumal im Norden Deutschlands die Armut weit verbreitet erscheint, allein es ist doch immerhin interessant, wie sehr die Unmäfsigkeit, die ja für das gesamte 16. Jahrhundert so bezeichnend erscheint, auch in diesen Kreisen Eingang gefunden hat.

Im Ziller-, Duxer- und im Inntale schafft man an Vorrat an: zunächst Schmalz, einen Kübel von 1 Zentner ausgesottenen und einen halben Zentner frischen, dann 1—2000 Eier, eine grofse Menge Weizenmehl und ein mächtiges Fafs Traminer-Wein. Man legt den Wein entweder selbst ein oder holt wöchentlich 1 Basteiden vom Wirt. 1 Basteiden ist gleich 8 Innsbrucker, 7 Schwazer oder 6 Haller Mafs, das kleinste Mafs gleich drei Apothekerpfund und ein Pfund gleich 6 Weingläser, also wöchentlich an 144 Gläsern. Die Wöchnerinnen essen unglaubliche

---

[1]) J. C. Schleich, De eo quod justum est circa pecuniam lustricam vulgo Pathen-Geld. — Erford. 1738.

[2]) Gesch.-Klitt. 74. — [3]) Die drei Haupt-Verderber etc. S. 90.

Massen, die armen 20—22mal, die reichen 24—28mal. 8 Eier, mit Weizenmehl und Milch im Schmalz gebacken, und ein Viertel Traminer ist eine Mahlzeit oder eine Suppe mit 6 Eiern und mehr oder 12 Eier im Schmalz. Eine Zillertalerin, die einen Bauern bei Schwaz geheiratet hat, beklagt sich bei ihren Angehörigen, dafs ihr die Amme nur zwölfmal zu essen gebe, worauf er der Pflegerin befohlen hat, ihr vierundzwanzigmal Nahrung zu reichen.

Eine Duxer Kindbetterin läfst sich, während ihre Mutter und ihr Mann in die Kirche gegangen sind, von ihrer Pflegerin ein Gericht aus zwölf Eiern, Butter, Weizenmehl und Milch bereiten; dazu essen beide eine gute Eiersuppe und trinken fünf Mafs Traminer, so dafs die Pflegamme sich niederlegen mufs. Als die Mutter aus der Kirche heimkehrt, klagt die Tochter, dafs sie eine Ohnmacht (Wildnufs) angekommen sei. Nachdem sie aber mit der Mutter ein Gericht von 8 Eiern gegessen und 2 Mafs Traminer getrunken, ist sie wieder ganz gesund. Die Amme bekommt auch eine Mafs und schläft bis zum nächsten Tage ihre Ohnmacht aus.

III. Die Erziehung der Kinder.

a) An Fürstenhöfen.

Nachdem die Kinder entwöhnt sind, werden sie der Obhut von Pflegerinnen anvertraut. Bis zum siebenten Jahre verbleiben auch die Knaben unter der Aufsicht der Frauen; erst dann erhalten sie männliche Erzieher, die ihnen die Kunst des Schreibens und Lesens beibringen, sie in den Sprachen, vor allem in der lateinischen und französischen unterrichten, dann alles das lehren, was ein Prinz wissen und kennen mufs. Mit den Fürstenkindern wurden auch adlige Knaben als Gespielen erzogen.[1]) Die Sitte, dafs diese Kinder die Strafe erdulden mufsten, die die jungen Prinzen verdient hatten, diese widerwärtige Art, die Gespielen als Prügelknaben zu brauchen, ist erst seit dem 16. Jahrhundert aufgekommen. Der spätere Kaiser Maximilian hat noch, wie er in seinen lateinisch geschriebenen Memoiren berichtet, von seinem Lehrer Ohrfeigen bekommen.[2])

Im übrigen haben die Kinder der Fürsten wohl an denselben Spielen sich erfreut, wie sie die Jungen der Bürger erlustigten: Steckenpferd, Ballspiel u. s. w.[3])

Eine grofse Hauptsache aber war, dafs die Knaben aus den Herrscherfamilien frühzeitig im Reiten geübt[4]), im Gebrauch der Waffen

[1]) Weifskunig (meine Ausg.), Abb. S. 55.

[2]) Ebend. S 424.

[3]) Vielleicht auch Soldaten. Vgl. Höf. Leben. ²I, 153, Abb. 47. — Weifskunig (m. Ausg.), S. 53, kulturgesch. Bilderb. I, N. 94. — Vgl. Jacques Stella, Les jeux et plaisirs de l'enfance. Invantez par Jacques Stella, gravés par Claudine Stella. Paris 1657.

[4]) Georg Engelhardt Löneyssen, Von Zeumen etc. o. O. 1588.

Joh. Geissert, Ein Ritterlich und Adelich Kunstbuch, Darinnen von Reiten etc. Koburg 1613.

A. de Pluvinel, L'Instruction du Roy (Louis XIII.) en exercice de monter à cheval. Paris 1629. Mit Kupfern von Crispin de Passe. (Kulturgesch. Bilderb. III, N. 1647—1652.)

Guil. marquis de Newcastles Methode et invention nouvelle de dresser les chevaux. Anvers 1658. Dirk Maas, Reitschule (Kulturg. Bilderb. V, N. 2784—89.)

unterwiesen wurden.[1]) Seit dem siebenten Jahre beginnen deshalb die jungen Prinzen ihre Exerzitien unter der Leitung eines erfahrenen Kriegsmannes. An ihren Übungen nehmen die adeligen Knaben teil, die am Hofe ihre Erziehung erhielten. Ein Fechtmeister unterweist sie im Gebrauch des Schwertes und des Schildes; im 13. Jahrhundert waren besonders berühmt die Meister aus Irland; in der späteren Zeit bevorzugte man die Fechtlehrer aus Italien und Frankreich. Das Ringen wurde auch gelehrt, und da waren wieder die Engländer die gesuchtesten Meister. Alle diese Waffenübungen nehmen den gröfsten Teil der Jugendzeit in Anspruch. Sobald die jungen Leute die Kunst des Reitens, den Gebrauch der Lanze, des Schwertes erlernt, erprobten sie im Zweikampf zu Pferde (dem tjost) ihre Geschicklichkeit und erlernten im Gefecht von Schar gegen Schar (Turnier) die Anfangsgründe der Taktik. Auch im 15. Jahrhundert wurde auf diese Ausbildung eines jungen Fürsten ein sehr grofses Gewicht gelegt. Maximilian erzählt uns im Weifskunig von seinen Waffenübungen. Er hat schon als Knabe mit der Armbrust umzugehen gelernt, eine kleine Kanone zum Spielen besessen[2]); er lernt dann mit den verschiedenen Arten von Bogen schiefsen[3]), mit dem langen Schwerte[4]), mit der Pavese im Küraſs fechten[5]), die Lanze[6]), die Hellebarte[7]) zu brauchen, zu turnieren[8]), zu beizen[9]), fischen[10]) und zu jagen.[11]) Maximilian wurde dann auch nicht nur ein ausgezeichneter Ritter und Kriegsheld, sondern auch ein vortrefflicher Jäger und Meister in allen ritterlichen Künsten.

C. Lieb, Practica et arte di cavalleria of oeffening en konst des rydens. Utrecht 1671. — De Solleysel, Le parfait mareschal . . . Brux. 1691.

de la Guérinière, L'école de cavalerie. Paris 1733, 1751.

Joh. Elias Ridinger, Neue Reit-Kunst. Augsb. 1744.

[1]) Joach. Mayer, Gründl. Beschreibung der freyen Ritterlichen und Adelichen Kunst des Fechtens. Strafsb. 1570, illustriert von Tobias Stimmer. (Kulturg. Bilderb. III, N 1333, 40).

Fechter, Holzschn. von Jost Amman. (Kulturg. Bilderb. II, N. 1059—63.) — Nic. Solis, Fechtschule (ebend. II, N. 895.)

Achille Marozzo, Opera de l'arte de l'armi. Venezia 1550.

Mercurio Spetioli, Capitolo nel quale si mostra il modo di saper bene schermire e cavalcare. Bol. 1577.

Aug. Viggiani, Trattato dello schermo. Bologna 1588.

Salvatore Fabris, De lo schermo, overo scienza d'armi. Copenh. 1606.

— — Neu künstlich Fechtbuch. Nürnb. 1616.

F. Alfieri, La scherma. Padova 1640.

Ridolfo Capoferro, Gran simulacro dell arte e dell uso della scherma. Siena 1610.

J. G. Bruchius, Grondige beschryvinge van de edele en de ridderlijcke schermofte wapenkonste. Leyden 1671.

Franc. Ant. de Ettenhard, Compendio de los fundamentos de la destreza de las armas. Madr. 1675.

Jean Jamain de Beaupré, Méthode très facile pour former la noblesse dans l'art de l'épée. Ingolst. 1721.

Fabian von Auerswald, Ringer-Kunst. Wittenb. 1539. — Romein de Hooge, Worstelkonst. Amsterd. 1674. — Ders. L'académie de l'admirable art de la lutte. Leide c. 1700.

[2]) M. Ausg., S. 53. — [3]) S. 87, 88, 90. — [4]) S. 99. — [5]) S. 101. — [6]) S. 102. — [7]) S. 103. — [8]) S. 105. — [9]) S. 93. — [10]) S. 98. — [11]) S. 91, 95.

Eine sehr lehrreiche Schilderung von der Erziehung eines fürstlichen Knaben entwirft uns Johann Fischart in seiner Geschichtsklitterung. Mit dem »Abecetäflein« wird Gargantua das Lesen beigebracht und das Schreiben gelehrt; darauf kommt ein anderer Lehrer, bei dem er die Anfangsgründe des Lateins erlernt.[1]) Dann aber wird der Knabe mit einem Hofmeister nach Paris geschickt.[2]) Der Prinz steht spät auf, ifst



Hans Burckmaier, Der junge Weifskunig in der Schule.

zur Morgensuppe und trinkt tüchtig. Nach dem Kirchgang wird eine kurze Zeit dem Studium gewidmet; dann folgt das Nachtmahl, bei dem wieder das Trinken eine grofse Rolle spielt. Den Rest des Abends vertreibt man sich mit Karten und Würfeln, übt sich in den Brettspielen oder unterhält sich mit Gesellschaftsspielen, deren Fischart gegen 600 anführt. Rätsel werden aufgegeben und gelöst. Die Spiele im Freien

[1]) Neudruck, cap. XVII, S. 216 ff.
[2]) Cap. XVIII, S. 224.

kommen an die Reihe, sobald sie aus der Stadt hinausreiten; alle sind darauf berechnet, die körperliche Gewandtheit aufs beste auszubilden. Der neue Hofmeister aber hält den Knaben an, schon um 4 Uhr aufzustehen, sich sofort zu kämmen und zu bürsten. Nach einer kurzen Morgenandacht wird während des Anziehens wiederholt, was sie tags zuvor gelesen, das Aussehen des Himmels u. s. w. beobachtet. Die Lektion des vergangenen Tages wird repetiert, die neue vorgenommen. Damit hat der wissenschaftliche Unterricht sein Ende. Sie gehen jetzt ins Freie, und da werden Spiele getrieben, die den Leib stark und geschmeidig machen. Auf dem Heimwege führen sie belehrende Gespräche; selbst beim Mahl wird vorgelesen oder über anregende Stoffe gesprochen. Nach Beendigung der Mahlzeit wäscht man die Hände, spricht ein Dankgebet oder singt einen Psalm. Das Kartenspiel hat den Zweck, den Verstand zu schärfen, oder sie vertiefen sich in geometrische Kombinationen u. s. w., treiben Astronomie oder singen mehrstimmig. Die Übung der musikalischen Instrumente spielt eine grofse Rolle. Dann aber beginnt das Studium aufs neue und es wird die Kunst des Schönschreibens geübt. Nach den Schulstunden kommt nun die Waffenübung an die Reihe, dann wird gesprungen, geschwommen, geklettert. Beim Rückweg über die Wiesen spricht man von Feldbau, von Blumengärten. Vor Tisch reden sie über alles, was am Tage neu gelernt wurde; die Lektion für den nächsten Tag wird angefangen. Nach dem Dankgebete unterhalten sie sich »mit guten, gelehrten, nützlichen reden«. Dann singen sie Lieder, spielen Karten oder Brettspiele, hören Erzählungen weitgereister, erfahrener Männer. Vor dem Schlafengehen betrachten sie noch einmal den Himmel und überlegen, was sie im Laufe des Tages gelernt, gesehen, erfahren, getan. Erlaubte das Wetter den Aufenthalt im Freien nicht, so übten sie sich in den Scheuern mit Dreschen u. s. w., in den Ställen, beim Bauern oder versuchten sich in den schönen Künsten.

Der Lehrer führt seinen Zögling zu den verschiedenen Handwerkern, zu den Vorlesungen auf der Universität, zu Komödien, Hochzeiten, Tänzen, Kirchweihen, ganz besonders in die Fechtschulen, in die Apotheken, zu Falschmünzern, Wucherern, getauften und nicht getauften Juden, Marktschreiern, Landstreichern. Brachten sie einmal einen Tag auf dem Lande zu, dann wurde gedichtet, an Tanz und sonstiger Lust erfreut.

Fischart hat wohl das Ideal einer Fürstenerziehung zeichnen wollen, indessen ist schon Maximilian in den Werkstätten der Handwerker gewesen. Er besucht den Maler (S. 75), die Bauleute (S. 76), die Zimmerplätze (S. 78), die Musikanten (S. 79), die Münzer (S. 85).

Das Gewöhnliche ist, dafs seit dem 16. Jahrhundert die Fürstensöhne auf einige Zeit mit ihrem Hofmeister eine Universität besuchen. Da werden sie sehr geehrt, zu Rektoren gewählt. Die Söhne des Herzogs Philipp von Pommern, Ernst Ludwig und Barnim, studieren erst in Greifswald, gehen aber dann 1563 nach Würzburg, wo der ältere sofort, sein Bruder im folgenden Jahr zum Rektor gewählt wird. 1506 reisen

sie zur Fortsetzung ihrer Studien nach Paris, besuchen England und kehren im nächsten Jahre heim. Auch der jüngste Sohn des Herzogs Bogislaus von Pommern bezieht 1602 die Universität Rostock und wird zweimal zum Rektor gewählt. (Joach. v. Wedel.) Dann machen die Prinzen mit ihrem Mentor die Reise nach Italien; seit dem 17. Jahrhundert aber ist es erforderlich, Paris kennen zu lernen.

Das schon zitierte Werk von Florinus ist zuerst 1719 in Nürnberg erschienen, enthält also, was man gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts für erforderlich erachtete. Im ersten Buche, Abt. III, Kap. II, § 12 zählt er auf, was nach La Mothe de Vayer ein Prinz lernen müsse: Religion, Gerechtigkeit, Finanz- und Kriegswesen, die Artes liberales: Grammatik, Rhetorik, Logik, Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie, dann Physik, Geographie, Moral, die sieben mechanischen Künste: Agrikultur, Architektur, Chirurgie, Schiffskunst, Poesie, »Astrologia judiciaria aus den Sternen wahr zu sagen«, Alchymie, Magie (die Magie hatte schon Maximilian studiert).[1]) Die letztgenannten Disziplinen hält jedoch der Autor eher für schädlich, zumal die Alchymie. Dagegen führt er selbst noch die Heraldik an und die Kenntnis der Edelsteine und der Bücher.[2])

Die Kunst des Drechselns ist in der Tat von mehreren deutschen Fürsten geübt worden; August der Starke von Sachsen hatte ansehnliche Kenntnisse vom Bauwesen und wufste mit Geschick und Geschmack Bauwerke zu erfinden und zu entwerfen; viele der Habsburgischen Fürsten haben sich als Musiker und Komponisten ausgezeichnet.

Zur Zeit, als J. B. von Rohr sein Kapitel »Von Auferziehung Fürstl. Printzen«[3]) schrieb, 1729, hatten sich die Ansprüche an die Ausbildung eines zukünftigen Herrschers wesentlich verändert. Er meint, dafs jeder Vater seinen Sohn den eigenen Neigungen entsprechend erziehe.[4]) Der eine legt auf die wissenschaftliche Bildung, der andere auf die militärische Schulung Wert, und dann müssen die Prinzen »bey Zeiten das Mustern der Regimenter, das Commandiren, Exerciren und was zum Kriegs-Metier gehört, begreiffen lernen«.[5]) Wieder andere Väter wollen, dafs ihre Söhne tüchtige Jäger werden. Um die Eitelkeit der jungen Prinzen einzuschränken, sollen sie von den Lehrern nur z. B. Prinz Wilhelm, nicht königl. Hoheit, genannt werden. Das Züchtigungsrecht wird zuweilen den Lehrern

[1]) Weifskunig, S. 65.

[2]) Bestallung eines Hofmeisters fürstlicher junger Herren. Florinus a. a. O., T. II, Buch 1, Abt. 3, Kap. III, § 13.

[3]) A. a. O., T. I, Kap. XII.

[4]) Hofmeister — später Gouverneure — und unter ihnen der Präzeptor oder Informator sind mit der Erziehung beauftragt, wie Franciscus Philippus Florinus in seinem Oeconomus prudens . . . oder Grosser Herren Stand- und Adelicher Haus-Vatter. Nrnb., Frkf., Lpz. 1751, I, 106 mitteilt. Bis zum sechsten Jahre soll der Prinz das Lesen erlernt haben. Ebend. 319.

[5]) Florinus (a. a. O. 325) hält es für nützlich, den Fürstenkindern Bleisoldaten zu geben, da sie bei diesen Spielen mancherlei lernen können, was ihnen später einmal nützlich ist. So habe Gaspard de Coligny von seinem Vater Soldaten aus Elfenbein zum Spielen erhalten und, von ihm unterwiesen, es so weit gebracht, »dafs er schon im dritten Jahr seines Alters ein gantzes Regiment hätte mustern können.«

übertragen, in anderen Fällen behalten es sich die Eltern vor. Als den nachmaligen Kaiser Leopold I. sein Informator mit der Rute züchtigen wollte, entrifs ihm der junge Erzherzog dieselbe und überreichte sie seinem Vater, dem Kaiser (Ferdinand III.) mit diesen Worten: »Niemand in der Welt hat ausser Euer Kayserlichen Majestät die Macht, einen Ertz-Hertzog von Oesterreich abzustrafen.« Auf die Kenntnis der lateinischen Sprache wird viel weniger Wert gelegt, als das früher der Fall war; nur wenige lernen sie mündlich völlig beherrschen. In den Mufsestunden »vergönnt man ihnen zum Divertissement allerhand Arten Spiele, als Kegelspiel, Volanten schlagen, Billiard-Tafeln u. s. w.«

Bei Gelegenheit von Spaziergängen und Lustreisen können den Prinzen allerlei Kenntnisse spielend beigebracht werden. Das Reiten aber müssen sie von frühester Jugend an lernen, ebenso die Schiefswaffen zu gebrauchen. »Heutiges Tages gehört es unter die gröfsten Raritäten, wenn ein Printz Studierens halber die Academien besuchen sollte«. Dagegen sollen Reisen in fremde Länder die Bildung eines Fürstensohnes vollenden. Kommen sie dann heim, so erhalten sie von ihrem Vater einen Wirkungskreis angewiesen, und das gilt ganz besonders von den Erbprinzen; jüngere Söhne treten bei mächtigeren Herrschern in den Kriegsdienst oder suchen an einem grofsen Hofe im Civildienst vorwärts zu kommen. Den Erbprinzen aber wird entweder »eine eigene und besondere Hof-Statt zugeordnet und eine eigene Tafel bestellt, wenn sie anfangen, ihre mündigen Jahre zu erreichen, oder sie müssen sich bifsweilen mit dem von ihren Hoch-Fürstlichen Eltern ihnen gewidmeten appointement und den wenigen ihnen zugegebenen Bedienten eine lange Zeit behelfen, ob sie schon vermählet und wiederum andere Hoch-fürstliche Descendenten haben«.

Von den Apanagen und von der Versorgung der natürlichen Kinder wird im 13. Kap. des ersten Teiles das Nötige mitgeteilt.

Die Mädchen spielten mit Puppen (tocken) und bekamen ihr kleines Kochgeschirr, ihre Puppenstuben.[1]) Sonst nahmen sie mit ihren Gefährtinnen an den Spielen der Knaben teil. Die Erziehung einer Tochter aus vornehmer Familie leitete die Meisterin (magezogin)[2]), die sie vor allem zur Frömmigkeit anzuhalten, sie an gutes, tadelloses Benehmen zu gewöhnen hatte. Die wissenschaftliche Bildung der jungen Mädchen wurde wohl für weniger wichtig erachtet, doch hören wir von Damen, die des Lesens und sogar des Schreibens kundig waren. Dagegen legt man einen grofsen Wert darauf, dafs die Kinder frühzeitig die französische Sprache erlernen, und hielt ihnen wohl auch zu diesem Zwecke französische

[1]) Höf. Leben, [2]I, 158 ff.

In Arnstadt wurde noch um 1820 eine merkwürdige Puppensammlung gezeigt, die, im Schlosse Monplaisir aufgestellt, von der verwitweten Gräfin von Schwarzburg, Augusta Dorothea von Braunschweig († 1721), angefertigt worden war. Besonders interessant müssen die Darstellungen aus dem Leben einer Fürstin gewesen sein. Vgl. (Vulpius) Kuriositäten VIII (Weimar 1820), S. 426 ff. Es verlohnte wohl der Mühe, über den Verbleib der Sammlung Erkundigungen einzuziehen.

[2]) Instruktion für eine Hofmeisterin und eine Oberhofmeisterin, beide datiert 1717 bei Florinus, a. a. O. (T. II, Buch 1, Abt. 3, Kap. II, § 31.)

Gouvernanten. Musikalischen Unterricht erhielten sie immer, lernten die Harfe, die Guitarre u. s. w. spielen und dazu singen, die landesüblichen Tänze tanzen, dazu die gewöhnlichen Brettspiele, Schach-, Dame-, Mühle spielen und auch die Gesellschaftsspiele wohl kennen. Dafs nebenher die jungen Fürstinnen auch mit der Hauswirtschaft sich vertraut machten, das gilt als selbstverständlich. Selbst bei Florinus (a. a. O., T. II, Bd. I, Abt. III, Kap. II, § 29) wird es als unumgänglich notwendig hingestellt, dafs eine Fürstin sich gründliche Kenntnisse von der Haushaltung aneigne.

Noch im 18. Jahrhundert stellte man im grofsen Ganzen dieselben Anforderungen an die Erziehung einer Prinzessin, die man vor sechshundert Jahren als bewährt angesehen hatte. Musik und Tanz, dazu Kenntnis des Französischen ist neben der Erfahrung im Hauswesen das wesentliche Erfordernis einer guten Erziehung. Auf die wissenschaftliche Bildung kommt es weniger an; es werden zwar Lehrer gehalten — die Hofmeisterin soll sie nie mit ihren Schülerinnen allein lassen (S. Abaelard und Heloise) — indessen wenn die junge Dame einen leidlichen Brief zu schreiben, fertig zu rechnen lernt, etwas von Geographie und Geschichte weifs, dann ist es genug. Besser erscheint es freilich, dafs sie statt der »Romains« oder »schädlicher Liebes-Bücher« ein ernstes Geschichtswerk liest.

Die Kinder des Adels wurden ähnlich erzogen, natürlich weniger kostspielig, allein das Beispiel des Hofes suchte man doch nach besten Kräften nachzuahmen. Eine kleine Zahl der adligen Knaben wuchs am Hofe auf, hatte da zu lernen, aber auch die Herrschaft zu bedienen, bei Tische aufzuwarten, später als Knappen ihren Herrn in den Krieg zu begleiten. Es sind das die Kindelîn oder Knaben, deren Dienstbarkeit zu Ende ging, wenn sie sich der Ritterwürde wert erwiesen hatten. Auch in der Folgezeit findet an den Höfen eine immerhin beschränkte Menge von jungen Adligen Aufnahme, werden in der Pagerie zu allen adligen Künsten erzogen und haben gleichfalls persönlich zu dienen. Für jede Ungeschicklichkeit werden sie körperlich abgestraft[1]) oder mit Geldbufsen[2]) belegt. Ist die Pagenzeit zu Ende, so erhalten auch sie den Degen.[3])

Wilhelm Werner Freiherr von Zimmern (geb. 1485) wird noch so wie die adligen Kinder im 13. Jahrhundert früh, schon im vierten Lebensjahre, aus dem Elternhause dem Grafen Georg von Werdenberg zu Sargans nach Ortenstein in Rhätien geschickt, kommt dann an den Württemberger Hof, wo er mit Herzog Ulrich und mit einer Anzahl adliger Kinder einem Präzeptor anvertraut wird. 1504 geht er nach Tübingen auf die Universität und lebt da bei dem Doktor der Rechte Endres Drostel, »der war sein preceptor und sein costherr«. In Freiburg wird er 1506 Rektor und bleibt da bis 1509.[4])

[1]) Simplicissimus, Buch I, Kap. 31.

[2]) Unter Kaiser Leopold I. (Vulpius) Kuriositäten III, 549.

[3]) Ebendas. VI, 373. — Cf. J. B. von Rohr. Einl. zur Ceremoniel. Wiss. (Berl. 1792). T. I, Kap. XIV, § 45.

[4]) Zimm. Chron. III, 1 ff.

Johann Christoph Freiherr von Zimmern wird anfangs bei seinem Vetter erzogen, dann sorgt für seine Bildung der Domherr von Konstanz, Dr. jur. Johann von Blotzheim. Der Graf Christoph von Henneberg tritt ihm sein Kanonikat in Strafsburg ab; nachdem die Adelsprobe genügend befunden worden war, wird der Knabe in sein Amt eingeführt. Dann erst studiert er. 1532 überläfst ihm Graf Otto von Henneberg sein Kanonikat in Köln. Der Bruder des Johann Christoph, Froben Freiherr von Zimmern, ist indessen bei Philipp Echter von Mespelbronn erzogen und von einem Präzeptor unterrichtet worden. Beide Brüder beziehen 1531 die Universität Tübingen und studieren unter Leitung ihres Präzeptors Mgr. Christ. Mathias. 1552 nimmt der noch nicht 15jährige Johann Christoph seine Residenz in Strafsburg — seit dieser Zeit mufs ein Kanonikus 24 Jahre alt sein. Froben erhält eine Pfründe in Speier. 1534 gehen sie auf zwei Jahre nach Frankreich, besuchen die Universität Bourges, dort Alciatus u. s. w. zu hören. Nach ihrer Rückkehr residieren beide in Strafsburg.[1])

Das ist der Erziehungsgang eines Spröfslings aus reichsunmittelbarem Grafengeschlecht.

Joachim von Wedel (geb. 1552), der Sohn des pommerischen Oberhofmarschalls, hat 1566 einen Präzeptor. Unter Leitung eines privatus praeceptor besucht er die Universitäten in Greifswald 1569, Frankfurt a. O. 1570. Dann übernimmt er 1574 sein Gut und heiratet 1576 Ilse von Arnim.

Die merkwürdigste Erziehung hat der bekannte Hans von Schweinichen erhalten. Auch er ist der Sohn eines Hofmarschalls (geb. 1552), aber trotzdem hütet er mit neun Jahren noch die Gänse, lernt nebenher beim Dorfschreiber deutsch schreiben. Als er zehn Jahre alt geworden war, wird er an den Hof von Liegnitz gebracht und da mit dem Prinzen Friedrich (später IV.) unterrichtet; nebenher hat er aufzuwarten. Doch 1563 ist er wieder auf dem väterlichen Gute und setzt da seine Studien beim Dorfschreiber fort. Dann begleitet er als Spiefsjunge seinen Herrn auf einer Reise, erhält 1564—65 Unterricht von einem Pfarrer und besucht 1566 die Schule von Goldberg. Als er, fünfzehnjährig, 1567 nach Hause zurückkehrt, ist er mit seinen Studien gänzlich fertig. Er wird trotzdem 1572 Junker, 1573 Kammerjunker, 1576 Rat und Hofmeister u. s. w.

Im 17. Jahrhundert erhielten auch die Kinder des höheren Adels einen Hofmeister. Die Instruktion »Bestallung eines Hofmeisters eines Gräflichen jungen Herrens« ist bei Florinus a. a. O. (T. II, B. I, Abt. III, Kap. III, § 13) zu finden.

Ein Vorrecht nahmen die adligen Kinder schon im 16. Jahrhundert in Anspruch: sie verlangten mit Ihr und nicht mit Du angeredet zu werden. »Die Junker sollen nicht gedauzt sondern geirzt werden.«[2]) »Selbst ein kleines adliges Mädchen verlangt von ihrem Oheim geirzt zu werden.«[3])

[1]) Zimm. Chron. III, 204 ff.
[2]) Zimm. Chron. II, 343.
[3]) Ebend. II, 452.

Der Adel hat während des Mittelalters eine hervorragende Rolle gespielt, den Fürsten immer am nächsten gestanden, die Bildung und die Intelligenz des Volkes vertreten. Die ältesten Söhne ererbten nach dem Tode des Vaters den Familienbesitz, die jüngeren suchten als Soldaten in der Heimat oder in der Fremde ihr Glück zu machen, eine reiche Erbin zu gewinnen oder bei den Kriegszügen sich ein Vermögen zu erwerben. Die zum Kriegsdienst nicht brauchbaren wurden der Kirche geweiht; in einem Kloster, das von der Familie gestiftet oder mit Geschenken bedacht worden war, konnte es ein Sprößling derselben bald zu Würden bringen; als Weltgeistlicher konnte er bestimmt hoffen, ein Kanonikat oder auch eine noch höhere Stellung, dank dem Einflusse seiner Anverwandten, zu erlangen. Ein Teil des Adels aber trat in den Dienst der Höfe[1]; die Kämmerer, Truchsessen (Senechals), die Marschalke und Schenken sind von altersher aus adligen Familien erwählt worden. Je mehr sich die Verwaltung an den Höfen entwickelte, desto mehr Stellen wurden in den verschiedensten Zweigen der Regierung erforderlich. Die nun zu höheren Würden gelangen wollen, müssen studiert haben. Noch im 16. Jahrhundert gibt es sehr viele Edelleute, die, was ihre Geistesbildung anbelangt, den bürgerlichen Elementen der sich jetzt erst bildenden höheren Gesellschaft keinswegs nachstanden.

Die Hofordnungen des 17. Jahrhunderts haben die Stellen an den Hofhaltungen erheblich noch vermehrt, und zwar waren da dem Adel gewöhnlich die Ämter übertragen, die mehr zur Vermehrung des Glanzes der fürstlichen Majestät geschaffen waren, bei denen es auf geschicktes Auftreten hauptsächlich ankam; die Stellungen, die positive Kenntnisse und vor allem Arbeitskraft verlangten, wurden den bürgerlichen Beamten eingeräumt. Knapp genug jedoch waren die Gehalte bemessen; so erklärt es sich, dafs allerorten uns die Klagen über die Bestechlichkeit der Hofbeamten begegnen, dafs die Protektionswirtschaft eine sehr grofse Rolle spielte u. s. w. Man braucht nur Friedrich von Logaus Sinngedichte zu durchblättern und wird da die herbsten Urteile über das Hofleben in grofser Anzahl antreffen. So z. B. (III, 1, 33):

»Ein Hofemann.

Wer redlich ist im Hertzen und mit dem Munde frey,
Der wisse, dafs bey Hofe behäglich er nicht sey.
Wie man ihm vorgesaget, so sagt der Papegey;
Drum wer daselbst will gelten, der trete diesem bey.«

Und Logau ist selbst Edelmann und hat als Beamter das Hofleben kennen gelernt.

Es kann daher nicht befremden, dafs bei zahlreichen Schriftstellern des 17. und 18. Jahrhunderts sich Äufserungen über die Gefahren des Hoflebens finden. Weiter auf diese Fragen einzugehen, mag anderen überlassen bleiben; es sei hier nur auf ein auch sonst für die Sittengeschichte interessantes Buch hingewiesen, Johan Lassenii, SS. Theol. Doct., Frucht-bringende Gespräch-Spiel etc., Franckfurt 1686. In der

[1]) Baltasar Gracian († 1658), L'homme de cour. 5me édition. À la Haye 1701.

dritten Unterredung bringt er da eine Menge Bemerkungen über das Hofleben. Unter anderen äufserte er sich (S. 144), »was aber die Höflinge und all die zu Hoff dienen . . . . belanget, daucht mich, dafs selbige unter allen andern in einem hochgefährlichen Stande leben, dann ob dieselbe gleich offtermahls nach langen Bemühung und viel Geschenck geben, welche doch heutiges Tages der Schlüssel zu allen Thüren seyn, weil der Dativus heutigen Gebrauch nach alleweil bey dem Accusativo und Vocativo seyn mufs . . . . einige Gunst und Gnade bey einem vor, nehmen Herrn erhalten, so müssen sie sich doch wiederumb befürchten, dafs so geschwind sie gestiegen, so geschwind sie auch wieder fallen können und dafs vermittelst der vielfältigen Angeber und Verläumbder, deren es zu Hoff überaus viel giebet, da immer einer den andern aufs dem Sattel seiner Wohlfahrt zu heben gedencket«.

In Dresden ist 1685 ein Werk erschienen »Galante Nacht-Gespräche«, in dem auch von den erforderlichen Eigenschaften der Hofleute die Rede ist. Es versteht sich ganz von selbst, dafs er adlig ist (S. 53 ff.) — die Begründung dieser Behauptung ist überaus interessant —, dafs er ein schöner Mann ist, wohlgestaltet und hübsch von Gesicht (S. 57), unterhaltend (S. 242), gebildet (S. 144), musikalisch (S. 152), er mufs auch etwas von Malerei verstehen (S. 169) u. s. w.[1])

Die Hofdamen aber werden in demselben Buche gleichfalls ausführlich geschildert. Über die Leibesübungen derselben ist man nicht einer Meinung; der eine glaubt, »dafs unter denen Leibesübungen das Fechten, Reiten, Ballspielen, Ringen, Voltisiren und viel andere denen Mannspersohnen zukommende Exercitien dem Frauenzimmer übel anständig und unziemlich seyen«, sein Gegner findet nichts dabei, dafs auch die Damen an der Lust des Ballschlagens, Fechtens, Reitens, Jagens teilnehmen (S. 436). Allein beim Tanzen soll sie nicht »alzu gaillarde gezwungene und grosse Sprünge« machen, nicht alle Instrumente, z. B. die Trommel, Schalmei oder Trompete brauchen (S. 437), dagegen mufs sich die Hofdame passend und geschmackvoll kleiden (S. 438). Merkwürdig erscheint die Vorliebe des Autors für die dunklen Kleider. Der Anzug soll nicht »gackelich und pralich seyn; Dahero halte ich an denen Kleidern die schwartze Farbe vor die annehmlichste und wann gleich die Farb nicht schwartz, dafs sie doch zum wenigsten auf eine Dunckelung komme« (S. 251).

Überall aber fehlt es an dem nötigen Gelde. Und trotz alledem soll der vornehme Haushalt, die luxuriöse Lebensführung fortgesetzt werden; das ist man seinem Stande schuldig. Es handelt sich immer darum, Geld zu schaffen; auf das w i e kommt es nicht an, sobald die Schulden schwer drücken. Daher die Bestechlichkeit und so viele andere Sünden jener äufserlich so glänzenden Zeit. Die beständige Geldnot,

[1]) Über das Hofwesen vgl. Franc. Phil. Florinus, Von grossen Herren Stands und Adelichen Haushaltung insgemein etc. Nürnberg 1716 (auch in dem »Adelichen Hausvatter«[2]. Nürnberg 1751. Teil II). — Von L. v. Seckendorf, Teutscher Fürsten-Stat. Frkf. 1660. — J. Bernh. v. Rohr, Einl. zur Ceremoniel-Wissensch. Berl. 1729.

mit der die höheren Stände fast ausnahmslos zu kämpfen haben, erklärt so manche Erscheinung jener Zeit.

Geld will man um jeden Preis. Ob ein Schatzgräber verspricht, mit dem so wirksamen Christophgebete den Teufel zu zwingen, dafs er die Stellen, wo Geld und Geldeswert vergraben, anzeige, ob ein Goldmacher erscheint und die Kassen mit Gold zu füllen sich anheischig macht, immer findet er Glauben und Leute, die ihre pekuniären Mittel ihm zur Verfügung stellen.

Die Alchymie[1]), deren Anfänge bis ins Mittelalter zurückzuverfolgen sind, hat gerade seit dem 16. Jahrhundert, zumal bei den Herrschern, die bereitwilligste Förderung gefunden, versprach sie doch nicht nur unedles wohlfeiles Metall in kostbares Gold zu verwandeln, sondern auch den Leib zu verjüngen, das Leben zu verlängern.[2])

Kaiser Maximilian I. riet 1510 einem Schweizerischen vom Adel, er solle sich mit der Alchymie nicht einlassen. »Er solte abstehen, denn auch er, der Kayser, hätte viel darauff gewendet, wäre aber dieser Kunst zu arm.«[3]) Johann Werner Freiherr von Zimmern († 1493) büfste bei den Versuchen viel Geld ein.[4]) 1586 trat in Freiburg im Erzgebirge ein Alchymist, Franz Brunner, auf, der einige Bürger um ihr Geld brachte und rechtzeitig mit dem Raube entfloh. Schlimmer erging es dem Goldmacher Georg Honauer, Herrn von Brünhoff und Grobschitz aus Mähren, 1597. Er hatte dem Herzog von Württemberg zwei Tonnen Goldes abgenommen, entfloh, wurde gefafst und in einem Kleid aus vergoldeten Fellen an einen vergoldeten Galgen gehängt[5]), wie dies noch 1709 mit dem Grafen Ruggiero in Berlin geschah.

Zahllose Fürsten, aber auch eine Menge von Privatleuten haben ihr Geld solchen Versuchen geopfert. Nur der eine, Joh. Friedr. Böttger, hat zwar nicht Gold zu machen verstanden, aber doch durch die Erfindung des Porzellans seinem königlichen Herren einen bedeutenden Gewinn zu schaffen gewufst.

Geldnot und Geldgier ist die Triebfeder zu allen diesen abenteuerlichen Versuchen, wie sie auch der Anlafs zu so vielen Giftmorden wurden. Gift spielt seit dem 16. Jahrhundert eine überaus grofse Rolle; starb eine vornehme hochstehende Persönlichkeit eines unerwarteten Todes: sofort vermutete man eine Vergiftung. Und die Geschichte der Marquise de Brinvilliers wie mancher anderen Giftmörder beweist, dafs in der Tat solche Verbrechen keineswegs zu den Seltenheiten gehörten. Immer aber wollen die Mörder Geld, viel Geld mit ihrem Verbrechen sich verschaffen. Wer kein Geld hatte, der verschwand aus der angesehenen Gesellschaft oder spielte in ihr nur noch die Rolle des zweifelhaften Abenteurers oder des Schmarotzers.

---

[1]) Löwinstein, Die Alchimie und die Alchimisten. Berlin. 1870.

[2]) Über den Stein der Weisen. S. Kuriositäten III, 18 ff. und 23 ff. — Über Alchemie. Ebend. VI, 103 ff. X. 146 ff.

[3]) Zeitvertreiber (1685). S. 142.

[4]) Zimm. Chron. I, 594.

[5]) Zeitvertreiber (1685). S. 141.

Es hatte viel Mühe gekostet, auch der höheren Gesellschaft wieder gute Manieren beizubringen.

Die verschiedenen gereimten Chastiements des Dames, besonders das des Robert de Blois, die Ratschläge der Winsbekin, des Francesco Barberino Reggimento di Donna geben den jungen Mädchen des 12. und 13. Jahrhunderts Anleitung zum schicklichen Benehmen, wie im 15. Jahrhundert das merkwürdige vom Chevalier de la Tour Landry »pour l'enseignement de ses filles« verfafste Erziehungsbuch[1]) allgemein verbreitet wurde. Eine deutsche Übersetzung erschien 1493, durch Marquard vom Stein besorgt; bis 1682 ist das Werk elfmal in Deutschland aufgelegt worden.[2]) Auch die vielen Romane des Mittelalters, französische wie deutsche verfolgten nebenher auch didaktische Zwecke. Im Anfang des 15. Jahrhunderts vollendet Hans von Vintler seine Pluemen der Tugent, eine Übersetzung der Fiori di virtù von Tomaso Leoni (c. 1320)[3]); für junge Männer boten die Lehren des Winsbeke sowie die in Freidanks Bescheidenheit niedergelegten Lebensregeln eine Quelle zur besseren Lebensauffassung. Anstandslehren gibt schon Petrus Alfonsi († 1105) in seiner Disciplina Clericalis, dann folgt Reineri Phagifacetus, die vielen verschiedenen Tischzuchten, Tanhausers Hofzucht, die Bemerkungen im Wälschen Gaste des Thomasin von Zerclaere († c. 1228).[4])

In den ersten Jahrzehnten nach etwa 1200 war wirklich ein Anfang zu feinerer Gesittung in Frankreich wie in Deutschland gemacht, aber schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist ein merklicher Rückschritt wahrzunehmen, der aus den politischen Verhältnissen ja leicht sich erklären läfst; die besseren Verkehrsformen aber bleiben von dieser Zeit an nicht ausschliefsliches Eigentum des höheren Adels, sondern werden Gemeingut, an dem der Kleinadel und der bessere Bürgerstand nun auch seinen Anteil erhält.[5]) Schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurden die schlechten Manieren der Zeit in Satiren lächerlich gemacht. Man erfand einen besonderen Heiligen für die Flegel, den S. Grobianus, dessen Namen schon von Sebastian Brant erwähnt wird. Friedr. Dedekind († 1598) veröffentlichte zuerst 1549 seinen Grobianus, De morum simplicitate, ein Werk, das, von Caspar Scheidt († 1565) übersetzt und vermehrt (1551), viele Auflagen erlebte.[6]) Aber Guarinonius

[1]) Hgg. von A. de Montaiglon. Paris. 1854.

[2]) Vgl. Goedeke, Grundrifs etc. ²I. 352 ff.

[3]) Ebend. I. 291.

[4]) Höf. Leben. ²I. 429 ff.

[5]) Vgl. K. Goedeke a. a. O. II. 455 ff.

[6]) Für das 17. Jahrhundert bestimmt ist die Tischzucht von Conrad Meyer. 1645. Flieg. Blätt. s. Kulturg. Bilderb. IV, N. 2177. — C. Fr. Caffo, Der berühmte Hoff-Meister, welcher in einer durch Frag und Antwort sehr leichten und manierlich-gründlichen Anweisung die Adelichen und Andere nach Lob und Ehr strebende Jugend zu aller Höfflichkeit und gutten Sitten unterrichtet. Aus dem Französischen. (M. Titelkupfer.) Augsb. 1694.

Die Kunst zu leben. In xv. Abtheilungen kurtz und nachdrücklich vorgestellet. Lüneb. 1698.

Aus dem Beginne des 18. Jahrhunderts rühren die folgenden Komplimentierbücher her:

spottet doch über »unsere leicht und krumsinnigen Hoff- unnd Jungfraw Knechten, so den Tag und die Nacht nicht anderst als die gestutzten wütenden Hund alle Winckel und Gassen auff und ab hin und herwider lauffen, beyderseits Fenster aufsgaffen und göcken, jetzt dieser Hoff- und Anstrich-Docken bald der andern das leichtfertig Hütel jucken, jetz da ein basa las manos, bald dorten eins machen«.[1]) Besonders ergötzlich ist seine Schilderung des unwiderstehlichen Modehelden.[2])

Zur höheren Bildung gehört dann: dafs Männer wie Frauen einen dem Zeitgeschmacke genügenden Brief zu schreiben vermögen. Für Geschäftsbriefe hat man von altersher die Formelbücher als Vorlagen benutzt. Seit dem 15. Jahrhundert sind dann zahlreiche Briefsteller veröffentlicht worden.[3])

Es war notwendig, bei der Titelsucht, die in jener Zeit sich so merkwürdig entwickelt, immer sich Rat erholen zu können, welches Epitheton einem jeden Stande von rechtswegen zukomme.[4]) Der Tagelöhner hat Anspruch darauf der, »arbeitsame«, der Soldat der »mannhafte« genannt zu werden und so hat jeder Stand bis zu den höchsten das Recht, gewisse Titulaturen und Curialien zu fordern.[5])

Complimentierbüchlein nach der neuesten Art und dem wahren Wohlstand eingerichtet. Gedruckt in diesem Jahr (17 . . .).

Auserlesene Complimente, welche unter galanten Leuten beliebet werden. Deutsch und französisch. Hamb. 1722.

Moralische Anweisung für junge Leute, wie sie sich im Bürgerlichen Leben allenthalben wol aufführen sollen. Deutsch u. französisch. Hamb. 1722.

Menantes (C. F. Hunold). La civilité moderne oder die Höflichkeit der heutigen Welt. Nach der neuesten Französischen Edition übersetzt von Menantes. Hamb. 1724. (K. Mouton, La civilité moderne etc. Hamb. 1744.)

Neues Complimentier und Sittenbuch nebst einem Trenchier-Büchlein. 2. verm. Aufl. Nordh. 1730.

Graf, Der höfliche Schüler, wie er sich in der Schule, zu Hause, in der Kirche, beym Besuche etc. höflich und geschickt aufzuführen hat. M. 1 Kpfr. 4. Aufl. Augsp. 1751.

[1]) S. 62.

[2]) S. 275.

[3]) Der älteste deutsche scheint der von Anton Sorg in Augsburg 1484 gedruckte zu sein. Im 16. Jahrhundert erschien in Köln, 1565, H. Fabris »Gülden Epistelbüchlein etc.«, in Frankfurt, 1590, das »Neu vollkommen Canzlei- und Titelbuch«.

[4]) Christoph Platt-Eifs, Der Politische u. kurtzweilige Stock-Fisch (Fröhlichs-Burg, 1723) S. 147: Da man schrieb den Erbarn und Frommen, da war alles wohl zu bekommen: da man schrieb den Edlen und Vesten, da gab es noch was zum besten: Jetzt da man schreibt dem Hoch-Edelgebohrnen, ist Ehre, Lieb und Treu verlohren. — Von 1590 bis 1790 hatten die Anreden an Adlige gelautet: Edler, Wohledler, Hochwohledler, Hochedler, Wohledelgeborner, Hochwohledelgeborner, Hochedelgeboren, Wohlgeborner, Hochwohlgeborner. Der Geistliche hatte zu beanspruchen die Titulatur: Würdiger, Ehrwürdiger, Wohlehrwürdiger, Hochwohlehrwürdiger, Hochehrwürdiger, Hochwürdiger. (Vulpius) Kuriositäten II, 88. — Vgl. J. B. v. Rohr; Ceremonialwiss. II. T. IV. Kap. Von Titulaturen. — Der Grosse und eingebildete Titul-Mann etc. Leipz. u. Dresden, 1690.

[5]) Aus dem 17. Jahrhundert habe ich mir notiert:

A. Moller, Viridarium epistolicum, das ist ein Lust-Garte vieler mit anmuhtiger Wortzierlichkeit und edlen Red-Arten jetzt beliebten Styli nach eingekleideten Sendschreiben etc. etc. Magdeb. 1655.

Der deutsche Secretarius, d. i. Titular- und Formularbuch, enthaltend Ehrentitel, Freundschafts-, Klag-, Liebesbriefe. Nürnb. 1656 (1674).

Einen wohlerzogenen Mode-Jüngling schildert ein Unterhaltungsbuch, das gegen 1740 veröffentlicht wurde, folgendermafsen[1]: »Gleich wie nun diejenigen Pursch-Pflänzler und Gassen-Tretter dem Frauenzimmer wegen ihres zärtlichen Kinder-Gesichtes nicht allezeit gefallen, so seynd auch ihre wunderliche, närrische, ja fast übernärrische Geberden und Kleider-Tändeleyen einem verständigen und klugen Weibs-Bild gantz unangenehm; sie hupffen hin und wieder wie die Affen, wenn sie eine Weibs-Person erblicken, bald setzen sie in dem Stehen den lincken bald den rechten Fufs vor und drehen sie so weit auf die Seiten, dafs sie allerdings aus den Knye-Schüsseln springen möchten. Bald ziehen an dem Peruquen-Zopff, bald sehen sie nach der Sack-Uhr, bald langen sie nach der Taback-Dose, ziehen auch bifsweilen den Spiegel hervor um zu schauen, ob sie ihre vorige Farbe noch haben, bald spielen sie mit ihrem Stock, bald mufs der Zahn-Störer hervor gelangt seyn, bald das Schlag-Wasser oder Balsam-Büchsel; under der Zeit aber ziehen sie die Schuh-Bürsten hervor und kehren den Staub von den Schuhen hinweg, bald kratzen und zopffen sie die Wartzen an den Händen und was dergleichen Narr- und Thorheiten noch mehr seyn . . . Weiters von den Nacht-Musicen zu schreiben gereichen solche dem Frauen-Zimmer vielmehr zu Schaden und Verdrufs als zur Lust und Ergötzlichkeit.«

Fr. de Malherbe, Le secrétaire de la cour ou la manière d'escrire selon le temps. Paris. 1627.

J. H. Meichfsner, Hoch oder gemainer Teutscher Nation Formular, Allen Secretarien, Statt-, Gericht-, auch Houe- oder Cantzleyschreibern etc. nothwendig. Frkf. 1663.

Franz, Neuaufgerichtete Liebes-Cammer. 1679.

Brief-Verfassungs-Kunst. Nürnb. 1682.

Schröter, Sonderbares Briefschränklein, Lpz. 1690.

Le Secrétaire des amans ou la manière d'écrire avec justesse sur differens sujets par *** gentilhomme à la cour de France Amsterd. 1695.

Talander (Bohse), Gründliche Anleitung zu teutschen Briefen. Jena. 1700.

Le secrétaire des demoiselles, contenant des billets galants avec leurs reponses. La Haye. 1709.

Menantes, Die allerneueste Art höflich und galant zu schreiben oder auserlesene Briefe. 4. Aufl. Hamb. 1710.

Handleitung, nützliche und nothige, wie man sich in der Conversation, auf Reisen, in Briefen und Einrichtung der Geschäfte verhalten soll. 5. Aufl. Halle. 1712.

B. Neukirch, Anweisung zu Briefen. Lpz. 1727.

J. G. Neukirch, Fundamente zu teutschen Briefen nach dem heutigen Stylo Curiae. Halle. 1730.

Gellert, Gedanken von einem guten deutschen Brief. Lpz. 1742.

Junker, Wohlinformierter Briefsteller. Lpz. 1746.

Dazu gehören:

Anbind- oder Fang-Brieffe, das ist: Glückwünschungen auff etlicher so wol Weibs- als Mannspersonen Ehren-, Namen- und Geburtstage. Durch Lycosthenem Psellionoros Andropediacum. O. O. 1628.

A. Moller, Binde-Lust und Namen-Freude, das ist ein artlich und kurtz abgefasstes Büchlein, darinnen uff alle, so wol Mann- als Weibs-Personen, gemeingebräuchlich und im Jahr-Buuch (!) befindliche Tauf- und Vornahmen mancher art ernsthafft und lustige Gedichte zu finden. Magdeb. 1656.

[1]) Allerley in einem Sack. Augsb. . . . September. S. 22.

Gehörte ein junger Mann einer angesehenen, einflufsreichen Familie an, so brauchte er um sein Fortkommen sich keine Sorge zu machen. Die Söhne des Hofadels[1]), die der reichsstädtischen Patrizier, erhielten Ämter und rückten mit der Zeit in besser dotierte Stellen vor.

Heiratete gar einer die Geliebte einer einflufsreichen Persönlichkeit[2]), so war sein Vorwärtskommen völlig gesichert, denn solche Gefälligkeiten wurden auch bürgerlichen Personen gern dankbar vergolten.[3])

Nur in den seltensten Fällen standen die Einnahmen und die Ansprüche der Fürsten wie des Adels in einem erfreulichen Verhältnisse. Es ist das ein Übelstand, der schon im frühen Mittelalter vorhanden ist, aber in den späteren Jahrhunderten sich immer mehr fühlbar macht. Die Erträge der Güter, das Einkommen von Beamtenstellen, die Einnahmen der Fürsten, sie reichten nicht aus, den Luxus zu gewähren, den zu zeigen, wie die Leute glaubten, sie durch ihren Stand verpflichtet waren. Und damit war nach der Meinung der vornehmen Gesellschaft des 16. bis 18. Jahrhunderts noch lange nicht genug geschehen: Jeder wollte vielmehr über seinen Stand hinaus glänzen und die Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Der Bürgerliche kauft sich einen Adelsbrief, und so wird aus einem Wagner, aus einem Müller, ein von Wagegern, ein von der Mühlen.[4]) Jeder will für mehr gelten.[5])

Und doch waren kaum jemals die Zeiten weniger zur Verschwendung angetan. Der Adel war schon im 16. Jahrhundert, Ausnahmen hat es natürlich gegeben, keineswegs reich; Kleider, Wohlleben aller Art kosteten viel Geld, die Trunksucht trug das ihre dazu bei, dafs die Verhältnisse immer mehr zerrüttet wurden.[6]) Die Verwüstungen des Dreifsigjährigen Krieges haben zahllose Gutsbesitzer zu Grunde gerichtet; viele Familien sind gänzlich verarmt, andere um einen beträchtlichen Teil ihres Wohlstandes gebracht.

Wenn die Männer vom Adel das Ihrige vertan oder verloren hatten, dann zogen sie wohl bei ihren Freunden herum und brandschatzten sie. Nach dem Dreifsigjährigen Kriege wurde die Krippenreiterei geradezu zu einer Landplage.[7]) Es gibt da ein ziemlich seltenes Buch, das um 1660—90 erschienen sein mag (24 S. inkl. Titel):

[1]) Hofkleider (Livrée), s. Kurios. VII, 57 ff.

[2]) Alltagsleben etc. 245.

[3]) G. Slevogtii, De vocatione ad pastoratum sub conditione matrimonii, von der Vocation unter der Schürtze. Lips. 1739.

[4]) Moscherosch. a. a. O. S. 39 ff.

[5]) Ebend. S. 44 ff.

[6]) Seb. Franck, Weltbuch fol. xlv[b]: Darumb ist der Adel fast aller, wie er yetz im schwanck geht, ein überbliben stuck der Heydenschafft, von unsern ältern auff uns geerbet, da nicht ist dann ein rennens, stechens, turnierens, einen schilt stamm und nammen hoch auffwerffen, spilens, kriegens, hetzens, herrschens, müssiggeens, übermuot treiben etc.

[7]) Friedr. v. Logau, Sämmtl. Sinngedichte; hgg. v. G. Eitner. Tübingen. 1872 Z. D 47 (S. 641):

»Ein kurtzer und kurtzweiliger Abdruck Der Edlen Wurst-Zapffen oder Krippen-Reuterei. Entworffen durch Biberium von Schmecksbrattel, Erbherr auf Fressenau im Frifsländischen. Einen Nahmhafften Mitglied der Zechbrüder und Wurstgenossen. Verlegts Jemand zu Irgendswo, gedruckt daselbst unter der Prefs in diesem Jahr.«

Der Verfasser sagt (S. 11): »darumb nennet man eben derley Bettler insgemein Exequirer oder Böhmische Lezacken . . . In Böhmen gibt es Kobylarzen zur Genüge . . . In Mähren . . . heisset man sie Fatkarzy. In Österreich ebenfalls . . . In Schlesien hat es der Schwenckfeldischen Schwärmer ein unsägliche Anzahl . . . (S. 12). In Sachsen und der Laufsnitz sind die so daselbst genannte Umreuter unzahlbar.« Und diese Leute zeichnen sich aus durch eine unglaubliche Gemeinheit, durch Saufen, Spielen, Speien, Zotenreifsen. (S. 14.) «Zugeschweigen das Huren und Buben gilt auch; mitten im (S. 15) Tantzen löschet man die Lichter aus, kaum in einer Stund läfst man sie wiederum anzünden, unterdessen auf gut Platonisch, Plutonisch wolt ich sagen, wiedertäufferisch, wer hats getan? Wer ist der Vater?«

Wenn ein Gutsbesitzer ganz kahl gezehrt ist, geht er mit seinem Einlager zu einem anderen Herzbruder. Oft nehmen sie Weiber, Kinder, Gesinde mit. (Dieses Überfallen der Freunde war noch im 19. Jahrhundert in den polnischen Landstrichen ganz gebräuchlich.) »Es hat sich warhafftig zugetragen, dafs gewisse geschworne Ober- und Ertz-Wurst-Reuter sich haben zusammen gesetzet, sechs gantzer Tag nach einander gefressen und gesoffen; unter dem Tisch stund ein Schaff zum hinein bruntzen, ob dem Tisch aber waren vor jedweden Krippen-Reuter geraume Schüsseln, nichts anders als Krippen, zum einspeyen; die Sesseln sind Nachtstühle gewesen; umb dafs die ins Zimmer hinein scheinende Sonne nicht über der Unmenschlichkeit ein Deliquium oder Ohnmacht bekäme, wurden die Fenster mit dicken Tüchern verhangen, und soffe, fartzete, schiesse, seichte, speyete man in die Wette; der Garstigste war der Schönste.«

So arg mag es im übrigen Deutschland nicht zugegangen sein, aber auch da waren die Sitten seit dem grofsen Kriege verwildert. Die Unmäfsigkeit war aller Orten anzutreffen, wenn sie sich auch nicht so roh äufserte. Noch 1710 erschien die »Renovirte und vermehrte Aldmodische Hobel-Banck, oder Lustig und Sinnreicher Discurs zweyer gereister Adels-Personen: Worinnen sie die groben Sitten, Ehr-Sucht, falsch-gemeynte Complementen, Bücher lesen, Kinder-Zucht etc. so heutiges Tages bey vielen ungewanderten Frantzös. Teutschen in vollem Schwang gehen, zimlich überhobeln. Deme noch beygefügt ein kurtz verfafster Grobianus durch Expertum Waarmund. Gedruckt 1710.

Es ist ein Volck, das seine Pferd an fremde Krippe bindet,
Dafs sich bey fremden Feuer wärmt, zu fremden Teller findet, etc.

und Z. D. 48 (S. 641):

Scythicus führt keine Sorgen, lebet immer in den Tag;
Nein, er sorgt defs Morgens ängstlich, wo er den Tag nehmen mag
Für den Hund, für sich, für Pferde sam dem Knechte den Verlag.

b) Im Bürgerhause.[1])

Manche Ehen waren reich mit Kindern gesegnet. Ulrich Schwartz in Augsburg († Nov. 1519) hat 32 Kinder gehabt, dazu noch 5 ledige; 20 eheliche Kinder überleben ihn (Wilh. Rem). In Dresden hatte Hieronymus Merbitz († 1554) mit 2 Frauen 29 Söhne und 4 Töchter (Wenck, Dresden 541). In Breslau starb am 10. Mai 1550 Niklas Uthmann, Vater von 28 Kindern (Nic. Pol, Hemerol.). In Stettin in der Jakobskirche sah Phil. Hainhofer (Reisetageb. 1617. — Balt. Stud. II. 2. S. 48) das Grabmal des Peter Eckstede († 29. Juni 1551) und seiner Frau Margaretha Pyhlſs († 25. Febr. 1570), die 12 Kinder geboren, 78 Enkel, 41 Urenkel, also 131 Nachkommen gesehen hatte.[2])

So lange die Kinder klein waren, liefen sie im Hause zur Sommerszeit bei mildem Wetter wohl unbekleidet herum. Andreas Hoppenrod tadelt diese Sitte aufs strengste: »Wenn die Kinder klein und unerzogen, lassen sie die Morgens und Abends etliche Stunde (und bisweilen eben grosse Kelber) nackend und bloſs durch einander lauffen, das sie also jung der schamhaftigkeit und zucht entwohnen.«[3]) Der nackte kleine Bube auf dem Holbeinschen Votivbilde der Familie Meyer (Darmstadt), das Bildnis eines nackten auf dem Steckenpferde reitenden Knaben aus der Familie Platter (Basel) liefern den Beweis, daſs die von dem Sittenprediger gerügte Sitte tatsächlich geübt wurde.

»Die klein Madel (Magdalena), eins yars und 4 monet alt . . . sy ist so fisierlich (niedlich) wie ein afla, laufft im wagen; hof, sol bald allein laufen im monet oder zbeyen. Wie ein afla (Äffchen), lauft noch nit gar allein, an pendern.« (B. Paumgärtner, Briefw. 197, 208.)

Sobald die Kinder älter wurden, bekamen sie auch Kleider nach dem Schnitt der Erwachsenen. Für den kleinen Balthasar Paumgärtner bittet die Mutter den Vater »ein klein saubr hüttle von fültz« beim Barettmacher zu kaufen (Briefw. S. 97), dann einen »sammaten beuttl, 2 bar schuch unnd ein rott gestricktt bar stimpf (Strümpfe — S. 103). Als der Junge 1591 etwa 7 Jahr alt ist, schickt die Mutter an ihren Mann das Maſs zu einem Wams nach Lucca; es soll schwarz sein; zweifarbige hat er schon Das Jahr darauf schreibt sie »Dem Balthaſsle hab ich vor datto von den trümmer (Resten), so ich wolfayl kaufft hab, ein weyſs, sag weis attlases wammas, doch von schlechtten attlas unnd ein bar saflorfarb Kleinblomen damast gallotten hosen schneyden lassen« (S. 160).

Schlimmer war es, was man den Eltern zum schweren Vorwurf machte, daſs sie die Kinder zu viel den Dienstboten überlieſsen. »Zu dem findet man Eltern, die ihre Kinder unzüchtige oder doch zum wenigsten untüchtige Lieder, Reime, Retzel und Märlin lehren, die mit inen üben und treiben oder es doch inen und dem Gesinde gestatten zu hören, mit lachen und es inen gefallen lassen.« »Da leſst man Knecht und

---

[1]) P. G. Molmenti, La vie privée à Venise. (Ven. 1882) p. 450 ff.

[2]) (Vulpius) Kuriositäten I (Weimar 1811), S. 368 u. 574.

[3]) Hurenteufel (Theatrum diabolorum. Frankf. a. M. 1565, fol. CCLII[a]).

Mägde und Kinder alles zusammen gehen, man gestattet inen auch allerley gemeinschaft, böse geschwetz, fabeln, Narreteidung, märlen mit einander reden, ja zusammen und alleine Hausarbeit aufsrichten; daraufs entsteht dann mancherley unrath.[1]« Da ist es kein Wunder, wenn Guarinonius (S. 188) klagen kann: »Was singen aber die Christen Kinder? Was? Erst neulich höret ich ein wohlgezogenes Vögele, einen feinen Knaben, an einem Ort auff der Gassen ein Gesetzlein aufs einem Lied singen, dessen Anfang ich nicht weifs, das hiefs also: Da zog er ihr das Hembdle ab. O Jungfraw wolt ihrs thun, ja wol thun? Ich will zuvor mein Mütterle fragen, Rath sie mirs nicht, wills dannoch wagen, Also wil ich ihm thun, ja wohl thun.«

Was aber die Mägde mit den Kindern für Scherze trieben, davon erzählt Hermann Weinsberg ein bezeichnendes Beispiel. Er war damals (1528) zehn Jahr alt.[2])

Die Schule[3]) trug eher dazu bei, den Grund zur Unsittlichkeit zu legen. »Ist aber das nicht bekannter grober Unverstand und unschambarer Grewel vieler der Pedanten, zu denen beyder geschlechts Jugend, Knaben und Mägdlein, in die schul gehen, dafs sie die Knaben vor den mägdlein und die mäglein vor den Knaben entblössen und abstreichen?« (Guar. 241.)

Denn geprügelt wurde in der Schule, wie dies von altersher Brauch und Herkommen war. »Under andern kan ich selbsten, nicht allein mit Worten, sondern auch mit Wortzeichen gut Zeugnifs geben, allda ich von dergleichen einem (Schultyrannen) mit einer geisel, so drey liderne dicke schneidende Riemen gehabt, nicht ein, zwey, zehn oder zwantzig, sondern wol über die 50 mahl im sibenden und achten (damit ich defs sechsten geschweige) Jahr meiner Kindheit dermassen gegeiselt worden, dafs mir tieffe Löcher in das fleisch hineingehawen und aufs meinem Hemmet zerhawnen fleisch und underflossnen Blut ein Zelten worden und in einander gebacken, dafs ich noch gehen noch sitzen können, welche Zeichen und Masen ich noch heut an meinem Leib trage« (Guar. 246).

Wie diese Prügelstrafen in Szene gesetzt wurden, berichtet uns Lucas Geizkofler in seiner Selbstbiograhpie 1550—1620 (hgg. v. Adam Wolf, Wien 1873). Er erzählt da (S. 25), dafs an der Stadtschule zu Sterzing sich arme »schüeler, Schüzen genannt«, mit Singen erhalten haben, und dafs einer am Donnerstag Bratwürste bekommen, von denen er den Rest am Freitag (dem Fasttage) gegessen hat. Der Lehrer war »also erzürnt, dafs er ihn mit hilf der andern Schüzen an handen und füfsen gebunden und mit Ruten so lange streichen lassen, bis dafs man das Veni creator spiritus (welche weise auch bey vielen andern Schuelmeistern im Papstumb nit ungewöhnlich war) über in gesungen und das bluet herabgerunnen . . . und weil man vielleicht dafür gehalten, es sey dem Sixto das Veni creator zu seiner straf zu kurz gewesen, hat man

[1]) Ebendas. Fol. CCCLIIja.
[2]) Buch Weinsberg, I. 57.
[3]) Alfr. Franklin, La vie privée d'autrefois — Écoles et collèges. Paris. 1892.

über sie das Salve regina gesungen, auf daſs, so lang man sie mit rueten hauete und peinigte, man ir weinen, heulen und schreyen wegen der Schueler lautem und stetem gesang gegen die gassen nit hören möchte« (etwa 1560).

Ganz dieselbe Schilderung entwirft uns hundert Jahre vor Geizkofler von dem Treiben in der Stadtschule zu Miltenberg am Main der spätere Prior von Laach, Johannes Butzbach. Prügel gehörten einmal zur Erziehung, ja selbst Studenten bekamen noch körperliche Strafen. Als 1504 der 19jährige Wilhelm Werner, Freiherr von Zimmern, die Universität Tübingen bezieht und der Obhut des Dr. jur. Endras Drostel anvertraut wird, bei dem er wohnt und in Kost ist, fragt der Pensionsgeber »ganz spottlich«: »Darf man auch in schlachen oder mit ruten streichen, da ers beschuldt?« Das wird nun allerdings in diesem Falle verneint.

Auch auf dem bekannten Schulmeisterschilde von Hans Holbein d. J. 1516 (Baseler Museum) fehlt weder bei dem Lehrer noch bei der Lehrerin die Rute.[1]) Die Darstellungen einer Knaben- und Mädchenschule, die Abraham de Bosse (1610—78) stach, zeigen gleichfalls die Rute; wenn sie auch nicht angewendet wird, hat sie doch der Schulmeister in der Hand, die Lehrerin handrecht neben sich liegen.[2])

Trotz der Strenge, die zuweilen bis zur Roheit ausartete, wie z. B. der Vater des Barth. Sastrow einmal mit dem Messer oder Beile nach dem Sohne warf, trotz dieser gelegentlichen Härte der Erziehung im Hause wie in der Schule, erfreuen sich die Kinder doch vieler Freiheit und Unterhaltung.

Mit Schiffchen aus Papier (Fischart, Geschichtskl. 198), Flinderlesteckler und Fornen dran ein Windspiel von den Flügeln einer Windmül aus Francken (ebend. 202). Steckenpferden (ebend. 203 ff.) spielen die Knaben. Er hat »ein bagelgin ader klein armborst«. Barth. Paumgärtners Sohn bekommt erst ein »sammate beuttle« (Briefw. S. 102) dann wünscht er sich »ein kleins pferdla« . . . mit Kalbshaut überzogen (S. 110, cf. 167), solche Pferde sind aber 1591 nicht auf der Frankfurter Messe zu haben (S. 123). Zu Weihnachten schreibt die Mutter »Er hat ein lebetichs pferd in sein (Wunsch-)zetel gesetzt und ein rechte wer« (S. 144, 167).

Das Steckenpferd ist wohl von altersher das beliebteste Spielzeug der Knaben, wie die Puppe für das Mädchen wiederum wie geschaffen ist.[3])

Natürlich waren in alter Zeit die Steckenpferdchen sehr einfach hergestellt, allenfalls genügte eine Gerte; nur ein Kinderherz konnte alles, was fehlte, sich hinzudenken.

Eine Lanze, ein Schwert waren schnell hergestellt und so konnten die Knaben Turniere aufführen, wie dies so hübsch in einer der Randminiaturen des Breviariums Grimani (Venedig, Bibliothek von S. Marco)

[1]) Vgl. A. Woltmann, Holbein², I, 128 ff.

[2]) Kulturg. Bilderbuch, IV, N. 2001, 2002.

[3]) Höf. Leben², I, 128 ff. — Deutsches Leben etc., S. 186.

dargestellt ist.[1]) Oder der Bube ging mit dem Blaserohr, später mit der Armbrust auf die Jagd[2]), übte sich im Schiefsen. Andere spielten mit Windmühlen.[3])

Im Freien gab es mancherlei Spiele; wie viele Joh. Fischart aufzählt, ist schon S. 185 angeführt worden. Haschen und Ballspielen; dazu versprachen die Übungen mit dem Kreisel (Topf) viel Unterhaltung, auch andere Vergnüglichkeiten boten stets willkommene Abwechslung.[4])

Das Schlittschuhlaufen scheint doch nur in einigen Ländern beliebt und bekannt gewesen zu sein. In London wird diese Leibesübung schon im 12. Jahrhundert gepflegt[5]) und in den Niederlanden war sie im 17. Jahrhundert, wie die Gemälde des Hendrik van Averkamp (1585—1663) beweisen, allgemein verbreitet, allein in Deutschland hat man wohl erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an dieser Unterhaltung Gefallen gefunden, nachdem Klopstock für sie so erfolgreich Anhänger geworben hatte.

Die Mädchen spielen mit Puppen (tocken). Wir können uns heute kaum eine Vorstellung machen, wie solch ein Spielzeug einst ausgesehen, jedenfalls sehr hübsch, wenn wir der Äufserung des Wolfram von Eschenbach über die Puppe seiner Tochter Glauben beimessen dürfen. Erhalten ist ja aus älterer Zeit nichts von den Spielsachen der Kinder; entweder sind sie der Zerstörungslust der Jugend zum Opfer gefallen oder man hat sie, sobald sie ihren Zweck erfüllt hatten, fortgeworfen. Es ist daher sehr erfreulich, dafs im Germanischen Museum zu Nürnberg, im National-Museum zu München man auch von diesen interessanten Denkmälern der Vergangenheit sammelt, was noch der Zerstörung entgangen ist. Die Puppenstuben haben, wie die Puppenküchen, die Herzen der kleinen Mädchen zu allen Zeiten erfreut; auch von ihnen sind nur überaus wenige, die sich durch Kostbarkeit auszeichneten, aufbewahrt worden. Eine der schönsten Puppenstuben, mit silbernem Geschirr und Gerät ausgestattet, stammt aus der Familie von Gontard und befindet sich jetzt im Museum von Frankfurt a. M. Es dürfte etwa um 1740 in Holland angefertigt sein. Eine ähnliche Stube mit silberner Einrichtung war im Besitz der Familie von Schönermarck in Prieborn (preufs. Schlesien). Zum Spielen sind diese kostbaren, von Künstlerhand ausgeführten Modelle von Prunkzimmern wohl nie bestimmt gewesen; die Kinder durften sie nur ansehen! unter ihren Händen wären die zierlichen Geräte bald zerbrochen worden. Und zum Ansehen sind auch einzig und allein die berühmten Puppen-(Docken-)Häuser da, diese mit wunderbarem Geschick ausgeführten Modelle von Bürgerhäusern. Die älteste Nachricht von ihnen haben

[1]) Deutsches Leben. Fig. 230.

[2]) Weifskunig, m. Ausg., S. 53. — Buch Weinsberg, I, 57: Ein bagelgin oder klein armborst.

[3]) S. den Kupferstich von Israel van Meckenen (B. 187). — Deutsches Leben. Fig. 228.

[4]) Buch Weinsberg, I, 57: (1528) nemlich mit dem topp (Holzkreisel), koite (Knöchel, Würfel), ommian (Ömmer, Klicker). — Andern spilten umb feder, remen, lechpennink.

[5]) Höf. Leben², I, 173.

wir aus dem 16. Jahrhundert (1558); sie sind bis gegen Ende des 17., ja bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts beliebt geblieben. Diese Kunstwerke stammen aus den Werkstätten von Nürnberger und Augsburger Meistern und sind sicherlich immer sehr kostspielig gewesen. Eine Glasscheibe schützt das Haus, dessen Einrichtung vom Keller bis zum Boden auf das zierlichste nachgebildet ist, gegen die Berührung von Kinderhänden. Aufserdem konnte der ganze Bau durch Flügeltüren abgeschlossen werden. Wie mir vor Jahren Wilhelm Frhr. von Löffelholz-Colberg erzählte, wurde noch in seiner Kinderzeit als besondere Belohnung den braven Kindern von Zeit zu Zeit das Puppenhaus gezeigt. Einige dieser Meisterwerke besitzt das Germanische Museum zu Nürnberg, andere sind im Nürnberger und Berliner Gewerbemuseum; das schönste ist im South-Kensington-Museum in London zu finden. Solche kostbare Arbeiten konnten nur reiche, angesehene Familien anschaffen; die Durchschnittszahl der kleinen Mädchen hat mit bescheideneren Spielsachen fürlieb nehmen müssen.

In den kleineren Städten, wie z. B. in dem tirolischen Hall, ging es noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts unter den Schulkindern, Knaben und Mädchen, sehr frei zu. Was Guarinonius S. 508 ff. erzählt, spricht nicht gerade von anständigen Sitten. Es änderte nichts an der Sache, dafs auch erwachsene Männer, Frauen, Mädchen sich ebenso unschicklich benahmen (S. 929), dafs es Brauch war, halb oder ganz nackt die Mädchen ins Bad zu schicken, Mädchen von 10—18 Jahren, und sie von ganz nackten Burschen von 10—16 Jahren begleiten zu lassen. (S. 948.)

Wir dürfen nicht an diese Mitteilungen weitere Schlüsse anknüpfen; wie in Hall, wird es kaum in anderen Städten Deutschlands zugegangen sein. Aber dafs eine gröfsere Freiheit im Verkehr der Schulkinder untereinander, der jungen heranwachsenden Leute im allgemeinen vorherrschte, das wird sich kaum bestreiten lassen. Stellten sich hin und wieder unliebsame Folgen ein, so brachte eine Verheiratung wiederum alles in Ordnung, oder es wurde das Mädchen durch ein Stück Geld abgefunden.[1]) Aber immer war es gut, die Töchter früh an den Mann zu bringen. Fischart bemerkt schon: »Bey leib lafs man die Töchter nicht veralten; es ist kein legerops, das man kan halten« (Praktik 13).

Über die Aufgabe der Töchtererziehung äufsert sich überaus verständig der »Haus-Vatter« von Franz Philipp Florinus (T. I, Abt. I, Buch I, Kap. IX). Er verlangt unter anderem, dafs die Mutter die Tochter zum Fleifs anhält, sie geschickt macht dem Hause vorzustehen. Auf das Kochen kommt es besonders an, aber nicht minder, dafs sie lernen, »wie man mit Einmach-, Candier-, Destillier- und Präparierung der Arzeneyen umgehen solle«. Dazu haben die Töchter »Spinnen, Nehen, Stricken, Klöppeln, Wirken, Sticken u. dgl.« zu erlernen.

---

[1]) Martin Montanus Wegkürzer (Vorrede 1557), fol. 8[b]: defs Hirten Tochter für jhr Jungkfrawschafft ein abtrag thun.

Vgl. J. J. Beck, Tractatus de eo quod justum est circa stuprum. Von Schwächund Schwängerung der Jungfern und ehrlichen Wittwen. Nürnb. 1743.

Neben der gelehrten Bildung wird die Übung der Musik nicht vernachlässigt. Der kaum 7 jährige Sohn des Barth. Paumgärtner geht alle Tage nach der Schule zum Lehrer und kann, wie die Mutter schreibt, schon »ein tonz auf dem istermend (Instrument) schlagen« (Briefw. S. 133, 144).

Den Bildungsgang eines Bürgerssohnes schildern uns Hermann Weinsbergs Aufzeichnungen (Buch Weinsberg). Im März 1524 kommt er mit 6 Jahren in die Schule von S. Georgen zu Köln (I, 38). Da studiert er Donat, das Doctrinale Alexandri de Villa Dei (eine Grammatik in Versen), die evangelia, das peniteas cito. 1528 wird er in die Schule auf der »Sant Kuilen« gebracht, wo er die Grammatik des Joh. Desputerius (Despauterius), die bucolica Vergilii, in sacris etc. lernt (I, 52). 1530 ist er auf der Schule von S. Alban (I, 65 ff.) und geht dann im April 1531 nach Emmerich (I, 72). »Hier leirt ich (in der Septima) kurzlich minen Donat uff das neu, leirte declinern und conjugern, horte auch in lectionibus communibus Petrum Mosellanum. Darnach im octobri ascendierten ich ad sextam classem, da hort ich grammaticam Aldi Manutii« (I, 74). 1532 kehrt er in den Halbfasten (d. 10. März) nach Köln zurück, geht aber zu Ostern wieder in seine Schule (I, 77); es waren wahrscheinlich Osterferien, wie er auch die Zeit vom 24. August bis 1. Oktober bei seinen Eltern verbringt (I, 80, 81). Als er zu den Osterferien 1534 heimkommt, ist er ganz von Läusen bedeckt (I, 95, 96); im April wird er nach Quarta versetzt. Er studiert »Grammaticam Aldi Manutii, Murmelium de componendis carminibus, Ovidium de tristibus, metamorphoseos, epistolas, evangelia, Erasmum de constructione«. Sein Vater schickt ihm »Ambrosium, Calepinum, vocabularium, colloquia Erasmi, Erasmum de conscribendis epistolis etc.« (I, 96, 97). Im September 1534, also 16 Jahre alt, bekommt er einen Platz in der Kronenburse der Kölner Universität (I, 101). Am 1. Dezember wird er in die Bursa Laurentiana eingeschrieben, als Beanus deponiert. Er studiert Logica und dialectica Trapezontii, Rodolphum Agricolam de inventione, quedam opuscula Ciceronis (I, 103). Er wird im Dezember Präbendat der Kronenburse (104), Membrum der Universität (105), erhält im Februar 1535 die ersten Weihen (108) und wird am 20. Mai 1536 Baccalaureus artium (113), dann am 15. März 1537 Licentiatus artium (114). Nun studiert er die Rechte (115). Er hätte damals gern »uff der luten ader virginail ader clavicordio ader peifen leren spilen umb ain geringt vur zitverdreif, dan gemeinlich alle studenten leirten dermaissen etwas. Aber min fatter wolt es mir nit gestaden« (117); doch lernt er illuminieren und malen. Kostet vom Apfel der Erkenntnifs (119). 1539 d. 24. Aug. wird er baccalaureus legum; das kostet 11 Goldgulden (136). Nachdem er Rektor der Kronenburse geworden (141), liest er 1542 pro licentia (170). Zwischen Ostern und Pfingsten 1543 verläfst er die Kronenburse und fängt an, im Hause Weinsberg als Advokat zu praktizieren (190, 191). Nachdem er am 5. Sept. das Privatexamen, am 26. Sept. die öffentliche Prüfung bestanden, wird er zum Licentiaten befördert (205). 1544 erfolgt dann seine Ernennung zum Advokaten und Assessor im

Sale, darauf seine Vereidigung (213). Doktor will er nicht werden, da er die 3—400 Taler, die die Promotion kostet, lieber auf Leibrenten anlegt (302).

Der Greifswalder Bürgerssohn Bartholomäus Sastrow, geboren 1522, besuchte schon mit 6 Jahren die Schule und wurde als Student deponiert. Seine Studien leitet ein Präzeptor, auch später, als er in Stralsund in der Schule war und zu der von Greifswald zurückkehrte. 1538, also auch mit 16 Jahren, bezieht er nach kurzem Aufenthalt in Stralsund die Universität Rostock, wo er nochmals die Deposition über sich ergehen lassen mufs. Unter Leitung eines Präzeptors studiert er da zwei Jahre. 1542 reitet er mit seinem Bruder Johannes (geb. 1515, geadelt 1544 und zum Poeta laureatus ernannt, gest. zu Acquapendente 1545) nach Speier, um am Kammergericht zu arbeiten. Er dient da bei dem Prokurator Dr. Friedrich Reiffstock und später bei Dr. Simeon Engelhart und wird 1544 kaiserlicher Notar. Nach kurzer Beschäftigung in der Kanzellei des Markgrafen Ernst von Baden in Pforzheim geht er nach Worms zum Reichstage, tritt in die Dienste des Rezeptor und Kommendator der Johanniter und macht 1546 eine Reise nach Italien. Am 6. Juli verläfst er Rom und ist am 29. August wieder in Stralsund. Er tritt nun in die fürstl. pommersche Kanzellei ein, wird 1548 fürstl. Sollicitator beim Kammergericht in Speier, welche Stellung er 1550 aufgibt, läfst 1552 sein Notariat bei dem Speierer Kammergericht matrikulieren und kehrt wieder heim. Nachdem er 1553 Prokurator in Wolgast, 1554 Stadtschreiber in Greifswald, 1555 oberster Sekretär in Stralsund gewesen, kam er 1562 in den Rat und wurde 1578 Bürgermeister. Er starb 1603.

Weder Weinsberg noch Sastrow haben den Grad eines Doktors beider Rechte erworben. Wahrscheinlich war beiden diese Ehre zu teuer. Weinsberg schlägt die Kosten auf 3—400 Taler an. Lukas Geizkofler wird in Dôle promoviert. Er kommt am 3. Juli 1577 in der Stadt an, meldet dem Rektor sein Vorhaben, stellt Thesen auf und wählt D. Claudius Chiffletius aus Besançon zum Präses. Die Thesen werden gedruckt, in der Universität angeschlagen. Am 7. Juli früh um 7 Uhr findet in einem Hörsaal die Disputation statt; Chiffletius hält eine ziemlich lange Rede und ermahnt zum Opponieren; die Disputation dauert bis 10 Uhr; Chiffletius erhält 3 Dukaten. Am Sonntag darauf bittet er in der Universitätskapelle den Rektor nochmals, ihm den Doktorgrad zu verleihen. Die Professoren wollen, er solle um den Grad eines Baccalaureus beider Rechte und um Dispensation bitten. Dann wird er gefragt, wie viel er zahlen wolle. Er erwidert: so viel wie gewöhnlich. Darauf wird ihm eröffnet, dafs er 23 Kronen (zu 3 Frcs.) zu entrichten, das Geld bereit zu halten habe. Jetzt endlich spricht der Rektor: „So sei denn Baccalaureus beider Rechte im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes. Amen.“ Es folgt nun ein Frühstück auf Kosten des Examinanden. Gleich darauf geht er zum Professor Primarius des kanonischen und zugleich des bürgerlichen Rechts und bittet ihn, zwei Stellen ihm zur Interpretation für das Examen zu bezeichnen. Nach 24 Stunden, von 3 Pedellen begleitet, geht er am 9. Juli um 1 Uhr nachmittags, im langen Rock und mit der viereckigen Kappe, ins Haus

des Examinators Dr. Mongestius und erklärt sitzend, bedeckten Hauptes, vor 3 Professoren Prüfung-Einwürfe. Als die dritte Stunde herangekommen ist, hat er 23 Kronen à 3 Frcs. oder 27 Batzen = 41 fl. 28 Kr. zu erlegen. Nun wird er zu dem strengen, zweiten Examen zugelassen. Den Pedellen muſs er aber 5 Frcs. (3 fl.) Trinkgeld (für die Merenda) bezahlen. Am 11. läſst er sich wieder Themata geben, darf sie jedoch selbst wählen. Am Nachmittag bittet er acht Deutsche, die Honoratioren zu seiner Promotion einzuladen. Die Merenda für die acht Landsleute kostet wieder 4 burgundische Franken = 2 fl 24 Kr. Am 12. Juli um 7 Uhr morgens besteht er vor den ordentlichen Professoren im Hörsaale des Zivilrechtes das zweite oder strenge Examen (Rigorosum). Die Deutschen warten in einem Vorzimmer des Saales und werden von dem Oberpedell mit Wein und Gebäck bewirtet, was 20 Asse (36 Kr.) kostet. Vor seinen Landsleuten wird er dann für würdig erklärt, am Nachmittag zum Dr. Juris proklamiert zu werden. Um 1 Uhr nachmittags kommen der Rektor, das ganze Kollegium, die k. Räte, Doktoren, Studenten in das Haus des Doktoranden, führen ihn, der das Doktorkleid angelegt hat, unter Vortritt von Pfeifern und Flötenspielern in den mit Teppichen geschmückten öffentlichen Hörsaal. Darauf empfiehlt der Rektor, bekleidet mit einer roten Robe, dem Vizekanzler den Kandidaten zur Ernennung zum Licentiaten. Rede des Vizekanzlers. Eid, Ernennung zum Licentiaten. An die Professoren, Doktoren, vornehmen Studenten werden Zweige mit Eicheln aus Zucker verteilt, das kostet beim Apotheker 5 Kronen = 9 fl. Der Beistand hält indessen eine Rede über Herkunft und Kenntnisse des Doktoranden und empfiehlt ihn dem Vizekanzler zur Ernennung zum Doktor; dafür erhält er 1 franz. Krone und nach der Feier ½ Pfd. Zucker. Der Doktorand verteidigt wieder gegen einen Opponenten, der eine halbe Krone bekommen soll, aber eine ganze erhält, Thesen und hält dann eine Rede über den Ruhm der Akademie. Darauf Rede des Vizekanzlers, der ihm »unter einigen Ceremonien« die Abzeichen verleiht. Sodann dankt der neue Doktor Gott, dem Rektor, dem Vizekanzler, den Professoren, den Anwesenden; der Oberpedell spricht einige Wunschreime. Wieder unter Vortritt der Musikanten gehen der Rektor, der neue Doktor, der Vizekanzler mit seinem Adjunkten, die Professoren etc., alle die Zuckerzweige in der Hand tragend, nach der Kirche. Ins Haus schickt man dem Rektor und allen Professoren je ½ Pfd. Zucker für 9 Gr. = 27 Kr. Weitere Geschenke erhalten die Pedelle, die Musikanten, die den Saal geschmückt, der Glöckner. Für das Leihen der seidenen Doktorkleider und der viereckigen Kappe sind 10 Asse = 18 Kr. zu entrichten. Am Tage nach der Promotionsfeier ladet er den Rektor u. s. w. (die Professoren aber nicht) zum Mahle (15 Frcs. = 9 fl.). Am 13. bringt der Oberpedell das Diplom und erhält 2 Kronen = 6 Frcs. = 3 fl. 36 Kr. Die ganze Promotion kostet 96 fl. 27 Kr. (S. 128—139).[1]

[1]) Abb. von Rektoren, Professoren, Studenten in den Stammbüchern. — Die Amtstracht des Rektors der Wiener Universität in Abr. a S. Clara, Neu eröffnete Welt-Galleria. Nürnb. MDCCCIII.

Die einseitige Wertschätzung der klassischen Bildung hat seit dem 16. Jahrhundert eine Trennung unter den Bürgern herbeigeführt; auf der einen Seite stehen die, welche Lateinisch und Griechisch, ja oft genug noch Hebräisch in den Gymnasien gelernt, auf der anderen alle die, welche diese Studien zu treiben nicht in der Lage waren: Gebildete und Ungebildete. Die Sprache der Gelehrten ist die lateinische, und um ihre Angehörigkeit zur Gilde der Gelehrten auch äufserlich zu kennzeichnen, suchen sie selbst ihren Namen ins Lateinische zu übertragen.[1]) Aus einem Schwarzert wird ein Melanchthon, aus einem Hausschein ein Oecolampadius. Der Krause nennt sich Crusius, der Schmidt Faber, der Berger Montanus, der Schulz Praetorius u. s. w., oder man hängte wenigstens dem Namen ein us an und aus einem Meier wurde ein Meierus, wenn er nicht vorzog, sich Major zu nennen. An dem latinisierten Namen erkannte man sofort, dafs einer entweder selbst akademische Bildung erhalten, oder dafs er aus einer Familie stamme, deren Stammvater sich derselben erfreut habe (vgl. S. 197). Die Narrheit, seinen Namen so geschmacklos zu verunzieren, ist damals allgemein verbreitet: in Frankreich wurde aus einem bürgerlichen Cujas oder Cujau ein gelehrter Cujacius, in England aus einem Owen ein Audoenus. Schrieb ein solcher Gelehrter auch in seiner Mutterspsache, so konnte er nicht unterlassen, lateinische, griechische Worte, Redewendungen, Distichen u. s. w. einzuflechten, somit von seiner klassischen Erziehung Zeugnis abzulegen. Verstand er noch französisch, italienisch, so brachte er auch diese Weisheit in seinen Schriften zur Geltung. So entsteht diese unerträgliche, mit Gelehrsamkeit prahlende Schreibweise, wie wir sie im 16. und 17. Jahrhundert allgemein verbreitet finden und die nur wieder für die Gelehrten zu verstehen ist. Die Tagebücher des Philipp Hainhofer sind z. B. in diesem unerträglichen Stil geschrieben. Dazu kommt nun die Spielerei, die Buchstaben eines Wortes umzustellen und so neue Worte zu bilden (Anagramme). Das Vergnügen, Eva und Ave, Roma und Amor sich gegenüberzustellen und erbauliche Betrachtungen an diese Erscheinungen zu knüpfen, das hatte bereits das Mittelalter verstanden, seit dem 16. Jahrhundert jedoch wird diese Torheit allerorten getrieben. Dazu kommt dann die Erfindung grofstönender Inschriften, die Vorliebe für Künsteleien wie Akrostichen oder Chronostichen.

Die Sitte, zumal französische, doch auch italienische und spanische Worte in die deutsche Sprache zur Verschönerung derselben einzuschwärzen, blüht besonders im 17. Jahrhundert und hat den Satirikern vielfach Anlafs zum Spott und zum ernsten Tadel gegeben. Joh. Laurenberg hat ihr z. B. sein Scherzgedicht »Van Alamodische Sprake und Titeln« gewidmet.

Viel interessanter als alle diese Verirrungen der Gelehrsamkeit erscheint uns das Studentenleben des Mittelalters und der nachfolgenden

---

[1]) Vgl. z. B. Moscherosch. Gedichte Philanders v. Sittewald, hgg. v. F. Bobertag (Berl., Stuttg.), S. 35: Es will keiner mehr Rofskopff heifsen, sondern Hippocephalus, keiner mehz Schneider heifsen, keiner mehr Schuster, Weber, keiner Schmid, sondern Sartor, Sutor, Textor, sondern Sartorius, Textorius, Faber und Fabritius, nicht Schütz, sondern Sagittarius.

Jahrhunderte. Die Unterweisung in den Wissenschaften erhielten im frühen Mittelalter die jungen Leute in den Klosterschulen, in denen angehende Theologen zumal ihre Kenntnisse sich aneigneten. So manche von ihnen liefsen die Studien für einige Zeit oder auch für immer ruhen und zogen in der Welt umher, bettelnd, fechtend, singend, dichtend. Das sind die Goliarden, die Bacchanten, die fahrenden Schüler. Aus ihrer Mitte ist der Archipoeta, der Dichter Walter von Lille (Gualterus ab Insula), Walter Mapes hervorgegangen. Sie besingen den Wein, die Liebe, wie die köstlichen Gedichte die aus Benediktbeuern stammenden Carmina Burana z. B. zeigen; das Meum est propositum in Taberna mori, das Gaudeamus stammt von diesen Dichtern. Das Propter Syon non tacebo zeigt, dafs sie auch ernste politische Fragen als geborene Dichter zu behandeln verstanden. Freilich die Mehrzahl dieser fahrenden Schüler mag nicht viel getaugt haben; durch Stehlen und Rauben, Bettelei in den verschiedensten Formen schlugen sie sich durchs Leben, so dafs die Konzilien und Synoden allen Ernstes den Pfarrern verboten, den Vaganten Unterstützung zu gewähren, dem Unwesen Vorschub zu leisten. Die fahrenden Schüler jedoch machten meist, wenn sie ein paar Jahre ihr Leben genossen hatten, ihren Frieden mit der Kirche, traten ins Kloster oder wurden Weltgeistliche, aber eine heimliche Liebe zu den nichtsnutzigen Landstreichern bewahrten sie, so lange sie lebten. In jenem Goliardenleben steckt ein gut Stück Poesie, das der übrigen Gesellschaft längst abhanden gekommen war.[1])

Seit die Universitäten in immer gröfserer Zahl gegründet wurden und den Unterricht in den Wissenschaften übernommen hatten, war eine gewisse Vorbildung erforderlich, wollte einer mit Nutzen den Vorlesungen folgen. Es entstehen nun in den Städten Lateinschulen, Gymnasien, wie man sie später nannte.[2]) Ältere Schüler besuchten wohl bald die, bald jene Schule, traten das Erbe der Goliarden an, ohne jedoch deren Geist, deren poetische Begabung zu besitzen. Auch sie betteln und fechten sich bei ihren Landstreichereien von einem Ort zum anderen fort, aber leider führen sie kleine Knaben mit sich, die ihnen von den Eltern anvertraut wurden, die sie auf die Schule führen und bei ihren Studien beaufsichtigen sollten. Diese armen Kinder sind die Sklaven der Bacchanten, ihre Schützen; sie haben ihrem Herrn in allem zu gehorchen, ihn zu bedienen, für ihn zu stehlen, zu betteln, und dafür erhalten sie Schläge und Strafen aller Art. In den Städten erhielten sich die Schüler vor allem mit Singen; bei allen möglichen Festen und Gelegenheiten zogen sie truppenweis von Haus zu Haus, sicher, ein Geldstück oder etwas Efsbares zu erhalten. Dafs die Schüler die Leichen reicherer Bürger, fromme Lieder singend, zum Grabe geleiteten, ist noch im 19. Jahrhundert in manchen Städten wie Dresden, üblich gewesen.[3])

---

[1]) J. U. Mayer, Discursus historicus philologicus de vagantibus scholasticis sive von fahrenden Schülern. Lips. 1714.

[2]) Sebaldus Heyden, formulare colloquiorum pro primis tyronibus Sebaldinae scholae Norimbergae. Aug. Vind. 1530 (Facsimilierter Neudruck.)

[3]) Abb. von Schulknaben: Deutsches Leben. Fig. 231—233.

Ein besonderes Examen wurde wohl kaum gefordert, wenn einer Zulafs zu den Universitätsstudien begehrte. Sicher aber hat er sich über seine Herkunft ausweisen müssen; Söhne von unehrlichen Leuten, Scharfrichtern und Abdeckern und mancher anderen Arbeiter nahm man schwerlich auf. Wahrscheinlich verweigerte man auch die Inskription den unehelich Geborenen. Dafs Erasmus von Rotterdam trotz seines Geburtsmakels Aufnahme fand, war aller Wahrscheinlichkeit nach eine Ausnahme. Der Student trat in eine Bursa ein und mufste sich da einer Ceremonie, der Deposition, unterwerfen, die ebenso lästig wie kostspielig war.[1]) Erst dann hatte er das Recht, als Beanus, oder wie wir sagen würden, als Fuchs sich zu fühlen. Die Examina zum Baccalaureat, zum Licentiat, zur Würde des Magisters, des Doktors wurden dann, je nach Bedürfnis, abgelegt. Bezeichnend erscheint es, dafs zumal mit dem Doktorexamen das Prandium Aristotelis, das in unseren Doktorschmäusen noch fortlebt, verbunden war, Essen und vor allem Trinken eine grofse Rolle spielte. Im 18. Jahrhundert schenkten Damen den jungen Magistern den Magister-Kranz.[2])



Relief am Grabe eines Rechtsgelehrten in Bologna.

Es war die Masse der Studenten aus recht verschiedenen Bestandteilen zusam-

[1]) W. Fabricius, Die akademische Deposition (depositio cornuum), Beitr. zur deutschen Literatur- und Kulturgesch., speziell zur Sittengeschichte der Universitäten. Frankf. 1895. — Vgl. Deutsches Leben etc. S. 203 ff.

[2]) Alltagsleben einer deutsch. Frau. 182.

mengesetzt; nicht allein stammten sie aus mancherlei Landstrichen und Ländern, und dann fanden sich die Landsleute in den Landsmannschaften zusammen; es waren aber auch neben blutjungen Burschen ältere, gereifte Männer. Diese Mischung hat auf das Studentenleben ihre Wirkung auszuüben nicht verfehlt; neben harmlos lustigen Streichen finden wir auch so manche Abenteuer verzeichnet, die ein blutiges Ende herbeiführten.

Das Toben auf der Gasse, zumal des Nachts, ist zwar streng verboten; sie sollten schon längst in die Bursa heimgekehrt sein, allein viele lärmten in der Stadt herum, brachten ihren Liebsten Ständchen, die nicht immer freundliche Aufnahme fanden, dann gerieten sie in Händel, die Waffen wurden gezogen, und oft genug nahm eine solche Nachtbelustigung ein sehr trauriges Ende. Von Geschlecht zu Geschlecht aber pflanzte sich der Hader mit den Handwerkergesellen fort. Die Studenten neckten und verhöhnten die Arbeiter; z. B. wurden die Kürschner Katzenschinder, höflich Kazedonier (so heifst auch im Volksmunde der Halbedelstein Chalcedon) genannt, die Schneider mit dem Bock und den Peterflecken verspottet, bis dann den Gesellen die Geduld rifs und es zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung kam, bei der nicht selten Totschläge und schwere Verwundungen sich ereigneten.

Als im 16. Jahrhundert, in Deutschland wenigstens, die Trunksucht alle Stände ergriff, haben auch die Studenten sich mit jugendlicher Begeisterung ihr ergeben. Die mittelalterlichen Überlieferungen wissen ja von vielen Ausschreitungen der Studierenden zu erzählen, allein von dieser Art der Völlerei melden sie nur ausnahmsweise.

Das Studentenleben des 17. Jahrhunderts wird häufig von den Schriftstellern besprochen. C. A. M. v. W. in seinem »Neuaufsgebutzten, Kurtzweiligen Zeitvertreiber« (1685) sagt S. 280: »Es seynd nicht alle Studenten, die Studenten heissen; es giebet der Namen Studenten viel zu viel, sie haben nur den Namen und Schein der Studenten. Ihrer viel ziehen auff die Universität und wollen studiren und haben doch den Kopff nicht darzu, haben mehr Heckerling als Gehirn im Kopffe und wissen sich in nichts zu schicken. Viel, die den Kopff haben, wollen ihn nicht dran strecken und sich weisen und ziehen lassen, sondern meynen, wann sie der Eltern Zucht und Trivial-Ruthen entkommen, wären sie ferner an nichts gebunden; die Academische Libertät sey eine Licentz und Freygelassenheit zum Müssiggang und Faulheit, da dürffte man leben, wie man wolle. Viel lassen sich das Sauffen mehr beileben (belieben?) als das Studiren, gehen ihrem Galanisiren und dem Frauenzimmer nach und fangen sonst allerhand lose Händel und Leichtfertigkeit an, gerathen ins Luder und balgen sich durch einander und treibens so wüste, dafs Sünd und Schand ist.«

Derselbe Autor gibt S. 292 nachstehende interessante Schilderung: »Ein vornehmer Professor der Heil. Schrifft und Prediger auff einer berühmten Universität hat sich in einer Predigt am Sonntag Quinquagesima den 27. Februarii 1620 von dem Studenten-Leben folgender Gestalt hören lassen: »Vergangenen Donnerstag ist ein Auffzug allhier

gesehen worden, in welchem Vita Studiosorum stattlich repraesentirt worden, denn wir befunden an demselben, dafs der Inventor oder Dichter. der es also geordnet hat, nicht blöd am Haupt müsse gewesen seyn. Es verhält sich aber damit also: Auff dem ersten Wagen ist gefahren der Depositor und bey ihm etliche Bachanten, in Ansehung, dafs nicht jeder Dölpel zum Studiren geschickt sey; sondern es müsse vorhero das grobe abgehauen werden. Diesen folgte auff dem andern Wagen ein fleissiger Student, so die Bücher auffgeschlagen, gelesen, geschrieben und ihme lassen einen sonderlichen Ernst seyn. Auff dem dritten Wagen folgete eine gar anmuthige, schöne und liebliche Music, mit welcher sie haben wollen zu verstehen geben, dafs ein Student nicht allein Calmeisern und unter den Büchern verschimmeln, sondern auch zu Zeiten eine Recreation haben dürffe. Weil denn nun mit ehrlichen Gesellschafften einen Trunck zu thun nicht auszuschlagen und zulässig ist, als folgte diesem der vierte Wagen, in welchem waren gar lustige vier Bürschlein, die zechten trefflich herumb und hielten offt reinen Mund. In dem fünfften Wagen waren etliche Junggesellen und Jungfrauen, die courtesirten mit einander. Weil aber nicht jedermans Ding ist mit Frauenzimmer umbzugehen, denn mancher wolte gerne löffeln und kans nicht, derhalben war im sechsten Wagen eine Compagnie, die spielete dafür. Und dafs diese jetzt bemeldte drey Wägen also auff einander gefolgt und keiner darzwischen gewesen, haben sie gesehen auff das alte Studenten Liedlein; wann nemlich die Eltern fragen: »Wo ist das Geld?« So ist es verzecht, verbuhlt und verspielet, Und weil anders nichts darauff erfolget als Zorn, Zwytracht, Uneinigkeit, Mord und Todtschlag, so kam auff den sechsten Wagen der siebende, darauff sich zween mit einander balgten und manchen unbequemen Stofs einander mittheilten. Weil es aber bey Balgen offt stösse gibt und mancher mit blutigem Haupt abziehen mufs, bey Fressen und Sauffen zerrissene Kleider, bey Jungfrauen geringe Ehr und Gunst, bey Spielen leeren Beutel, Als hat solches wol erfahren Cornelius, derohalben er im achten Wagen auffgezogen kommen mit verbundenem Haupt, zerfetztem und zerschlagenem Gesicht; die Bücher lagen zerstreut, die Kleider zerrissen, die Stühl zerbrochen. Vor ihm stunde eine Jungfer, die ihn umb defs Kindes Vater ansprach, Worüber Cornelius überaufs sehr ergrimmete; darzu schlugen ihm auch vorhergehende Excessus, also dafs er sehr kranck wurde, und defshalben fuhr er im neunten Wagen mit dem Medico kranck nebenst dem Tod, anzuzeigen, dafs der Medicus könte die Gesundheit wiederbringen, der Tod aber den Muthwillen dämpffen und aufslöschen, dafs er ins künfftige wieder aufferstehen möchte und ein gelehrter Doctor aus ihme würde. Defswegen im letzten und zehenden Wagen solche graduirte Personen gesessen, welche solches bezeuget.«

Die Quälereien des Pennalismus wurden 1674 auf dem Reichstage zu Regensburg verboten.[1])

Die musikalischen Künste zeigte der Student zumal, wenn er des Nachts sich auf der Strafse herumtrieb.

[1]) Martini Zeilleri Miscellanea . . Nürnb. 1661.

Der Studenten Gassaten gehen hat einer folgender Gestalt beschrieben:

Nocte studens graditur ludens testudine: bomb, bomb.
Personat hic aliter cythara: teretrum, teretrum, trum.
Tunc reliqui clamant, tollentes brachia: juch! juch!
Pellio[1]) tunc gruit, mox hic submurmurat: Huy Katz.
Pellio subsequitur pedibus tunc dicere: schliegs, schlags.
Tunc gladibus talem sonitum solet edere: Kling, kling!
Post sequitur miser atque ictis vulneribus: Auweh!«[2])

Das Trinken wurde natürlich nicht vernachlässigt, aber die Warnung der Trinck-Regul nicht immer beherzigt: »Man soll trincken:

UTiliter
REaliter
MIraliter
FAmiliariter
SOLenniter.

Damit man es nicht bereue LAmentabiliter.«[3])

Siehe, da waren etliche die giengen Gassatum mit Spilleuthen unnd gebrauchten sich unzüchtiger Pargamezo[4]) vor ihrer Liebsten Hause, andere giengen Tunckel über die Gassen, haweten in die Stein, warffen die Fenster aufs und gebrauchten sich aller Leichtfertigkeit und Muthwillens, huben den Weinschencken die Bäum aufs und trugen sie an ein verborgenes Orth; Andere spanneten Seyl an die Gassen und fiengen einen Tumult an, dafs die Scharwächter zulauffen müssen, dann fielen sie über die gespannete Seyl unnd wurden also von den Studenten mit Prügeln übel tractirt.«[5]) (Philander, Infernalis, Frankf. 1648. S. 884.)

Sie beherzigen vielmehr: »Lex sic Saxonica dicit:

Qui bibit è fundo, cyatho bibat ille recenti.
Qui bibit ex negis ex Frischibus incipit ille.«[6])

»Das Stättlein Lippen (Lipehne) in der Marck Brandenburg eygnet ihme dieses Recht insonderheit zu, dafs wer die Neige vom Bier aufsgetruncken, von der vollen Kanten wieder zu trincken anfahe, welches die Märcker das Lippenisch Recht nennen« (Dav. Froel. in cynopera Peregrinant., part. 2, lib. 1).[7])

Der Verfasser des »Philander Infernalis« (Frankf. 1648) malt uns die Studentenhölle S. 882 ff. aus: »Es wimmelte darneben so voller Studenten, Candidaten uund Licentiaten darinnen, dafs ich mich verwunderte. Die Vornehmbste sassen an einer Taffel, brachten einander

[1]) Es bezieht sich das auf die alte Neckerei, dafs die Studenten die Kürschner Katzenschinder nennen (Katzedonier). — S. o. S. 210.

[2]) Zeitvertreiber 281.

[3]) Ebendas. 195.

[4]) Soll wohl Pazzamezzo heifsen. Das ist ein Tanz, von dem noch später das nötige mitgeteilt wird.

[5]) Einen solchen Studentenstreich, bei dem auch der bekannte Goldschmied Urs Graf mitwirkt, erzählt Frey in der »Gartengesellschaft« (Strafsb. 1557), fol. Lxvj b.

[6]) Ebendas. 197.

[7]) M. Zeiller, Handbuch. Ulm 1655. S. 387.

dapffer zu und soffen dermassen, dafs sie jhre Augen verwandeten und sahen heraufs wie gestochene Kälber . . . Da gienge jhr Sauffen erst recht an, soffen einander zu aufs Küblen, aufs Schüsseln, aufs Schuhen, aufs Bechern, die mit allerhand Speifs neben dem Wein erfüllet waren, mit Gläsern, darinnen gekotzet war, soffen sie einander Brüderschafft zu, schlugen einander in die Hände und gebraucheten sich solcher Worten: Ich thue, was dir lieb ist, meyde, was dir zu wider . . . (S. 886). Andere thäten nichts anders als sauffen; soffen einander zu: More Graeco, More Palatino[1]), Coela, Maria, Buff und liessen jhnen den Wein durch uppige Gesäng eynsingen und eyngeigen, bifs sie da lagen unnd kotzten wie die Gerber Hunde . . . . (888) waren es zwölff Leges vom Sauffen und uppigen Leben, welche also geschrieben stunden: 1. More Graeco: Keyner vom andern, bifs er voll seye. 2. More Palatino. 3. Aut bibe aut abi. 4. In Floribus. 5. Auff einen Soff. 6. Sauff oder entlauff. 7. Gesoffen oder geschmissen. 8. Studenticôs. 9. Brüderschafft oder Freundschafft. 10. Auff den Nagel. 11. Die Wäscherin ist darzu gut genug. 12. Studenten Leben das beste.

»Nun waren unter denen, welche nicht bescheyd thun wolten«, heifst es S. 884, »aber dieselbigen raseten und tobeten hingegen wie das unsinnige Viehe, stiefsen einander Gläser ins Gesicht unnd mit den Degen raufften sie bis auff das Blut, dafs sie umb ein Gläfslein Weins einander Weyd und Wasser versagen und einander bifs auff den Todt raufften.« »Es waren auch etliche in dieser Conpagnya, welche, wann sie den Wein wieder aufsgeschlaffen, dan Geld den Eltern verthan und nichts gelernt hatten, sondern durch rauffen, balgen und sauffen an ihren Gliedern ablässig, Krum und Lahm worden« (S. 887). Das Fechten erlernten sie in den Fechtschulen. Kaiser Friedrich III. hatte 1487 den Freifechtern von Frankfurt ein Privileg erteilt. In Frankfurt a. M. konnte einer die Würde eines Meisters vom langen Schwerte in der Genossenschaft der Marxbrüder erwerben, in Prag ebenso in der Zunft der Federfechter. An einem Sonntage 1638 wurden in Nürnberg in der Fechtschule bei dem Zudrang viele erdrückt und verletzt.[2]) Einen Meister seiner Kunst, einen Studenten, läfst der Verfasser der »Hundstägigen Erquickstund« (Frankf. 1650) S. 140 prahlen: »Über dieses alles gebe ich auch einen praven Fechter und bin in dieser Kunst dermassen fertig, dafs ich mir auch offt mit einem dicken Filtze das Angesicht lasse zubinden unnd doch gleichwol meinen Widerpart kan treffen, wo man es nur begehret, es sey ein Auge, den hindersten Zahn aufs dem Maul, das lincke oder rechte Ohr, Ja ein gewisses Haar vom Kopff oder aufs dem Knebelbart, und dieses alles thu ich nur im blinden; wie meinet jhr Herren, müsse ich wol ein Fechter seyn, wann ich meinen Gegentheil kan vor mir sehen.«

Da streifen sie denn des Nachts auf den Gassen herum, wetzen ihre Rapiere am Pflaster, hauen in die Steine, dafs die Funken sprühen

[1]) More palatino bibimus ne gutte supersit
Unde suam possit musca levare sitim. (Zeitvertr. 287.)

[2]) M. Zeiller, Handbuch, II. 58.

und suchen mit jedermann Händel. Als der Kurfürst Christian von Sachsen Friedrich Taubmann (1565—1613) fragte, »was die Studenten in Wittenberg machten? Taubmann stehet von der Taffel auff, gehet mit einem Degen in den Hoff hinunter, hauet in die Steine, grabet etliche aufs und wirfft zu dem Churfürsten in die Fenster und schreyet: ‚Herunter, du Penal, du Spulwurm' etc. Der Churfürst läfst ihm sagen: Er sol nur auffhören, er hätte Bescheids genug.«[1])

Man meint oft, erst während des Dreifsigjährigen Krieges seien die Studenten so verwildert, doch zeigt die eben erzählte Geschichte, dafs schon vor dem Kriege die Roheit eine ziemlich grofse war.

Dafs der Venus gleichfalls geopfert wurde, ist durch viele Zeugnisse bestätigt. »Etliche unter jhnen wurden auch heimtückisch unnd da sie gnugsamb gefressen und gesoffen hatten, gaben sie sich heimlich in des Hurenwirths Losament und dantzten mit den Studenten Wäscherinnen und Studenten Mägdlein den Venus Dantz.«[2]) Auch was ihre Lektüre war, erfahren wir: »Auff der andern Taffel lagen etliche kleine Büchlein als wenn es der Amadis, Schäfferey, Cento Novella oder Ovidius de Amore were.«[3])

»Wer sein Ehbette wil behalten keusch und rein,
Der lade nur nicht viel Studenten zu sich ein.«[4])

Im allgemeinen ist das Urteil über die Studenten ein recht ungünstiges. »H. Hans Michael Moscherosch schreibet im Christlichen Vermächtnus am 456 Blat defs letzten Drucks also: Wo ist die Demut unserer Studenten? die die Zeit, so sie auf das studiren verwenden solten auf verdammte Eitelkeiten verschmitzen. Ists nicht also, dafs mancher Student heutigs Tags mehr Stiffel hat als Bücher, unnd das Dantzen und Fechten seyn *τὰ ἔργα*, Studiren aber und Gottesforcht seyn *πάρεργα* geworden, also dafs mancher viel Jahr auf einer Hohen Schuele zugebracht, aber nicht einmal einigen Professorem gesprochen.[5])

Der Verfasser des Philander Infernalis verweist sie gar in die Hölle (S. 890). »Also wird es allen den Studenten ergehen, welche die thewer Zeit so liderlich verschertzet und jhre stattliche Gelegenheit zum studieren nicht in obacht genommen unnd ihrer Eltern sawren Schweifs mit Extra, mit Fressen und Sauffen, mit Spielen unnd Grassiren, mit Buhlen und Stoltzieren, mit Dopplen, Würfflen, Lautenschlagen, Dantzen, Springen, Fechten, Ballenschlagen, Sprachmeister vel scilicet Schuster, Schneider, Crämer, Barbierer, Holtz, Stuben, Liecht, Wäsche, Buchladen, utinam vel quasi durchjagen und verzehren, das edle Talentum unnd von GOTT verliehene Gaben, die herrlich Ingenia, Sinne und Gedachtnufs also mörderischer Weise verderben, zu geringschätzigen unnützen Dingen mifsbrauchen, die erleuchte Natur zu Lieder dichten und anderer Leichtfertigkeit abrichten, ungeachtet dafs sie von GOTT zu vortrefflichen Ständen, Tugenden und Diensten aufsgerüstet, sondern Witz und Ver-

[1]) Zeitvertreiber, S. 87.
[2]) Philander Infernalis, 884. — [3]) Philander Infernalis, 889.
[4]) Zeitvertr., S. 292.
[5]) Zeiller, Handbuch, II. 388.

standt versauffen, Kunst und Tugend verachten unnd in der Gnadenzeit nicht umbkehren und sich bessern.«

Ist endlich das Studium beendet, dann handelt es sich darum, ein Amt zu bekommen. Und das war keineswegs so leicht.[1])

Vortreffliche Darstellungen des Studentenlebens finden wir in den Bildern der Stammbücher. Diese reiche Quelle mufs aber erst ausgebeutet werden. Leichter zugänglich ist das Bilderbuch »Pugillus Facetiarum Iconographicarum in Studiosorum potissimum gratiam ex proprijs eorundem Albis desumptarum et iam primum hac forma editarum 1608« (Strafsburg); der zweite Titel lautet »Speculum Cornelianum«; von Jakob von der Heyden ist das Ganze gestochen (datiert Strafsb. 1618). Dazu gehört: »Stirpium Insignium Nobilitatis etc. . . . Stammbuch der Jungen Gesellen etc. . . .« (Basel 1617). Diese beiden Kupferwerke sind in Neudrucken erschienen. Bilder aus dem Studentenleben des beginnenden 18. Jahrhunderts finden wir in dem kulturgeschichtlichen Bilderbuch VI, N. 3149—54. Den Fechtsaal und die Bibliothek der Universität Leyden stellen Kupferstiche von Jan Cornelisz Woudanus (c. 1580—1615) dar (Ebendas. III, N. 1518 u. 1517); das chemische Laboratorium der Universität Altdorf und eine Promotion an derselben Hochschule die Kupferstiche von Johann Georg Paschner (c. 1720) (Ebend. VI, N. 3155—3156).

Die Knaben, die sich nicht dem Universitätsstudium widmen sollten, und die Mädchen erhielten bei den sogenannten deutschen Schulhaltern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Unterweisung in der Religion ist wohl den Priestern, bei den Protestanten später den Predigern anvertraut worden. Auch die Mädchen hatten Musikunterricht, lernten Instrumente spielen.[2])

In Nürnberg mufs im 15. Jahrhundert diese Volksschule sehr gut gewesen sein: Albrecht Dürer schreibt z. B. eine hübsche leserliche Handschrift und die Kinderbriefe aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zeugen von bemerkenswerter Beherrschung der Sprache.

Widmete sich dann ein Knabe dem Kaufmannsstande[3]), so trat er sehr früh in das Geschäft ein, wurde nach Beendigung der Lehrzeit Gehilfe, bildete sich auf Reisen, in fremden Handelshäusern arbeitend, weiter und eröffnete endlich seinen eigenen Handel. Georg Steinhausen hat in seinem »deutschen Kaufmann« (Monogr. zur deutsch. Kulturg. I. Lpz. 1899) den Lebensgang eines Geschäftsmannes ausführlich geschildert.[4]) Die Abbildungen sind zum Teil sehr beachtenswert. Viel Schaden brachte es dem Kaufmannsstand, dafs die vornehmen Patrizier der Reichsstädte

[1]) G. Slevogtii, De vocatione ad pastoratum sub conditione matrimonii, von der Vocation unter der Schürtzen. Lips. 1739.

[2]) Deutsches Leben etc. Fig. 443. H. Brosamer, Lautenspieler (Kulturgesch. Bilderb. II. N. 743). — Tobias Stimmer, Musicierende Frauen (Ebendas. II. N. 1079—1088).

[3]) Vgl. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. — Comment on devenait patron. Paris. 1889.

[4]) Lehren für junge Kaufleute. — Fliegendes Blatt. 17. Jhdt. (Kulturg. Bilderb. V. N. 1674).

den Adel zu erlangen wufsten und auf den Handel verzichteten, da er eines Adligen nicht würdig sei. In dem »Grofsen Schauplatz Lust- und Lehrreicher Geschichten« (Frkf. 1664) S. 45 erwähnt der Verfasser zwei »Kauffherren zu Meiland« und fügt hinzu: ich sage Herren, dann der Orten die Kauffmannschafft den Adelstand nicht vernachtheiliget wie in Teutschland.

Dafs einzelne Betrüger unter den Kaufleuten sich vorfanden, kann nicht befremden. Besonders seit zu Anfang des 16. Jahrhunderts die



Quinten Mafsys, Der Wechsler und seine Frau. (Paris, Louvre.)

Handelsgesellschaften entstanden, an deren Gewinn und Verlust man sich mit einer Einzahlung beteiligen konnte — sie entsprachen etwa unsern Aktienunternehmungen — da wird öfter über Unredlichkeit der leitenden Personen geklagt. Schon 1519 gedenkt der Augsburger Chronist Wilhelm Rem solcher Betrügereien. »Die hies man geschickt leutt, man sagt nicht, dafs sie gros Dieb weren.« Schlimmer trieb es noch der Augsburger Grofshändler Ambrosius Höchstetter.[1]) An seiner Handelsgesellschaft hatte sich Barth. Rem mit 900 fl. beteiligt. Nach sechs Jahren schlägt Rem sein Guthaben auf 33000 fl. an und verlangt es zurück.

[1]) Clemens Sender, Augsb. Chron. (Chron. d. deutsch. Städte. XXIII. — Lpz. 1894.)

Höchstetter will nur 26 000 fl. geben. Es kommt zum Prozesse; in drei Instanzen gewinnt Rem. Höchstetter bietet jetzt 30000 fl., doch Rem appelliert an den Kaiser und sucht sich selbst zu helfen. Darauf wird er vom Rat gefangen und stirbt 1525 im Kerker des Kreuzertorturmes. 1529 ereilt jedoch Ambrosius Höchstetter die Vergeltung. Er hatte zwar mit seiner Frau, einer Tochter Jakob Rechlingers, 60000 fl. mitbekommen; Fürsten und Dienstmägde stellten ihm ihr Geld zur Verfügung, das er mit 5 % verzinste. Das ist sehr wenig, da damals 8 bis 10 % der gewöhnliche Zinsfufs war. 1529 aber hatte er bedeutende Geschäftsverluste; sein Sohn Joachim und sein Schwiegersohn Franz Baumgartner vergeudeten mit Banketten in einer Nacht 5000—10000 fl., verspielten auf einmal 10000—20000—30000 fl.; auch der Sohn Ambrosius, wie der Neffe Joseph sind schlechte Haushalter. Die ersten Forderungen finden noch Befriedigung, aber 300 Gläubiger, die zu lange gewartet, gehen leer aus. Ambrosius Höchstetter schickt heimlich seine besten Kleinodien fort; bei einer Inventarisierung findet sich nicht viel vor. Am 25. Juli wird Höchstätter mit seinem Sohn Ambrosius und dem Neffen Joseph in Haft genommen. Joachim und Schwager Baumgartner sind mit viel Geld rechtzeitig entflohen. Der Prozefs zieht sich lange hin. 1532 werden Ambrosius Höchstetter d. J. und Joseph auf Lebenszeit in den Kreuzertortum eingesperrt (1544 freigelassen). Der alte Ambrosius Höchstetter stirbt 1534 im Eisen. Die Fesseln hatten die Füfse krank gemacht; offene Geschwüre (der Wolf) waren die Todesursache. Ich habe diesen Fall nur erwähnt um zu zeigen, dafs solche Dinge auch in der guten alten Zeit vorgekommen sind.

Das Leben der Gewerbetreibenden hat Ernst Mummenhoff in seinem reich illustrierten Buche „Der Handwerker in der deutsch. Vergangenheit“ (Monogr. z. deutsch. Kulturg. 8, Lpz. 1901) dargestellt.[1]) Nicht jeder Knabe wurde bei den Handwerkern als Lehrling angenommen, er mufste ehelich geboren sein und einer nach damaligen Begriffen nicht bescholtenen Familie angehören. Hatte er die langen und schweren Lehrjahre überwunden, dann sprach man ihn frei. Er war jetzt Gesell, durfte das Schwert oder den Degen umgürten und nun seinerseits die Lehrlinge tyrannisieren.

Der Gesell tritt jetzt seine lange Wanderschaft an, und diese Wanderjahre sind es, die sein arbeitssames Leben verklären, auch sein Handwerkerdasein mit etwas Poesie erfüllen. Man erinnert sich nur der prächtigen Wanderlieder. In den verschiedensten Werkstätten arbeitend, vervollkommnet er sich in seinem Gewerbe. Aber er geniefst auch seine Jugend; wenn er einmal erst Meister ist, dann mufs er ehrbar und ernst sein Leben verbringen, jetzt nimmt er an allen Jugendstreichen teil, prügelt sich mit den anmafsenden Studenten, lärmt das Nachts auf den Gassen und singt vor dem Hause seiner Auserkorenen.[2]) Der blaue

[1]) Vgl. Berlepsch. Chronik d. Gewerke. I—IX. — S. Gallen o. J. — [2]) Valten Schumann, Nachtbüchlein II (1559) fol. 76a. Auch so thuons die Bawren nicht allein, man kans in Stätten auch, wann unsere Sönlein von dem Wein heymgehen, so muofs das Metzlein solches wissen, da kompt das Sönlein mit der Lautten oder Geygen oder Pfeyffen, macht also von erst ein böfslein unnd meynt, es soll der Gräten gefallen.

Montag wird gehalten; den Meistern gegenüber setzt man die Ansprüche mit Ausständen durch, welche durch die, das ganze Reich oder grofse Landstrecken beherrschenden Gesellenverbände eine um so gröfsere Bedeutung erlangen. Die Lohnkämpfe spielen zu allen Zeiten eine sehr grofse Rolle. Auf der Wanderung findet der Gesell in seinen Handwerks-Herbergen Aufnahme und Förderung jeder Art, auch eine Beisteuer zum Reisegelde. Sinnige und eigenartige Zeremonien, die bei jedem Handwerk verschieden waren, gaben dem Verkehr auf der Herberge noch einen besonderen Reiz.[1])

Ist der Gesell in die Heimat zurückgekehrt, hat er das Meisterrecht erlangt, dann vertritt er natürlich seinen und seiner Mitmeister Vorteil, unterdrückt die Pfuscher und Störer des Handwerkes. Die geistige Auffrischung findet er in der Schule der Meistersänger, sonst begnügt er sich mit der Unterhaltung der Trinkstube. Seltene, aber eben deshalb so mehr geschätzte Handwerkerfeste brachten auch den Angehörigen Unterhaltung und Auffrischung.[2]) Allmählich aber beginnt der Fabrikbetrieb das Handwerkerleben zu erdrücken und zu ersticken.

Dafs in der alten Zeit es auch unter den Handwerkern nicht allein ehrliche Leute gab, ersehen wir aus Dr. George Paul Hönns Betrugs-Lexikon, das 1743 zu Leipzig in neuer und verbesserter Auflage erschien, und von dem in demselben Jahre noch eine Fortsetzung veröffentlicht wurde.

c) Die Erziehung bei den Bauern.

Einen Schulunterricht haben Bauern wohl nicht erhalten; vielleicht dafs in seltenen Fällen eine Ausnahme gemacht wurde, ein reicher Freibauer seinen Sohn beim Dorfschreiber unterrichten und später die Stadtschule besuchen liefs. Die überwiegende Menge der Bauern kann weder lesen noch schreiben; ein bischen Religionsunterricht hatten sie beim Geistlichen erhalten, das Credo, Pater noster, Ave Maria erlernt, später den lutherischen oder sonst einen Katechismus mit Kirchenliedern und kräftigen Bibelsprüchen sich eingeprägt. Und mit diesem wenigen Wissen sind sie sehr gut ausgekommen; praktische Erfahrung und ein allzeit treues Gedächtnis ersetzten ihnen alle Gelehrsamkeit. Wie Logau richtig sagt (II. 4. 57):

Die Bauern sind so listig und sind gleichwol so grob?
Sie sinnen stets auff eines und halten auch darob.

---

[1]) Frid. Frisius, Ceremoniele Practica. Leipz. 1705.

[2]) Disposition eines religiösen, öffentlichen Aufzuges zu Löbau, zur Feier des Kreuzerfindungs-Festes am 3. Mai 1521. Kurios. III. 373,

Friedliebender Fischer-Kampff, den 12 Brachmonats 1671 auf der Pegnitz angestellet und gehalten. — 1614 d. 9. März trugen die Metzger in Nürnberg eine 493 Ellen lange Bratwurst (Kurios. V. 550).

Umzug der Nürnberger Metzger mit der Wurst 1658 (Kulturg. Bilderb. V. N. 2630). Umzug der Schreiner in Frankfurt 1659 (Ebendas. V. N. 2633).

III.

Die Kleidung.

Kleidung.[1]

I. Trachten bis zum Schlufs des II. Jahrhunderts.

Über die Trachten der Völker diesseits der Alpen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ist etwas irgendwie Haltbares bis jetzt nicht ermittelt worden. Die gelegentlichen Bemerkungen römischer Geschichtsschreiber wie Cäsar und Tacitus genügen noch lange nicht, uns ein klares Bild zu entwerfen, und auch die römischen Bildwerke, die germanische Völkerschaften darstellen, z. B. die Reliefs der Trajanssäule, die Bildwerke des Trajanischen Siegesdenkmales von Adamklissi[2]), wie die der Antoninussäule, welche die Grofstaten in den Feldzügen gegen die Marcomannen verherrlichen, ist wenig geug zu entnehmnen, was für unsere Zwecke brauchbar erscheint. Abgesehen davon, dafs sicher die nichtrömischen Völkerschaften diesseits der Alpen in ihrer Tracht grofse Verschiedenheiten aufwiesen, dafs ein Gallier anders aussah als ein Germane oder Iberer, sind auch innerhalb der einzelnen Völkerschaften bei den mannigfaltigen Stämmen gewisse charakteristische Unterschiede der Tracht vorhanden gewesen, wie noch z. B. vor hundert Jahren eine solche Verschiedenheit der Bauernkleider in Deutschland allgemein anzutreffen war. Wie bis jetzt aber die Überlieferungen zur Verfügung stehen, werden wir diese Fragen kaum je genügend zu lösen vermögen. Es genügt jedoch für unsern Zweck festzustellen, dafs alle Abbildungen von Galliern, Germanen u. s. w., die uns unsere modernen Künstler bieten, lediglich Phantasiegebilde sind und jeder historischen Treue und Zuverlässigkeit völlig ermangeln.

In den Landstrichen, die der römischen Herrschaft unterworfen waren, haben zumal die höheren Stände bald die römischen Moden angenommen; das Volk, die Bauern, hat wohl an seiner angestammten

[1]) Eine ausgezeichnete Zusammenstellung aller auf das Kostümwesen bezüglichen Veröffentlichungen bietet uns Franz Frhr. von Lipperheide in seinem reich illustrierten Werke »Katalog der Frhrl. v. L. Sammlung für Kostümwissenschaft« (Berlin. 1896 ff.).

[2]) O. Benndorf, Das Monument von Adamklissi. Wien. 1895.

Tracht festgehalten.[1] Und auch die germanischen Stämme liefsen sich beeinflussen; ihre Fürsten und Vornehmen kleideten sich in die kostbaren Stoffe, die ihnen der Handel zuführte, und liefsen ihre Kleider nach römischem Schnitte anfertigen. Sidonius Apollinaris hat uns die Erscheinung eines vornehmen Westgoten oder Burgunders geschildert: Wadenbinden, blofse Schenkel, kurzer bis zum Knie reichender gegurteter Rock, der Mantel grün mit rotem Saume. Von der Tracht der Langebarden wissen wir nur, was Paulus Diaconus uns mitteilt, sie legen schon eine Art Hosen an. Die Abbildungen langobardischer Könige, die uns in den Miniaturen der Lex Langobardorum, wie sie in der Handschrift von la Cava erhalten sind[2]), vorführen, dürfen doch immer nur mit Vorsicht gebraucht werden, da sie erst im 11. Jahrhundert entstanden sind. Ob alte Vorlagen von dem Kopisten verwendet worden sind, was wahrscheinlich ist, und ob diese Vorlagen treu und zuverlässig nachgebildet wurden, das alles müfste erst einmal genau untersucht werden. Die Statuen heiliger Frauen in Cividale (Friaul)[3]), die man früher als Abbildungen langobardischer vornehmer Damen ansah, sind byzantinischen Ursprunges, also ganz und gar nicht geeignet, uns eine Vorstellung von der Erscheinung einer Langobardin zu geben.

Im Schatze des Domes zu Monza werden aufser den Brustkreuzen und Kronen langobardischer Könige[4]), aufser den Reliquiarien, die auf ihre Zeit zurückgehen, auch der Kamm und der Fächer der Königin Theudelinde (Ende des 6. Jhdt.) bewahrt. Die Ornamentik ist einfach, nur bezeichnend die Vorliebe für Granaten (Almandinen), die zum Schmucke verwendet wurden. Solche Goldarbeiten scheinen unter den germanischen Völkern sich grofser Beliebtheit erfreut zu haben. In dem Goldfunde von Petrossa, der aller Wahrscheinlichkeit nach ostgotischen Ursprunges ist[5]), haben wir die mit Almandinen ausgefüllten Goldzellen der Ornamentik; mehrere Adlerspangen, von denen eine für das Germanische Museum zu Nürnberg erworben wurde[6]), wahrscheinlich auch ostgotische Arbeiten wie das Fragment einer in Ravenna gefundenen Rüstung[7]) und die berühmten Waffenstücke, die in dem Grabe des Frankenkönigs Childerich († 481) zu Tournai 1653 entdeckt wurden, zeigen ganz dieselbe Verzierungstechnik.[8]) An Schmucksachen aus der Zeit der Merowinger

[1] Herm. Weifs, Kostümkunde. Gesch. der Tracht und des Geräts des Mittelalters². Stuttg. 1883, S. 284 ff.

[2]) Weifs, a. a. O. S. 301. Fig. 196. — Vollständig in der Ausgabe der Leges Langobardorum von Baudi di Vesme in den Monum. hist. patr. VIII. Torino. 1855.

[3]) Weifs, a. a. O. S. 302. Fig. 197. — Gailhabaud, Monuments d'Architecture Paris 1839—49 Tom. II. — V. Eitelberger im Jahrb. der k. k. Zentral-Komm. IV. 245

[4]) Interessante Funde wurden in den Gräbern bei Lodi vecchio, Monza, Cividale del Friuli, Varese Monza gemacht: goldene Kreuze, die man auf die Gewänder nähte. Diese Goldkreuze wurden in Berlin 1899 versteigert und vom Germanischen Museum in Nürnberg erworben. Abgeb. im Katalog von Lepke. 10. Dez. 1899. — Vgl. den Aufsatz von Th. Hampe in d. Mitt. d. Germ. Mus. 1900, S. 27, 92 ff.

[5]) Mitt. d. k. k. Zentral-Komm. XIII, 105, 12; XIV, 60; XVIII, 304; XIX, 130.

[6]) Mitt. des Germ. Nat.-Museums 1899, S. 33 ff. Taf. 1.

[7]) Schnaase, Kunstgesch. ²III. 598.

[8]) Wilh. Lindenschmidt, Altert. d. heidn. Vorzeit. II. Taf. V.

fehlt es uns überhaupt nicht, allein die ganze äufsere Erscheinung der Leute in jenen Tagen ist uns nur ganz unzulänglich geschildert worden.

Und die Miniaturen, die so gern herangezogen werden, um diese Lücke auszufüllen, beweisen gar nichts, da sie fast ausnahmslos nur Nachbildungen älterer Vorlagen bieten. Es ist da das gröfste Mifstrauen sehr wohl angebracht. Vor allem darf man nicht, wie dies Weifs tut, S. 307, die Statuen an den Portalen der Kirchen zu Corbeil, Chartres u. s. w. als Beispiele merowingischer Tracht verwenden. Diese Denkmäler stammen aus dem 12. Jahrhundert und führen uns auch nur den Kleiderschnitt ihrer Entstehungszeit vor.

Selbst über die Trachten zur Zeit Karls des Grofsen sind wir noch recht schlecht unterrichtet. Aus den Phrasen des so oft zitierten Gedichtes von Angilbert läfst sich gar wenig ersehen. Schwerlich wird man aus der Beschreibung, die er von der Erscheinung der Frauen am Hofe Karls entwirft, als sie zur Jagd ausziehen, sich eine Vorstellung machen können, wie sie in Wirklichkeit gekleidet waren. Dafs Karl der Grofse nicht so aussah, wie ihn unsere Bilderbücher immer noch darstellen, das ist bekannt. Abrecht Dürers berühmtes Bildnis des Kaisers hat sicher die Vorstellungen der späteren Geschlechter bestimmt. Karl konnte in Wirklichkeit die Krone und den Kaiserornat nicht tragen, da sie erst Jahrhunderte nach seinem Tode angefertigt worden sind, auch fehlt bei dem einzigen zuverlässigen Porträt des Kaisers, welches noch im 18. Jahrhundert im Triclinium Majus des Lateranensischen Palastes zu sehen war, der lange Patriarchenbart; auf diesem zur Zeit Karls entstandenen Bildwerk ist der Kaiser bis auf einen kleinen Schnurbart glatt rasiert, was übrigens auch mit den Siegelbildern des Monarchen übereinstimmt.

Die Mosaiken jenes unter Papst Leo III. 790—99 erbauten Speisesaales des Lateran-Palastes sind nicht mehr im Original erhalten, doch soll die unter Benedikt XIV., 1743, angefertigte Kopie durchaus zuverlässig sein.[1]) Der Kaiser trägt Schenkel- und Wadenbinden, den kurzen gegürteten Rock, den Mantel und eine Art Barett. Dieses Abbild entspricht ziemlich genau der Schilderung, die der Monachus Sangallensis von der Tracht der Franken entwirft.

Im grofsen Ganzen wird dieser Kleiderschnitt bis in das 12. Jahrhundert festgehalten. Dafs die Röcke mit Borten verbrämt oder sonst durch Zieraten belebt werden, verschlägt nichts. Die Zeitgenossen werden für die wechselnden Moden schon Verständnis gehabt haben, denn es ist kaum anzunehmen, dafs man mehrere Jahrhunderte hindurch ganz die gleiche Kleiderform festgehalten hat; wir jedoch sind nicht in der Lage, uns von diesen kleinen Verschiedenheiten Rechenschaft zu geben. Der Mantel ist bei den vornehmen Leuten lang, bei den Arbeitern, Bauern kurz, oft mit einer Kapuze versehen (s. den Totschlag Abels auf den Reliefs der Hildesheimer Domtür. Vor 1022).[2]) Gewöhnlich

[1]) L. Quicherat, Histoire du Costume en France. Paris. 1875. S. 108.

[2]) Ernst Förster, Denkm. deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei. IV. (Leipz. 1858.) — Wilh. Bode, Gesch. der deutschen Plastik, Berlin. 1837. S. 24.

wird der Mantel auf der rechten Schulter durch eine Agraffe zusammengehalten. Die Beine sind mit Hosen bekleidet, d. h. die Oberschenkel und den Unterleib schützt der Bruch, d. h. eine Art Schwimmhose, nur an den entsprechenden Stellen offen, während die Unterschenkel mit strumpfartigen Hosen bekleidet sind.

Der Bruch (braca) ist wohl von altersher bei den Völkern diesseits der Alpen gebräuchlich; schon das rauhere Klima verlangte einen Schutz des Unterleibes. So sprechen die Römer von der Gallia braccata. Auf den Bildwerken ist dies Kleidungsstück, da es vom Rocke gedeckt wird, nicht sichtbar. Der Bruch wie die Strumpfhose wird durch Nestel an dem Gürtel befestigt. Statt der Strumpfhose hatte man in der älteren Zeit den unteren Teil der Oberschenkel und die Waden mit Binden umwickelt. Die aus Wollen- oder Leinenstoff genähte Strumpfhose verdrängt allmählich die Beinbinden. Sie ist zuerst weiter und wird nicht vor dem 12. Jahrhundert durch die prall anliegenden Hosen verdrängt. Man erkauft die Befriedigung der Eitelkeit mit der Unbequemlichkeit, die Hose mit Schnürbändern fest anpressen zu müssen. Den Fufs bedeckt der Schuh, bald ein einfaches Lederstück, das mit Riemen an den Fufs geschnürt wurde, bald ein künstlicher gefertigtes Schuhwerk. Im 11. Jahrhundert liebten die Modehelden, den Schuh in eine Spitze auslaufen zu lassen. Diese Schnabelschuhe, die in ganz übertriebenen Formen getragen wurden, gaben den Sittenpredigern vielfach Anlafs zu Tadel und Verdammung. Was das Schuhwerk anbelangt, so hat immer die Form des spitzen und des breiten Schnittes abgewechselt.

Über die Tracht der Frauen ist auch allgemein als bis ins 12. Jahrhundert geltend festzustellen, dafs über dem Hemd der Rock getragen wird, der vom Halse bis zu den Füfsen herabreicht, und mit einem Gürtel zusammengehalten wird. Bald wurden diese Röcke sehr lang getragen, bald am Halse weit ausgeschnitten, bald an der Büste durch Schnürbänder fest angeprefst; alle diese wechselnden Moden wurden von den Moralisten jener Zeit aufs schärfste verurteilt. Auch die Frauen tragen Socken und Schuhe; ob sie die Mode der Schnabelschuhe mitgemacht haben, ist nicht zu erweisen, jedenfalls sehr wahrscheinlich. Der lange Mantel vollendet den Anzug der vornehmen Dame; er wird mit einer Agraffe über der Brust zusammengehalten. Das Haar tragen die Unverheirateten offen oder in Zöpfen geflochten; die verheirateten Frauen binden das Haar auf und bedecken es mit einer gewöhnlich aus Leinwand hergestellten Haube.

Wir haben noch keine wissenschaftlich brauchbare Geschichte der Trachten vor dem 12. Jahrhundert. Weder hat man die Belegestellen sämtlich gesammelt — und da dürften besonders die Verhandlungen der Konzilien und Synoden zu beachten sein — noch das vorhandene Abbildungsmaterial erschöpfend zusammengestellt und vor allem kritisch gesichtet. Was v. Hefner-Alteneck und andere Verfasser von Kostümwerken gerade über die Zeit vor dem 12. Jahrhundert vorbringen, mufs immer nur mit Vorsicht aufgenommen werden.

2. Trachten der Vornehmen im 12. und 13. Jahrhundert.

Seit dem Beginne des 12. Jahrhunderts verfügen wir über ein reiches Material. Nicht nur bringen die zahlreichen Epen der Franzosen und bald auch die der Deutschen in ihren breiten und behaglichen Schilderungen uns eine bis aufs einzelne genaue Besprechung der Trachten der vornehmen Welt, sondern es stehen uns von dieser Zeit an auch viele Abbildungen, zumal Miniaturen, zur Verfügung, die eben dadurch sich vorteilhaft von den Arbeiten der früheren Jahrhunderte unterscheiden, dafs sie nicht sich bemühen, Vorlagen älterer römischer Meister nachzuahmen, sondern sich bestreben, das Leben ihrer Zeit darzustellen. Für das 12. Jahrhundert kommen da vor allem an Bilderhandschriften in Betracht:

Für Italien: die Vatikanische Handschrift von Donizos Lobgedicht auf die Markgräfin Mathilde (Abg.: Mon. Germ. S. S. XII), datiert 1115.

Für Deutschland: die wichtigen Miniaturen des Antiphonars von S. Peter in Salzburg, die in den Mitt. der k. k. Zentralkommission z. Erh. der Kunstdenkm. XIV und später von Lind und Camesina für sich (Wien 1870) heraus gegeben worden sind. Hubert Janitschek versetzt die Entstehung der Handschrift zwischen 1092 und 1120, und diese Datierung ist wohl als die richtige anzusehen.



Grabmal des Wiprecht v. Groitzsch († 1124) in der Klosterkirche zu Pegau.

Dann ist die beim Brande der Strafsburger Stadtbibliothek 1870 leider zerstörte Handschrift des Hortus Deliciarum zu nennen. Einige der interessantesten Miniaturen dieses Werkes, die von der Verfasserin Herradis von Landsberg 1165 bis 1175 ausgeführt wurden, hat schon 1818 Chr. M. Engelhardt in Stuttgart herausgegeben. Nach noch vorhandenen Durchzeichnungen ergänzte dann Straub vielfach die ältere Arbeit.[1])

In Frankreich fehlt es an einem solchen Bilderwerke. Dagegen bieten die Skulpturen am Westportal der Kathedrale zu Chartres, welche um 1140—50 entstanden sein dürften, die ungefähr aus der gleichen

[1]) Hortus deliciarum publié par A. Straub et G. Keller. Strasbourg. 1873—1900.

Zeit herrührenden Statuen aus der Kathedrale von Corbeil, jetzt in Saint-Denis, sehr wertvolle Anhaltspunkte für die Kostümgeschichte.



Statuen des Markgrafen Eckhard mit Gemahlin im Dome zu Naumburg.

Das 13. Jahrhundert ist schon reich an Miniaturen und an plastischen Bildwerken. Die Grabdenkmäler, die die Bilder der Verstorbenen uns vorführen, haben wohl eine hervorragende Bedeutung zu beanspuchen, doch sind sie zwar meist, aber bei weitem nicht immer, bald



Grabmal Heinrichs d. Löwen und seiner Gemahlin im Dome zu Braunschweig.

nach dem Tode der dargestellten Persönlichkeiten ausgeführt worden, oft jedoch auch erst viele Jahre später. So das berühmte Denkmal des Wiprecht von Groitzsch in der Klosterkirche zu Pegau. Der alte Kriegsheld starb schon 1124, aber sein Denkmal ist erst beinahe hundert Jahre später hergestellt worden. Die Monumente Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin im Dome zu Braunschweig stammen aus einer Zeit, lange nach ihrem Tode.[1]) Also gerade bei Benutzung der Grabdarstellungen ist Vorsicht geboten. Es mufs auch immer bedacht werden, dafs die Toten in ihrer besten Kleidung dargestellt werden. So zeigten sie sich durchaus nicht alle Tage. Später, für das 15. und 16. Jahrhundert, werden die Toten — besonders gilt dies von den Frauen — auf den Grabsteinen abgebildet, wie sie zur Kirche gingen. Daraus darf man aber nicht auf ihr Aussehen bei anderen Gelegenheiten Schlüsse ziehen.

Seit dem 12. Jahrhundert kann man die Herrschaft der Mode nachweisen, und zwar ist schon damals Frankreich auf diesem Gebiete allmächtig. Die französische Mode erstreckte ihren Einflufs auf alle katholischen Kulturvölker Europas. Sicher hat es kleine, für uns unfafsbare Unterschiede gegeben, denn an ihrer äufseren Erscheinung erkannten z. B. die Franzosen die Deutschen, die Oberdeutschen die Sachsen u. s. w. Von dieser Mode, die den Kleiderschnitt in Frankreich, Spanien, England, Italien und Deutschland bestimmte, haben wir allein Kenntnis. Dafs es neben dieser Festtracht auch Hauskleider gab, die in Stoff und Schnitt viel einfacher waren, dafs man, — wenigstens für das 16. und 17. Jahrhundert läfst es sich nachweisen, — Hauskleider, Festkleider, Kirchenanzüge hatte, und wieder andere Trachten anlegte, wenn man zu einem Begräbnisse ging, das ist als ziemlich sicher anzunehmen, wenn wir auch von den unterscheidenden Formen kaum etwas wissen, wie man anders geschnittene Kleider im Sommer trug, andere im Winter. Auch das ist gleichfalls, nach Analogie der späteren Zeit, wahrscheinlich.

Was wir von der Tracht des 12. und 13. Jahrhunderts feststellen können, beschränkt sich also darauf, dafs wir uns die Erscheinung der Vornehmen jener Zeit bei Gelegenheit von Festen ziemlich richtig vorzustellen vermögen. Von der Tracht der Bürger und der der Bauern, die je nach den Städten und Landstrichen gewifs überaus verschieden waren, wissen wir so gut wie gar nichts.

Die Modetracht bleibt im 12. und 13. Jahrhundert ziemlich gleich.[2]) Natürlich werden die Zeitgenossen schon den Wandel des Modegeschmackes empfunden haben, wenn wir auch annehmen dürfen, dafs die französische Mode nicht so schnell, wie in viel späterer Zeit wechselte: wir sind nicht in der Lage, diese feinen Unterschiede festzustellen.

---

[1]) Bode, Deutsche Plastik. S. 50.

[2]) Eine Geschichte der französischen Modetracht vom 13. bis 18. Jahrhundert gibt Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. — Les magasins des nouveautés. (Paris. 1894.) — Le vêtement. S. 53 ff. — Die genuesische Tracht bespricht ausführlich L. T. Belgrano, Della vita privata dei Genovesi. (Genova 1885.) P. III. cap. 39—63. — Die Kostüme Venedigs schildert P. G. Molmenti, La vie privée à Venise (Ven. 1882) p. 110 ff. 229 ff. 400 ff.

Der Mann zieht nach dem Aufstehen das Hemd an und gürtet dasselbe um die Lenden. An diesen Gurt werden sowohl der Bruch, also die Bekleidung des Unterleibes und der Oberschenkel, und die beiden Strumpfhosen mit Bändern (Nesteln) befestigt. Bei grofser Kälte zog man wohl noch ein Wams über das Hemd. Die Füfse waren mit Schuhen bekleidet; die Mode wechselt: bald sind spitze Schuhe mit langen Schnäbeln beliebt, bald werden stumpfe vorgezogen. Die Kirche und bald auch die städtischen Gesetze haben den Luxus der Schnabelschuhe stets bekämpft.

Das Hauptkleidungsstück ist der Rock, der bis über das Knie herabreicht, mit Ärmeln versehen und am Halse aufgeschnitten ist, so dafs man ihn über den Kopf ziehen kann. Im Winter ist er mit Pelz verbrämt. Der Rock wird mit dem Gürtel über den Hüften zusammengehalten; an diesem Gürtel hängt das Schwert des Ritters. Trat Kälte ein, so zieht man einen zweiten Rock an, den Surkôt. Auch die ärmellose aus Tuch gefertigte und mit Pelz gefütterte Suckenîe gewährt im harten Winter Schutz. Handschuhe trägt man jederzeit, zumal wenn man das Haus verläfst.[1]) Der Anzug der vornehmen Leute wird vollendet, sobald sie den langen pelzgefütterten Mantel anlegen. Derselbe wird durch Agraffen über der Brust zusammengehalten. Verschieden geformte Mützen und Hüte brauchte man als Kopfbedeckungen, sobald man ausging. Strohhüte und mit Pfauenfedern belegte Hüte werden ausdrücklich erwähnt.

Die Männertracht ist einfach aber bietet volle Gelegenheit, die Schönheit des Wuchses zur Geltung zu bringen. Heitere bunte Farben gaben der Erscheinung einen fröhlichen Charakter: grüne Röcke und rote Hosen; halbgeteilte Röcke rot und blau u. s. w. Im Notfalle konnte übrigens auch eine Frau den Männerrock anlegen; die Kleider unterschieden sich nicht erheblich von einander.

Die Frauenkleidung entspricht, wie gesagt, genau der der Männer, nur tragen sie keinen Bruch, und statt der Strumpfhose Socken; der Rock ist länger und reicht bis auf die Füfse; auch er ist um die Taille gegurtet. Gefallsüchtige Frauen schnüren das Kleid um die Büste mit Schnürbändern eng, ihren Wuchs zu zeigen. Fast während des ganzen 12. Jahrhunderts erweitern sich die Ärmel so, dafs ihre Säume fast den Boden berühren. Die Frauen tragen mehr Schmuck als die Männer: Armbänder, Broschen, Ohrringe, Ringe. Die Agraffen, die den Mantel über der Brust zusammenhalten, sind von prächtiger Arbeit aus Edelmetall. Ledige Mädchen lassen ihr Haar frei herabwallen oder flechten es zu Zöpfen; verheiratete Frauen binden das Haar auf und bedecken es mit Schleiern oder verschiedenartigen Hauben.

Schminke und Parfümerien[2]), im Notfalle auch falsche Haare finden allezeit Verwendung.

[1]) Über die Geschichte der Handschuhe, vgl. Alfr. Franklin, La vie privée d'autrefois. — Les magasins de nouveautés. (Paris 1895.) p. 1—122.

[2]) Alfr. Franklin, a. a. O. Kap. 2—7.

3. Das 14. und 15. Jahrhundert.

Diese Moden bleiben bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts dieselben, wie die Miniaturen zeigen, mit denen die bekannte Heidelberger (früher Pariser) Liederhandschrift ausgestattet ist.[1]) Die Umwandlung ging auch von Frankreich aus.

Der Rock wird arg verkürzt, so dafs er jetzt kaum über das Gesäfs reicht, eine Art Jacke bildet, die sich eng dem Leibe anschmiegt, durch einen Gürtel festgehalten wird. Durch die Verkürzung des Rockes, eine Mode, die freilich nur die Jugend mitmachte — alte Herren trugen nach wie vor lange Röcke, — durch diese Verkürzung wird nun der Bruch sichtbar; so weit man auch die Strumpfhose heraufziehen wollte, waren doch anstöfsige Entblöfsungen kaum zu vermeiden. Dieser kurze Rock oder diese Jacke wird von jungen Leuten bis ins 16., ja 17. Jahrhundert getragen. Es kam nun darauf an, die Hosen so anzuordnen, dafs kein Ärgernis mehr entstehen konnte. Das gelingt aber erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Der Bruch wird jetzt geschlossen aus gutem Stoff angefertigt, offen gezeigt. Der Hosenlatz, der sich sehr bemerklich macht und auch absichtlich recht sichtbar getragen wurde, hilft den Schwierigkeiten allenfalls ab. Der Bruch wird zur Culotte, der Latz bleibt bis ins 17. Jahrhundert allgemein modern. Die Strumpfhose verkürzt sich zum Strumpf, der über den Knien sich an die Schenkelhose anschliefst, mit Bändern und dergleichen gehalten. Schnüre, mit Senkeln (aiguilltes) versehen, befestigen die Hose am Wams. Es ist also immer sehr umständlich, die Nestel auf- und zuzubinden, und, wie Fischart bemerkt, empfiehlt es sich, wenn man jungen Wein trinkt, die Bänder schon vorher zu lockern. Das Nestelknüpfen, nouer l'aiguillette, welches den Vollzug der Ehe durch Zauberkraft hinderte (s. o. S. 170, Anm. 3), hat im Grunde nur die Unmöglichkeit, die Nestel aufzubinden, die Hose herabzuziehen, zur Folge. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts fängt man an, die Hosen an das Wams anzuknüpfen. Die Hosenträger (brételles) werden erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebraucht.[2])

Die Strümpfe hat man in älterer Zeit aus Stoff gefertigt; sollten sie recht prall anliegen, dann schnürte man sie auf der Wadenseite mit Schnürbändern fest. Erst im 16. Jahrhundert trägt man gestrickte Strümpfe. Die Kunst des Strickens soll nach einigen Autoren im 13. Jahrhundert in Italien erfunden sein; andere schreiben die Erfindung den Spaniern zu und verlegen sie in das 16. Jahrhundert. Nach Alfred Franklin[3]) trug noch Franz I. von Frankreich genähte Wollstrümpfe; zur Zeit Heinrichs II. waren schon gestrickte seidene Strümpfe modern, wenn der

---

[1]) Die Bilder hat zum Teil Friedrich v. d. Hagen in seinem Bildersaal altdeutscher Dichter (Berlin 1856) veröffentlicht, vollständig Franz Xaver Kraus im Lichtdruck sie (Strafsburg 1887) herausgegeben.

[2]) Vgl. Alfred Franklin, a. a. O. 123—145.

[3]) La vie privée d'autrefois. — Les magasins de nouveautés * * * (Paris. 1896) p. 282—312.



Trachten aus dem 14. Jahrhundert. (Federzeichnungen in der sogen. Welislawer Bilderbibel, im Besitz d. Fürsten Lobkowitz in Raudnitz.)

König sie auch selbst aus Sparsamkeit nicht trug. Die Einführung der gestrickten Strümpfe ist also in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts



Tracht a. d. 14. Jahrhundert. (Welislawer Bilderbibel.)



Liebespaar. Tracht a. d. Ende d. 15. Jahrhunderts. (Handzeichn. i. Städelschen Institute zu Frankfurt a. M.)

erfolgt. Bald darauf erfand man die Strickmaschine. Die Engländer schreiben die Erfindung dem Pastor von Woodborough William Lee, zu; er soll 1589 die erste Maschine gebaut, in England wenig Ermunterung



Vittore Pisano (1380–1456): Porträt des Lionello d'Este. (Bergamo, Sammlung Morelli.)

erhalten haben. Er ging auf Sullys Wunsch nach Frankreich, fand aber nach dem Tode Heinrichs IV. keine Unterstützung und starb im Elend. Sein Bruder kehrte mit den Arbeitern nach England zurück und erntete jetzt den Lohn für die Erfindung. In England sah die Maschine Jean Hindret aus Nîmes und war im stande, sie nachzumachen. 1656 hat er seine Fabrik im Schlosse Madrid bei Paris etabliert.

In den beiden Jahrhunderten wechselt die Mode der Männertracht verhältnismäſsig wenig. Der Rock wird bald länger bald kürzer getragen; eine Zeitlang sind die langherabhängenden Ärmel beliebt; zur Zeit Karls IV. vertritt ein von der Schulter herabhängender Pelzstreifen diese Prunkärmel[1]; die wieder in den ersten Dezennien des 15. Jahrhunderts modern werden;[2]) dann findet man zumal in den BurgundischenLändern Geschmack an den Wulsten, die den Oberarm und die Schulter verunzieren.

Eine Hauptsache ist die Verzierung des Rockes, der mit Knöpfen benäht, mit Schellen besetzt wird[3]) — die Tracht des Hanswurstes ist das Kleid eines Modeherren des 15. Jahrhunderts. Dann werden die Kleider aus bunten Stoffstücken zusammengenäht, gegen Ende des 15. Jahrhunderts auch aufgeschlitzt, damit das kostbare Futter oder die saubere weiſse Wäsche zur Geltung gelangt. Wieder eine andere Zeit liebt es, die Säume der Röcke in mannigfacher Weise auszuzacken. Das ist die sogenannte Zaddeltracht, die schon im 13. Jahrhundert versucht wird und von Zeit zu Zeit wieder Bewunderer findet.

[1]) Deutsches Leben etc Tafel VI. 5, X. 1. 2. 3. 4, XV. 3.
[2]) Ebend. Fig. 335, 336, 340, Taf XXII. XXIII.
[3]) Ebend Fig. 341. Taf. XXII, XXIII.

Von den Hosen habe ich schon gesprochen. Es sei nur noch bemerkt, dafs man gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Oberhose, den



Jan van Eyck († 1440): Der Mann mit der Nelke (Ritter d. Antonius-Ordens. — Berl., Kgl. Gem.-Galerie)

alten Bruch, in den leuchtendsten Farben zusammenstückte und den Latz durch Hervorhebung der Kontrastfarben absichtlich zur Geltung brachte. Das bald mehr bald minder spitze Schuhwerk wird bis in die neunziger Jahre des 15. Jahrhunderts getragen. Dann treten an seine

Stelle die vorne breiten Schuhe, die Ochsenmäuler, eine seltsam geschmacklose Mode.

Der Mantel gehört schon im 14. Jahrhundert nicht mehr unbedingt zum Gesellschaftsanzug, man trägt ihn, z. B. die Form des Tabard nur wenn es kühl wird. Dagegen finden wir seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Pelzröcke, die vorne mit Knöpfen oder Nesteln geschlossen werden können. Sie sind bald lang, bald ziemlich kurz, mit breitem Pelzkragen und Pelzaufschlägen und werden mit Vorliebe von älteren Männern getragen. Man nennt sie Husseken; später wird der Name Schaube allgemein.

Ebenso wie der Schnitt der Röcke wechselt der der Kopfbedeckungen. Von dem einfachen Haarreifen — dem alten Schapel — der über der Stirn etwa mit einem Reiherstutz geschmückt war, bis zu den verschieden geformten Mützen, Pelzkappen und Baretten hat man allerlei Formen versucht. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hat man in den Niederlanden und weit über dieselben hinaus eine Kappe getragen, die an den heutigen türkischen Fez erinnert, nur ohne Troddel. Dann sind in Italien Mützen beliebt, die in ihrer Form der schirmlosen deutschen Soldatenmütze entsprechen. In der Camera de Sposi dei Palazzo della Corte zu Mantua hat Mantegna den Herzog Lodovico Gonzaga so dargestellt. Dazu kamen die verschiedenen Arten von Hüten: Strohhüte, Schafpelzhüte u. s. w. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts beginnt man einen Luxus mit kostbaren Straufsenfedern zu treiben, schmückt mit ihnen Hüte und Barette. Die Agraffen, mit denen die Federn an den Hüten befestigt wurden, sind vom Goldschmied kunstreich gearbeitet, mit Edelsteinen, Perlen besetzt, mit Schmelzwerk geziert.



Piero degli Franceschi († 1492)
Federigo da Montefeltre, Herzog von Urbino. (Florenz, Uffizien.)

Die Frauenkleider behalten im allgemeinen den Schnitt, den sie im 13. Jahrhundert hatten, doch wird es jetzt zur Regel, dafs der Busen recht zur Geltung kommt; auch sind sie häufig so weit ausgeschnitten, dafs die blofsen Brüste sichtbar werden. An Stelle der Haube tritt zuweilen der gekrauste Schleier (s. o. S. 131. 135).

Die Frauentrachten sind jedoch viel weniger exzentrisch, viel anständiger als die der Männer, auch minder prächtig. Die Ärmel werden gegen Ende des 14. Jahrhunderts eng getragen; der lange Hängeärmel wird noch durch einen Streifen Pelzwerks angedeutet, der lang von der Achsel herabfällt. Dann kommen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die langen Hängeärmel, bald ausgezaddelt, bald glatt gesäumt wieder auf. Das Kleid selbst ist bis Ende jenes Jahrhunderts aus einem Stück gefertigt: Taille und Rock bilden ein Ganzes. Die Taille wird weit ausgeschnitten, mit Knöpfen oder Schnürbändern geschlossen. Oft legt man unter ihr einen Brustlatz noch an, um die Wirkung des weiten Brustausschnittes einigermaſsen zu mildern. Die Modevariation besteht darin, daſs die Gürtung der Taille bald höher bald niederer beliebt wird.



Grabmal des Johannes Holzhausen († 1393) im Dome zu Frankfurt.

Um das Jahr 1500, etwas Genaueres ist heute noch nicht ermittelt, trennt man das Leibchen des Kleides von dem Rocke, der nun erst an den Hüften beginnt und bis auf die Füſse herabreicht. Diese Neuerung ist für die gesamte Gestaltung der Frauenmoden von allergröſster Bedeutung.[1])

Der Luxus, den die Frauen treiben, beschränkt sich, abgesehen von den Schmucksachen, hauptsächlich auf die Kopfputze. In dieser

[1]) Über Broschen und Fürspanne s. A. Franklin a. a. O. 158 ff.; über Nadeln und Stecknadeln 169 ff.; über Fingerhüte 189 ff.; über Gürtel 192 ff.; über Knöpfe 210 ff.; über Strumpfbänder 230 ff.

Hinsicht hat das 15. Jahrhundert die mannigfachsten, oft abenteuerlichsten Schöpfungen hervorgebracht. Ich erinnere nur an den Hennin, die hohe spitze Haube, die am burgundischen Hofe um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Nordfrankreich und auch in den angrenzenden Teilen Deutschlands aufkam.

Seit dem 14. Jahrhundert ist es möglich, die Wandelungen der Mode nicht nur an der Hand der zahlreichen datierten Miniaturen, Gemälde und Zeichnungen, sondern seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch gestützt auf die ansehnliche Menge von Holzschnitten und Kupferstichen ziemlich genau zu verfolgen. Auch die vielen Grabdenkmäler geben, mit Kritik benutzt, wichtige Anhaltspunkte; dazu kommen die zahlreichen Mitteilungen, die wir in Chroniken und vor allem in den städtischen Polizeiordnungen vorfinden, ja selbst die Konzilien und Synodalbeschlüsse enthalten willkommene Abschnitte über die Ausschreitungen der Mode. Es handelt sich aber in diesem Zeitabschnitte immer mehr um die Trachten des Bürgerstandes. Im Gegensatz zu den Nachrichten, die wir über das 12. und 13. Jahrhundert besitzen, finden wir in den Quellen des späteren Mittelalters nur überaus selten der Trachten der Fürsten, des Adels gedacht. Dafs aber die Frauen der Bürger auch andere Kleider trugen, wenn sie im Hause sich aufhielten, wenn sie zum Fest, zum Tanz oder zur Kirche gingen, beweisen Albrecht Dürers schöne Aquarellzeichnungen von 1500 in der Albertina zu Wien.[1])



Martin Zasinger, Aristoteles und Phyllis.

Wenig ist es, was wir von den Kleidern der Bauern bis jetzt ermittelt haben. Man müfste die Kalenderbilder, die ja bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen, einmal zu diesem Zwecke genauer untersuchen.

Im allgemeinen unterscheidet sich die

[1]) E. W. Baader, Albrecht Dürers Trachtenbilder in der Albertina. Wien 1871.


Hemin, Burgundische Haube.

deutsche Modetracht von der französischen nur wenig — dafs neben dieser Mode aber noch eine in den Städten und besonders auf dem Lande gebrauchte überaus mannigfache Volkstracht bestand, von der wir gar wenig wissen, das dürfen wir nie aufser acht lassen.

Auch die italienische Tracht schliefst sich der herrschenden Mode ziemlich genau an. Gerade für die exakte Forschung auf diesem Gebiete ist in Italien eine Fülle des wertvollsten Materials vorhanden. Von der Zeit des Giotto[1]) bis zu der des Luca Signorelli finden sich zahlreiche Kostümdarstellungen auf den Gemälden der italienischen Maler. Z. B. bietet die Anbetung der Könige des Gentile da Fabriano († 1427/28) in der Akademie von Florenz, datiert 1423, sehr interessante Abbildungen von Trachten.[2]) Für die spätere Zeit sind zu beachten die Gemälde des Masolino da Panicale (in Castiglione d'Olona 1383—1440), des Benedetto Bonfigli[3]), des Francesco Pesellino (1422—57 — vgl. d. Abb. in Werner Weisbach, Fr. P. und die Romantik der Renaissance, Berlin 1901). Dann kommt Vittore Pisano (c. 1380—1456) in Betracht (S. Woermann, Gesch. d. Malerei II, 235, Fig. 322), die Arbeiten des Vittore Carpaccio in Venedig, die des Andrea Mantegna im Palazzo del Corte zu Mantua[4]), die Fresken des Luca Signorelli in der Sixtinischen Kapelle zu Rom und im Dome zu Orvieto. Es wäre sehr verdienstvoll, wenn einmal eine Spezialuntersuchung über die italienischen Kostüme des Mittelalters gemeinsam von einem Maler und von einem tüchtigen Historiker unternommen würde. An ausgiebigem Stoffe fehlt es wahrlich nicht.

4. Das 16. Jahrhundert.[5])

Das 16. Jahrhundert bildet die ihm vom Mittelalter überkommenen Kleiderformen nun weiter aus, zunächst aufserordentlich phantasievoll. Die Anregungen zu diesen Modeneuerungen gaben die Landsknechte und ihre Weiber. Von ihnen nahmen Männer und Frauen die vielfach gepufften, mannigfach geschlitzten Ärmel und Wämser an. Sie haben den Modenarren das Beispiel gegeben, die obere Hose in verschiedenster Art zu verzieren, so, dafs nicht das rechte Beinkleid dem linken glich. Verständige ältere Männer und Damen der besseren Gesellschaft machten wohl diesen Luxus und diese Torheiten nicht mit, wie sie nicht den Gebrauch der Straufsenfedern auf ihren Hüten und Baretten übertrieben, ganz aber konnten sie sich der einmal herrschenden Mode doch nicht

[1]) Besonders die Freskomalereien in der Scrovegnikapelle zu Padua.
[2]) Woermann, Gesch. d. Malerei II, 209, Fig. 199.
[3]) The Magazine of Art. (Lond. 1902.) S. 128.
[4]) Woermann a. a. O. II, S. 269, Fig. 213.
[5]) Für die französischen Moden vom 12. bis 18. Jahrhundert ist sehr wertvoll: De la Mésangère, Galerie française des femmes célèbres. Paris 1841. Mit 70 kolorierten Tafeln.



Piero degli Franceschi († 1492): Battista Sforza. (Florenz, Uffizien.)



Lombardischer Meister: Beatrice d'Este. (Florenz, Palazzo Pitti.)

Domenico Veneziano (1410–1461): Porträt. (Mailand, Museo Poldi-Pezzoli.)



Sandro Botticelli (1447–1510) Bella Simonetta (Florenz, Palazzo Pitti)



Fr. Buonsignore (1455–1519) Bildnis der Herzogin von Mantua Elisabetta von Este (Florenz, Uffizien)

entziehen. Man mufs die Aquarellen vom jüngeren Hans Holbein, die Federzeichnungen von Niklas Manuel Deutsch und Urs Graf im Baseler Museum betrachten, will man eine Vorstellung von der originellen, aber doch gefälligen Tracht gewinnen.

Für die ersten Decennien sind hauptsächlich die Bildnisse vom älteren Lukas Cranach zu beachten.

Man kann jetzt schon einen Unterschied zwischen der Kleidung der Fürsten und des Volkes erkennen. Mag der Schnitt auch im allgemeinen der Mode entsprechen, so sind die Stoffe, Atlas, Samt, Seide und Brockat kostbarer, und die Menge der Perlenstickereien gibt den Festgewändern noch einen erhöhten Reiz. Wenn man das Porträt der Bianca Sforza von Bernhard Strigel (München, Privatbesitz),



Lukas Cranach d. Ä. (1472–1553) Kurfürst Joachim I. von Brandenburg. (Kanzellei-Bibliothek zu Bayreuth



François Clouet, Karl IX., König v. Frankreich. (Wien, Kais. Gem.-Galerie.)

das des Joachim von Brandenburg vom älteren Cranach (Berliner Schlofs, Kanzellei-Bibl. in Bayreuth) betrachtet, fällt die überreiche Stickerei, die ungewöhnliche Menge von Goldschmuck auf. Die Porträts von Albrecht Dürer, seinen Zeitgenossen und besonders seinen Nachfolgern geben einen Überblick über die Wandelungen der Mode während des 16. Jahrhunderts. Schon tritt die Verschiedenheit der Trachten in den einzelnen Landstrichen uns klar entgegen. Die abenteuerlichen Verzierungen der Hosen verschwinden um die Mitte des Jahrhunderts dagegen werden nach 1550 die Pluderhosen in Deutschland modern, während man in Frankreich an Stelle von diesen unverhältnismäfsig aufgebauschten Hosen einen eben so grofsen, aber nur den oberen Teil des Oberschenkels bedeckenden ausgestopften Wulst trägt. Der Hosenlatz wird noch immer als ein wichtiger Teil der männ-



Tizian: Eleonore Gonzaga, Herzogin von Urbino (Florenz, Uffizien).

lichen Toilette angesehen. Die Schuhe werden mit Schleifen und dergl. geziert. [1])

Als Kopfbedeckung trägt man zunächst das breite, geschlitzte, mit Straufsenfedern geschmückte Barett; später wird die flache Form des Barettes eingeführt; die in Deutschland verwendeten spanischen Truppen hatten diese Mode verbreitet. Gegen Ende des Jahrhunderts sind allerorten die Samt-Toquen beliebt. Neben diesen verschiedenen Formen von Baretten, Mützen aller Art, trägt man den Filzhut oder den mit Pelz überzogenen, bald höheren bald niederen, bald breit- bald schmalränderigen Hut, dessen Krempe auch aufgeschlagen wird, und den man mit Straufs- oder Reiherfedern, mit goldenen Schnüren, Medaillen, Agraffen verziert.[2])

Je nach dem Stande sind diese Kleider bald aus bestem, bald aus geringem Stoffe, bald reicher dekoriert, bald ganz einfach gehalten. Seit dem 16. Jahrhundert beginnt die Frauentracht die der Männer an Reichtum und origineller Ausgestaltung zu übertreffen[3]), was in den früheren Zeiten durchaus nicht in dem Grade der Fall gewesen war. Die Leibchen sind in den ersten Jahren ziemlich kurz, nehmen aber im Laufe des Jahrhunderts an Länge immer zu, zunächst tief am Rücken und über der Brust



Angiolo Bronzino: Lucrezia Panciatichi (Florenz, Uffizien).

[1]) Die Geschichte des Schuhwerkes gibt u. a. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. Les magasins de nouveautés. **** (Paris 1898.) — La cordonnerie. S. 165 ff.

[2]) Über die Kopfbedeckungen in Frankreich vgl. Alfred Franklin a. a. O. Paris 1896. Les magasins de nouveautés *** (Chapellerie et modes, Cap. I—III und la Bonneterie, Cap. I—IV).

[3]) Vgl. Paul Lacroix. Moeurs, usages et costumes au moyen-âge et à l'époque de la Renaissance. (Paris 1872.) S. 549 ff.


Jost Amman Frauentrachten.

ausgeschnitten, werden sie immer höher; die vorgebundenen Latze, die fein gefältelten Hemdchen bedecken jetzt züchtig den Busen. Zu dem bald reich gefalteten, bald glockenartigen Rocke gehört ein farbiger Unterrock, der, sobald das Kleid gehoben wird, sichtbar ist. Um die Taille ist der Rock mit einem Gürtel zusammengefafst. Mit diesen Gürteln wurde ein grofser Luxus getrieben; selbst einfache Handwerkerfrauen hatten silberne, die durch die Arbeit des Goldschmiedes einen noch höheren Wert erhielten. An dem Gürtel trägt die Frau ihre Geldtasche, den Schlüsselbund, ein silbernes, vergoldetes oder gar goldenes Efsbesteck mit Messer und Gabel, wie der Mann an seinem Gürtel Schwert und Dolch zu tragen pflegte. Von den mannigfachen Schmucksachen wurde schon gesprochen. Es ist jedoch ausdrücklich darauf hinzuweisen, dafs, wie die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts häufiger erhaltenen Testamentbücher beweisen, auch die Frauen der Kleinbürger einen oft ganz ansehnlichen Schatz von Schmucksachen aus Edelmetall besafsen.

Eine sehr belehrende Folge von Fürstenporträts des 16. Jahrhunderts ist in der Sammlung des Germanischen Museums zu finden, andere bezeichnende Proben von den malerischen Trachten, die an den Höfen jener Zeit im Gebrauche waren, enthält das Nationalmuseum in München, sowohl Bildnisse als auch einige Originalkleider. Es überrascht bei allen diesen Porträts die grofse Menge von Schmucksachen. Die Männer tragen kostbare Agraffen an ihren Baretten und Mützen, goldene Ketten mit zum Teil reich gefafsten Porträtmedaillen, zahlreiche Ringe u. s. w. Die Frauen schmücken sich mit Halsketten, an denen die heute so gesuchten Anhänger befestigt sind, mit Schnüren grofser Perlen, Halskreuzen, Armbändern, Gürteln und edelsteingeschmückten Ringen. Es sind uns aus dem 16. Jahrhundert eine Menge solcher Schmuckinventare erhalten, die uns einen Einblick in den Besitz nicht allein der fürstlichen, sondern auch der adligen, ja selbst der bürgerlichen Familien eröffnen. In der Zeit der Not, während der Sorgen des Dreifsigjährigen Krieges und der späteren Kriegsdrangsale ist der gröfsere Teil dieser auch künstlerisch wertvollen Schmuckgegenstände eingeschmolzen und zerstört worden. Einen Begriff von der Kostbarkeit des Schmuckes der bayerischen Herzogsfamilie bieten uns die Abbildungen, die Hans Mielich (1516—73) von den Prunkstücken malte, eine Sammlung, die jetzt im Besitz des Geh. Rates J. H. von Hefner-Alteneck zu München sich befindet. Verhältnismäfsig wenige dieser prächtigen Erzeugnisse deutscher Goldschmiedekunst treffen wir heute in den Museen an, am häufigsten noch in den Kunstgewerbesammlungen. Sehr wertvoll ist der Schatz von Schmucksachen, welche der Gruft der bayerisch-pfälzischen Herzoge zu Lauingen entnommen sind



Schmucksachen (W Lübke, Gesch d deutschen Kunst. Stuttg 1890

und jetzt in dem bayerischen Nationalmuseum zu München bewahrt werden.

Was nun die charakteristische Tracht des 16. Jahrhunderts anbelangt, so wird der Rock mehr und mehr zum Wams; ob die Schöfse desselben breiter sind, eingeschnitten werden, das sind die Modevariationen, die die Schneider zu ersinnen wissen.[1]) Die Stoffe werden schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht mehr aufgeschlitzt, wie man für die Buntheit des Kleides auch den Geschmack verliert. Über dieser kurzen Jacke (Juste au corps) trägt man wieder den Mantel.

[1]) Kinderkleider in Étienne Moreau-Nélaton, Les Le Mannier, peintres officiels de la Cour des Valois au XVI siècle. Paris 1901.

der aber kaum über den Leib reicht, mit steifem Kragen ausgestattet ist. Ältere Herren brauchen noch die Schaube oder ziehen es vor, die lange, mit Knöpfen geschlossene Samaria zu tragen. Eine eigenartige Bereicherung erhält das Kostüm des 16. Jahrhunderts durch die Entwicklung des Hemdkragens. Schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts war es Mode geworden, den gestickten oder gefältelten Hemdkragen sichtbar zu tragen. Immer gröſser entwickelt sich nun dieses neue Element, bis der mächtige Mühlsteinkragen erwächst oder der teuere und kunstvolle Spitzenkragen, der nur durch ein Drahtgestell in der schicklichen Stellung gehalten werden kann.

Über das Kleid legten die Frauen bei kühlem Wetter wohl noch ein zweites Überkleid an, das vom Hals bis zu den Füſsen vorn offen war und mit Knöpfen oder Nesteln geschlossen wurde, die Ärmel konnte man wie die der Samaria, welche von den Männern getragen wurde, nach Belieben entweder ganz anziehen oder man fuhr mit dem Arm durch eine am Ellbogen des Ärmels oder gar an der Achsel angebrachte Öffnung und lieſs den Ärmel halb oder ganz herabhängen. Kurze Pelzjäckchen mit Puffen an den Schultern wurden mit Vorliebe von jüngeren Damen getragen. In den Siebzigerjahren wird dann ein Schultermäntelchen beliebt, das etwa den noch vor kurzer Zeit viel getragenen Capes entspricht (S. o. S, 242). Eine groſse Mannigfaltigkeit zeigen die Kopfbedeckungen. Mit der hohen Haube beginnt die Mode, dann kommt das in aller erdenklicher Weise ausgeschmückte Landsknechtsbarett mit seiner reichen Ausschmückung von Strauſsenfedern. Die kleinen Samtbaretts und die Samthüte mit ihren goldenen Zierraten und dem bescheidenen Federschmuck bleibt den Damen der vornehmen Gesellschaft vorbehalten, während die Bürgersfrauen gegen Ende des Jahrhunderts mit Vorliebe Pelzmützen tragen. Von den Bürgersfrauen haben dann die Bauernweiber diese Mode übernommen und viele Jahrhunderte festgehalten. Die Mardermützen der Partenkirchener Frauen, die auch immer mehr verschwinden, sind ein Überbleibsel jener weitverbreiteten Mode. In Rom erkauften sich 1560 Frauen das Recht, in Männerkleidern zu gehen »mit zerhackten und zerschnittenen Hosen und haben ihre Rapiere an der Seite, als wären sie Landsknechte«.[1])

Über die Trachten des 16. Jahrhunderts sind wir sehr gut unterrichtet. Zumal die deutschen Geschichtsschreiber teilen uns mit, wenn die Kleidermoden sich änderten. Zahllose Kleiderordnungen, vom Reiche, von den Fürsten und Städten erlassen, geben uns eine Vorstellung von den Ausschreitungen der Putzsucht. Es wäre sehr verdienstlich, diese nur schwer zu erlangenden Verfügungen zusammenzustellen und zu veröffentlichen.[2])

[1]) (Vulpius) Kurios. I, 279.

[2]) H. Bodemeyer, Die hannöverischen Luxus- und Sittengesetze. Göttingen 1857. (Kleiderordnung.) 3 Erlasse von Herzog August Wilhelm, Karl I. und der Stadt Braunschweig 1705, 1729, 1740.

Der Stadt Braunschweig Ordnunge auff die zierunge und kleidunge und auff die verlöbnisse und Hochzeiten und was denselbig anhengig ist. Magdeburg 1579.

Hamburgische Hochzeits- und Kleiderordnungen von 1583 u. 1585. Hamb. 1889.

Eines Ehrenvesten Rahts der Stadt Stralsund Kleider-Ordnung. Strals. 1649.

Die Verfasser der Selbstbiographien versäumen nicht, zu erwähnen, wie sie zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens von ihren Kinderjahren an einhergegangen sind, ja einzelne Leute lassen sich, wie der Augsburger Matthaeus Schwarz und sein Sohn Veit Konrad dies taten, wohl in jedem neuen Anzuge abmalen.[1]) Dies Schwarzische Trachtenbuch befindet sich jetzt in der herzogl. Bibliothek zu Braunschweig; es verdiente wohl veröffentlicht zu werden, da es die Wandelungen der Augsburger Moden uns vorzüglich anschaulich macht. Denn das kann man bei der Fülle des zur Verfügung stehenden Materials mit Leichtigkeit feststellen, dafs jede gröfsere Stadt ihre eigenartige Tracht hat; bei den Dörfern mag das noch in erhöhterem Mafse der Fall gewesen sein. Aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts besitzen wir die ersten Trachtenbücher; bis zu dieser Zeit mufs man sich mit den Bildnissen behelfen, die von mehr oder minder hervorragenden Malern, von Albrecht Dürer, Hans Holbein d. J., von Christ. Amberger, Ostendorfer, Barth. Bruyn und anderen herrühren. Alle diese Behelfe beweisen, dafs es zwar im allgemeinen eine Modetracht gab, die in der ganzen abendländischen Welt Verbreitung fand — ich habe die Hauptmerkmale zu schildern versucht — dafs jedoch neben dieser Modekleidung — ich möchte sie die offizielle nennen — eine Mannigfaltigkeit vorhanden war, die wir nur zum Teil zu kennen in der Lage sind, die ganz zu ermessen wir vielleicht nie imstande sein werden. Wenn wir die von dem trefflichen Jost Amman (1539—91) ausgeführten Holzschnitte des bei Weigel erschienenen Trachtenbuches und die von demselben Meister herrührende Folge Gynaeceum sive Theatrum Muliebre (1586, Neudruck bei Georg Hirth, Leipzig und München) durchsehen, so finden wir eine kleine Probe dieser Verschiedenheiten vor. Dann geben die Abbildungen Costumes Civils et Militaires du XVI Siècle par Abr. de Bruyn d'Anvers (1581, Neudr. Bruxelles 1872) und seine »Omnium paene Gentium imagines« (1584) sehr willkommene Ergänzungen zu den Werken des deutschen Meisters. Beachtung verdient dann das vierbändige Werk »Theatrum urbium«[3]); neben der Abbildung der Städte sind da häufig auch die Trachten derselben abgebildet. Dies grofse Kupferwerk verdient, besonders wenn man ein koloriertes Exemplar benutzen kann, auch als Hilfsmittel die italienischen, französischen, spanischen, englischen Trachten festzustellen, die in Ungarn. Polen, Rufsland gebräuchlichen Kostüme kennen zu lernen, hervorragende Beachtung. Die Trachten von Strafsburg und von Basel[3]) sind in besonderen radierten Bilderwerken veröffentlicht worden, seltenen kleinen Büchlein, die wohl auch eines Neudruckes würdig wären.

Zahllose Porträts von Männern und Frauen, in Öl gemalt oder in Kupfer gestochen, in Holz geschnitten, sind aus dem 16. Jahrhundert noch erhalten und so dürfte es möglich sein, ein deutsches Trachten-

---

[1]) Reichard, Matthaeus und Veit Konrad Schwarz. Magdeb. 1786.

[2]) Georg Braun (Bruin) u. Hogenberg, Civitates orbis terrarum .... 6 voll. in fol. — Coloniae Agrippinae, 1592 ff.

[3]) S. das Nähere in dem vom Frhrn. v. Lipperheide herausgegebenen, S. 121 Anm. 1 zitierten Werke.

buch dieser Zeit wohl zusammenzustellen, das einigermafsen den Ansprüchen der Wissenschaft genügt. Schwerer wird das schon in Italien sein, wo man einzig und allein auf Porträts angewiesen ist; eben jenes Theatrum Urbium läfst uns die bunte Mannigfaltigkeit der italienischen Stadt- und Landtrachten nur ahnen. Und dasselbe gilt von Frankreich, von Spanien, von England: wir besitzen wohl zahlreiche Bildnisse von Königen und deren Gemahlinnen, Angehörigen, Hofleuten und Adel, aber auch in diesem Falle wird das Theatrum Urbium uns zeigen, dafs wir von dem Aussehen der Bürger und speziell der Landleute wenig oder gar nichts wissen. Deutschland ist eben während des 16. Jahrhunderts gerade auf dem Gebiete der Illustration allen diesen Ländern weit voraus. Noch eine andere reiche Quelle für Kostümgeschichte ist vorhanden: die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so beliebten Stammbücher. Die Studenten liefsen sich da von ihren Freunden Bilder hineinstiften, d. h. die Malerei besorgte irgend ein billiger Maler. Neben vielen gleichgültigen, zuweilen auch recht unsauberen Darstellungen finden wir da auch Kostümbilder, Andenken an den Aufenthalt auf deutschen oder fremden Universitäten. Die in Italien studierenden jungen Leute haben oft genug sich Abbildungen venetianischer Dogen, Würdenträger, Courtisanen in ihren Stammbüchern mitgebracht.

Diese Stammbücher, von denen z. B. eine gröfsere Anzahl auf der Bibliothek zu Weimar zu finden ist, bieten für das 16. und 17. Jahrhundert eine überaus reichhaltige Fundgrube.[1])

[1]) Über die Trachten zu Beginn des 16. Jahrhunderts finden wir in Sebastian Francks Weltbuch (1533) einige beachtenswerte Mitteilungen, zunächst über Deutschland. Des Adels Kleid ist »wild und weltlich« (fol. xLvi [b]). Von den Bürgern bemerkt er: »die Kleydung ist, wie gesagt, alltag new; nitt lang noch bey menschen gedechtnifs truog man spitzige schuoch mitt langen schnäbeln, kleine enge kurtze kleyder kappen mit zotten: yetz ist alles anders und umbkert, weit grofs, die schuoch breyt und maulecht. Der weiber kleyder ist yetz kostlich aber erber gemacht« (fol. xLvij [a]). Die Bayern »seind gmeinlich in blaw gekleydet« (fol. Lv [b]).

Von den Franzosen berichtet er: »Die kleydung verendert sich teglich. Zur Zeit Ant. Sabellici ist yhr gmeyn kleyd gwesen ein kleyn wappen- oder reutröcklin mit ermeln, das kaum zuo halbem arfsbacken gieng, spitzen eines halben schuochs an den schuohen; ein spitzig paret wie ein horn geformet hetten sy auff. Nun ist alles anders: die schuoch fornen breyt und maulecht wie die bärn füffs, ein lang weit kleyd schier bifs auff die halben waden, seltzam zerschnitten, verprembt und mit mancherley farb den augen lustig. Breytte weitte paret und huot, welches die Teutschen in kurtzer zeit yn alles nachzuthuon haben angefangen, und hat diser sitten also überhand genummen, das man sicher alles Italiam und Germaniam in Gallischer waat sihet; . . der weiber kleyder ist nit vil verendert« (fol Lxvj [b])

Die Spanier »tragen kleine paret und kurtze schwartze röck. . . . Ir weiber geen in wunder seltzamer rüstung herein, haben am halfs ein eisin halfsband, das recket krumme zincken hinden über den kopff hinaufs und strecken sich dise zincken oben über den kopff herfür, darüber so sy wöllen, mögen sy ein fürhang ziehen und yn ein ein schatten machen und difs haben sy für ein grosse zier. Etlich ropffen ihr glatzen aufs, dafs sy fornen weit harlofs und kal werden (das ist die französische und burgundische Mode um die Mitte des 15. Jahrhunderts) und allein hinden aufs haben, fornen keins; das ist auch yr syben schöne eine. Die anderen binden eines schuochs hoch ein auffgerichten stecken auff das haupt (das erinnert an den Hennin), yhr har daran geflochten, oben an dem spitz ein schwartz huotlin darauff gesetzt« (fol. Lxx [a]). Über Italien äufsert er sich: »die kleydung ist mancherley. Die Venediger

5. Das 17. Jahrhundert.

Die kriegerische Zeit des 17. Jahrhunderts hat nun auch auf die Tracht der Männer ihren Einflufs ausgeübt. An Stelle des Wamses oder der kurzen Jacke, die Rubens noch auf dem bekannten Porträt trägt, in dem er sich und seine Frau Isabella Brandt gemalt hat (c. 1610. Münchener alte Pinakothek), tritt der langschöfsige Rock, wie ihn die schwedischen Soldaten zu tragen pflegten. Nicht auf einmal findet diese Modeneuerung Eingang; auf dem grofsen Gemälde David Teniers d. J., das einen Jahrmarkt vorstellt und sich in der alten Pinakothek zu München befindet, sehen wir die verschiedensten Anzüge; die modernsten aber scheinen die langen Röcke zu sein. Das Wams wird nun zur Weste. Die Hose verliert den Latz, ist nicht unter dem Knie gebunden, sondern zunächst offen. An Stelle der Schuhe treten die Stiefeln und zwar bis um die Mitte des Jahrhunderts die Reiterstiefeln, die man auch in Gesellschaft trägt, die Stulpen hinunterschiebend. Modeherren verbrämten den Ausschnitt der Stiefelstulpen mit Spitzen. So wurden auch für einige Zeit selbst die schweren Sporen gesellschaftsfähig. Die Hose, bis ans Knie reichend, ist unten offen — eine Unterhose scheint jetzt allgemein gebräuchlich — oder mit Bändern geschlossen. Die Mützen und Baretts werden unmodern: man braucht allgemein den breitkrämpigen Soldatenhut, den man mit einer Feder schmückt. Am Hofe Ludwigs XIII. trägt man noch den Federhut[1]), der je nach der augenblicklichen Mode mehr oder minder an einer Seite aufgekrempt wird. Den Hut behielt man auch im Zimmer auf, bei Tafel u. s. w.[2]) Der dreieckig aufgeschlagene Hut wird unter Ludwig XIV. modern; zunächst wird auch er mit Federn geschmückt, jedoch gegen Ende des Jahrhunderts besetzt man nur die Kanten des Dreispitzes mit einer Federborte (Plumage) und diese Form hat sich bis tief in das 18. Jahrhundert zu erhalten gewufst. Auch Damen tragen, wenn sie ausreiten, den dreieckigen Hut.

Der Mantel gehört nicht mehr unbedingt zur Gesellschaftstoilette. Wenn der ganze Zuschnitt der Kleidung nun auch einen soldatischen Charakter hat, so verstanden es die À-la-Mode-Herren doch, durch allerlei Schleifen und Bänder dem Anzug etwas Kokettes zu verleihen. Die Moralisten wie Logau, Moscherosch und viele andere haben diese Verirrungen ernst getadelt, zahlreiche Karrikaturen sind erschienen, allein die Mode erhält sich, bis sie durch eine neue, welche die Tracht am Hofe Ludwigs XIV. als Muster nimmt, verdrängt wird. Noch einmal

---

tragen für andern weit lang aufsfliegende kleyder in grossem umbschweiff; nacher Meylandt, Florentz und Rhom an des Bapsts hoff ist ein überfluffs mancherley seltzamer leut und kleydung sunderlich an dem weibsbildt . . . An ettlichen orten gehen noch heut die junckfrawen gehült und geschleyrt, lassen sich kaum sehen. . . . In Emilia und Cisalpina Gallia tragen die weiber Hispanisch kleydung, die mann Frantzösisch. Newlich entblöfsten sich die Venediger weiber an armen und brust gar, yetz decken sy sich mit weiter waat und grofsen ermeln. . . .« (fol. Lxxvj b).[1])

Vgl. über der Ungarn Kleidung, fol. Lxxx b.

[1]) Kulturg. Bilderb. IV, S. VI, VII; vgl. N. 1712, 1713, 1773.

[2]) Ebend. N. 1729, 1761.

wird Frankreich das Vorbild der europäischen Mode, selbst im viel höheren Grade als im 12. und 13. Jahrhundert, da sich jetzt seine Macht bis nach Polen, Rufsland, Skandinavien erstreckt. Aber wohl gemerkt, das ist nur die Kleidung der oberen Gesellschaftskreise. Wie stechen die ehrsamen Gildenvorsteher Hollands mit ihren schlichten, dunklen Tuchröcken und ihrem weifsen Überschlagkragen ab von den Kavalieren, die Van Dyck malt, von den Herren, die Abraham Bosse in seinen so wertvollen Kupferstichen uns vorführt. Wenn je, so hat es während des 17. Jahrhunderts Standestrachten gegeben; was für die eine Gesellschaftsklasse gilt, darf man nicht bei einer anderen voraussetzen. Ja, in den deutschen Städten unterscheiden sich selbst Protestanten und Katholiken in ihrer Kleidung. Im allgemeinen Schnitt sind die Kleider des Adels und der Bürger wohl gleich, indessen verschieden im Stoffe, in der Farbe, im Ausputz.

Seit dem Dreifsigjährigen Kriege bis auf die Zeit der französischen Revolution ist die Männertracht im grofsen und ganzen immer die gleiche. Ob die Schuhe mit Schleifen oder mit Schnallen verziert sind, ob die Strümpfe aus Seide oder Wolle, ob die Westen überlang oder kürzer sind, der Rock an den Ärmeln Aufschläge (Brandenbourgs) hat, mit Goldtressen besetzt oder mit Stickereien verschönert ist, das sind die alleinigen Schwankungen des Modegeschmackes.

Eine notwendige Ergänzung des hier entworfenen Bildes ist in der Form der Haartracht zu suchen. Es sei deshalb gestattet, hier noch kurz zusammenzufassen, was uns über diese Frage bekannt geworden ist. Die Völker diesseits der Alpen trugen im Gegensatze zu den Römern das Haar lang, den Bart unverkürzt. Zur Zeit Karls des Grofsen stutzt man das Haar, rasiert sich und läfst nur einen kleinen Schnurrbart ungeschoren. Diese Mode scheint in den nächsten Jahrhunderten die herrschende. Otto III. erscheint auf dem bekannten Bilde bartlos[1]), Heinrich II. dagegen pflegt wieder seinen bescheidenen Bartwuchs.[2]) So beginnt aufs neue eine Zeit, die den Bart zu schätzen wufste. Im 12. Jahrhundert flechtet man ihn zusammen, umwindet ihn mit Perlenschnüren, und dann kommt im 13. Jahrhundert wieder eine Periode der Bartlosigkeit. Die Haare werden glatt über der Stirn abgeschnitten und man läfst sie bis über die Ohren herab, ja dafs sie den Hals berühren, wachsen. Wem die Haare abhanden gekommen waren, behalf sich schon damals mit einer Perücke.

Im 14. Jahrhundert unter den Luxemburgischen Kaisern kommt der Bart wieder zu Ehren. Mit dem Haupthaar wird aller erdenkliche Unfug getrieben. Bald schor man den Nacken kahl (s. o. S. 232), bald wieder toupiert man die Haare, dafs sie in wilden Locken das Haupt umgeben. Unter den habsburgischen Kaisern Friedrich III. und Maximilian liebt man glatt rasiert einherzugehen, allein dann fängt wieder eine Periode an, die den Bart schätzt. Er wird in allerlei Formen getragen, als breiter Kinnbart (Henri quatre), als spitzer, schmaler Kinnbart (Karl I. von

[1]) H. Janitschek, Gesch. d. deutschen Malerei (Berlin 1890). Taf. z. S. 72. — E. Förster, Denkm. deutscher Baukunst etc. II. — [2]) Ebend. II.



17. Jhdt. 16. Jhd. 16. Jhdt. 17. Jhdt.

Spottstreit der alten und neuen Mannes- und Weibertracht.
(Original im Besitz des Geheimen Rates J. H. von Hefner-Alteneck.)



Spottbild a. d. Mode.

England) u. s. w. Erst unter Ludwig XIV. beginnt man den Bart ganz zu beseitigen. Logau macht schon seine Bemerkungen über diese natürlich in Deutschland wiederum sofort angenommene Sitte.[1])

Man fleist sich ietzt den Bart vom Maule zu gelosen
Und meint, es kumme her, ich glaubs auch, von Frantzosen.

Zur Zeit des Königs Franz I. fing man an, die Haare kurz zu schneiden. Ludwig XI. und Maximilian hatten noch lange Haare getragen; mit Karl V. beginnt auch in Deutschland die Zeit der kurzgeschorenen Köpfe. Ludwig XIII. jedoch liebt wiederum das lang herabwallende, gelockte Haar, wie auch Karl I. von England und seine Kavaliere es zu tragen gewöhnt waren. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lassen die englischen Kavaliere und ihnen tun es die Modegecken aller Länder nach, die Haupthaare lang wachsen, ja auf der einen Seite beträchtlich länger als auf der anderen.[2]) Die englische Revolution bringt die kurzgeschorenen Rundköpfe zur Regierung. Wer von den Hofherren über einen so üppigen Haarwuchs nicht verfügt, der behilft sich mit einer Perücke. Früher hatten nur Kahlköpfe von diesen Behelfen Gebrauch gemacht, jetzt wird die Mode allgemein angenommen. Auch wer noch nicht kahl war, liefs sich die Haare kurz scheren und setzte sich die schön frisierte und gepuderte Perücke auf. Schon die Königin Elisabeth von England trug eine blonde Perücke[3]), allein einzig in der Absicht, ihre dünnen, grauen Haare zu verbergen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird die Perücke von allen, die auf Vornehmheit Anspruch erhoben, getragen.[4]) Man nimmt an, dafs um 1626 die fran-

[1]) Sinngedichte II, 3, 37 u. 38; III, 4, 41.

[2]) Vgl. die interessanten Spottbilder (c. 1628—1632) im Kulturh. Bilderbuch III, N. 1660—64 und N. 1666.

[3]) Kurios. I, 273.

[4]) Rangonis Liber de Capillamentis vulgo Perucken. Magdeb. 1663. — Thiers, Histoire des Perruques. Paris 1690. — Nicolai, Geschichte der Perücken. Berlin 1800. Vgl. auch Kuriositäten I, 378 u. Anm.

zösischen Hofleute und wer dieselben als Muster der Mode nachahmte. mit dieser Tracht den Anfang gemacht haben; 1660 trugen schon die Geistlichen Perücken. Papst Innocenz XII. verbot 1693 den katholischen Priestern den Gebrauch der Perücken; ohne Erfolg. 1670 war die Mode schon über ganz Europa verbreitet. Der gelehrte Kanzler v. Ludwig schrieb: »Die grofse Carré Perruque ist unter allen Perucken die kostbarste und prächtigste. Sie macht den Menschen fast dem Löwen gleich.«[1] In Preufsen wurde schon 1698 eine Perückensteuer eingeführt. Für alle Stände waren besondere Formen vorgeschrieben. und diese Gesetze handhabte man mit aller Strenge. Der Benedikter Wilibald Kobolt veröffentlichte 1738 in Augsburg ein Werk »Grofs- und kleine Welt« und spricht da auch über die Perücken: »Kaum gelanget ein mancher armer Schlucker, ein hungericher Dinten-Schlecker zu einem Dienstlein, da mufs gleich ein guter Teil der Besoldung auf die Haar-Kramerey, auf eine Staats-Peruquen verwendet werden, auch wenn im Hause alles fehlt, Weib und Kind Not leiden.« Es gibt spanische und französische Perücken. Der Haarbeutel soll um 1730 modern geworden sein, der Zopf erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, nachdem er vorher schon bei den Soldaten eingeführt war.



Perücken im 17. und 18. Jahrhundert

Ganz besonders interessant sind die Mitteilungen, die wir in Moscherosch' Geschichte Philanders von Sittewald finden.[2] Das Werk ist

[1]) Kurios. IX, 518.

[2]) Ich benutze die Ausgabe von Felix Bobertag in der Deutsch. National-Litt. Band 32.



Spottbild auf die weibliche Tracht.
Aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

1642 erschienen, schildert uns also die Zustände kurz vor Beendigung des Dreifsigjährigen Krieges.

Die vornehmen Damen »Fürstliche und Grävliche Frawenzimmer« »wollen selbst nicht allein alle Viertel Jahr, alle Monat, mit grossen Unkosten und vergeydung der armen Unterthanen Schweifs und Bluts newe Trachten haben, die man Ihnen auff der Post mit a la mode bekleideten Puppen und Tocken von Parifs zuschicken« mufs, sondern sie lassen ihre Hofschneider nach Paris reisen und dort ausbilden.[1]) Um den Röcken eine gewisse Fülle zu geben, legt man um die Hüften gefüllte Wülste (Würste nennt sie Moscherosch), die bis 25 Pfund schwer sind. Man bezeichnet sie als Speck, Weiberspeck.[2]) Neben diesem Toilettenbehelf brauchen die Frauen »Grosse gepulster unnd Reyffschürtze«[3]), also den Reifrock, der nach des Autors Ansicht von lüderlichen Weibern erfunden wurde, »Soltestu sie umbfangen und begreifen, du wirdest nichts als Karten-Papier, groben Zwilch und Lumpen finden, mit welchem allen ihre Schnürbrüste, Brusttücher und Röcke gefüllet sind, damit sie dem verstelten Leib irgend ein ansehen und gestalt geben möchte«.[4]) Die häfslichen Gesichter zu verstecken, hat man die Masken und Florschleier erdacht; die hohen Krösen oder Krausen sollen die Narben am Halse verdecken, die von bösen Krankheiten herrühren, die weiten Ärmel verbergen, wenn eine bucklig ist.[5])

---

[1]) S. 149.

[2]) S. 151. — Ein Spottbild auf diese Mode. — Kulturgesch. Bilderb. III. N. 1554.

[3]) S. 179. — Die grossen Weiberröck mit den Reiffen. (Christ. Platt-Eifs, der politische . . . Stock-Fisch Froelichs-Burg 1723.)

[4]) S. 178. — [5]) S. 93.

Mit Pflastern aus schwarzem Taft beklebt man das Gesicht[1], das sind die noch über hundert Jahre beliebten Schönheitspflästerchen; das Haar pudern alte Leute, um ihre grauen Haare unter Cyperpulver zu verstecken, aber auch Jungfrauen in den besten Jahren lieben es mit grauen statt schwarzen Haaren zu erscheinen[2]. Dazu kommt der Gebrauch der Schminke zur Färbung der Wangen und der Lippen, der falschen Haare, die mit dem Brenneisen gekräuselt sind, die gemalten Augenbrauen, die Anwendung von Zibet-Bisam und anderen Wohlgerüchen, mit denen sie auch Strümpfe und Handschuhe parfümieren. Mit einem Worte: die Kunst hat zu ersetzen, was die Natur versagt. »Vestissez buisson, semblera baron«[3].

Die Männer aber eifern den Frauen in dem Ausdenken von à-la-mode-Torheiten nach. Die Haare sind ins Gesicht gekämmt, verdecken die Stirne, reichen bis auf die Schultern. Auch Männer wenden den Haarpuder an[4]. Die Deutschen lassen sich das Haar kurz schneiden, allein die wälsche Mode verlangt die langen Haarlocken[5]. Dazu kommen allerlei Bartschnitte[6], von denen Moscherosch neunzehn anführt. Auch da mufs noch das Brenneisen nachhelfen.[7] Wams, Hosen und Strümpfe sind nach Pariser Schnitt[8]; Scharlach, Atlas und Samt wird zu den Kleidern verwendet[9]; aus England kommt das feine Tuch[10]. Der Stutzer trägt gelbseidene Strümpfe und weifse Schuhe[11]. Die langen Hosen aber sind von Leuten erfunden worden, die krumme oder dürre Beine haben[12].

»Dann trägt man kurtz, dann lange Röck,
Dann grosse Hüt, dann spitz wie Weck,
Dann Ermel lang, dann weit, dann eng,
Dann Hosen mit viel harb und spreng.«[13]

Der lange Reitermantel wird auch von Leuten getragen, die nie ein Rofs bestiegen[14] und ebenso die langen Stiefel, die für den Reiter eine Notwendigkeit sind.[15]

Die Form des Hutes wechselt fast alle Vierteljahr, bald sieht er aus wie ein Buttertopf, bald wie ein Zuckerhut, wie ein Kardinals-, wie ein Schlapphut; bald ist die Krempe breit, bald ganz schmal; jetzt wird er aus Ziegenhaar, dann aus



Wenzel Hollar, Weibliche Tracht um 1640.

[1]) S. 76. — [2]) S. 180, 181. — [3]) S. 66 ff. — [4]) S. 180. — [5]) S. 143 ff. — [6]) Boni sperati barba defensa. S. Dissertatio de barba Lips. 1690. — [7]) Seite 144. — [8]) Seite 146. — [9]) Seite 150. — [10]) S. 159. — [11]) S. 175. — [12]) Seite 179. — [13]) S. 142. — [14]) S. 143, 179. — [15]) Seite 143: ein par Stiffel bis an Latzen anziehen. Seite 180.



Anne-Marie d'Orleans-Longueville, Duchesse de Nemours
Henri Beaubrun pinx Rob Nanteuil sc.

Kamelswolle, aus Biberpelz u. s. w. gemacht. Oder er gleicht einem Schwarzwälder, schweizerischen, holländischen oder Münster-Käse[1]). Als Reisehut wird der Chapeau de fuyart gebraucht, der selbst dem Sturme stand hält. Auch diese Mode machen Narren mit, die nie eine Reise unternommen haben.[2]) Der Chapeau de fuyart mufs Ähnlichkeit mit einem Münsterkäse haben[3]). Für den Wanderer ziemt sich der Stab, aber jetzt trägt jeder Stutzer einen Stock.[4]) Wenn ein Jäger seinen Hut mit den Federn des von ihm erlegten Kranichs oder Reihers schmückt, so ist das nur in der Ordnung, aber ungereimt bei Leuten, die nie ein Feuergewehr gesehen haben.[5]) Grofsen Luxus treibt man mit den Hutschnüren[6]). Auch die Form der Kragen, der Umbschläge oder Überschläge, die unsere Newlinge Rabbat nennen ., wechselt schnell. Bald sind sie ellenbreit, bald eine halbe Viertelelle, vorn gleich oder mit spannenlangen Zipfeln[7]).

Dann Stiffel, dann Schue, dann Dägen, dann Wehr-gehencke, dann Sporen, dann Wambs unnd Hosen, dann Hüte unnd Strimpff, dann Nestel und Bänder, das sich zu verwundern.«[8])

Die Modefarben sind »Colombin, bleu-mourant, Isabelle, Coquinelle etc.« Besonders schätzt man Schillerfarben.[9])

---

[1]) S. 142. — [2]) S. 143. — [3]) S. 180. — [4]) S. 180.
[5]) S. 180.
[6]) S. 181.
[7]) S. 181; vgl. S. 120.
[8]) S. 181.
[9]) S. 182 ff.

Überaus interessante Einzelheiten über die Tracht um die Mitte des 17. Jahrhunderts (1652) teilt uns Johann Lauremberg in seinen Niederdeutschen Scherzgedichten[1]) mit, und zwar besonders in dem zweiten »Van Allemodischer Kleder-Dracht«.

Eine der wunderlichsten Ausgeburten der Modephantasie war die Erfindung des Gänsebauches. An dem Wams war vorn eine Art ausgestopfte Spitze angebracht, wie wir in der Maske des Polichinelle sie noch erhalten finden.[2])

Für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts bieten uns die Frauenbildnisse von Van Dyck und den anderen grofsen Porträtmalern die besten Anhaltspunkte. Die Taille ist weit ausgeschnitten, so dafs die Brust recht sichtbar wird[3]); die Ärmel werden gepufft; der Rock erscheint faltig; eine Anzahl Unterröcke geben ihm mehr Fülle; das jetzt allgemein getragene Korsett mit seinen Stahlschienen, läfst den Wuchs schlanker erscheinen und prefst den Busen hoch. Beliebt sind die Atlasstoffe, die auch in der späteren Zeit noch gern getragen werden. Die Mode um 1630 scheint in der Tat überaus anmutig, bietet vielleicht das erste Mal eine Tracht, die auch uns unbedingt zu gefallen vermag. Viel trägt dazu bei die geschmackvolle Frisur, die leichten Stirn- und Schläfenlöckchen u. s. w. Weniger können uns die Erscheinungen der holländischen Damen befriedigen, wie wir sie auf den Gemälden von Frans von Mieris[4]), Gabriel Metzu[5]), Gerhard Douw[6]), Gerh. Terborch[7]) dargestellt finden. Die hohen, allerdings züchtigeren

[1]) Neudruck hgg. v. Wilhelm Braune. Halle1879.

[2]) Besonders instruktiv ist die Darstellung des Fahnenträgers von Heinrich Goltzius. — Kulturg. Bilderbuch III, N. 1368.

[3]) Friedr. von Logau, Sämtliche Sinngedichte, hgg. G. Eitner. Tüb 1872, S. 95 (N. 92, 95).

Englische Tracht.

Die Jungfern, die das geile Rund,
Das zu der Liebe legt den Grund,
So frech ans Lichte stellen aus,
Die sind ein rechtes Ballen-Haus
Da stets der Ballen liegen viel
Und warten dem, der spielen wil.

Die weit ausgeschnittenen Kleider der Prinzessin Elisabeth von England, der Gemahlin des Winterkönigs, erregten in Prag grofses Ärgernis. Florinus, Haus-Vatter. Buch I. Abt. III, Kap. II, § 26. — Kulturhist. Bilderb. IV. N. 1742, 1744, 1746, 1758, 1892, 1893, 1906, 1907

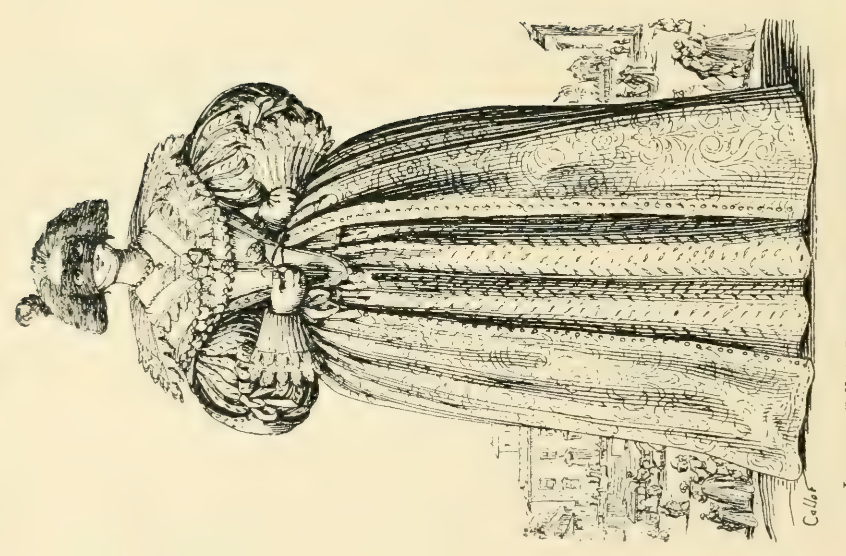
Oft wird auch die ganze Brust entblöfst; so gibt es z. B. ein Porträt eines jungen Mädchens, gemalt von Jakob Adrian Backer (1608—1614), das beide Brüste weitaufgedeckt zeigt. Das Bildnis einer Bafsgeigenkünstlerin von Bernardo Strozzi (1581—1644) in der Dresdener Gallerie ist gleichfalls der ausgiebigsten Entblöfsung wegen beachtenswert.

[4]) Kulturg. Bilderb. V. N. 2528. — [5]) Ebend. V. N. 2527. — [6]) Ebend. V. N. 2525 — [7]) Ebend. V. N. 2449, 2450, 2519 (vgl. 2520), 2523, 2524.



Wenzel Hollar, Haartracht.

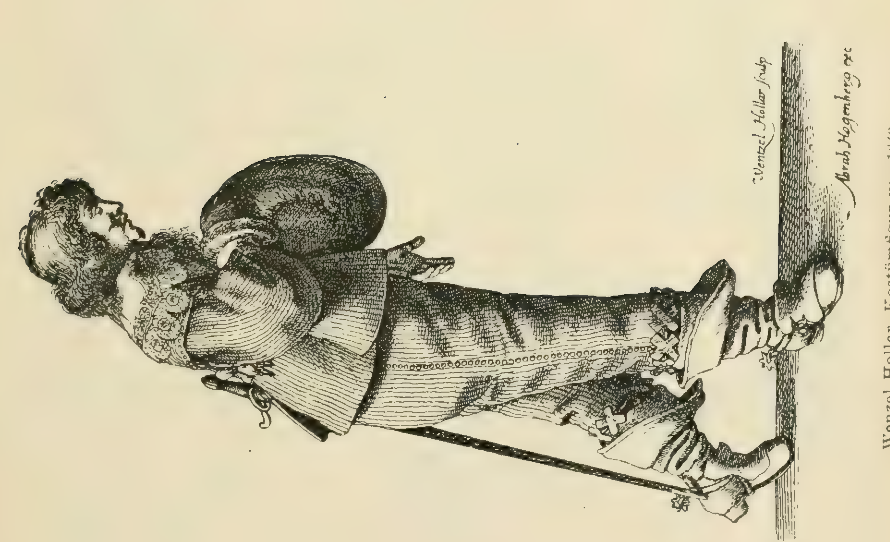
De St. Igny, Französischer Soldat, um 1630.



Jacques Callot, Lothringische Kostümfigur.

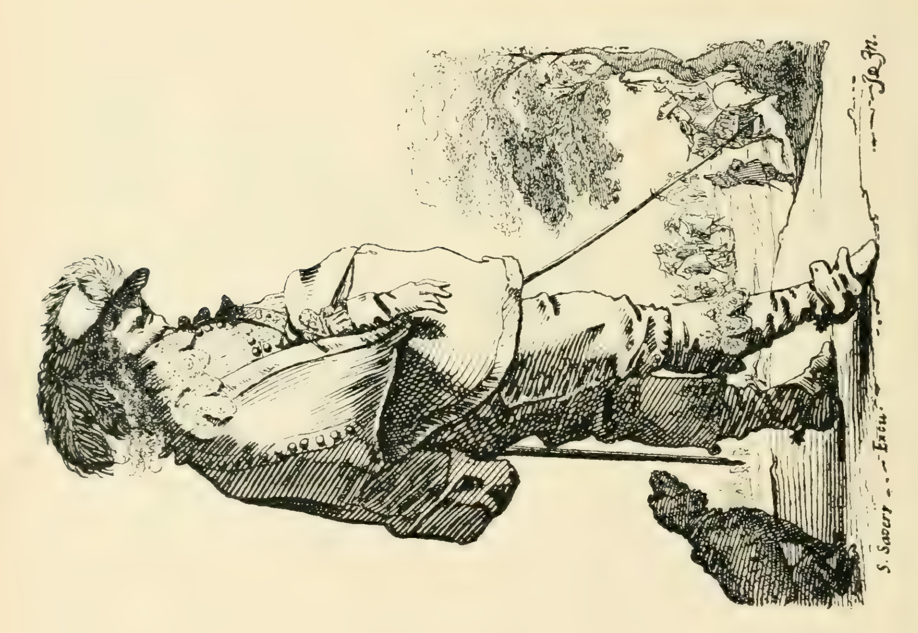
Maintien et habit d'une Bourgeoise d'honneste condition, allant par la ville, ou pour visites particulieres en son voysinage ou parente

De St. Igny, Französische Bürgersfrau ca. 1629.



Wenzel Hollar, Kostümfigur um 1640.

De St. Igny, Französ. Offizier um 1630



De St. Igny, Französ. Offizier um 1630.



Männertracht um 1670–80.

Männertracht, Mitte des 16. Jahrhunderts.

Männertracht, Mitte des 17. Jahrhunderts.

Männertracht, Mitte des 17. Jahrhunderts.

(Nach August von Heyden, Die Tracht der Europäischen Kulturvölker. Lpz. 1889.

weifsen Atlaskleider mit den schwarzen Samtbesetzen sehen etwas steif aus, und auch die pelzverbrämten Hausjäckchen entbehren jedes verführerischen Reizes (s. o. S. 269, 270). Die Haartracht, damals allgemein



Jakob Gole (1660–1737): Mode von 1694.

von den Damen der guten Gesellschaft angenommen, liefs die Stirnhaare breit zurück streichen, zwei Scheitel fafsten diese Mittelsträhne ein. Schläfenlöckchen geben den Gesichtern einen etwas koketten Anschein.[1])

Die Frauenmoden wechseln im Laufe des 17. Jahrhunderts vielfach, wie wir das an den im Kupferstich oder in Gemälden uns erhaltenen

[1]) Kulturg. Bilderb. IV, N. 1756, 1757, 1891, 2142.

Porträts verfolgen können: die Taillen sind bald kürzer, bald länger, die Ärmel weiter oder enger, die Oberkleider vorn aufgeschlitzt, dafs das Unterkleid sichtbar wird, oder geschlossen. Die gewaltigen Reif-



Balth. Ableitner, Bildh. in München: Ferdinand Maria, (?) Kurfürst von Bayern (1651–1679) und seine Gemahlin Adelheid von Savoyen. (Relief aus Birnbaumholz i. Nationalmuseum zu München.)

röcke (Vertugadins) werden schon jetzt eine Zeitlang, zumal am spanischen Hofe, getragen. Sie sind aber nicht kreisrund, sondern oval, die gröfste Breite von den Hüften zu den Hüften (vgl. zumal die Porträts von Velasquez). Die Haare scheitelt man bald in der Mitte, bald schief, wie das bei den spanischen Infantinnen zur Zeit des Velasquez beliebt war (Las Meninas, — Pradomuseum z. Madrid), man toupiert sie, setzt allerlei Kopfputz auf; in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts

wird von Vornehm und Gering das Spitzenhäubchen, die Fontange, getragen.[1]) Das ist die Modetracht, wie sie in den Radierungen von



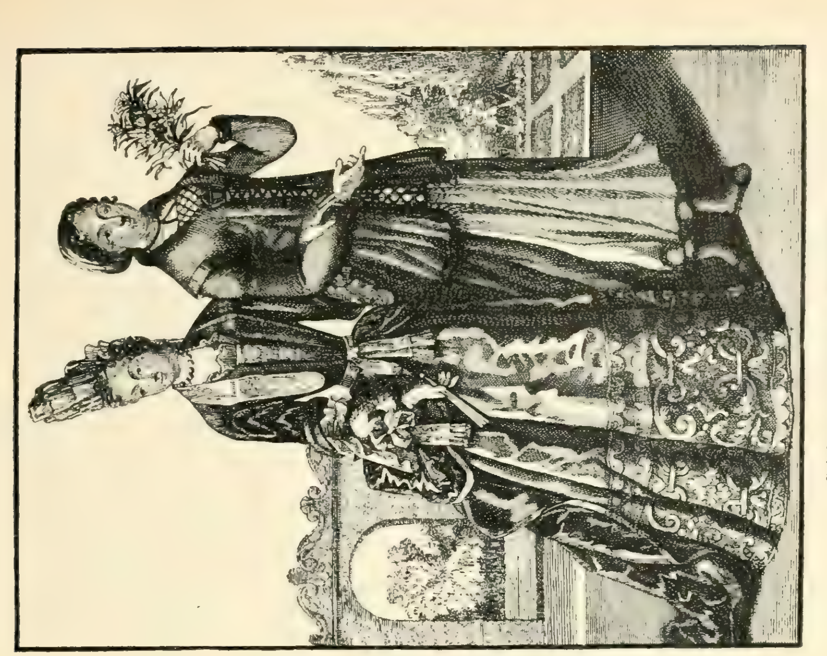
Jakob Gole 1694: Dame de Qualité en Echarpe (mit der Fontange).

Jacques Callot (1592—1635)[2]), in den Stichen nach Jean de Saint Igny (1600, c. 1650)[3]) für die erste Hälfte des Jahrhunderts dargestellt wird.

[1]) Vgl. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois, Les magasins de nouveautés *** (Paris 1896) p. 215 ff.

[2]) La noblesse lorraine vers 1625. — Kulturg. Bilderb. IV. N. 1832—43.

[3]) Kulturg. Bilderb. VI. N. 1786—1803.



Stich von Cornelius Danckerts
Mesdemoiselles à la Mode.

Fontange 1695.

Madame la Duchesse de la Feuillade
Fille de Monsieur de Chasteauneuf Ministre et Secretaire d'Etat

(Stich nach J. D. Saint-Jean.)

Die Zeit Ludwigs XIV., die Mode der Fontange[1]), lernen wir kennen durch eine Anzahl nach den Zeichnungen von J. D. Saint-Jean gestochene Blätter[2]) (s. o. S. 263, 1). Dann kenne ich noch sechs Schwarzkunstblätter von J. Gole und P. Schenk, »Les Modes pour les dames de qualité de l'année 1694«.[3]) (S. o. S. 260. 261).

Das sind die französischen Modetrachten. Welche Nation speziell Romeyn de Hooghe (1645—1708) im Auge hatte, als er seine Modebilder veröffentlichte, ist nicht ganz sichergestellt. Ich glaube aber, dafs er die Kostüme aus den Jahren 1670—80 uns schildert und hauptsächlich französische Moden uns vorführen will.[4])

Für Spanien bieten in der älteren Zeit die Porträts von Alonso Sanchez Coello († 1590), für das 17. Jahrhundert die von Diego Velasquez (1599—1660) und andere weniger hervorragender Meister manche Belehrung. Auch die allerdings nicht sicher beglaubigten Genrebilder des Pedro de Moya (1610—1666) sind wohl zu beachten.

In Italien ist für die Kenntnis der Kostüme vom Anfang des 17. Jahrhunderts von grofser Bedeutung Michelangelo Amerighi da Caravaggio (1569—1609), dessen Genregemälde auch in dieser Hinsicht viele Anregung bieten. Es ist im Interesse der Sittengeschichte zu bedauern, dafs die Genremalerei, die in dem eben genannten Meister einen so ausgezeichneten Vertreter gefunden hatte, in Italien nicht gedeihen



Romeyn de Hooghe (1645—1708) Trachtenbild ca. 1670—80

[1]) Gespräche in dem Reiche der Toten zwischen dem französischen Pater La Chaise und der Herzogin von Fontanges, von welcher die grofsen Kopfaufsätze des Frauenzimmers den Namen haben etc. M. Kpfr. 4. Lpz. 1720.

[2]) Kulturg. Bilderb. V. N. 2792—2835.

[3]) Vgl. R. Bonnart, Recueil de 52 plˢches représentant des hommes et des femmes habillés à la mode: en riches costumes de négligé, de promenade, de chasse, en déshabillé etc. 1685—93. Paris chez Henry Bonnart.

[4]) Kulturg. Bilderb. V. N. 2691—2702.





Romeyn de Hooghe: Trachtenbild ca. 1670–80.



Romeyn de Hooghe: Trachtenbild ca. 1670–80.

wollte. Die Arbeiten von Salvator Rosa bieten gar wenig, und so sind wir ausschliefslich auf die Werke der Porträtmaler angewiesen, an denen es ja auch nicht fehlt. Erst im 18. Jahrhundert tritt wieder ein interessanter Genremaler auf, der Venezianer Pietro Longhi (1702—1762), merkwürdiger als Sittenschilderer wie als Maler. Auch der Graf Pietro Rotari (1707—1762) hat einige Sittenbilder gemalt.

Englische Damen hat Wenzel Hollar in seiner Folge der vier Jahreszeiten 1643, 1644 trefflich geschildert.[1])

Die deutschen Trachten des 17. Jahrhunderts lernen wir durch die zahlreich erhaltenen Gemälde und Kupferstiche jener Zeit am besten kennen. Zwar ist unsere Kenntnis im grofsen Ganzen noch immer einstweilen eine recht unzureichende, indessen unterliegt es keinem Zweifel, dafs, sobald man der Sache nur einige Aufmerksamkeit zuwendet, auch diese Frage wenigstens leidlich gelöst werden kann. Es gilt da vor allem, die alten Porträts aufzusuchen und ihre Herkunft festzustellen. Das Münchener Nationalmuseum enthält zahlreiche solche überaus interessante Bildnisse, andere sind im Germanischen Museum zu Nürnberg zu finden. Aber hauptsächlich wird man in den Lokalmuseen Umschau halten müssen. In Frankfurt sollte man den Arbeiten des Sebastian Furck (1589—1666) und des Matthäus Merian nachgehen, in Köln die Bilder von Gualdorp Gortzius, Fanz Kessler, von Gotth. de Wedig (c. 1625—40 nachzuweisen), an anderen Orten die der lokalen Meister aufsuchen und verwerten. Die Durchforschung der Porträtstiche wird sich sicherlich als sehr förderlich erweisen; dafs die Stammbücher nicht vernachlässigt werden dürfen, wurde schon hervorgehoben. Die drei Blätter, die in dem Kulturg. Bilderbuche IV, N. 1965 bis 1667 nach den Gemälden von Furck veröffentlicht sind, stammen aus dem Jahre 1639. Die Frankfurter Patrizierfrau trägt einen hohen Spitzenkopfputz, die zweite



Sebastian Furck, Frankfurter Patrizierin um 1639.

[1]) Kulturg. Bilderb. IV. N. 2073—76.



J. Sandrart sc.: Frau Regina Pömerin, geb. Behaimin (1646–1669).



Philipp Kilian: Jungfrau Klara Böhin (1657–1680).

Bürgersfrau eine Pelzmütze und den Mühlsteinkragen und die dritte ist wiederum ganz anders gekleidet. Diese Mannigfaltigkeit der Tracht, die in jeder Stadt, in jedem Landstrich ihre besondere Eigentümlichkeiten aufzuweisen hat, lernen wir am besten kennen, wenn wir uns in die auch als Kunstwerke hochbedeutenden Kupferstichfolgen von Wenzel Hollar vertiefen. Unter dem Titel Ornatus Muliebris hat er um 1640 eine Reihe von Stichen ausgeführt, von denen in dem Kulturg. Bilderbuche eine Auswahl (IV. N. 2077—2096) veröffentlicht worden ist.



Kostümfiguren a. d. Mitte des 17. Jahrhunderts. (Holzschnitzerei a. d. National-Museum z. München.)

Darstellungen von Modedamen, aber auch von Bürgersfrauen, Mägden u. s. w. (IV. 2111—2140, vgl. auch 2141—43). Weniger zuverlässig sind die Stiche der »Aula Veneris« (1644), von denen in dem erwähnten Bilderbuch eine Anzahl mitgeteilt wird.[1])

Es erscheint sehr fraglich, ob der Künstler alle diese Bilder selbst nach der Natur gezeichnet, ob er nicht mehrere nach älteren Aufnahmen gestochen hat. Dann würden aber diese Blätter keine Bedeutung für die Kostümgeschichte der Zeit um 1640 besitzen. Viel zuverlässiger

[1]) Vgl. auch Kulturg. Bilderb. IV. N. 2073—76.

sind die Kopfputze aus dem Reisebüchlein von 1636 (ebend. 2195—2200), nur fehlen leider die Angaben, an welchem Orte der Meister diese Aufnahmen gemacht hat. Und dasselbe gilt von den hübschen Rundbildern, die uns die Trachten und die Kopfputze aus den Jahren 1639—45 darstellen (ebend. 2015—50). Manche der eigentümlich geformten Pelzmützen sind noch bis in unsere Zeit, z. B. im Grödnertale, getragen worden, wie denn überhaupt die Bauerntrachten fast ausnahmslos auf Moden zurückgehen, die einst von den Bürgerfrauen gebraucht wurden. Die Bauern haben die alte Tracht nur länger festgehalten.

Sehr interessant ist es, das Porträt der Frau Dorothea Antonia von Buwinckhausen aus dem Jahre 1680 (ebend. V. 2767) mit den Bildnissen der Augsburger Patrizierfrau Regina Barbara von Zobel (ebend. V. 2764), die 1686 stirbt, und dem der Jungfrau Clara Böhin († 1680 — ebend. V. 2765) zu vergleichen. Die adlige Dame trägt das allgemeine Modekostüm, während die beiden anderen nach der Sitte ihrer Heimatstadt gekleidet sind.

Speziell Nürnberger Trachten (N. Kleider-Arten) veröffentlichten 1669 bei J. Kramer in Nürnberg die Stecher H. J. Schollenberger und N. Häublein. Umfassender war das Trachtenbuch, »Abbildung der gemeinnützlichen Hauptstände«, das 1698 Christ. Weigel in Regensburg herausgab. Derselbe Stecher lieferte die interessanten Illustrationen zu Abrahams a. S. Clara Neu eröffneter Weltgallerie (o. O. 1703).



Frans van Mieris (1635—1681): Dame mit Papagei.
(Alte Pinakothek in München.)

Auch in Augsburg hatten die Frauentrachten viel Eigenartiges. Es sind schon früh Augsburger Trachtenbücher erschienen. Wie lange diese merkwürdigen Moden sich hielten, beweisen die zahlreichen zierlichen Stiche von Johann Esaias Nilson (1721 bis 1788).

Ebenso merkwürdig sind die Kostüme der Strafsburgerinnen, über die ein Kupferwerk von Fonbonne herausgegeben wurde,



Kaspar Netscher, Gesang mit Klavierbegleitung (1666.) (Gemälde-Galerie in Dresden.)

»Eigentliche Vorstellung der heutigen Strafsbürgischen Mode- und Kleidertrachten. — Représentation des modes et habillements qui sont en usage à Strasbourg. Chez J. D. Doulseker 1731«.

Auch die von Engelhardt gestochenen Abbildungen Augsburger, Nürnberger, Strafsburger Trachten verdienen beachtet zu werden.

Die belgischen und holländischen Kostüme kann man an den Werken der grofsen Porträtmaler studieren. Wenn man die Bildnisse, die Rubens, van Dyck, Franz Hals, Michael van Mierevelt, Rembrandt und so viele Meister gemalt, nach den Entstehungszeiten, nach dem Stande der Porträtierten ordnet, wird man leicht eine Einsicht in die Bewegung der Mode auf dem Boden der Niederlande gewinnen. Das Aussehen der Bürger und besonders der Frauen in den wohlhabenden Häusern schildert uns Jan Steen, Gerh. Douw, Frans van Mieris, Gabriel Metsu, Gerh. Terborch, Konst. Netscher und viele andere.

Die Kostümgeschichte Italiens ist noch zu schreiben. Wir haben Trachtenbilder des bekannten Radierers Stefano della Bella (1610—64), aber es ist nicht sicher, wo er die gezeichnet, ja es spricht viel dafür, dafs er französische Erscheinungen im Auge gehabt hat.

6. Das 18. Jahrhundert.

Während das Männerkostüm in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wenig Veränderung erleidet, wird die Frauenmode bald ganz erheblich umgestaltet. Die Haare werden hoch auftoupiert, von Draht-

gestellen gehalten, gepudert, die Spitzenhaube der Fontange, nach der Geliebten Ludwigs XIV., der Herzogin von Fontanges (1661—1681), so genannt, bleibt bis etwa 1714 beliebt. Der Reifrock erlangt wiedereinmal seine Bedeutung. Ich habe in meinem »Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts« (Lpz. 1890) die Frauentoilette eingehend zu schildern versucht.[1]) Die Mode kommt aus Frankreich. Für den Beginn des 18. Jahrhunderts sind die Bilder und Zeichnungen des grofsen Antoine Watteau von Wichtigkeit[2]); es ist aber wohl zu unterscheiden, ob der Künstler Theaterkostüme uns vorführt, und das tut er in den allermeisten Fällen — solche Anzüge wurden nur bei Vorstellungen der Komödien von Schauspielern getragen — oder ob er die Erscheinung der vornehmen Welt uns darzustellen beabsichtigt.

So wird man die von Thomassin fils gestochene Folge »Figures de Modes etc.«[3]) (S. 272) und manche Schilderung aus der Geschichte seiner Zeit[4]) wohl für die Kostümgeschichte benutzen können, dagegen mufs man sich hüten, eben jene »Comoedienbilder«[5]) als Darstellungen des wirklichen Lebens jener Tage anzusehen. Dasselbe gilt von den Gemälden des Nicolas Lancret (1690—1743); einige geben uns eine treue Vorstellung von dem farbigen originellen Treiben der Zeit Ludwigs XV.[6]), andere wieder lassen uns einen Blick in das Theaterleben der ersten Hälfte vom 18. Jahrhundert tun.[7]) Sehr interessant und unbedingt zuverlässig sind die Gemälde von Jean François de Troy (1645—1730)[8]) und des J. B. Joseph Pater (1696—1736). Karikiert hat die Modetracht vom Jahre 1745 L. P. Boitard dargestellt.[9]) Während die hier angeführten Maler uns die Kreise des Hofes, des Adels, mit einem Worte der exklusiven Gesellschaft vorführen, geben uns die Genremaler J. B. Siméon Chardin (1699—1779)[10]) eine Vorstellung von dem Leben des Bürgerstandes, dessen Trachten wir durch die Radierungen von Edme Bouchardon (1698—1762), dem berühmten Bildhauer[11]), die Gemäldezeichnungen und Radierungen des hochgefeierten François Boucher (1703—70)[12]) noch genauer kennen lernen.[13])

---

[1]) Das Hauptwerk über das Kleiderwesen jener Zeit ist: Christ. Weigel, Abbildung der Gemein-Nützlichen Haupt-Staende Von denen Regenten Und ihren So in Friedens- als in Kriegs-Zeiten zugeordneten Bedienten an bifs auf alle Künstler u. Handwercker, Nach jedes Ambts- und Beruffs-Verrichtungen meist nach dem Leben gekennzeichnet und in Kupffer gebracht. (Regensp.) 1698.

[2]) Kulturg. Bilderbuch.

[3]) Kulturg. Bilderbuch VI. N. 2873—80; vgl. N. 2907—42.

[4]) Ebend. VI. N. 2863, 2864.

[5]) Ebend. VI. N. 2865—72, 2881—84, 2043—59.

[6]) Ebend. VI. N. 2994; 3000—3003. Da sehen wir neben dem Staatskleide der steifen Corsage die ungegürteten Kontuschen, Andriennen, Volanten, die die Deutschen auch französische Säcke nannten.

[7]) Ebend. VI. N. 2995—99.

[8]) Ebend. VI. N. 2905, 3133, 3134.

[9]) Ebend. N. 3141.

[10]) Ebend. N. 3094—96.

[11]) Ebend. N. 3004—27. — [12]) Ebend. N. 3098—3128

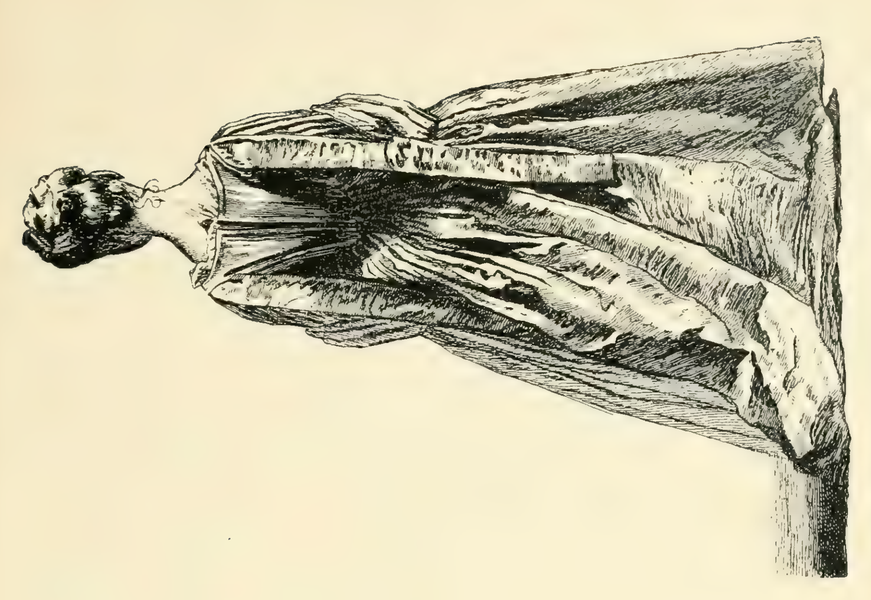
[13]) Vgl. auch L. P. Boitard, Trachten. — Ebend. VI. N. 3138, 3139 und besonders das Modenbild von 1747. Ebend. VI. N. 3140.



Louis le Grand, Roy de France.
(Kupferstich nach J. D. Saint-Jean.)



Antoine Watteau (1684—1721): Modetracht
gest. von Thomassin.



Antoine Watteau, Trachtenbild, gest. v. Thomassin fils.



Antoine Watteau, Trachtenbild, gest. v. Thomassin fils.

Über die englischen Trachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unterrichten uns die trefflichen Gemälde und Radierungen des großen William Hogarth (1697—1764). Während die Bilder der »Hochzeit nach der Mode«[1]) uns einen Einblick in das Leben des Adels tun lassen, führt er uns in der Mehrzahl seiner Bilder in die Kreise der Bürger, der Proletarier[2]), und schildert uns mit unbedingter Treue, was der Künstler selbst gesehen und beobachtet hat.

Für Deutschland haben wir nur wenige Bilder aufzuweisen. Es gibt deren sicherlich: Kupferstiche, Gemälde, vielleicht ohne jeden Kunstwert, aber für die Geschichte des Kostüms doch recht willkommen. Die Pariser Mode wird von der vornehmen Gesellschaft, und wer sich zu ihr hielt, nachgeahmt, aber bis gegen Ende des Jahrhunderts, freilich immer mehr gering geachtet, erhalten sich die verschiedenen Moden der Städte und der Dörfer.

Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts bewahren sich auch die Männer die Freude an farbigen Kleidern, die schon im Mittelalter so allgemein verbreitet erscheint.[3]) Erst seit der französischen Revolution hat die schwarze Farbe alle anderen verdrängt, verzichtet man darauf rote, grüne, gelbe, fröhlich leuchtende Kleider zu tragen. Der malerische Effekt der Tracht im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert wird dadurch verstärkt, daß bei festlichen Gelegenheiten Fürsten und Feldherrn den glänzenden Harnisch anlegen, der allerdings nur noch eine dekorative Bedeutung hat, da er gegen die Wirkung der Feuerwaffen längst nicht mehr sicheren Schutz gewährt.[4])

Zur Verbrämung und Fütterung der Kleider wird schon im frühen Mittelalter Pelzwerk aller Art verwendet, vom kostbaren Zobel und Hermelin bis zum gewöhnlichen Eichhorn- oder Fuchspelz.[5])

Der Gebrauch der Straußenfedern ist erst seit dem 15. Jahrhundert allgemeiner geworden. Um das Jahr 1500 braucht jedermann vom Fürsten bis zum Landsknecht[6]) und bis zur Soldatendirne die kostbarsten Federn und zwar in Fülle und Menge. Von den Weibern der Landsknechte haben dann auch die Bürgersfrauen[7]) und die Damen des Adels diesen kleidsamen Schmuck entlehnt.

Dann folgt auf diesen übermäßigen Aufwand wieder ein Zeit, die nur bescheiden von dem Federschmuck Gebrauch machte, bis dann während des Dreißigjährigen Krieges aufs neue die Vorliebe für schöne Federn modern wurde. Allein so gern die Männer ihren Hut mit Federn

[1]) Kulturg. Bilderb. VI. 2960—65.

[2]) Ebend. N. 2966—71; 2972—79; 3035—46; 3047—54; 3056—68; 3074—79.

[3]) Vgl. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. Les magasins de nouveautés *** (Paris 1896) die Kapitel Teinturerie et Deuil.

[4]) Vgl. Kulturg. Bilderbuch VI, N. 2983, 2985, 2988, 2989, 2990, 2992.

[5]) Alfr. Franklin, La vie privée d'autrefois. — Les magasins de nouveautés (Paris 1898). — Les fourrures, p. 205 ff.

[6]) Burgkmair. — Kulturg. Bilderb. II. N. 589. — Virgil Solis. Ebend. II. N. 894, 895. — Jost Amman. Ebend. III. N. 1289, 1290.

[7]) Hans Holbein. Ebend. II. N. 605, 607, 608.



Joseph Vivien (1657–1734). Wiederkehr des Kurfürsten Max Emanuel 1715. (National-Museum in München.)

zierten eine solche Verschwendung wie zu Anfang des 16. Jahrhunderts ist weder von Männern noch von Frauen je wieder getrieben worden. Als die dreieckigen Hüte gegen Ende des 17. Jahrhunderts Mode werden, verschwinden die Federn von den Kopfbedeckungen gänzlich; an ihre Stelle tritt, wie schon bemerkt, der Federbesatz (die Plumage), welche den aufgeschlagenen Rand des Hutes verziert; die Damen allein machen noch von dem Federschmuck, je nach den Anforderungen der Mode, Gebrauch.

Die Kleiderstoffe wurden entweder im Lande selbst angefertigt oder aus dem Auslande importiert. Die gemeinen Wollenstoffe wufste man in der älteren Zeit selbst herzustellen; das Spinnen und Weben besorgten die Hausfrauen persönlich oder unter ihrer Leitung dienenden Mägde. Diese Sitte hat sich von den Zeiten der alten Römer an fast durch das ganze Mittelalter erhalten. Sicherlich verstand man es auch, die Gewebe, wenn es erforderlich war, zu färben. Die besseren Stoffe jedoch wurden immer von gelernten Webern angefertigt. Das Mittelalter kennt da eine grofse Anzahl von Wollenwebereien.[1] Leinwand wurde weniger gebraucht; wenn man ihre Herstellung im Hause auch eifrig betrieb, so sind doch die Kleider von Männern wie die der Frauen ausschliefslich aus Wollstoffen hergestellt, höchstens dafs man zu den Unterkleidern, die gewaschen werden mufsten, Leinwand verwendete. Die besten Wollenzeuge kamen aus den Niederlanden[2]) und aus England, wo man auch den kostbaren Scharlach mit Kermes zu färben verstand.

Bei besonders festlichen Gelegenheiten legten die vornehmen und reichen Leute seidene Gewänder an, wie dies schon in der römischen Kaiserzeit Sitte gewesen war. Die Seidengewebe kamen zuerst aus China; darauf war die Seidenzucht in Asien verbreitet, endlich unter Justinian im Byzantinischen Reiche eingeführt worden. Die Sarazenen hatten sie dann in Spanien und Sizilien heimisch gemacht, und von Sizilien war sie nach Italien übertragen worden. Die mehr oder minder reich gemusterten, mit Gold durchwirkten Seidenstoffe (Pallia, Pfeller, Paile) sind natürlich sehr teuer, im frühen Mittelalter sehr viel kostspieliger wie am Ausgang des 15. Jahrhunderts.[3]) Wenn seit dieser Zeit der Preis auch herabgegangen ist, so hat dafür die Qualität der Gewebe auch ganz erheblich eingebüfst. Die Abneigung Karls des Grofsen gegen den Luxus, den seine Hofleute mit Seidenstoffen trieben, ist sehr erklärlich; einmal entsprach die Verschwendung nicht den ziemlich beschränkten Einnahmen der vornehmen Herren, dann ging das so seltene bare Geld aufser Landes. Seit der Zeit Karls des Grofsen ist jedoch der Gebrauch der Seidenstoffe in den höfischen Kreisen mehr

---

[1]) Höf. Leben ²I, 351 ff.

[2]) Die niederländischen Tuchmacher verarbeiten die feine Wolle, die sie aus England beziehen. Seb. Franck, Weltbuch (1533), fol. Lxij a. — Vgl. über Tuchweberei u. s. w. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. — Les magasins des nouveautés. (Paris 1895.) — La draperie, S. 239 ff.

[3]) Francisque Michel, Recherches sur les étoffes de soie d'or et d'argent. Paris 1852.

und mehr zur Gewohnheit geworden. Man brauchte die verschiedenartigsten Sorten von Geweben, von dem schweren Brokat der Pfeller bis zum leichten, dünnen Zindal.[1]) Überreste der kostbaren Seiden-



Mathias Heinrich Schnürer. Markgraf Friedrich von Bayreuth 1755
(Schlofs zu Bayreuth.)

gewebe aus dem frühen Mittelalter sind noch in den Kirchenschätzen — in neuerer Zeit auch in den Gewerbemuseen — in grofser Menge erhalten; liturgische Gewänder sind häufig aus ihnen gefertigt worden,

[1]) Höf. Leben [2]I, 332 ff.

Laien haben der Kirche ihre Prunkkleider geschenkt und man hat die Stoffe verwendet, wie man gerade den Bedarf hatte; auch in Gräbern wurde manch interessanter Fund gemacht.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts beginnt man, auf saubere, feine Wäsche Gewicht zu legen; die Kleider werden, an den Ärmeln zumal, aufgeschlitzt, um die weifse Leinwand des Hemdes sichtbar zu machen. Die ganze Mode der zerschlissenen Gewänder hat ursprünglich nur den Zweck, dafs der Träger derselben zeigen konnte, er habe ein reines Hemd angelegt. Auf dem Halse wird der Hemdkragen sichtbar, gestickt, gefältelt; erst als die Krägen ins Ungeheuere wachsen, die Mühlsteinkragen (s. o. S. 266) Mode werden, trennt man den Kragen vom Hemd. Durch diese Wandelung des Geschmackes gewinnt nun die Herstellung der Leinwand eine Bedeutung, wie sie dieselbe nie vorher gehabt hatte. Den Grund zu ihrem grofsen Vermögen legten die Fugger in Augsburg durch die von ihnen betriebene Leinweberei, wie denn überhaupt in Schwaben, zumal in Ulm, treffliche Leinwand erzeugt wird.[1])

Infolgedessen entwickelte sich in einigen Teilen Deutschlands, nachdem der Westfälische Friede Sicherheit des Erwerbes ermöglichte, eine Leinwandindustrie, die nicht allein im Lande selbst, sondern auch im Auslande Abnahme und Wertschätzung fand. Der Benediktiner Wilibald Kobolt rühmt die Leinwand von Westfalen und von Schlesien und berichtet, dafs ganze Schiffsladungen nach Holland, England, Spanien gingen, dafs in Bozen die Messe für die nach Italien bestimmte Leinwand abgehalten werde.[2]) In der Umgebung von Hirschberg in Preufsisch-Schlesien sind noch manche Denkmäler dieser einst so gewinnreichen Industrie anzutreffen.

Wollenstoffe wurden von Männern und Frauen fast ausschliefslich für den Alltagsgebrauch verwendet. Die feinen holländischen und englischen Tuche erfreuen sich eines hohen Ansehens, aber in allen Städten fanden die Tuchmacher (Pannifices) ihren lohnreichen Erwerb. Neben den Wollengeweben gewinnen auch seit dem 16. Jahrhundert die Baumwollstoffe eine immer mehr anwachsende Bedeutung.

Über das Weifszeug, die Wäsche, bringt Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois — Les magasins de nouveautés (Paris 1898) interessante Mitteilungen. Er bespricht die Bettwäsche, die Jabots, Kravatten, Taschentücher, die Weifswarenhändler, endlich die Wäsche selbst.

Für die Festkleidung der vornehmen oder der reichen Leute wird nach wie vor Seide verwendet, Samt, Brockat, gemusterte oder einfarbige Stoffe. Im 16. Jahrhundert hat man eine besondere Vorliebe für Schillergewebe, wie dies aus zahllosen Gemälden der Zeit zu ersehen ist. Berühmt sind die geprefsten Samte von Venedig. Nach dem Tode Maximilians I., der noch gern die grofsgemusterten Brokate getragen hat, wird diese Art von Stoff nur selten noch für die Kleidung der profanen Welt verwendet, fast nur noch zur Herstellung liturgischer Gewänder

[1]) Seb. Franck, Weltbuch (1533), fol. Liij a.
[2]) Grofs- und Kleine Welt. Augspurg 1738. S. 631.

benutzt. Die geprefsten einfarbigen Samte bleiben jedoch noch bis zu Anfang des Dreifsigjährigen Krieges geschätzt.

Die Seidenindustrie Italiens versorgt auch Deutschland; aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte Frankreich gleichfalls aus Italien seinen Bedarf bezogen haben. Der Nürnberger Kaufmann Balthasar Paumgärtner reist, wie aus seinem Briefwechsel hervorgeht, immer nach Lucca oder Florenz, kauft da Seide ein und bringt dann auf der Frankfurter Messe seine Ware wieder zum Verkaufe.

Im 17. Jahrhundert gewinnt die französische Seidenindustrie an Bedeutung, die Werkstätten von Lyon bestimmen von jetzt an den



Modewaren-Handlung

Geschmack der Modewelt. Nicht von so grofser Bedeutung erscheint die deutsche Seidenweberei, die durch die nach Aufhebung des Ediktes von Nantes durch die Refugiés ins Leben gerufen wurde. Sie konnte nicht einmal den Bedarf von Deutschland decken: immer noch bleibt die vornehme oder reiche Gesellschaft darauf angewiesen, seidene Stoffe aus Frankreich zu beziehen.

Nicht allein Damen tragen bei festlichen Gelegenheiten seidene Kleider, auch die Männer lieben es, wenn sie zu repräsentieren hatten, seidene Strümpfe, seidene Hosen, Westen, Röcke anzulegen oder aus Samt Hosen und Röcke anfertigen zu lassen.

Ein solcher Anzug kostete sehr viel, bedeutend mehr, als heute für einen derartigen Zweck ausgegeben wird. Deshalb schonte man ihn aufs sorgfältigste, trug ihn nur, wenn es unbedingt erforderlich war, so

dafs oft genug ein Festkleid noch auf die zweite und dritte Generation vererbt werden konnte. Wer sich einmal in den Museen mit den erhaltenen Kostümen beschäftigt hat, bemerkte sicher, wie wenig Spuren der Abnutzung sie an sich tragen.

Wenn der Adel einem Hoffeste beiwohnte, der wohlhabende Bürger zu einer Hochzeit, einem Taufen geladen war, da wurden wohl die Prachtgewänder hervorgesucht und angelegt, oder wenn sie ihre Bildnisse malen liefsen, allein für gewöhnlich hat man sich einer viel gröfseren Einfachheit befleifsigt, und die modernen Maler irren, wenn sie die Leute des 16. und 17. Jahrhunderts im Alltagsleben so kostbar geputzt darstellen.

Die Kleider selbst werden in älterer Zeit hin und wieder mit Goldstickerei verziert. Handstickereien sind dann seit dem 16. Jahrhundert öfter verwendet worden, auch die Staatsröcke der Herren wie die Westen werden noch im 18. Jahrhundert von besonders vorgebildeten Gold- und Seidenstickern bearbeitet. Die Perlenstickereien spielen zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine sehr bedeutende Rolle; sind auch die verwendeten Perlen nicht gerade besonders grofs, so mufs doch eine solche Stickerei bei der aufserordentlich grofsen Zahl der Perlen sehr kostbar gewesen sein. Das in München in Privatbesitz befindliche, von Bernhard Strigel gemalte Bildnis der Kaiserin Blanca Marie Sforza, das Porträt des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg im Berliner Schlosse, von Lukas Cranach d. Ä. gemalt (s. o. S. 239), können als Beispiele dienen. Nach dem Dreifsigjährigen Kriege werden die Perlstickereien unmodern. Desto mehr Interesse wendet man den Edelsteinen zu.[1]) Während des ganzen Mittelalters hatte man es geliebt, die von den Römern ererbten geschnittenen Steine, Cameen und Intaglj, zum Schmucke zu verwenden. Die Darstellungen selbst wurden so ausgedeutet, dafs der Stein noch eine besondere Bedeutung erhielt. Mit den während des Mittelalters selbst gefundenen Edelsteinen jedoch wufsten die Juweliere nichts anzufangen, sie begnügten sich, sie flach oder rundlich (muglich) zu schleifen und zu polieren. Ein Verständnis für die künstlerische Bedeutung der Edelsteine beginnt erst, seit Louis von Berguem aus Brügge 1453 erfunden hat, sie in Facetten zu schleifen. Trotz alledem spielen die Edelsteine im 16. Jahrhundert noch nicht eine so ansehnliche Rolle; bei den Schmucksachen der vornehmen Damen und Herren wird auf die Arbeit des Goldschmiedes, auf die kunstreiche Verwendung des Emails eher ein höherer Wert gelegt als auf die Verwertung eines Steines oder einer Perle.

Die wertvollen Edelsteine werden erst nach dem Dreifsigjährigen Kriege ihrer Bedeutung nach recht gewürdigt; sie allein und erst nebenher die Fassung bestimmen den Wert eines Schmuckgegenstandes.

---

[1]) Vgl. über diesen Luxus (Vulpius) Kuriositäten I, S. 303 ff. — Philipp II. von Spanien schenkte seiner Gemahlin Elisabeth »einen sehr kostbaren Salat: eine Schüssel voll Edelsteine«. Die Topasen bedeuteten das Öl, die Rubinen den Essig, Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragden den grünen Salat. L. c. 304.

Von früher Zeit her hatte man an Ordensauszeichnungen seine Freude gehabt.[1]) Im 15. Jahrhundert gibt es schon eine grofse Menge von Orden, d. h. von Abzeichen, welche die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaft sichtbar machten. Der Fürst ist gewissermafsen das Haupt dieser Gesellschaft und verleiht mit den Insignien dem von ihm als würdig Anerkannten das Recht, diesem Kreise anzugehören. Dafs an vielen Orten gegen Erlegung gewisser Taxen Ordenszeichen zu erwerben waren, konnte für alle, die solchen Schmuck gern hatten, nur lieb sein. So konnte man in Cypern den Schwertorden, in Jerusalem den h. Grabesorden, im Katharinenkloster des Sinai den Katharinenorden kaufen. Der Nürnberger Ulrich Ketzel († 1462), der wiederholt das hl. Land mit Reisegefährten besucht hat, war im Besitz von 16 Ordenszeichen.[2]) Die Mehrzahl dieser vielen Dekorationen ist sehr bald wieder abgeschafft und vergessen worden.

Die Orden, welche auch für die spätere Zeit ihren Wert und ihre Bedeutung behielten, der Hosenbandorden (gestiftet von Eduard III. 1346), der burgundische Orden des Goldenen Vliefses (Toison d'or 1429), der savoyische Annunciatenorden (gest. 1362), bewahrten auch in der Folgezeit den Charakter als Abzeichen eines von den Königen und Kaisern bestimmten Gesellschaftskreises.

Wollte ein Fürst im 16. und 17. Jahrhundert Verdienste belohnen, Anerkennung bezeugen, dann verehrte er dem, den er auszuzeichnen beabsichtigte, eine goldene Kette, an der eine Medaille mit dem Bildnis des Fürsten hing.[3]) Die Kette konnte mehr oder minder kostbar sein, die Medaille noch in einem goldenen, emaillierten Rahmen gefafst werden. Kurz, es war möglich, das Wohlwollen in verschiedenster Weise, aber ohne statutenmäfsige Abstufungen zum Ausdruck zu bringen. Teuer aber waren diese Auszeichnungen für den Spender immerhin.

Von den alten Orden, deren ich schon gedachte, werden der des Goldenen Vliefses[4]) und der Annunciatenorden bei grofser Feierlichkeit an einer goldenen Ordenskette, sonst an einem Ordensbande um den Hals getragen.[5]) Das Abzeichen des Hosenbandordens besteht aus einer Art von ovaler Medaille, die den h. Georg mit dem Drachen kämpfend zeigt und an einem blauen Bande um den Hals gehängt wird.[6]) Unter Jakob I.[7]) wird die Gruppe des St. Georg frei herausmodelliert an einer Ordenskette getragen. Den gestickten Ordensstern hat bereits Karl I.

---

[1]) Vgl. »Von den Ritter-Orden«, J. B. von Rohr, Einl. zur Ceremoniel-Wissenschaft (Berlin 1729), Teil III, Kap. IX.

[2]) Deutsches Leben etc. Fig. 560, 561. — Vgl. ebenda S. 541.

[3]) Tycho Brahe, Kulturg. Bilderb. III, N. 1365. Vgl. ebend. N. 1489, 1659.

[4]) Crispin de Passe. Alexander Farnese. Kulturg. Bilderb. III, 1421. Vgl. ebend. N. 1424, 1439, 1449, 1490, 1552, 1553, 1611; IV, N. 1724, 1888.

[5]) Rubens. Prinz Wladislaw Sigismund von Polen. Kulturg. Bilderb. III, 1640.

[6]) Porträt Friedrichs V. v. d. Pfalz. Kulturg. Bilderb. III, N. 1550. — M. Miereveldt. Moriz von Nassau. Ebend. III, 1641. — Lukas Vorstermann. Karl I. und Graf Pembroke. Ebend. N. 1654, 1655. — Unter der rechten Achsel, IV, 1759. — An einer Kette, IV, N. 1898, 1905.

[7]) Wolfg. Kilian. Jakob I. Kulturg. Bilderb. III, 1567. — Queekborn, Friedrich v. d. Pfalz. Ebend. III, 1623. Vgl. V, N. 2301.

auf seinem Mantel.[1]) Auch auf dem Porträt des unglücklichen Herzogs von Monmouth sehen wir den Ordensstern auf dem Oberkleide.[2])

In Frankreich ist der erste Orden der des h. Geistes, gestiftet von Heinrich III.[3]) im Jahre 1578. Das Ordenskreuz mit der Taube trägt Ludwig XIII. an einem blauen Bande (Ruban bleu), das um den Hals geschlungen ist.[4]) Erst unter Ludwig XIV. scheint der Gebrauch aufzukommen, dafs auf dem Oberkleide das Ordenszeichen in Stickerei sichtbar gemacht wird.[5]) Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wird es üblich, den Orden an einem breiten Bande zu tragen, das über die rechte Schulter gelegt bis zur linken Hüfte reichte.[6]) Das ist also der Grand Cordon, wie er heute noch gebraucht wird. Den Crachat auf der Brust zu tragen, ist erst im 18. Jahrhundert aufgekommen, auch hat man in der älteren Zeit das Ordenszeichen gestickt[7]) getragen; die Anwendung der metallenen Ordenssterne wurde erst um die Mitte des Jahrhunderts gebräuchlich.

Den S. Michaelsorden hat der berühmte Architekt Jules Hardouin Mansart[8]), den Christusorden von Portugal Franciscus de Andrada Leitaõ[9]), den dänischen Elefantenorden König Friedrich III. von Dänemark[10]) und Eberhard von Württemberg.[11])

Die Orden wurden in den Jahrhunderten, die uns hier beschäftigen, sehr selten verliehen und galten deshalb als eine sehr hohe Auszeichnung. Die protestantischen deutschen Fürsten, die das Goldene Vliefs nicht erhalten konnten, weil es nur an Katholiken verliehen wurde, bemühen sich deshalb häufig, in England dekoriert zu werden. Aber auch das gelang doch nur wenigen.

Seit dem 16. Jahrhundert, aber recht eigentlich erst seit dem 17., gehören zu einem Festkleide die Spitzenbesätze.[12]) Frauen tragen auch Spitzenmanschetten[13]) in Form der heutigen Stulpen, am oberen Rande

[1]) A. van Dyck, Porträt Karls I. — Ebend. IV, N. 1747.

[2]) Porträt von Peter Lely. — Ebend. V, N. 2301.

[3]) Kulturg. Bilderb. III, N. 1404. — Heinrich IV. Ebend. III, 1405.

[4]) Porträt des Königs von Hooghenberg. — Ebend. III, 1535. — Von Crispin de Passe. Ebend. 1646. — Das Band unter der linken Achsel durchgezogen. Ebend. IV, S. VI, unter der rechten, IV, N. 1870; IV, 2067.
A. van Dyck, Gaston de France. — Ebend. 1677.
Ph. de Champaigne, Richelieu. — Ebend. IV, 1755.
Claude Mellan, Henri de Montmorency. — IV, N. 2005.
Nic. Mignard, Graf Harcourt. — V, N. 2535.
Ferd. Voet, Michel le Tellier. V, N. 2537.

[5]) Kulturg. Bilderb. V, N. 2537, 2652

[6]) Antoine Watteau: Ludwig XIV. dekoriert den Herzog von Burgund mit dem Cordon bleu. — Kulturg. Bilderb. VI, N. 2864. — Vgl. V, N. 2792, 2794, 2796, 2798.

[7]) Pesne, Porträt Friedrichs des Grofsen. Kulturg. Bilderb. VI, N. 2993. — Anton Graff, Porträt Friedrichs des Grofsen. — Ebend. VI, N. 3179; vgl. N. 3180.

[8]) Porträt von Fr, de Troy (1699). — Kulturg. Bilderb. V, N. 2753.

[9]) Kulturg. Bilderb. IV, N. 2145.

[10]) Porträt von Jeremias Falck. — Ebend. IV, N. 2268.

[11]) Porträt von Georg Nikolaus List. — Kulturg. Bilderb. V, N. 2297.

[12]) Mrs. Palliser, History of Lace. Ed. by M. Jourdain and A. Dryden. Lond. 1902.

[13]) Kulturg. Bilderb. IV, N. 1969—71.

mit feinen genähten oder geklöppelten Spitzen besetzt; die verschiedenen Formen der Hauben, wie sie uns z. B. Michael Miereveldt in seinen Frauenbildnissen vorführt, entbehren dieser schönen Zierde nicht.[1]) Oft sind die Kleider am Halsausschnitt mit Spitzen garniert, am liebsten jedoch verwenden sie die Damen bei dem Ausputze ihrer Krägen. Die Mühlsteinkrägen (Krösen) werden noch im 17. Jahrhundert gebraucht, doch besetzt man den Rand mit Spitzen, wie z. B. das von P. P. Rubens gemalte Porträt der Infantin Clara Eugenia zeigt.[2]) An den hohen Stehkragen, wie sie von Maria Stuart getragen wurden, darf ein Spitzenbesatz nicht fehlen.[3])

Die Überschlagkragen verschiedenster Form werden nur ausnahmsweise aus einfacher weifser Leinwand gefertigt[4]), sind fast immer mit sehr kostbaren Spitzen garniert.[5])

Bemerkenswert erscheint es, dafs auch die Männer den Wert der Spitzen sehr wohl zu würdigen wissen, sich gern mit ihnen schmücken. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts liefsen sie sogar die Hosen unten mit Spitzen besetzen oder eine Art Manschette den oberen Rand der Reiterstiefel innen umspannen.[6]) Das ist eine vorübergehende Mode, allein zum Ausputze der Halskrägen hat man sie fast ein Jahrhundert hindurch verwendet, sei es, dafs man die Mühlsteinkrägen mit ihnen besetzte[7]) oder die Überschlag-(Schulter-)Krägen mit einer breiten Spitzenbordüre zierte.[8]) Neben diesen nur bei besonderen Gelegenheiten gebrauchten Toilettenbehelfen trug man auch glatte Leinwandkrägen, halb stehend[9]) oder übergeschlagen. Diese Form ist uns aus Rembrandts Porträts wohlbekannt; die Staalmeesters des Amsterdamer Reichsmuseums können als Beispiel dienen. Diese breiten, gesteiften, anliegenden Krägen werden mit einem Schnürchen vorn zusammengebunden; die Quasten der Schnüre sind meist sichtbar hervorgezogen.[10])

---

[1]) Ebend. N. 1965.

[2]) Kulturg. Bilderb. III, N. 1488.

[3]) S. die Stiche von Heinrich Goltzius. Ebend. III, N. 1396, 1399, 1402, 1403. — Von Crispin de Passe. Ebend. N. 1419, 1420, 1422. — Porträt der Margarethe von Valois, N. 1437. — Crispin van Queckborn, Elisabeth, Tochter Jakobs I. von England. Ebend. N. 1476.

[4]) A. van Dyck. Maria von Medici. — Kulturg. Bilderb. III, N. 1678.

[5]) Kaiserin Anna. Ebend. III, N. 1551. — Lukas Kilian, Kurfürstin Magdalena Sibylla von Sachsen. Ebend. N. 1668. — M. Miereveldt, Sophie Hedwig, Gräfin von Nassau. Ebend. N. 1680. — Frau von Maisonfort, N. 1683. — Van Dyck, Henriette Marie, Königin von England. Ebend. IV, N. 1746.

[6]) Kulturg. Bilderb. III, 1667.

[7]) Heinr. Goltzius. Kulturg. Bilderb. III, N. 1397. — Crispin de Passe, N. 1422. — P. P. Rubens, Erzherzog Albrecht von Österreich (1615), N. 1487.

[8]) Porträt des Friedrichs V. von der Pfalz (1613). — Ebend. III, 1550. — M. Miereveldt, Georges Villiers, Herzog von Buckingham. — Ebend. N. 1656. — Van Dyck, Gaston de France. — N. 1677. Vgl. N. 1679, 1684; IV, 1772, 1773, 1830, 1871—72, 1874—77, 1879—81, 1890, 1905, 1950—51, 2178.

[9]) Wolfgang Kilian. Jakob I. von England. Kulturg. Bilderb. III, N. 1567; vgl. N. 1489, 1535. — Wallenstein, N. 1643, 1644.

[10]) Philippe de Champaigne, Cardinal Richelieu. — Ebend. IV, N. 1755. — Louis de Conde. — N. 2069. — François d'Angoulesme. — N. 2070. Vgl. N. 2072; V. 2447, 2448.

Eine leichte Änderung der Grundform dieses Kragens wird zur Zeit Ludwigs XIV. modern; der untere Teil ist wieder mit Spitzen besetzt.[1])

Der Übergang zur Kravatte wird durch eine Modewandelung vermittelt, die wir auf dem von David Beck gemalten Porträt des Marschalls Leonard Torstenson (1649) dargestellt finden: Der Kragen ist mit den vorderen Spitzen zusammengeknotet.[2]) Die spitzenbesetzte Kravatte trägt dann Admiral Michael de Ruyter († 1676) auf dem von Blooteling gemalten Porträt[3]), so wie der Herzog von Mommolith († 1685), gemalt von Sir Peter Lely.[4]) Unter dem Namen Steenkerke verdrängt in den letzten Lebensjahren Ludwigs XIV. dieses Spitzenhalstuch den so lange getragenen Kragen. Es ist aber, wie schon bemerkt, lange vor der Schlacht von Steenkerke (1692) bekannt gewesen.

Ein einfaches weifses Halstuch finden wir auf dem von Hyazinth Rigaud gemalten Bildnis des berühmten Fabeldichters Jean de Lafontaine († 1695)[5]), ein zur Schleife gebundenes, an den Enden mit Spitzen besetztes auf dem Porträt Karls II. von England, das nach dem Bilde des Peter Nason (1612 bis nach 1680) J. Sandrart gestochen hat.[6])

Dieses weifse Halstuch ersetzt sehr bald die Steenkerke und wird während des ganzen 18. Jahrhunderts, selbstverständlich mit kleinen Modevariationen, ja bis tief ins 19. Jahrhundert hinein getragen; in der Gegenwart erinnern noch die weifsen Kravatten an diese Mode, die sich nun schon über 200 Jahre behauptet hat.[7])

Zu den Schmucksachen dürfte noch zu zählen sein, die Taschenuhr, die Anfang des 16. Jahrhunderts in Nürnberg erfunden, nach und nach so viel Beifall gefunden hatte, dafs um das Jahr 1700 wohl schon jeder Herr und jede Dame im Besitze einer Uhr war.

Die Damen bedienten sich seit uralter Zeit des Fächers. Bekanntlich haben schon die griechischen Frauen, die von den Meistern von Tanagra so lebensfrisch gebildet wurden, Blattfächer in den Händen. Im Mittelalter ist der Gebrauch des Fächers nicht unbekannt, allein nicht häufig; erst seit dem 16. Jahrhundert begegnet er uns öfter: der Fahnenfächer auf den Gemälden der Italiener, beispielsweise der Porträts von Paolo Veronese, der Federfächer[8]), der in Frankreich und England beliebter ist, und der heute noch gebräuchliche Faltfächer[9]), welcher schon zur Zeit des Anton van Dyck, der die Gemahlin Kaiser Ferdi-

[1]) Mignard, Ludwig XIV. — Kulturg. Bilderb. V, N. 2521. — Vaillant, Ludwig XIV. (1660). — Ebend. N. 2529. — Vouet, Louvois (1686), N. 2718. — Mignard, Brisacier (1664), N. 2530. — Masson, Der grofse Kurfürst, N. 2744.

[2]) Kulturg. Bilderb. IV. N. 2226.

[3]) Ebend. V, N. 2331.

[4]) Ebend. V, N. 2301.

[5]) Ebend. V, N. 2451, S. 4, 2792, 2794 ff.

[6]) Ebend. V, N. 2738.

[7]) Ebend. V, N. 2743.

[8]) Engländerin, 16. Jhdt. — Kulturg. Bilderb. III, 1528. — Crispin de Passe. Kulturg. Bilderb. IV, N. 1993. — Wenzel Hollar. Ebend. N. 2074 und 2139.

[9]) Abraham Bosse, Der Ball. — Ebend. III, 1690. Vgl. (c. 1700) V, N. 2834.

nands III., Maria Eleonora, malt[1]) bekannt ist, ja in der Hand einer Römerin bereits auf einem noch aus dem 16. Jahrhundert stammenden Trachtenbilde erscheint.[2])

Gegen den Sonnenbrand schützten sich die Frauen durch den Gebrauch des Schleiers. Von den Mummereien stammt dann der Gebrauch der Maske, der seit der Mitte des 16. Jahrhunderts von Italien aus in Deutschland und die Länder diesseits der Alpen Eingang fand. Die Maske hatte ja aufserdem noch das Gute, dafs sie die Person unkenntlich machte.[3]) Joh. Christ. Wagenseil bemerkt in seiner Vorlesung »Aulicarum atque Politarum rerum Observationes«[4]): »Wenn das Frauenzimmer in Frankreich geschwind ausgehen und sich nicht viel anziehen will, nimmt es die Masque über den Kopf, dafs nichts als die Augen herausgucken und geht so incognito; wenn aber ein Bekannter kömmt oder einer, dem sie affection bezeugen wollen, nehmen sie die Masque herunter. Diese ist von schwarzem Sammt gemacht und inwendig eine Crystalle angenehet, welche das Frauenzimmer in den Mund nimmt, damit sie die Masque halten kann.« In dem Frauenzimmerlexikon von 1739 (Sp. 1025) wird sie erwähnt als »eine von schwartzem oder anderm bunten Sammet nach dem Gesichte geschnittene und zusammengepappte Forme mit offenen Augen-, Nasen- und Mund-Löchern versehen, deren sich das Frauenzimmer auf denen Redouten oder Reisen und Spatzier-Fahren, wenn sie incognito gehen wollen, zu Bedeckung des Angesichtes zu bedienen pfleget und selbige durch eine von innen angeschlungene Coralle oder auch einen durchgesteckten Ring in dem Munde zu halten pfleget. Sie sind entweder mit Gold oder Silber gestickt oder glatt«.[5])

Fürsten und Priester hatte man, wenn sie in einem festlichen Zuge dahergingen, schon im Mittelalter durch ein mit Stangen getragenes Schirmdach gegen Sonnenbrand und auch gegen Regen geschützt. Das Dach war mit kostbarem Brokat aus Bagdad (Baldak, wie man im Mittelalter sagte) überzogen; von dem Stoffe Baldekîn wurde der Namen auch auf den Traghimmel übertragen: Baldachin.

Diese feierliche Beschirmung fand jedoch nur bei seltenen Gelegenheiten, Einzügen, Prozessionen statt; für gewöhnlich mufsten auch die Grofsen dieser Welt die Sonnenhitze und den Regengufs wie alle anderen Menschen ertragen. Eine Art Sonnenschirm war den Venetianern schon bekannt: auf einem Bilde von Paolo Veronese »Die Findung des Moses« trägt der schwarze Diener einen Sonnenschirm über dem Haupte der Prinzessin. Allein erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts wird der Gebrauch des Parasol häufiger. Wir werden bei Besprechung des Parapluies auch dieses seit jener Zeit unentbehrlichen Gerätes gedenken

Gegen den Regen schützte man sich durch dicke Mäntel, die verschiedenen Arten der Kappe, die auch mit Kapuzen versehen waren,

---

[1]) Gest. von Cornellius Galle 1649. — Ebend. IV, N. 1889.
[2]) Ebend. III, N. 1527.
[3]) Vgl. Kulturh. Bilderb. III, N. 1554. — Romeyn de Hooghe, ebend. V, N. 2701.
[4]) (Vulpius) Kuriositäten X. 216.
[5]) S. o. die Abb. S. 252. 256.

und zwar scheinen Männer wie Frauen diese Wettermäntel benutzt zu haben, während die aus dickem Fies gefertigte Selavinia wohl nur von Männern gebraucht wurde. In dickem wasserdichten Mantel trotzte auch im 16. und 17. Jahrhundert der Mann dem ärgsten Regengusse, während die Frau sich mit einem Regentuche behalf, das die Gestalt vom Kopf bis zu den Füſsen einhüllend, die Toilette vor jeder Gefährdung sicher stellte. Eine eigentümliche Form des Regenmantels hat man am Niederrhein, in Holland und in den spanischen Niederlanden getragen. In dem Theatrum Urbium sehen wir sie abgebildet, noch genauer dargestellt aber in dem Werke des Abraham de Bruyn »Habitus variarum gentium« (1581), das 1875 in Brüssel aufs neue herausgegeben worden ist. Tafel 1 zeigt uns da eine adlige belgische Dame, wie sie zur Kirche geht. Sie hat das jedenfalls durch Draht oder Fischbein geformte Regenkleid über den Kopf gezogen. Tafel 2 bietet wieder verschiedene Formen desselben; merkwürdig erscheint es, daſs es auch bei Begräbnissen getragen wurde. Tafel 3 gibt uns eine Darstellung des Antwerpener, Tafel 16 des Kölner und Tafel 17 des Schnittes von Cleve. Eine gänzliche Umgestaltung des Regenmantels bringt nun die Zeit um 1600. Das dunkle schwarze Tuch ist an einem ganz flachen Mützchen befestigt, welches durch seine eigene Schwere fest auf dem Kopfe aufliegt. Oben an dem Mützchen oder der Calotte ist an einem langen Stiel ein Puschel, oder Quast, angebracht. Peter Paul Rubens hat seine zweite Gemahlin, Helene Fourment (s. o. S. 289), in diesem Kleide gemalt. Unter den zahlreichen Bildern will ich nur einige anführen.[1] In dem übrigen Deutschland hatten diese Kleider einen anderen Schnitt. In Hamburg trägt man das Regenkleid oder Regen-



Wenzel Hollar, Frauentracht 1639—45.

[1] Jan van de Velde. Marktszene, gest. von Claes Janſs Visscher. — Kulturg. Bilderb. IV. S. V. — J. Sandrart, September (c. 1640). — Ebend. IV. N. 1976. — Wenzel Hollar. Ebend. IV. N. 2096. — Aus der Aula Veneris des Wenzel Hollar (Lond. 1644): Edeldame von Brabandt (Ebend. IV. N. 2123); vornehme Frau aus Antwerpen (N. 2124); aus Köln: vornehme Frau (N. 2127), Bürgersfrau (N. 2128), wohlhabende Bürgersfrau (N. 2129), Frau (N. 2130).



Wenzel Hollar, Kölner Frau.



Wenzel Hollar, Wohlhabende Kölner Bürgersfrau.

tuch über dem Kopf; es ist schwarz seiden oder wollen, vier Ellen lang, zwei Ellen breit. Dazu gehört der Regenschurz, ein Weiberrock, der über den Anzug gezogen wird. In Nürnberg liebt man grüne Regentücher, doch werden sie, wie der Stich von Jac. Andr. Friderich beweist, den Jeremias Wolff veröffentlichte, auch als weifse Umhänge[1]) getragen.

Diese Tücher und Regenmäntel sind noch lange gebraucht worden als man längst den Regenschirm erfunden hatte.

In Frankreich hatte man sich ebenso wie in Deutschland beholfen, die Chape à pluie, der Balandras, schützten den Anzug und hielten ihn trocken. Ludwig XIII. aber hatte schon als Prinz 1607 einen Sonnenschirm, mit dem sein Page ihn beschützte.[2]) In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kam ein geschickter Mann auf den Gedanken, den Sonnenschirm mit Wachstuch, später mit Seide zu überziehen, so dafs er auch gegen den Regen schützen konnte. Schon



Wenzel Hollar, Kostümfigur um 1640.

[1]) Alltagsleben einer deutsch. Frau. Fig. 18. — [2]) Vgl. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. Les magasins de nouveautés. Paris 1898. S. 299 ff.

1673 weist das Inventoire du mobilier de la couronne elf Parasols mit verschiedenfarbener Seide und drei mit Wachstuch bezogen auf. Ein solcher Schirm war jedoch sehr unbequem und schwer, und deshalb wurde die Erfindung des Jean Marius, der ihn zum Zusammenklappen und viel leichter herstellte, sehr willkommen. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedient man sich mehr der Regenschirme; der Oratorianer Caraccioli hebt 1768 hervor, dafs niemand in Paris ohne Schirm ausgehe. 1769 entstand eine Gesellschaft, welche Regenschirme an die, welche sie bedurften, verlieh; 1788 wurden sie weifs, 1789 grün, 1791 rot und 1804 blau getragen.

Das Frauenzimmerlexikon von 1715 kennt sehr wohl den Parasol, »ein Schirm-Tach von Wachs-Tuch, so an einem Stänglein das Frauenzimmer über sich träget, um sich dadurch wider der Sonnen-Hitze zu bedecken. In hiesigen Landen aber (d. h. in Sachsen) brauchet sie das Frauenzimmer zur Regen-Zeit. Sie können ausgespannet und wieder eingezogen werden. Die Frantzosen geben ihm den rechten Nahmen und nennen es Parapluye«.

Mehr zur Spielerei wird der Stock, der Spazierstock, getragen. Die Fufswanderer, die Pilger, die Bauern haben zu allen Zeiten einen Stab gebraucht. Seit dem 17. Jahrhundert aber wird es Mode, dafs die Männer, bald auch die Damen, Stöcke tragen. Schon im 15. Jahrhundert hatten die Vertreterinnen der Modenarrheit die Spazierstöckchen benutzt[1]); eine Waffe in dem Stock verborgen zu tragen war im 16. Jahrhundert wieder in Gebrauch gekommen, aber den ersten rechten Luxusstock hat Heinrich IV. getragen. Ludwig XIII. hatte einen Stock aus Ebenholz mit Elfenbeinknopf. Ludwig XIV. liebte auch, seine Stöcke (s. o. S. 272) recht kostbar zu haben.[2]) Der Stock wurde das Abzeichen des Befehlens. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts wird der Rohr stock gebraucht, der Griff desselben ist aus Gold, Silber u. s. w. hergestellt. Zur Zeit der grofsen Revolution beginnt der Stock den Degen erfolgreich zu ersetzen.[3])

Bis Anfang des 18. Jahrhunderts hatte ein jeder Bürger das Recht gehabt ein Schwert, einen Degen zu tragen. Der zum Gesellen beförderte Lehrjunge legte den Degen an als Zeichen, dafs er von der Tyrannei der Dienstzeit befreit sei. Polizeiverordnungen schränkten das Recht, Waffen zu tragen, immer mehr ein, behielt es einzig den Soldaten vor, und so ist auch im Bürgerstande der Stock an die Stelle des Degens getreten.

Die französischen Damen hatten in den Spazierstöcken ein neues Spielzeug gefunden, das sie weit über hundert Jahre benutzten. Natürlich fand diese Mode auch in Deutschland Eingang, und das Frauen-

[1]) Ebend. S. 318 ff.

[2]) Alfred Franklin, a. a. O. S. 302 ff.

[3]) Saint Igny, Soldatentypen um 1630. Kulturg. Bilderb. IV. N. 1779, 1780, 1782, 1784. — Rudolf Meyer, Soldaten c. 1630—35. Ebend. IV. N. 1947, 1949. — Porträt Ludwigs XIII. Ebend. IV. 2065. — Van Dyck, Karl (II) als Kind. Ebend. IV. N. 2008. — Romain de Hooghe. Ebend. V. N. 2692. — Ludwig XIV. N. 2794. N. 2835.

zimmerlexikon von 1715 erwähnt deshalb »den Spatzier-Stab oder Stock, ein schmal und geschwanckes von Spanischen Rohr verfertigtes Stäblein, mit einer Schleiffe Band versehen, dessen sich das Frauenzimmer an etlichen Orten bey dem Spatzierengehen zu bedienen pfleget«.



P. P. Rubens, Helene Fourment. (München, Alte Pinakothek.)

Die Hunde werden schon im frühen Mittelalter gern im Hause gehalten. Isolde hatte ein Schoſshündchen, Petit Criu, das sie stets begleitete[1], und häufig finden wir auf den Grabsteinen Hunde abgebildet,

[1]) Höf. Leben. ²I. 450.

zu den Füfsen ihrer Herren oder Herrinnen hingeschmiegt. Die Miniaturen der Heidelberger Minnesingerhandschrift bringen vielfach die Bilder solcher Schofshunde; sie gehören zur Rasse der Wachtelhunde[1]). In Holland waren diese kleinen Tiere noch zur Zeit des Frans von Mieris beliebt; er hat z. B. zwei auf Skizzen dargestellt, die später von Ploos von Amstel meisterhaft in Kupfer gestochen worden sind. Diese weifsen, rotgelb gefleckten Spaniels waren in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei den Damen noch überaus beliebt. Die King Charles-Hündchen hatte man zuerst in England im 17. Jahrhundert geschätzt. Auf dem Stiche des Meisters von Amsterdam ist ein Windspiel dargestellt[2]); die Hunde auf den Stichen des Mair von Landsberg[3]) und des Israel van Meckenen[4]) können vielleicht der Pintscherrasse angehört haben. Von den Jagdhunden wollen wir gar nicht sprechen, sondern allein von den Stuben- und Luxushunden.

Die Geschichte der deutschen Schofshunde ist noch nicht geschrieben worden, wohl aber hat Alfred Franklin in zwei Bänden seiner Vie privée d'autrefois[5]) auch diesen Fragen seine Aufmerksamkeit zugewendet. Die Wachtelhunde, Espagnols oder Epagneuls, scheint man erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Frankreich eingeführt zu haben.[6]) Sonst kannte man die Windhunde u. s. w.[7])

Ludwig XI. liebte die Hunde.[8]) Die Mutter Ludwigs XII., Marie von Cleve, liefs 1455 für ihre Windhunde Kleider anfertigen[9]); ihrem Beispiele folgte später Maria Stuart, die ebenfalls im Winter ihre Hunde in blauen Samt kleidete.[10]) Alle Valois waren Hundefreunde, besonders weit trieb diese Vorliebe Heinrich III. Unter seiner Regierung wurden die Malteser oder Bologneser Hündchen geschätzt[11]), weifs mit glattem Seidenhaar, schwarzen Augen und schwarzer Nase. Ganz kleine Tiere kamen aus Artois oder aus Bologna; die Damen trugen sie in ihrem Muff (Chiens à manchon). Man wollte ihr Wachstum dadurch verhindern, dafs man gleich nach der Geburt ihre Gelenke mit starkem Branntwein einrieb. Man machte über diese Vorliebe damals sehr böse Bemerkungen.[12]) Ludwig III. war ein Hundefreund.[13]) Unter Ludwig XIV. bleiben die Bologneser in der Mode, Hundehändler versorgten die Damen mit diesen ihren Lieblingen. An Stelle der Bologneser traten dann die Hunde aus Burgos »Bassets à jambes torses au museau allongé et aux oreilles pendantes«, also eine Art Dachshunde. Die Wolfshunde wurden darauf mödern; zur Zeit der Regentschaft waren wieder die Spaniels beliebt.[14]) Der König selbst liebte die Hunde und hielt eine grofse

[1]) Kulturg. Bilderb. III. N. 1370, 1442, 1447.
[2]) Deutsches Leben. Fig. 400.
[3]) Ebend. Fig. 410, 412, 413.
[4]) Ebend. Fig. 415.
[5]) Les animaux* (Paris 1897) und Les animaux** (Paris 1899).
[6]) Les animaux*, p. 289.
[7]) Ibid. p. 295.
[8]) Comines in Les Animaux**, p. 24.
[9]) Ebend. p. 36. — [10]) Pag. 52. — [11]) Pag. 56. — [12]) Pag. 94. — [13]) Pag. 88. — [14]) Pag. 144.

Menge. Seit 1657 gibt es das Hofamt eines Capitaine des levrettes de la chambre du Roi. Eine Gouvernante de la guenon et des chiens de la chambre und Escuyers capitaines des levrettes werden auch genannt. Die letztere Stelle existierte noch zur Zeit Ludwigs XVI.[1]) Ludwig XV. liebte seinen King-Charles Filou über alles. Die Pudel (caniche, griffon) werden später modern.

7. Kleidung der Bauern.

Die Kleidung der Bauern wechselt, zwar nicht so schnell wie die des Adels und der Bürger, allein auch in den Dörfern findet von Zeit zu Zeit die Mode Eingang. Es kleiden sich die Bauern für gewöhnlich in graue Wollstoffe, die sie selbst gesponnen und gewebt haben. Die Männer tragen selten Hosen, sondern bloſse Beine, höchstens hohe Stiefeln, der Rock reicht bis zum Knie, bei kaltem Wetter legen sie eine Frieskutte mit Kaputze (die Sclavinia) an oder nehmen einen Schafpelz um, die rauhe Seite nach auſsen gekehrt. Die zahlreichen Kalenderbilder gestatten es, die Wandlungen der Bauerntrachten seit dem 12. und 13. Jahrhundert ziemlich sicher zu verfolgen.

Für Italien kommen da auch die Reliefs von Niccolò und Giovanni Pisano in Betracht, die die Verkündigung und Anbetung der Hirten darstellen; auch die Gemälde von Giotto in der Scrovegni-Kapelle zu Padua führen uns Bauern vor. Die Erscheinung der Landleute im 15. Jahrhundert zeigen uns die Stiche von Martin Schongauer, die Federzeichnungen des Mittelalterlichen Hausbuches (im Besitz des Fürsten Waldburg-Wolfegg). Daſs reiche Bauern wohl auch gelegentlich die Moden des Adels nachzuahmen versuchen, zeigt uns die Geschichte vom Meier Helmbrecht.

Über die Einzelheiten der Bauerntracht des 15. Jahrhunderts dürfte in den deutschen Fastnachtsspielen, in den französischen Novellen manches zu finden sein.[2]) Die fränkischen Bauern des 16. Jahrhunderts führt uns Albrecht Dürer vor. Das sind die Leute, die Sebastian Franck im Auge hat, wenn er in seinem Weltbuche (1533) fol. xlvij[b] sagt: »Diſs muoselig volck der bauren, Kohler, hirten etc. ist der vierd stand, deren behausung, leben, Kleydung, speiſs, weiſs etc. weiſst man wol. Ein seer arbeitsam volck, das jedermans fuoſshader ist und mit fronen, scharwercken, zünssen, gülten, steuren, zöllen hart beschwert und überladen ist, doch nit dester frümmer auch nit wie etwan ein einfeltig sunder ein wild hinterlistig ungezempt volck; yr hantierung, sitten, Gotsdienst, bawen ist yederman bekant doch nit allenthalben gleich, sunder wie an allen orten lendlich, sittlich.« Die Bayern tragen mit Vorliebe blaue Kleider, die Bauern mehr Stiefeln wie Hosen (ebend. fol. ljv[b]).

[1]) Pag. 145.

[2]) Eine groſse Menge von Abbildungen bietet uns das interessante Werk von Adolf Bartels, Der Bauer (Monogr. z. deutschen Kulturg. IV.) (Lpz. 1900).

Den holländischen Bauer des 17. Jahrhunderts stellt Adrian van Ostade und seine Genossen dar; den der katholischen Niederlande hat nach dem Vorgange der Breughel häufig David Teniers d. J. geschildert.

In dem Theatrum Urbium sind auch viele Bauerntrachten, frieslsche und deutsche, spanische und italienische abgebildet. Französische Bauern hat Jacques Callot in seinen Misères de la guerre dargestellt, italienische Hirten und ihre Frauen Nikolaus Berchem (1620—83) gemalt und radiert.

Dafs übrigens die Bauerntrachten keineswegs uralt sind, wie man so oft vermeint, dafür würde, wenn uns mehr Kostümbilder zur Verfügung ständen, leicht der Beweis zu liefern sein: auch auf dem Lande hat die Mode Veränderungen der Anzüge veranlafst; nicht so häufig wie in der vornehmen Gesellschaft, aber doch immerhin wahrnehmbar. Wenn man z. B. die Berner Tracht zur Zeit des Schweizermalers Sigmund Freudenberger (1745—1801) mit der heutigen vergleicht, wird man die Richtigkeit jener Wahrnehmung nicht verkennen.

IV.

Essen und Trinken.

Essen und Trinken.

Zu allen Zeiten haben die Ernährungsfragen eine sehr grofse Rolle gespielt und es ist deshalb wohl wert, dafs man auch dieser Erscheinung in den Tagen der Vergangenheit seine Aufmerksamkeit zuwendet. Es ist ein hohes Verdienst, das sich Moriz Heyne um die Sittengeschichte erworben hat, indem er in seinem grofsangelegten Werke »Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer« dem »Deutschen Nahrungswesen« einen besonderen Band (II. Lpz. 1901) widmete. Auf dieses Werk seien alle verwiesen, welche eingehendere Studien über diesen Zweig der Sittengeschichte zu unternehmen beabsichtigen.[1])

Dafs die Völker diesseits der Alpen sich hauptsächlich von den Erträgnissen ihrer Viehzucht und ihrer Jagd ernährt haben, ist sehr wahrscheinlich. Brot und allerlei aus den gewonnenen Feldfrüchten bereitete Speisen mögen ihnen wohl auch bekannt gewesen sein, jedoch der Anbau besserer Fruchtarten, von Gemüsen aller Art, ist erst allmählich von Italien her in jenen Ländern heimisch gemacht worden. Karl der Grofse hat sich um die Verbesserung der Landwirtschaft seiner Völker die allergröfsten Verdienste erworben, durch die Aufmerksamkeit, die er seinen Musterwirtschaften zuwandte, auf weitere Kreise anregend und fördernd eingewirkt. Aber noch viel mehr verdankt der Ackerbau den Mönchen, die rationeller ihren Boden bestellten und durch Einführung neuer Kulturpflanzen, Gemüsen, die Landwirtschaft wesentlich bereicherten.

So dürfen wir uns schon um den Beginn des zweiten Jahrtausends die Küche, wenigstens der vornehmeren, reicheren Leute, recht gut versorgt vorstellen. Verschiedenes Brot, schwarz und weifs, Kuchen mannigfaltiger Art, dann das am Spiefs gebratene Fleisch der Haustiere, die im Herbste geschlachtet wurden; Wurst, Rauch- und Pökelfleisch mufste

---

[1]) Über französische Verhältnisse gibt die zuverlässigste Auskunft Alfred Franklin. Er hat diese Fragen in drei Bänden seiner Vie privée d'autrefois behandelt: La cuisine (Paris 1888), Le repas (Paris 1889) und Variétés Gastronomiques (Paris 1891). Wie es in dem Plane des ausgedehnten Werkes begründet ist, wird nur die Zeit seit dem 12. Jahrhundert in Betracht gezogen; am interessantesten sind immer die Schilderungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

dann den Winter hindurch vorhalten, wenn nicht die Jagd frisches Fleisch in die Küche lieferte. Man ist nicht wählerisch und ifst neben den auch uns wohlschmeckenden Rebhühnern und Wachteln die Reiher, Kraniche, Rohrdommeln, kurz, was mit der Falkenbeize zu erlegen war. Im Notfalle mufste das Geflügel verwendet werden, das man auf dem Hofe hielt, vor allem die Hühner, die ein sehr geschätztes Essen lieferten und die man auf die mannigfachste Art zuzubereiten verstand. Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, dafs die Leute vor einigen Hundert Jahren nicht ebenso gut zu speisen wufsten wie heute. Wenn sie auch im Binnenlande nichts von Austern wufsten und der Kaviar wie manche andere Leckerei ihnen unbekannt waren, so haben sie Krebse im Überflufs gehabt und mit ihnen manch Gericht zu verbessern gewufst. Die alten Rezepte würden auch heute den Beifall manches Gourmets finden.

Schlecht ist es dagegen mit dem Getränk bestellt. Der Met mochte noch allenfalls einen leidlichen Trunk bieten, allein der Wein ist im allgemeinen nicht wohlschmeckend. In einigen Lagen hat man freilich schon in alter Zeit einen guten Tropfen gekeltert.

Der Mosel- und Rheinwein galt schon im frühen Mittelalter als ein gutes Getränk, wurde selbst ins Ausland verkauft. Dieser Weinbau ging wohl schon auf die Römerzeiten zurück, wenn auch einzelne Weingärten ziemlich spät angelegt wurden, wie die Rüdesheimer, die 1074 der Mainzer Erzbischof Siegfried zuerst gründete. Dann erfreuten sich die burgundischen Weine von Auxerre und von Beaune eines wohlverdienten Rufes; der von La Rochelle wurde sogar nach England ausgeführt. Aber sonst war man nicht zu sehr verwöhnt, man baute Wein an Orten bis nach Pommern hin, wo heute schon längst der Versuch solcher Kultur aufgegeben ist — nur die Bezeichnung einiger Hügel als Weinberge erinnert an die ehemaligen Unternehmungen —, ja man hat den Wein, selbst den von Thorn an der Weichsel, gekeltert und sogar getrunken. Den Leuten, denen das möglich war, mag allerdings der Bozener oder der Chiavenna-Wein wie ein Göttertrank gemundet haben. Die griechischen Weine (Cyper, Malvasier), wie die aus Italien, gelangten wohl allerhöchstens auf die Tafeln der Kaiser, Könige, Fürsten und Prälaten und wurden auch da nur als Delikatessen genossen. Wer auf seinen Eigenbau angewiesen war oder fürlieb nehmen mufste mit dem Getränk, das in seinem Landstrich erzeugt wurde, der durfte nicht zu wählerisch sein; er trank den Säuerling oder, wenn ihm das nicht gelingen wollte, versüfste er ihn mit Honig, zog ihn über Beeren und duftenden Kräutern ab, machte sich, wie wir heute sagen würden, eine Bowle. Und in dieser Kunst haben es die Leute jener Zeit, wohl auch angeleitet durch die feinschmeckenden Klosterherren, sehr weit gebracht. Wir haben das meiste wieder verlernt. Würz- und Glühweine sind wohlbekannt, mit einem Worte: man wufste sich zu behelfen und als gar zu unempfindlich dürfen wir uns auch die Kehlen jener längst vergangenen Zeit nicht vorstellen.

Das Bier war allgemein schlecht, deshalb auch nicht sonderlich beliebt; erst im 15. Jahrhundert wufste man ein kräftigeres Getränk

zu brauen, und wieder waren es die Klosterbrauereien, die, untereinander erprobte Rezepte austauschend, mit gutem Beispiele vorangingen.

Nebenher wufste man allerlei gegorene Getränke herzustellen aus Äpfeln, Birnen, verschiedenen Beeren und die vertraten in den Gegenden, denen der Weinbau fremd war, das teuere, aus der Ferne herbeigeholte Getränk.

Der Branntwein hat schon im 15. Jahrhundert eine solche Bedeutung erlangt, dafs man gegen seinen Mifsbrauch gesetzlich einzuschreiten für geboten erachtete.[1])

So sehr man jedoch auch den Trunk an sich zu schätzen wufste, ist man weit von der Trunksucht entfernt. Wenn die Römer den Germanen Neigung zu derselben vorwerfen, so urteilen sie unstreitig nach ihrem eigenen nüchternen Geschmack, denn auch das Mafs des Trunkes ist bei den verschiedenen Völkern und Ländern bekanntermafsen ein verschiedenes. Jedenfalls war dem frühen Mittelalter die Sucht, sich zu berauschen, fremd; dafs es nicht hin und wieder Sünder gegeben hat, soll nicht behauptet werden; doch es gilt, ganz besonders in der guten Gesellschaft, nicht für anständig, sich zu betrinken. Zuerst beginnt man während des 15. Jahrhunderts Gefallen am Rausche zu finden, nicht so in Italien, Frankreich und Spanien als in Deutschland, England, den skandinavischen Ländern, auf die sich auch in der Folgezeit die Trunksucht lediglich beschränkt.

Wenn während des Mittelalters die hohen Herren sehr gut speisten, und tranken, der Adel bescheidener, der Bürger noch sanpruchsloser, ist der Bauer sehr karg versorgt. Selten, aufser im Herbst, kommt Fleisch auf seinen Tisch, die Jagd ist ihm verboten, so nährt er sich von Grütze und groben Mehlgerichten, Grünzeug u. s. w. und sein Trunk ist allein Wasser. Wenn wohlhabende Bauern je einmal auch für ihr materielles Wohlsein etwas geopfert haben, so erregt das sogleich die Mifsbilligung, vielleicht auch den Neid der anderen Stände.

Wie die Tracht die allergröfste Mannigfaltigkeit je nach den Landstrichen aufweist, so hat auch jeder Volksstamm, ja jede Stadt und vielleicht auch jedes Dorf seine charakteristischen Gerichte. Und das gilt fast bis auf die neueste Zeit herab, wenn sich auch in den letzten Jahrhunderten die Eigenarten immer mehr verloren, einer allgemeinen internationalen Küche Platz gemacht haben.

I. Stunde des Essens.

Ursprünglich scheint man nur zweimal am Tage gegessen zu haben[2]): des Morgens gleich nach dem Aufstehen nahm man das Frühmahl (disners, pranzo) und gegen Abend das Nachtmahl (souper, cena). Wir können für die Zeit bis zum Ende des 13. Jahrhunderts lediglich von den Gewohnheiten der vornehmen Leute sprechen: von dem Treiben der Bürger

[1]) Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. S. 509.

[2]) Höf. Leben ²I, 360 ff.

und Bauern wissen wir noch zu wenig. Der Ritter stand bei Anbruch des Tages auf und hörte dann zuerst die Messe. So mag man im Sommer gegen 7 Uhr morgens, im Winter gegen 8 Uhr gespeist haben. Schon im 11. Jahrhundert hatte man jedoch die Stunde des Frühmahles auf 9 Uhr morgens (die kanonische hora tertia) verlegt. So lange aber konnten die Leute nicht nüchtern bleiben, darum nahmen sie vor dem Prandium, dem Morgenessen, noch ein Frühstück ein. Dejeuner heifst sich entnüchtern (dejejunare). Lateinisch aber nennt man dies Voressen Jentamen, jentaculum.

Die Stunde für das Frühmal ist gewöhnlich um 9 Uhr morgens angesetzt; allein auch in dieser Hinsicht wurde, so scheint es, eine feste Norm nicht überall beobachtet. Es werden, allerdings vereinzelt, auch Mahlzeiten erwähnt, die erst um Mittag, also um 12 Uhr, stattfanden.

Das Nachtmahl (cena) nahm man um 3 oder 6 Uhr nachmittags ein. Da die Zeit zwischen dem Prandium und der Caena gar zu lang erschien, so ward es Sitte, eine kleine Stärkung zu verabreichen. Das ist die Merenda (underimbîz).

Auf diese Art hatte man schon im 12. Jahrhundert sich gewöhnt, mindestens vier Mahlzeiten zu geniefsen: das Frühstück (jentamen), das Frühmahl (disner, prandium, pranzo), die Merenda und das Nachtmahl (souper, caena, cena).[1]) Zum Frühstück genofs man bald nur einen Schluck Wein und ein Stück Brot, bald aber war auch ein Fleischgericht erforderlich u. s. w. Das hat sich sicherlich nach dem Geschmack und dem Wohlstande der Einzelnen gerichtet; es mögen auch in verschiedenen Ländern und Gegenden verschiedene Sitten im Gebrauch gewesen sein. Beim Prandium wird nun ernstlich gespeist. Es entsprach unserem Mittagsessen; die Suppe ist noch nicht gebräuchlich. Zur Merenda nimmt man wieder Wein, Bier und Brot; auch brockte man das Brot in das Getränk, bereitete eine Art Kalteschale.

Nach Beendigung des Tagewerkes geht man dann zum Nachtmahl (caena), das immer viel reicher zubereitet wird als das Frühmahl. Es ist während des ganzen Mittelalters eigentlich die Hauptmahlzeit, bei der man je nach Belieben lange verweilen konnte, nach dem Dessert trinkend und plaudernd, bis die Stunde des Schlafengehens kam. Den Schlaftrunk konnte man allenfalls auch noch den Mahlzeiten zurechnen.

Alfred Franklin hat sich bemüht, die Essensstunden für Frankreich festzustellen.[2]) Nach seiner Schilderung afs der König Karl V. sein Frühstück um 10, Ludwig XII. nahm das Frühmahl um 8 Uhr und legte sich um 6 Uhr abends zum Schlafen nieder; das Souper fand zwischen 4 und 5 Uhr statt. Rabelais zitiert das Sprichwort:

Lever à cinq, disner à neuf,
Soupper à cinq, coucher à neuf,
Fait vivre l'homme dix fois neuf.

[1] Geiler von Kaisersberg zitiert schon in seiner Navicula fatuorum Turba XVI den Vers: Qui semel est, deus est, bis homo, sed bestia qui ter;
Est daemon quater, quinquies est sua mater.

[2]) La vie privée d'autrefois. — Variétés gastronomiques (Paris 1891), Cap. II.

Später, aber noch im 16. Jahrhundert, wurde das Verschen geändert:

Lever à six, disner à dix,
Souper à six, coucher à dix,
Fait vivre l'homme dix fois dix.

Die zehnte Stunde wird lange Zeit allerorten für das Prandium festgehalten. Der deutsche Kaiser Ferdinand I. speist um diese Zeit, wie Dr. Johann Naeve in seinem Buche »Des Allerdurchlauchtigsten Römischen Keysers Ferdinand des Ersten Denckwürdiger Tafel-Reden« (Dresd. 1674) erzählt. Es hatte einmal die Predigt zu lange gedauert, so dafs der Kaiser erst »kurtz vor Zehen zur Mittags-Taffel kam« (S. 71). Auch in den Bürgerkreisen afs man noch Anfang des 17. Jahrhunderts um 10 Uhr.[1])

Heinrich III. von Frankreich soupierte um 6 Uhr; sein Arzt Laurent Joubert hatte ihm vorgeschrieben, vom Mai bis August um 5 Uhr aufzustehen, um 9 Uhr zu essen, um 5 Uhr das Nachtmahl zu nehmen und um 9 Uhr sich zur Ruhe zu legen, im September, Oktober, März, April um 6 Uhr das Bett zu verlassen, um 10 und 6 Uhr zu speisen, um 10 Uhr schlafen zu gehen, im November bis Februar alles eine Stunde später. Zur Zeit Heinrichs IV. ist die Dinerstunde schon auf 11 Uhr festgesetzt. Sein Leibarzt Josef Duchêne hatte die Zeit zwischen 10 und 11 Uhr vorgeschlagen. Um diese Stunde speist man auch in den Tiroler Bädern zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wie Guarinonius (S. 954) erzählt. Zur Zeit von Moscherosch (c. 1642) findet das Mittagsessen statt »gegen die eylffte stunde, da jedermann in seinem Ort zum Essen durch die Bläser auff dem (Rathaus-)Thurn nach löblichem Brauch mit blasung einer Schalmeyen ermahnet werden« (S. 205). Das Abendessen verlegt er auf $^1/_2$8 Uhr (S. 176). Für Ludwig XIII. war zuerst die Dinerstunde auf 11 Uhr, die des Soupers auf 6 Uhr festgesetzt; seit 1627 jedoch speist er um 12 Uhr zu Mittag. Als Ludwig XIV. den Thron besteigt, findet das Mittagsessen zwischen 11 und 12 Uhr, das Abendessen zwischen 6 und 7 Uhr statt. Ludwig XIV. nahm später sein Mittagsmahl um 1 Uhr, das Nachtmahl um 6 Uhr. Der Adel speist, um dem Essen des Königs beizuwohnen, um 12 Uhr und soupiert zwischen 8 und 9 Uhr.

Bis ins 18. Jahrhundert blieb die allgemeine Speisestunde für das Mittagsessen 12 Uhr, für das Nachtmahl zwischen 7 und 8 Uhr. Dann jedoch wird für vornehme Leute die Essensstunde auf 3 Uhr verschoben; das Souper findet zwischen 10 und 11 Uhr statt. Noch 1768 speisen in Frankreich die Handwerker um 9 Uhr, die Provinzialen um 12 Uhr, die Pariser um 2 Uhr, Geschäftsleute um $^1/_2$3 Uhr, der Adel um 3 Uhr.

II. Die fürstlichen Tafeln.

Die Gastmähler an den Fürstenhöfen sind uns von den Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts mit mehr oder minder Sachkenntnis oft beschrieben worden.

[1]) Phil. Hainhofer, Reisetageb. 1617. — Balt. Studien II. 2, 88.

Der Truchsefs (Sénéchal) meldet, dafs das Essen bereit ist; darauf befiehlt der Herr, das Signal zum Händewaschen zu blasen. Da jedermann mit den Fingern ifst, in die gemeinsame Schüssel eintaucht, so gebietet es die Sitte notgedrungen, dafs ein jeder sich vor und nach dem Essen die Hände wäscht. Entweder waren da Schüsseln und Handtücher an einer schicklichen Stelle des Speisesaales zu finden oder die dienenden Knaben (Pagen) besorgten das, indem sie kniend den Gästen über ein Becken die Hände aus einer Kanne begossen und ihnen zum Abtrocknen das Tuch bieten, welches sie am Halse tragen. Sobald das Waschen beendet war, nahm man Platz. Schon damals legte man auf die Tischordnung ein überaus grofses Gewicht; es kam sehr darauf an, dafs jeder Gast nach seiner Bedeutung und Würdigkeit geehrt wurde. Ursprünglich hatten die Männer für sich gespeist, die Frauen in ihren Gemächern ihre Mahlzeiten eingenommen. In der Zeit des Frauenkultus zog man auch die Damen zu den Festmahlen, es wurde bunte Reihe gemacht und dadurch erhielten die Diners und Soupers einen Reiz, den die ältere Zeit entbehrt hatte. Man safs übrigens nur auf einer Seite der langen Tafeln, die andere Seite war für die Tischbedienung freigelassen.

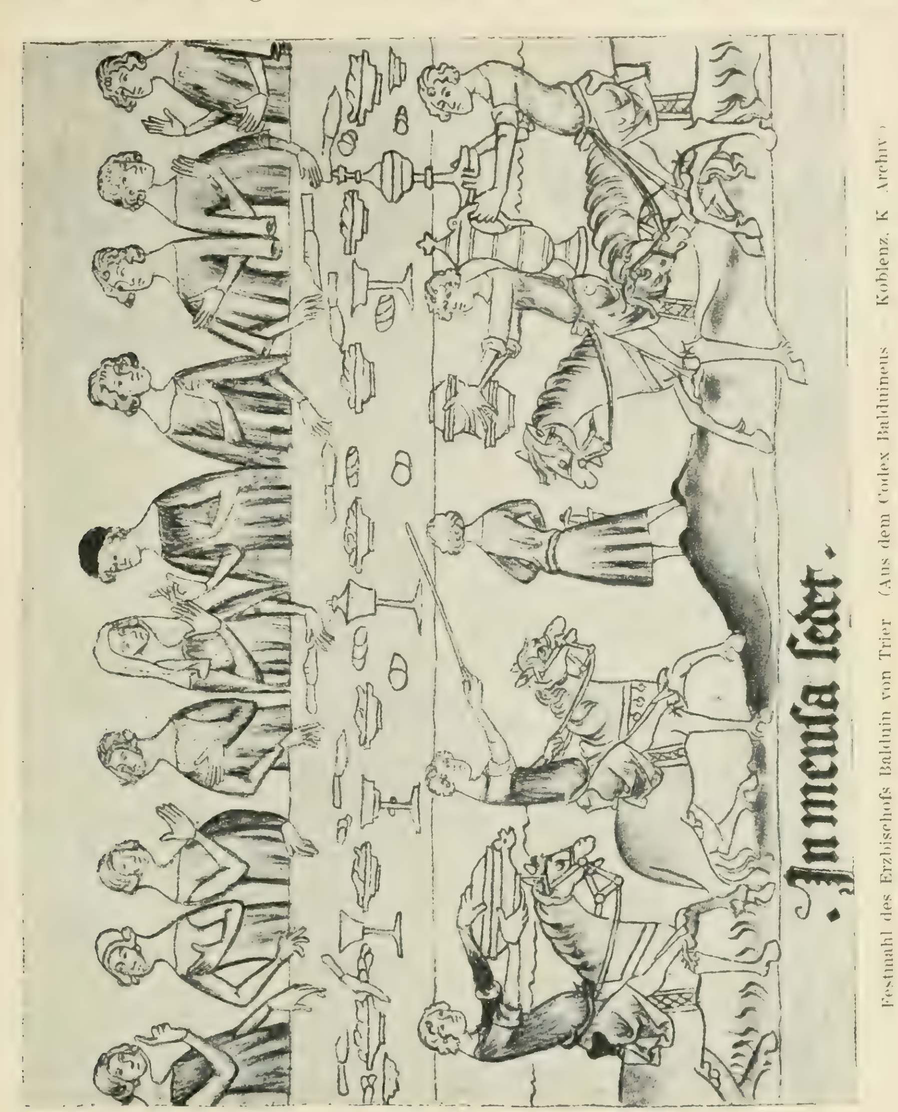
War nun jedermann an dem ihm zukommenden Platze, so erschienen unter Vortritt des Truchsesses, der seinen Amtsstab in der Hand führte, die Edelknaben, welche aus der Küche die Speisen hereintrugen.

Die Fleischgerichte sind schon zerlegt, so dafs sie mit Zuhilfenahme des Messers sich leicht zerkleinern lassen. Beim Tranchieren brauchte man wohl eine Art Gabel. Jeder Gast hat vor sich sein Couvert, Teller, Brot, Serviette, Messer, vielleicht auch Löffel, die man zum Ausessen der Saucen verwendete, aber Gabeln werden erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts allgemeiner verwendet. Noch 1642 läfst Moscherosch die alten deutschen Helden dem Philander von Sittewald einen Vorwurf daraus machen, dafs er nach wälscher Manier den Salat nicht mit der reingewaschenen Hand, sondern mit der Gabel ifst (S. 177). Selbst gegen Ende des 17. Jahrhunderts bemerkt Joh. Christ. Wagenseil: »Bei Tische gebraucht man weder in England noch in Italien Gabeln.« (Kuriositäten X, 219.) Es kam übrigens auch vor, dafs mehrere Gäste mit nur einem Teller sich begnügen mufsten. So langte nun jeder in die Schüs eln und nahm sich seinen Anteil; auf dem Teller schnitt er die Stücke in mundgerechte Bissen. Die Brühen und Saucen genofs man, indem man Brotstücke eintauchte.

Die Edelknaben hatten den gesamten Tischdienst zu versehen unter der strengen Aufsicht des Truchsesses, der in eigener Person den Fürsten zu bedienen verpflichtet war.

Die Könige und Fürsten safsen inmitten ihrer Tischgenossen bei der Tafel, das ersehen wir aus zahlreichen Miniaturen und Zeichnungen des Mittelalters, vielleicht hin und wieder auf einem erhöhten Sitze, einen Baldachin über ihrem Ehrenplatze, aber immer mit ihren Gästen vereint. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts aber scheint die Sitte schon

bekannt, die später, zumal am französischen Hofe, beobachtet wurde, dafs der König allein, höchstens mit seiner Gemahlin zusammen speiste. In dem von Michael Wolgemut illustrierten Werke »Der Schatzbehälter[1])« sehen wir den König an einer Tafel ganz allein sitzen (siehe Seite 302).



Festmahl des Erzbischofs Balduin von Trier (Aus dem Codex Balduineus — Koblenz, K. Archiv.)

Hinter ihm auf beiden Seiten des Saales sitzt der Hof bei Tische. Noch ist es nicht gebräuchlich, dafs die Hofleute beim Mahle des Königs nur zusehen dürfen; sie werden auch bewirtet, aber an gesonderten Tischen.

[1]) A. Essenwein, Die Holzschnitte des 14. und 15. Jahrhunderts im German. Museum. — Nürnb. 1374. Taf. CXXXVI.



Festmahl (1334) (Bilderhandschrift des Wilhelm von Oranse, Kassel.)

Die Verteilung des Getränkes überwachte der Schenk, der wiederum seinen Herrn persönlich zu bedienen hatte. Die Edelknaben hielten in Kannen den Wein, oder was sonst für ein Getränk gereicht wurde, bereit und füllten die leergetrunkenen Becher.

Eine merkwürdige Sitte wurde im Laufe des 14. Jahrhunderts eingeführt: die bedienenden jungen Leute brachten, hoch zu Rosse sitzend, die Speisen und Getränke den Gästen in den Speisesaal und präsentierten sie ihnen so. Sicher hat diese unbequeme und deshalb unpraktische Neuerung nur bei grofsen Paradediners gekrönter Häupter Anwendung gefunden und ist bald wieder, und zwar mit vollem Recht, abgeschafft und vergessen worden.

Im 15. Jahrhundert fing man an, der Ausschmückung der Tafel seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; bis dahin hatte man sich begnügt, durch schöne Gefäfse aus Edelmetall, durch geschmackvoll gestickte Tischtücher dem Schönheitsbedürfnisse Rechnung zu tragen. Nur vereinzelt werden Tafelaufsätze erwähnt, Kunstwerke, die lediglich der Zierde wegen aufgestellt wurden. Diese Prunkstücke wurden am burgundischen Hofe, zumal zur Zeit Philipps des Guten, durch kunstvolle Aufbauten verschiedenster Form verdrängt. Da gab es Schiffe, Gärten, Burgen mit beweglichen Figuren, Springbrunnen u. s. w., wie uns Olivier de la Marche es beschreibt. Ein Kanonikus von Lille, Magister Stalkin, hatte eins dieser bewunderten Kunstwerke selbst geschaffen.



Hans Holbein d. J. Franz I., König von Frankreich beim Mahle. (Todtentanz.)

Während des Festmahles spielten die Musikanten und machten Gaukler und alle Arten von fahrenden Leuten ihre Kunststücke. Die für die Bedienung freigelassene Seite der Tafel war ihnen für ihre Produktionen angewiesen. Bei den Festen Philipps des Guten von

Burgund wurden ganze Aufzüge zur Belustigung der Speisenden veranstaltet.

Ein Menu ist uns aus der Zeit bis ins 13. Jahrhundert kaum erhalten[1]), doch wissen wir, daſs man nicht allein verschiedene Braten

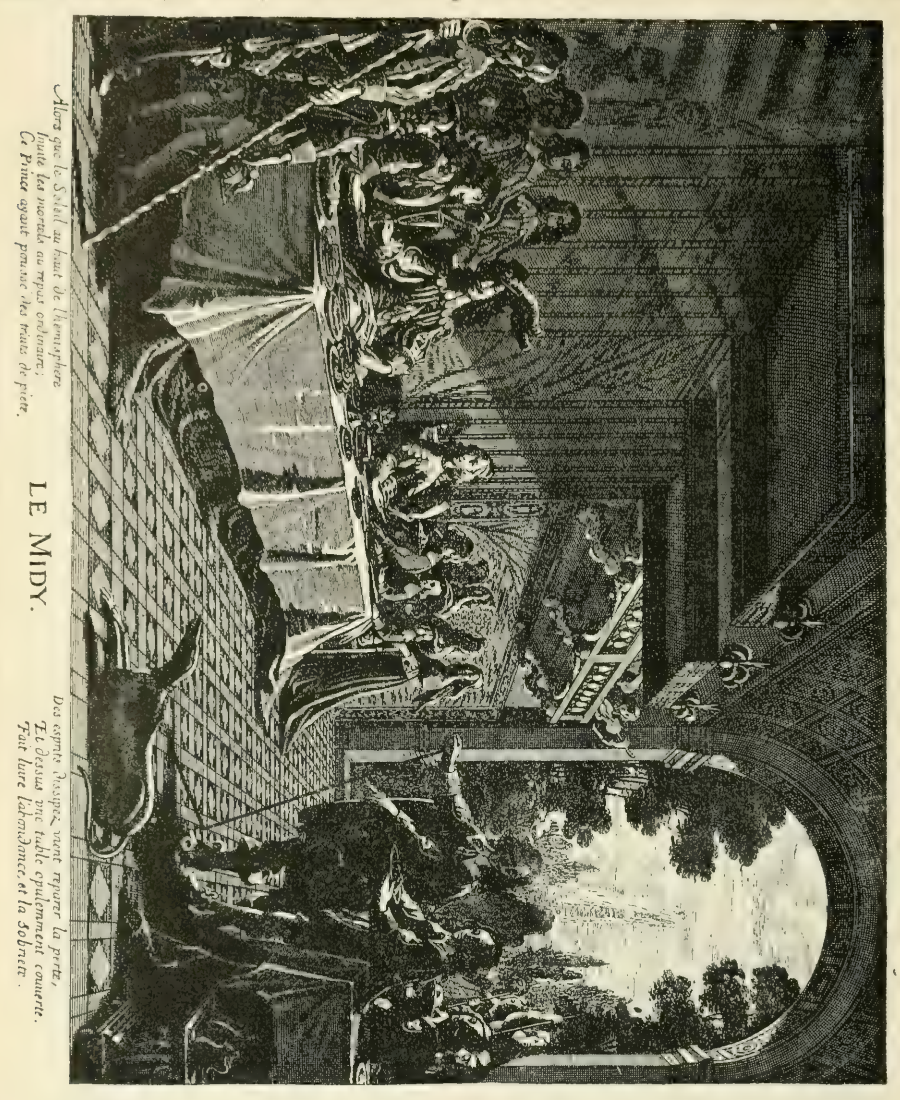


Fürstliches Festmahl 1491. (Michael Wohlgemuth, Schatzbehalter.)

[1]) Wir besitzen dagegen einen Bericht über das Gastmahl, das am 15. Sept. 1303 bei Gelegenheit der Einweihung der Stadtkirche zu Weiſsenfels stattfand, und an dem der Bischof Bruno von Zeiz teilnahm. Es sind zwei Speisekarten zu je drei Gängen s. (Vulpius) Kuriositäten IX (Weimar 1821), S. 546. Bei dem ersten Hauptmahl gibt es:

I. Eiersuppe mit Saffran, Pfefferkörner und Honig darein, Hirsen, Gemüse, Schaffleisch mit Zwiebeln, gebratenes Huhn mit Zwetschen.

auftrug, sondern auch das Fleisch in mannigfachen Brühen zuzubereiten verstand, dafs Salat und Kompote nicht fehlten, zum Schlusse Kuchen und Früchte gereicht, endlich Käse geboten wurde. So mochte ein solches



Aus dem Leben Louis XIII. von Frankreich. (Um 1640.) II.

II. Stockfisch mit Öl und Rosinen, Bleie in Öl gebacken, gesottenen Aal mit Pfeffer, gerösteter Bückling mit Senf.

III. Sauer gesottene Speisefische, ein gebacken Parmen, kleine Vögel in Schmalz gebraten mit Rettig, Schweinskeule mit Gurken.

Am nächsten Tage wird dem Bischof vorgesetzt:

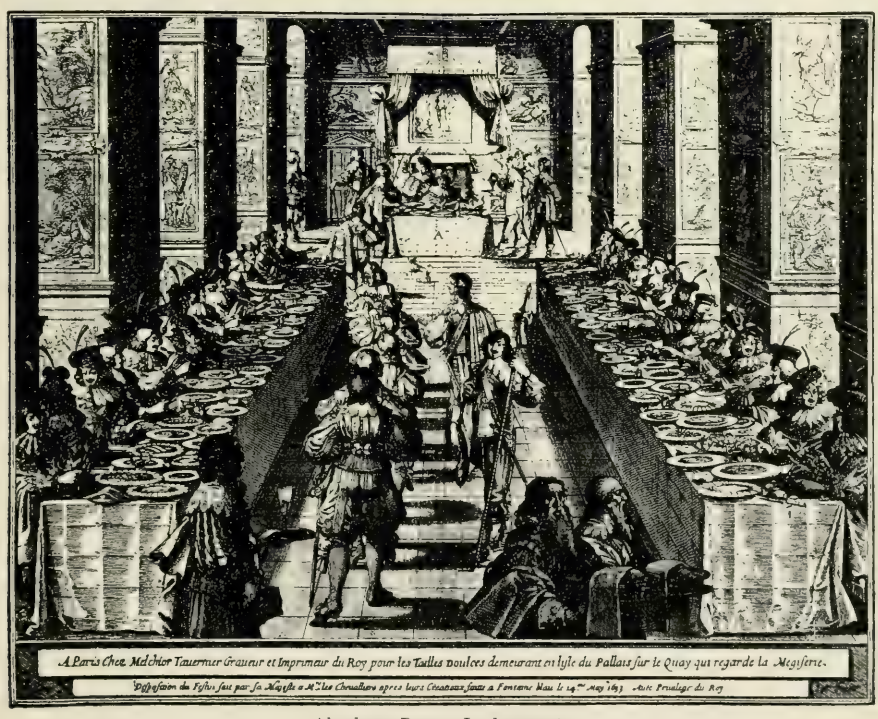
1. Gelbes Schweinefleisch (in Saffran), Eierkuchen mit Honig und Weinbeeren, gebratener Hering.

2. Kleine Fische mit Rosinen, kalte Bleie, die vom vorigen Tage übrig geblieben waren, eine gebratene Gans mit roten Rüben.

3. Gesalzen Hecht mit Peterlin, Salat mit Eiern, Gallert mit Mandeln besetzt.

Hofdiner schon ganz ausgiebig und auch wohlschmeckend erscheinen. Salimbene berichtet uns von einem Diner, das der h. Ludwig 1245 in Sens veranstaltete. Da gab es zuerst Kirschen und Weifsbrot, dazu Wein, Milch, Fische und Krebse, dann frische Bohnen in Aalpasteten, Reis mit Mandelmilch und Zimt, gebratenen Aal mit Sauce, Kuchen und Torte, endlich Früchte. Dies Mahl fand wahrscheinlich an einem Fasttage statt. Wenn man jedoch den Zeitgenossen Glauben beimessen darf, so war die Tafel der Hofbediensteten durchaus nicht gut bestellt: das Fleisch war nicht frisch, sondern schon stark angegangen; der Wein war schlecht und trüb.

Über die Mahlzeiten des Kaisers Ferdinand I. berichtet Dr. Johann Naeve, der die Tafelreden seines Herrn 1564 aufzeichnete (Dresden 1674): »Ihrer Keyserl. Majest. tägliche Speisen waren Eyer; Weiche Eyer, von welchen sie allezeit früh und auff den Abend, und derer gemeiniglich zwey, aus der Schalen zu sich nahmen. Darauff Suppe oder Milch von Mandeln, mit Cimmet abgewürtzt, hindere Lammes-Vierthel, Lams Köpfgen, Stärckender Klössergen aus gehackten Fasanen Fleische, Gebratene Rebhüner und Ziemer oder Krammets-Vogel, von welchen er aber gar selten afs. Ein gebratener Capaun, Lammes Braten, Eingemachte Citronen; Zuletzt wurde Quittensaft auffgesetzet, die Eindaucken oder Schmackreitzungen sind Bronnen-Kresse mit Efsig, Citronen-Safft, Granat-Körner Safft, Birnen mit Senff angemachet Und Kirschen-Safft mit Zucker abgesüsset.«



Abraham Bosse, Le banquet.

Die adlige Gesellschaft wird es den Höfen gleichzutun versucht haben; natürlich mufsten da manche Einschränkungen je nach dem Besitzstande eintreten, und der Landedelmann, der auf seiner Burg inmitten seines Grundbesitzes hauste, wird wohl mit weniger Komfort, ohne Tafelmusik u. s. w. gespeist haben.

Die bürgerlichen Kreise sind wahrscheinlich noch einfacher in ihren Ansprüchen, und die Bauern mufsten sich, wie schon angeführt wurde, mit noch weniger zufrieden geben und durften nur bei festlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten u. s. w., sich eine Schwelgerei gestatten.

Seit dem 14. Jahrhundert erfahren wir mehr von den Festessen der Bürger. Wie sie sich für gewöhnlich ernährt, das aufzuzeichnen hat kein Schriftsteller für nötig gehalten; aber was bei festlichen Gelegenheiten aufgetragen wurde, schien schon eher der Erwähnung wert.[1])

Am Anfang des 18. Jahrhunderts waren die Tafeln der Fürsten, wie uns Julius Bernhard von Rohr in seiner Einleitung zur Zeremonial-Wissenschaft (Berlin 1729) berichtet[2]), in folgender Weise angeordnet:

Die Speisesäle und Tafelgemächer sind kostbar möbliert, mit »sehr vielen Lustren, Girandolen, Crystallinen Spiegeln und dergleichen Wand-Leuchtern geschmückt. Man findet daselbst prächtige Credenz-Buffette und andere Credenz-Tische, die mit silbernen und güldenen und andern kostbaren Trinck-Geschirren besetzt sind«. Der Fufsboden ist mit rotem Scharlach oder mit Samt bedeckt. Zuweilen, besonders bei festlichen Gelegenheiten, sitzen die regierenden Herren auf einer mehrere Stufen erhöhten Estrade, unter einem Baldachin (Dais); gewöhnlich aber verzichten sie auf diesen Prunk. Die Schüsseln sind silbern, vergoldet oder ganz von Gold. »Nach der neuesten Façon sind die Schüsseln jederzeit mit silbernen Glocken bedeckt, theils, damit die Speisen darunter warm bleiben, theils und vornehmlich aber damit sie nicht durch den herabfallenden Poudre und anderen Wust von denen, die sie auf die Tafeln setzen, verunreinigt und unappetitlich werden.«

Einige Fürsten speisen ganz allein[3]), andere mit ihren Angehörigen oder mit fürstlichen Personen, Gesandten. Andere laden Minister, Generale, Kavaliere ein.

Ludwig XIV.[4]) speiste zu Mittag in seinem Schlafzimmer an einer kleinen Tafel allein, was des Abends aber nicht geschah. Zuweilen nahm er das Mahl bei Madame de Maintenon ein, die dann noch eine

---

[1]) Ein französisches Fabliau gibt uns eine Beschreibung von einem Essen im Wirtshause: Brot und Wein, Schweinefleisch und Kaninchen, junge Vögel, Kuchen. Dann wird der Kapaun aufgetragen, Fische in Saucen, Pasteten. Zum Schlusse Früchte und Spezereien. (Höf. Leben [2]I. 366 ff.)

[2]) 1. Teil, VIII. Capitul. Von dem Tafel-Ceremoniel.

[3]) Ludwig XIII. speist mit seiner Gemahlin, jedes unter einem eigenen Baldachin. 1640. – Kulturg. Bilderb IV, pag. VII. — Jean Le Pautre. Le repas du Roy. – Ebend. IV, N. 2290. — Vgl. Nic. Solis, Festmahl 1568 bei Vermählung des Herzogs Wilhelm von Bayern mit Renata von Lothringen. – Ebend. II. N. 1089.

[4]) Der König nimmt sein Mahl ein au petit couvert allein oder mit nur sehr wenigen Vertrauten, au grand couvert mit der königlichen Familie oder en public öffentlich. Über die Etiketteformen s. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. — Variétés Gastronomiques (Paris 1891). Kap. IV. S. 175.

oder die andere Dame einlud. Vor dem Couvert des Königs und der Königin von Frankreich das sogenannte Cadenas (Rohr schreibt als guter Sachse: Catenat), ein verschliefsbares Besteck, in dem Pfeffer, Salz u. s. w. befindlich.[1]) Die Prinzen und Prinzessin bekommen nur Salzfässer. So sitzen auch nur die fürstlichen Herrschaften auf Fauteuils, alle anderen Teilnehmer am Mahl nur auf Lehnstühlen. Der Beginn der Tafel wird mit Pauken- und Trompetenklang angezeigt; Pagen und Lakaien haben sich bereit zu halten. Bisweilen wird auch bei jedem Gange geblasen und gepaukt.

Bei der Krönung Ludwigs XV. war das Festmahl so angeordnet, dafs im langen Zuge die Gerichte aufgetragen wurden: »voran die Cammer-Hautboisten, Trompeter und Querpfeifer«, die einen Marsch aufspielten, dann die Herolde, Ober- und Zeremonienmeister, zwölf Haushofmeister, der Oberhofmeister; dann kam das erste Gericht, dessen erste Schüssel der Oberbrotmeister (Panetier) trug, die anderen brachten dann die kgl. Hofjunker. Der Obervorschneider (Chevalier tranchant) setzt die Schüsseln in gehöriger Ordnung auf die Tafel, hebt die Stürzen, läfst sie »credentzen« und deckt sie wieder zu.

Am Hofe von Wolfenbüttel hat der Älteste des Geschlechts von Veltheim das Recht als Erbküchenmeister, bedeckten Hauptes das Essen auf den fürstlichen Tisch zu setzen. Der Kaiser wird in der Stadt von Kammerdienern bedient, in den Lusthäusern von Pagen mit bedecktem Haupt mit Vortretung eines Kayserlichen Hartschierers und Schliefsung eines Trabanten. Wann des Kaisers Majestät »en Serviette oder in ihrer Retirade« speist, hatten nur Kammerdiener aufzuwarten, »in Campagne« besorgen Pagen den Dienst. So gibt es verschiedene Arten des Zeremoniells, welche Rohr gewissenhaft beschreibt. Was die Gerichte selbst anbelangt, so bemerkt er: »Jetzund haben manche vom bürgerlichen Stande bei ihren solennen Gastereyen mehr Gerichte auf ihren Tafeln, als vor ein hundert oder ein paar hundert Jahren Fürstliche Personen auf ihren Tischen.« Aber bei feierlichen Gelegenheiten gibt es auch zu Rohrs Zeiten an »Fürstlichen Tafeln wohl 80, 90, 100, ja über hundert Speisen«, die in drei bis vier Gängen aufgetragen werden. Beim letzten Konfitüren-Aufsatze werden schöne Porzellanteller serviert.

Einige Herren sind mit zwölf bis achtzehn Speisen, in zwei Gängen gereicht, zufrieden, andere nehmen mit acht Speisen fürlieb. An den Tafeln italienischer Fürsten werden viele Früchte und Konfitüren aufgetragen, bei französischen Gastmahlen »ungemein viel Gebackens-Werck«, in England und im Norden viel Fleisch, in Deutschland alles durcheinander. Zuweilen serviert man zuerst die Fleischspeisen, dann die Fische und Gebackenes, darauf die Braten und zuletzt das Konfekt. Die Schauessen spielen eine sehr grofse Rolle (§ 26—30). »Zuweilen kommen oben von Decken Tafeln herunter und verändern sich zu unterschiedenen mahlen, so dafs immer die eine die andere vertreibt und an der herabkommenden sich niederläst, die vorigen aber von sich selbst ihr Raum machen und sich an den Boden heruntersencken.« (S. o. S. 62.) Beleuchtung der Tafel.

[1]) Cf. A. Franklin, a. a. O. S. 93.

Sobald der Hofmarschall angekündigt, dafs alles bereit sei, geht man zu Tische. Der Kaiser nimmt den Hut ab und legt ihn auf das Hut-Tischlein; speist er dagegen an Sonntagen und Feiertagen, wie bei Gala-Festen, in der Antecamera, so behält er den Hut auf.

Der Fürst führt seine Gemahlin zur Tafel, oder ihr Hofmeister oder einer der Geheimräte hat diese Ehre, wenn nicht ein Kavalier von einem fremden Hofe da ist, dem die Auszeichnung zu teil wird, die Fürstin zu führen.

Vor Beginn des Essens werden den fürstlichen Herren der Hut und die Handschuhe abgenommen, den Damen die Handschuhe und der Fächer. Vor dem Tischgebet präsentiert man das Wasser. An grofsen königlichen Höfen reicht ein Kammerherr unter Leitung des Oberhofmarschalls die Giefskanne, ein anderer das Becken; der Oberhofmarschall selbst bietet die Serviette. Auch in dieser Hinsicht hat jeder Hof seine eigene Sitte.

Das Tischgebet spricht bei den Protestanten für gewöhnlich ein Page, bei festlichen Gelegenheiten der Hofprediger, bei Katholiken ein Geistlicher. Nach dem Gebete macht »derjenige Ministre, der den Stab führt, mit seinem Stabe die Reverence« vor dem Fürsten und seinen Tischgästen; die Damen nehmen links, die Herren rechts von der Herrschaft Platz. Die Tafeln sind gewöhnlich oval. Wenn der Souverän sich mit seiner Gemahlin gesetzt hat, lassen sich die Mitglieder der fürstlichen Familie nieder, dann die Damen und Kavaliere nach ihrem Range. Eine lange Besprechung über die Bedienung bei Tische, über das Vorschneiden können wir wohl übergehen. Bisweilen werden die Speisen besonders kredenzt: der Vorschneider steckt ein Stück Brot an eine lange Gabel und fährt damit über alle Schüsseln und Speisen; er mufs das Brot dann verzehren.

Es folgt nun eine Schilderung, wie die Getränke gereicht und kredenzt werden. Wann der Fürst eine Gesundheit trinkt, ertönen Posaunen und Pauken, werden Kanonenschüsse abgefeuert.

»Der letzte Gang, der auf die Fürstl. Tafeln kömmt, bestehet in Confecturen.«

»Unter der Tafel werden bey Solennitäten schöne Musiquen gehört; bifsweilen bestehen sie nur in Trompeten und Paucken, zuweilen aber auch in schönsten Vocal- und Instrumental-Music; es werden Castraten und Cantatricen dabey gehört, die mehrentheils Italienische Piecen dabey abzusingen pflegen.« Die Überbleibsel der Tafel gibt man den Zuschauern preis.

Sobald der Fürst und seine Gäste sich von der Tafel erhoben haben, wird wieder ein Tischgebet gesprochen, Wasser gereicht; dann begeben sie sich in ihre Gemächer. Die Aufhebung der Tafel ist nach spanischem Zeremoniell mit zahllosen Förmlichkeiten verbunden (§ 70, 71).

Das Tischservice war noch während des 16. Jahrhunderts überaus kostbar, zumal an den Fürstentafeln gab es bei festlichen Gelegenheiten goldene und silberne Geschirre, prächtige Tafelaufsätze u. dgl. Für den

Alltagsgebrauch mag man sich wohl mit minder wertvollen Geräten beholfen haben. Irdene oder zinnerne Teller etc. wurden da gebraucht. Die Majolikaschüsseln sind wohl nur als Prunkstücke verwendet worden. Auch die grofsen Reichsstädte hatten ihren Silberschatz, der bei besondern Feiern die Tafel der Ratsherren schmückte. So gehörte der bekannte Tafelaufsatz von Wenzel Jamnitzer zum Ratssilber der Stadt Nürnberg. Als der Rat, um die Kontributionen zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu erschwingen, seine Kostbarkeiten veräufserte, wurde dies Meisterwerk gerettet, kam nach manchen Schicksalen in die Sammlung des Freiherrn Karl von Rothschild und ist jetzt im Besitze von dessen Erben.

Die Zeiten des Dreifsigjährigen Krieges haben im allgemeinen vielfach mit diesen Kostbarkeiten aufgeräumt; was nicht den Plünderern in die Hände fiel, wurde eingeschmolzen, um die auferlegten Brandschatzungen abzukaufen.

Nach Beendigung des Krieges haben dann allmählich auch die Höfe ihr Tafelgerät wieder ergänzt, Geschirr aus Edelmetall angeschafft, allein schon beginnt man das Porzellan zu schätzen, zunächst das chinesische, bald auch das sächsische, das immer mehr die Fayence des alltäglichen Services verdrängte; kostbare Tafelaufsätze wurden zum Schmucke der Tische angefertigt, bei festlichen Gelegenheiten benutzt. Einige dieser Meisterwerke der Goldschmiedekunst sind auch heute noch erhalten, vor allem die im grünen Gewölbe zu Dresden bewahrten grofsartigen Arbeiten des Johann Melchior Dinglinger (1664—1731): die Hofhaltung des Grofsmoguls und das Dianabad.[1])

Der Adel konnte allerdings mit den regierenden Familien nicht gleichen Schritt halten, allein soweit es seine Mittel erlaubten, versuchte er es doch. Der sächsische Minister Graf Heinrich Brühl hat für seinen persönlichen Gebrauch in Meifsen z. B. das berühmte Schwanenservice anfertigen lassen. Allein Gold- und Silbergefäfse werden nur selten noch angeschafft, dagegen liebt man schöne böhmische Kristallgläser, auf denen von Künstlerhand die Adelswappen eingraviert waren.

Anspruchsloser war das Tischgeschirr der Bürgerfamilien. Noch im 16. Jahrhundert hatten die vornehmeren unter ihnen, die zu den regierenden Geschlechtern gehörten, Gold- und Silbergeräte in Menge gehabt; die Patrizier liefsen sich in Italien Majolika-Teller und -Schüsseln mit ihren Wappen malen, wie die Tucher und Krefs in Nürnberg; allein nach dem grofsen Kriege sah es auch in den einst so wohlhabenden Häusern nicht mehr so behaglich aus. Fayence-Gefäfse wurden vielfach gebraucht; da das chinesische und später das sächsische Porzellan zu teuer war, begnügte man sich mit den Nachahmungen, die auf weifser Glasur chinesische Bilder zeigten. Die feinsten dieser Geschirre kamen aus Delft, aber auch in Nürnberg, Augsburg wurden sie nachgemacht, billiger, aber auch schlechter.

In Frankreich lieferten die Werkstätten von Rouen und von

[1]) (Vulpius.) Kuriositäten IX (Weimar 1821). S. 340 ff.

Moustier treffliche Ware. Wer die Fayence-Arbeiten nicht erschwingen konnte, begnügte sich mit tönernen Tellern, Schüsseln, Kannen. Auch in diesem Handwerkzweige ist im 17. und 18. Jahrhundert mit den bescheidenen Mitteln noch sehr viel Hübsches geleistet worden. Sinnige, oft humoristische, zuweilen auch recht derbe Inschriften gaben den anspruchslosen Geräten einen höheren Reiz.

Zu Festtagen holte man das Zinngeschirr hervor, das in den Bürgerhäusern an Stelle des Silberschatzes getreten war. Man hat von den zinnernen Gefäfsen allerdings schon im 15. Jahrhundert Gebrauch gemacht, mächtige Zunftkannen aus Zinn gegossen und in der Folgezeit gern die Kannen und Schüsseln, die vor und nach den Mahlzeiten beim Händewaschen gebraucht wurden, kleine Kuchenschüsseln u. s. w. aus Zinn angefertigt; treffliche Meister, wie Briot und Enderlein, hatten die geschmackvollsten Formen zu erfinden gewufst — jetzt nach dem Kriege werden auch die Teller, Schüsseln und alles, was zum Tafelservice gehört, aus Zinn angefertigt, das, gut und sauber geputzt, ja fast wie Silber leuchtete.

Bei den ärmsten Bürgern wie bei den Bauern war von diesen Herrlichkeiten freilich wenig zu finden. Bei ihnen ist das irdene Geschirr einzig im Gebrauch; da die Teller zu gebrechlich sind, werden sie durch hölzerne ersetzt, die man, wenn sie einmal entzweigingen, ja noch als Heizmaterial verwenden konnte. Noch gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts afsen die reichen Bürger zu Eisenach von hölzernen Tellern.[1])

An den Tischen der regierenden Herren herrschte, jedoch nur bei festlichen Gelegenheiten und keineswegs alltäglich, natürlich ein gröfserer Luxus als bei den vom Adel oder von den wohlhabenden Bürgern veranstalteten Mahlzeiten. Die Zahl, die Auswahl der Gerichte war gröfser. Besonders aber wurde auf den Schmuck der Tafel ein grofser Wert gelegt, wie dies schon in alter Zeit geschehen war.[2]) Florinus bespricht ziemlich ausführlich die Anordnung der Tafelaufsätze, der kunstreichen Bauten, die zur Zier des festlich geschmückten Tisches erfunden werden, und beschreibt die in der Tat höchst merkwürdigen Festdekorationen der Hochzeitstafel des dänischen Königs Friedrichs IV. (1695).[3])

Den Tafelschmuck eines Faschingsessens, das der Kurfürst von der Pfalz 1726 veranstaltete, und das über zehntausend Gulden kostete, beschreibt B. von Rohr in der Einleitung zur Zeremonial-Wissenschaft (Berl. 1733).[4]) Bei einem Gastmahl, das Herzog Eberhard von Württemberg 1722 am 23. März bei Gelegenheit seines Namenstages gab, sah man auf der Tafel einen See, in dem lebende Enten und Fische schwammen; 148 Gerichte wurden aufgetragen.[5])

[1]) (Vulpius.) Kuriositäten VIII (Weimar 1820). S. 465.

[2]) Vgl. Alfred Franklin. La vie privée d'autrefois. — Variétés Gastronomiques. (Paris 1891.) Kap. I.

[3]) T. II, Buch I, Abt. II, Kap. VI, § 14.

[4]) (Vulpius.) Kuriositäten IV. S. 320.

[5]) Ebend. IV. 322.

Die Festaufzüge blieben auch später noch beliebt. Bei den grofsen Gastmahlen, die gelegentlich des westfälischen Friedensschlusses 1649 und 1650 von den Gesandten in Nürnberg veranstaltet wurden, fehlte es nicht an Verkleidungen aller Art.[1] Musik und Späfse der Hofnarren wurden nur ungern vermifst, wie Florinus (a. a. O.) bemerkt. Für besonders prächtig hält er die Tafeln, an denen die ganze Hofgesellschaft, in bunter Reihe verkleidet oder im gewöhnlichen Anzug, teilnahm, die aber sehr teuer und nur bei besonderer Gelegenheit stattfanden. Er nennt sie »Besle Mesle oder Bonderie, welches man auf teutsch bunte Reihe heifst«.

Will man die Anwesenheit der Dienerschaft bei dem Mahle vermeiden, so läfst man die besetzten Tafeln vom Oberstock hinab- oder vom Unterstock hinaufsteigen. (S. o. S. 62.) Eine solche Einrichtung bestand noch 1815 in dem Schlosse Belvedère bei Weimar. Man bezeichnet diese Art von Tischanordnung als Table de confidence.[2] Aufzüge für Speisen (monte-plats) hat es in Frankreich um 1407 gegeben.[3]

An den Tafeln der Fürsten mufste man sich so manierlich wie möglich betragen. Diese besseren Formen suchten sich dann auch die höheren Stände und vor allem der Adel anzueignen. Anweisungen, wie man sich bei Tische zu benehmen habe, sind deshalb schon frühzeitig abgefafst worden. Unter diesen Tischzuchten dürfte die älteste die Disciplina Clericalis des Petrus Alfonsi († 1105) sein; dann wäre zu nennen der Phagifacetus des Reinerus, die Contenance de table, die verschiedenen versifizierten Tischzuchten des 13. Jahrhunderts und der Folgezeit.[4]

III. Mahlzeiten der Bürger.

Bei Hochzeiten, Kindstaufen etc. liebten es auch die Bürger, etwas aufgehen zu lassen, so sparsam sie auch für gewöhnlich leben mochten. Die Ratsherren der Städte suchten durch allerlei Verbote und Vorschriften, obwohl vergeblich, diesen Luxus einzuschränken. Gastereien unter befreundeten Familien kamen wohl auch vor, waren aber gerade nicht besonders häufig. Aber auch sonst gab es manche Gelegenheit, ein Festessen zu veranstalten. Das Prandium Aristotelis, das die Magister- oder Doktor-Kandidaten der philosophischen Fakultät nach glücklich überstandener Prüfung veranstalteten, war nur auf die Angehörigen der Universität beschränkt, jedoch luden die geselligen Vereine, die Herrentrinkstuben, die bürgerlichen und adligen Gesellschaften öfters

---

[1]) (Vulpius.) Kuriositäten V. 559.

[2]) Ebend. IV. 322.

[3]) Alfred Franklin a. a. O. — Le Repas (Paris 1889). S. 99.

[4]) Höf. Leben [2]I. 429; Deutsches Leben im 14. u. 15. Jhdt. 509 ff. — Vgl. K. Goedeke, Grundrifs z. Gesch. d. deutschen Dichtung[2] (Dresd. 1884 ff.) I, 167, 480; II, 281, N. 38, 457. — Cf. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. — Les repas (Paris 1889), p. 151 ff. — Vgl. Die Tischzucht von Konrad Meyer, 1645 (Kulturg. Bilderbuch IV, N. 2177). — K. van Alkemade en P. van der Schelling, Nederlands displegtigheden vertoonende de plegtige gebruiken aan den dis in het houden van maaltijden en het drinken van gezondheden. Rotterdam 1732—35.

auch die Frauen zu einem gemeinsamen Mahle ein. Besonders geschah dies in den Fastnachtstagen. Auch die Handwerker-Innungen veranstalteten Feste, bei denen die weiblichen Familienmitglieder nicht fehlen durften.

1461, am 25. August, feierte der Bischof von Speier seinen Einzug durch ein grofses Festmahl. Der Speisezettel war überaus reich:

I. Hammelfleisch und Hühner in Mandelmilch, gebratene Spanferkel, Gänse, Karpfen und Hechte und eine Pastete.

II. Wildbraten in Pfeffersauce, Reis mit Zucker, Forellen mit Ingwer gesotten, Fladen mit Zucker.

III. Gänsebraten und Hühnerbraten mit Eiern gefüllt, Karpfen und Hechte, Kuchen.

Bei jedem dieser drei Gänge suchte sich der Gast von den aufgetragenen Gerichten aus, was ihm gefiel.

Ein anderer Speierer Bischof gab wenige Jahre später, am 9. Januar 1466, ein noch opulenteres Diner von fünf Gängen:

I. Rehkeule mit Ingwer gesotten. Dazu Malvasier.

II. Wurst gesotten, ein grünes Mus mit Senf, Hühner mit Rosinen gefüllt in Mandelmilch, Fladen mit Zucker.

III. Wildschweinbraten in Pfeffer, geprefster Schweinskopf in Kümmelsauce, Hecht gesotten, Backwerk.

IV. Kapaun und Kalbsbraten, Reis mit Zucker, gebackene Muscheln, Rot- und Weifswein.

V. Karpfen und Hecht in Gelee mit Mandeln, Kuchen und Käse.

Zum Nachtisch Konfekt mit Zucker, Getränk.

Im Hause eines Frankfurter Bürgers fand am 3. Juni 1500 ein Festmahl statt: Erdbeeren mit Zucker, junge Hühner, Hammelfleisch mit Zibeben (Rosinen), Muskat und Muskatblumen gedämpft. Dann gesottenes Schaffleisch mit süfsem Quark. Gebratenes: Junge Hühner. Hammelkeule, eine halbe Gans in Sauce, Käse und Kirschen.

Man sieht, dafs schon im 15. Jahrhundert man recht gut zu speisen verstand. Das folgende Jahrhundert ist aber besonders für die materiellen Genüsse eingenommen. Bei einem Diner, das der Nürnberger Dr. Christoph Scheurl, Melanchthon zu Ehren am 25. November 1525 veranstaltete, gab es folgende Gerichte:

Saukopf und Lendenbraten in saurer Sauce. — Forellen und Äschen. — 5 Rebhühner — 8 Vögel — als Braten ein Kapaun. — Hecht in Sülze. — Wildschweinfleisch in Pfeffersauce. — Käsekuchen und Obst. — Pistaziennüsse, Latwergen. — Lebkuchen und Konfekt.

Dazu tranken die zwölf Teilnehmer so viel Wein, dafs auf den Mann 2½ Liter kamen![1])

Wir stehen auf der Schwelle des 16. Jahrhunderts, das den Freuden der Tafel wie des Trunkes mehr als irgend eine frühere oder spätere Zeit gehuldigt hat.[2]) Ganz besonders hat die Trunksucht in Deutsch-

[1]) Deutsches Leben etc. S. 496 ff.

[2]) Über den Tafelluxus der Venezianer vgl. P. G. Molmenti, La vie privée à Venise (Venise 1882), 285 ff.

land unglaubliche Fortschritte gemacht: die Fürsten gingen mit gutem Beispiele voran[1]), zumal die Kurfürsten von Sachsen, deren aufgeschwemmte Gestalten uns der alte Lukas Cranach gemalt hat, sowie die Herzoge von Pommern u. s. w. Der Adel tat es den Fürsten nach, und in der Zimmerschen Chronik, in des Hans von Schweinichen Selbstbiographie sind da gar erbauliche Geschichten zu lesen. Man spricht da selten von einem Rausche, sondern von Räuschen!

Der Bürgersmann frönte demselben Laster, wie dies der Soldat tat[2]), und der Bauer blieb, wenn es seine Mittel erlaubten, nicht hinter ihnen zurück. Vornehme Damen und Frauen aus dem Volke huldigten gleichmäfsig dem Trunke.

Es wurden Mäfsigkeitsvereine gegründet, das Reich, die Regierungen der Fürsten, die städtischen Behörden erliefsen Gesetze, ohne irgend einen Erfolg zu erzielen. Erst während der Leiden des Dreifsigjährigen Krieges wird die Trunksucht einigermafsen eingeschränkt: es fehlten den ausgeplünderten Leuten die Mittel, der Schlemmerei ferner zu frönen.

Über diese Zeit der Völlerei ist schon so oft geschrieben worden, z. B. von Johannes Janssen, dafs es überflüssig erscheint, darüber noch Worte zu verlieren.

Was nicht hervorgehoben wurde, ist der Umstand, dafs auch das Essen und zwar das Viel- und Leckeressen eine hervorragende Rolle spielt. Die lutherischen Geistlichen galten bei den Katholiken als hervorragende Trinker und Esser. Von ihrer Trunksucht erzählt das Exilium Melanch. S. 487, 232, N. 204, 80; S. 489, N. 84, 85; S. 490, N. 86, 87, von ihrer Gefräfsigkeit S. 150, 151, N. 47. – Guarinonius ist kein ganz unverdächtiger Zeuge, denn er hafst die Prädikanten, die er sehr geschmackvoll »Frefsdreckanten« nennt, und über deren »Ohrenschlappen, so an der nidern Schlappen beyderseits herabhagen und ihre Ohren bedecken«, und ihre »kurtz gefaltend gestutzt Predigkantsschauben« er spottet (S. 153). Er schildert sie (S. 1201) als Turnierhelden: »Um den Halfs ein guldene Ketten aufs pur eiteler zarten Hanffseiden, in seinem Maul ein gut batzete feyste Brat- oder Leberwurst, in der lincken Hand ein guten, dicken und breiten Schweizerkäfs für ein Schild, in der

[1]) Exilium Melancholiae, das ist Unlust-Vertreiber .... Strafsburg, 1643. — S. 410. N. 7. Auff Hertzog Johann Fridrichs, defs Namens defs Ersten, Churfürsten zu Sachsen Beylager, am Sontag Exaudi 1526 zu Torgau gehalten, hatten Hertzog Ernst von Lüneburg und Hertzog Heinrich von Mechelburg Herrn D. Luthern zu gast genötiget. Über der Tafel klagte der Christliche fromme Fürst Hertzog Ernst zu Lüneburg sehr über das unmässige sauffen zu Hof, wie das Hofgesindlin Tag und Nacht so viel Wein und Bier in sich schwelgete, stets toll und voll were und dennoch bey solcher Völlerey jeder ein guter Christ seyn und heissen wolte, welches ein gar böser übelstand were, dem man billich furkommen und wehren solte. Auff diese defs Hertzogs rede antwortet Herr D. Luther: Da soltet ihr Herren und Fürsten zu thun. Worauff Hertzog Ernst geschwind wieder gesagt: Ja, lieber Herr Doctor, wir thun freylich darzu, es were sonst längst abkommen. — Über die Trunkenheit der Fürsten bei den Reichstagen, s. Exil. Melanch. S. 208, N. 114.

[2]) Der deutsche Soldat trinkt, der spanische stiehlt; das wufste Kaiser Karl V. sehr wohl. Exil. Melanch. S. 470, N. 18; S. 487, N. 79.

M. F. von Görlitz, Wider den Saufftenffel .... Leipz. 1552.

rechten ein gute lange dicke, starcke, geselchte Westphälische Hampen für ein Turnierstangen, reitend auff einer wol aufsgemästen sechs oder acht Zentner Saw, damit er Speck oben, Speck unten, Speck vorn, Speck hinten und Speck auff allen Seiten für ein Pollwerck habe, in seinen Täschen oder Wetschger ein Sprützküchel von 50 Wiener Ellen lang an statt des Zündstricks; an der Hüfft ein gute spanische Boratsch oder liderne Flaschen voller Wein an statt der Pulverflaschen, im Schiefskörblein eitel gute schweinerne Knödel oder Brandküchel statt der Kuglen etc. Neben ihm für ein Laggey sein liebe Fraw Predicantin mit einem linden Polster, Kampel, Bürsten, ein grofsen Venedischen Spiegel, Kröfseisen und allem guten Zeug, so zur Predicantischen Zier und linden Striglung gehörig.« Es fängt, natürlich nur bei wohlhabenden Leuten, das Essen schon am frühen Morgen beim Frühstück an. Das wenigste ist noch eine Suppe mit verlorenen Eiern (Zimm. Chron. III. 144). In den Weinländern nimmt man eine Portion Wein mit gerösteter Semmel oder Brot, aber nicht schweren Malvasier oder Branntwein. In Bierländern trinkt man gern Warmbier (Guarinonius, S. 581). Und dieser Brauch erhielt sich, bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Kaffeetrinken allgemeiner wurde. Martin Zeiller sagt (Hdb. I. 527): »Ein Frühstuck (es seye nun ein Suppen oder ein Butter, sambt einem lindgesottenen Ey und ein Bissen Brod mit einem wenigen Wein oder ohne denselben oder sonsten etwas) stärcket die Natur, erstreuet das Gemüt und hilfft der Unverdäulichkeit des Magens. . . . Wer auch an statt eines Frühstucks täglich 11. oder 12. grofse Ziweben (Rosinen), wie man sie von Damasco bringet, isset und nicht darzu trincket, der wird verspüren, dafs ihme der Magen, die Leber und das Gedächtnifs dadurch gestärcket wird.«

Ein Prasser ist natürlich mit einem so bescheidenen Frühstück nicht zufrieden; der ifst wie Fischarts Held (Geschichtsklitterung, Neudr. S. 252) »eine Morgensup ein, dadurch die Nebel und den Dau zu legen, und sonst von des bösen Luffts wegen, als schöne Fenchelwürstlin, geröstete zungleinstucklin, beim Berte Pfaffenbifslin, geröstets Katzengeschrei, Euterprätlin, schöne Wampen und Schuncken oder feifste Hennensüpplin, Kindbetterprühlin, warm Wein, Matzisprülin, von der ersten sut«.

Das Hauptessen fand aber gegen Mittag statt. In Pommern speiste man um 10 Uhr.[1]) Hainhofer war in Stettin 1617 beim Kantor zu Tisch geladen; man setzte sich um 10 und stand um 6 Uhr auf. »Und in Pommern alfs in der Mark der Brauch ist, dafs man gantz raynen Tisch machet, nur das Undertischtuch liegen lasset, Handwasser reichet und dan erst frische Teller und Serviett gibet, den Tisch mit Gebackenes, Confect und Früchten ganz übersetzt, kain Brot aber weiter aufgeleget und die Fraw im Haufs dem Gast an die Saite gesetzt würde und das Trinken erst recht anfänget.«[2])

[1]) Phil. Hainhofer. — Balt. Studien II, 2. S. 88.

[2]) Ebend.

Es ist zweifelhaft, ob die vielbesprochenen Festessen zu Mittag oder am Abend stattfanden. Anlässe zu diesen erwünschten Unterbrechungen des ziemlich einförmigen Lebens gab es gar viele. Guarinonius (455) zählt da auf die »Gerichtliche Fresserey, Vertrag-, Raitung- (Rechnung-), Quatemberliche-, Gerhabschafft-, dann kaufmännische Fresserey«. Starb einer, so war ein Gelage erforderlich: man mufste »die Seele vertrincken«, dann den siebenten, den dreifsigsten, den Jahrestag feiern.

Bei der Verlobung (Handschlag) und bei der Hochzeit war eine Gasterei unerläfslich, allein auch die »Willkomm- und Valete-Fresserey« durfte nicht umgangen werden, dazu gibt es noch eine Trinkstuben-, eine kirchtägliche, eine gelehrte, eine handwerkliche, eine Spital- und eine Hausfresserei; dafs aber noch viele andere Anlässe vorhanden waren, daran ist nicht zu zweifeln.

Auch die Frauen tun sich, ganz besonders bei den Hochzeitsmahlen, etwas an. (S. 778) »Die ander Fresserey der Weiber ist fein ordentlich und circularis (das bezieht sich auf die später noch zu erwähnenden Kränzchen) und fürnemblich under den Edlern bräuchig, die ihre Mahlzeiten eine nach der andern mit verwandten Frafs- und Saufſschwestern zusammen ladet und nach der Abtheilung von einer zu der andern kompt, also dafs, wann der Schwester in einer Zech zwölff seyn, ein jede ihren zwölffen zu fressen gibt und einmal auff jedes Krantzelmahl gelangen thut, darumben auch disse die Krantz-Fressereyen oder Krantz-Mahlen genennt werden.« Heimlich essen sie die leckersten Speisen, und den Männern setzen sie Kraut und Suppe vor, schicken ihren Freundinnen »under dem schein des Besuches oder Heimgartens« gute Bissen zu und leben herrlich; die Männer aber dürfen nichts erfahren.

Eine Zeit, die einen so überaus grofsen Wert auf gute Mahlzeit legte, wufste auch eine gute Köchin nach Gebühr zu schätzen. »Die Köchin in Österreich, wie auch die zu Brefslau in Schlesien und die Schwäbische werden als in dieser Kunst sonderlich geschickt gelobt, Theils machen ihnen eine Lust mit kalten Schalen, die mit Brod, Wein und Zucker bereitet werden, die man auch Weinrübel nennet.« (M. Zeiller, Hdb. I. 528.)

Bei den fürstlichen Gastmahlen wurden selbstverständlich die reichsten und schmackhaftesten Gerichte aufgetragen. Als am 6. Nov. 1524 Joachim von Brandenburg sich mit Magdalena, der Tochter Georgs von Sachsen, vermählte, gab es (s. Wenck, Dresden, S. 347) am Vorbend für die Fürstentafel »Hasen, Wildpreth, Gebratens, Äpfel in Butter,- Geröste Vogel, Ein Schau-Efsen«. Zum zweiten Gange: »Schmerlen, treuge, heifs, Gebratens, Tortten von Quitten oder Birnen, Pasteten von Hasen, über göldet vor ein Schau-Essen«. Zum dritten Gange: »Kaphan mit Traget (?) und süfsen Wein, Geronnen Milch mit Reifs. Ein Schau-Efsen mit einem Gebackens. Summa 12 Efsen.« Die Grafen, Räte und Prälaten bekamen 8 Essen, die Ritterschaft und das Frauenzimmer 7, die in der Speiseküche 5. — Das Hochzeitsmahl fand erst am folgenden

Tag statt. Da kam auf den Tisch der Fürsten »Ein Auerhahn mit einem gehemmerten süfsen Sode, Grüne Fohren (Forellen), Mandel-Tortten mit Confect, Ein Schau-Efsen. — Der Andere Gang: Schweinen Wildpreth, Gebratens von Span-Ferckeln, Wilde Hüner mit gelben Sode, Ein Schau-Efsen. — Der Dritte Gang: Grüne Hechte, treuge, heifs, Kuchen mit Oblaten, Pasteten, darinnen ein Reh-Keule, vergöldt, vor ein Schau-Efsen. — Der Vierdte Gang: Geprefste Schweins-Köpffe mit Aepffeln und Wein-Efsig, Birnen mit einer süfsen Brühe, Gebacknes, Eine hohe Galerte von Fischen, vergöldt, vor ein Schau-Efsen. Summa 16 Efsen.« — Für die Grafen etc. waren 10 Essen, für die Ritter 8, für die geringeren Gäste 6 Essen bereit.

Das ist gewifs ein stattliches Festmahl, unter dessen Gerichten allerdings die saure Milch sich seltsam ausnimmt. Gegen Ende des Jahrhunderts jedoch bietet ein Edelmann seinen Gästen bei weitem mehr. Guarinonius erzählt (S. 793): »Wann du aber jetzt ein Exempel einer Edelmännischen Privat-Hochzeit unnd nur eines gemeinen Edelmanns hören wilt, so hab dir gar ein nagelnewe, so erst dise Woche als ich schribe in eim kleinen Städtlein gar solemniter unnd feyerlich oder Frifslendisch gehalten worden. Durch eine Privat-Hochzeit verstehe nit ins Wirtshaufs sonder bey dem Bräutigam selbs in seiner Behausung, allda der Taflen siben gar wol mit Hochzeitleuten oder Hochzeitfratzen ubersetzt, zwen tag geweret, auff jede Tafel vier Trachten, jede Tracht mit 13 ansehenlichen Richten, thut auf eine Tafel 52, auf 7 Taflen 364, zu zwey Mahlzeiten 728, auff zwey tag 1456 Richten. Hie sag ich nichts von allerley Wein und aufsgesoffner menge.« Waren der Gerichte so viele, dafs sie auf dem Tische nicht Platz fanden, so hielten sie die Diener oder präsentierten sie den Gästen (ib. S. 798).

Bei den Bürgern ging es ebenso verschwenderisch zu (Guar. IV, c. 57, S. 797): »Nun aber kanst du aufs nachfolgender nagelnewen Burgerlichen Ladschafft oder Gasterey dich leicht auff die andern richten. Nemblich sechs Trachten jede Tracht neun Speisen und nit kleine noch leere Schifslen: Zum Voressen: neun Speisen; zur Suppen: neun Speisen; Zum Kraut: neun Speisen; Zum Gebratens: neun Speisen; Zum Schröckegast: neun Speisen; zur Nachrichten: neun Speisen. Summa 54 Speisen.«

Über die Gerichte spricht Guarinonius noch einmal ausführlich. Zuerst kam das Voressen: kleine Fische in mancherlei Saucen, Rindfleisch mit Rosinen und Mandeln und Gewürz. Ein paar gebratene Wildhühner (Spielhähne), Kalbskopf oder Kuttelfleck (S. 559).

Zum zweiten Gange, der Suppe, gibt man Brühe von fetten Hühnern, Kapaunen, Kälbern mit zarten Knödeln, Rindfleisch, Selchfleisch, dann heifs gesottene Karpfen, Förchen, Äschen, Mandeltorte, Marzipan; wenn die Jahreszeit es erlaubt, ein halbes Dutzend Artischocken[1]) (S. 560).

[1]) Frau Magdalena Paumgartner steckt Artischockenkerne in Blumentöpfe und findet die von Bologna besser als die von Lucca (Briefw. 1597 18./III., S. 276); auch ihre Freundinnen wollen solchen Samen (ib. 1597 22./III., S. 280). Sie braucht Zitronen

Der dritte Gang, das Kraut, besteht aus Zettelkraut mit Speck. Am Rand der Schüssel liegen Semmelschnitten mit geröstetem Gehirn. Dazu ein gebratenes Stück Kalbfleisch oder ein Gemsschlegel (S. 560).

»Die vierdte Tracht nennet man den Schreckengast nemblich die Gersten, und damit der Gast in solchem Schricke nicht machtloser sterbe, so trägt man benebens ein Labung auff, als Eyrküchel, schöne rotgesottene Krebs, etwan ein wild Pastette. . .

Was man hernach aufträgt von Käfs, Früchten und dergleichen, kanstu aufs oberzelten leicht urteilen« (S. 561).

Austern wurden wohl doch nur in den Orten verspeist, die nicht zu fern von der Küste lagen. Die Venedischen Austern, die Guarinonius (S. 527) erwähnt, dürften in Hall nicht gar zu frisch angelangt sein.

Auch Moscherosch (S. 160) gedenkt der Austern neben Schnepfen, Schnecken u. s. w. Er tadelt die Verwendung der Melonen, Zitronen, Limonen, Pomeranzen zu Ragouts und zur Herstellung der Ollapotrida. Vgl. Logau, Sinngedichte (I, 8, 30).

Eier aber waren überall leicht zu beschaffen, und so setzt denn der berühmte Baumeister und Bildhauer Giovanni Battista Nosseni in Dresden dem Augsburger Patrizier Phil. Hainhofer 1617 zu Mittag »ain Aingeruerts von Ayern (in Sachsen haifst es Ayrhaanen) vor« (Hainh. Tageb. — Balt. Stud. II, 2, S. 135), und in Pommern wird es zum Frühstück serviert. »Über der Malzeit haben wir ain Eingeruertes von Ayern gehabt, welches man in Pommern ainen Mannhaber soll haissen, die weilen es die Männer wol fuettert, als wie der Haber die Pferde« (ib. S. 45).

Man frönte übrigens nicht allein bei Festmahlen einem übertriebenen Luxus, sondern pflegte auch den eigenen Leib mit zärtlichster Aufmerksamkeit. Guarinonius schildert das Leben in den Tiroler Bädern (S. 954): Des Morgens um 6 Uhr vor dem Bade Setzeier, eine Rahmsuppe, zwischen 7 und 8 Uhr eine Pfanne voll Eier oder ein Milchmus, dazu Wein. Um 9 Uhr geniefst man Schmarren und kleine Fische oder Krebse. Dazu gehört ein Trunk. Zwischen 10 und 11 Uhr findet das Mittagsmahl statt: fünf bis sieben Gerichte. Bis 2 Uhr geht man dann spazieren und ifst um 2 Uhr vor dem Bade eine Pfanne mit Dampfnudeln, eine Hühnerpastete. Zwischen 3 und 4 Uhr zwei gesottene Eier oder ein Hähnchen. Zum Nachtmahl vier bis fünf kräftige Speisen, um 8 Uhr vor dem Schlafengehen ein Schwingmus und eine Schüssel Wein mit Brot, Gewürz, Zucker. Zur Jause oder zum »Abend-Märentle«, also zwischen Mittag und Abend wird wieder tüchtig gegessen. — Guarinonius

und Pomeranzen (ib. 1594 14./III., S. 191), italienische Melonen (ib. 1584 14./VIII., S. 63). Der Mann schickt ihr aus Frankfurt Kürbiskerne und Blumenkohl (Cavolifior = Cavolofior)-Samen (1587 1./IV., S. 80; vgl. 1588 23./III, S. 87), Limonenkerne aus Italien (1588 24./III, S. 88; vgl. 1588 29./III., S. 90), süfsen Fenchel (S. 45). Sie bittet ihn, aus Bologna ein Fäfschen Olivenöl (Jungfrauöl, 1591, 25./XII., S. 148) zu kaufen (1594 18./IX., S. 255), aus Italien mitzubringen »ein klein fesla griene niesla (Pistacien) und Mandeln (1592 13./I., S. 164). In Frankfurt kauft er 3 Hüte Zucker (1589 21./IX., S. 103) und 2 Eimer Essig (1596 12./IX., S. 271), in Würzburg Quitten, Birnen, Nüsse (Zellernüsse, 1589 14./IX., S. 101) ein (1589 2./IX., 9./IX., S. 99, 101).

ist auf einem Spaziergang während eines Gewitters in ein Dorfwirtshaus eingekehrt und verlangt eine Jause (S. 334). Er bekommt Salat mit Butter ohne Öl, darauf harte Eier, dann 4 gebratene, magere Hühner, darauf 4 kleine Stücke Fisch, dann einen Schmarren, »ein gefräſs aufs gerösten Teyg in Butter«. Dreizehn Maſs Wein sollen sie dazu getrunken haben. Die Zeche kostet 7 Gulden 57 Kreuzer.

Daſs man auch am Rhein sehr gut und üppig zu speisen verstand, beweisen die Aufzeichnungen des Hermann von Weinsberg in dem »Buche Weinsberg«.

Den Bürgern und dem Adel suchte es nun der reiche Bauer gleichzutun. Mochte er auch für gewöhnlich sparsam leben, aber bei Festen, besonders bei Hochzeiten lieſs er etwas daraufgehen. Wenn die geringsten Handwerker sechs, sieben, ja acht Tafeln voll Gäste einluden, hatten die bei einer »mittleren Bawrshochzeit« bis 12, 14, 16 und mehr Tafeln, die vermögenden bis 24 (Guarinonius S. 791, 792). Der wohlmeinende Arzt macht ihnen den Vorschlag, ihren Speisezettel auf vier Gerichte zu beschränken: Suppe mit einem Stück Fleisch und Knödeln, Kraut und Speck, mit Bratwürsten garniert, dann einen guten Rinds- oder Kalbsbraten, zum Schluſs Gerste (Graupe) oder Reis in Milch. Und damit genug.

Die von den Fleischern gemachte Wurst sieht aber schon Guarinonius für verdächtig an; er bespricht S. 747 »die gefälschten Würst, darinnen die Fleischhacker und auch die Wirth allerley Wüst und Unflat zusammen mischen«.

Jedes Volk hat beim Essen seine eigenen Gewohnheiten. So teilt uns Phil. Harsdörfer in den Gesprächsspielen IV (1644), 415 mit: »Ein Ey wird, in der Schalen gesotten, auf dreyerley Art eröffnet: Die Juden machen das Ey bey der Spitzen auf . . . die Welschen eröffnen das Ey oben und wir Teutsche auf der Flächen oder Seiten.«

Man hat während des 16. Jahrhunderts und bis zur Zeit des Dreiſsigjährigen Krieges, so wie nie früher noch später, den Tafelfreuden gehuldigt, oft, viel und gut gegessen.

Dazu wurde, wie schon früher gesagt worden ist, ganz auſsergewöhnlich stark getrunken.

Auch diese Neigung zur Völlerei war keineswegs allgemein verbreitet; einzelne Männer haben sich der Unsitte wohl zu entziehen gewuſst, allein weniger aus sittlichen Bedenken, sondern weil ihr Magen das Übermaſs zu vertragen nicht imstande war.[1]) Die Mehrzahl aber legte sich keinen Zwang an, und so saufen sich die Männer voll[2]), berauschen sich beim ständigen Zutrinken[3]), es saufen die Frauen und Jungfrauen[4]), ja es saufen die Kinder.[5])

[1]) Balth. Paumgartner (Briefw. 160, 220). — Phil. Hainhofer (Reisetageb. 1617. — Balt. Stud. II, 2, S. 33).

[2]) Guarinonius 647.

[3]) Ebend. 707.

[4]) Ebend. 721.

[5]) Ebend. 727.

Sicut bipsit, Sic morixit, Sine crux, sine lux, sine deus.[1])

Von den Weinen[2]) wurden besonders die im Lande selbst wachsenden Sorten viel getrunken. So hat in Deutschland[3]) der Rhein- und Moselwein auch im 16., 17. und 18. Jahrhundert seinen alten Ruf sich bewahrt. Der Kölner Advokat Hermann Weinsberg, der neben seiner Geschäftskanzellei einen Weinausschank hat, verzapft hauptsächlich Rhein- und Moselweine.[4]) Von den Rheingewächsen preist J. Fischart (Gesch.-Klitt. S. 84 ff. und Podagr. Trostb.) vor allem den Braubacher und den Fürstenberger bei Bacharach. »O Bachi rach im Rauhen Rachen, soltu heut erwachen, wie wird dein Gurgel lachen.« Und in dem Zeitvertreiber (S. 190) lesen wir das bekannte Sprüchlein:

Klingenberg am Main,
Würtzburg am Stein,
Bacharach am Rhein
Wachsen die besten Wein.

Der gerühmte Fürstenberger aber wuchs bei Nieder-Diebach.[5]) Aber auch der Hochheimer, Hambacher, Rüdesheimer ist nicht zu verachten.[6]) Fischart gedenkt dann des Scharlachbergers und des Afsmannshäusers. Der Markobrunner wird ebenso geschätzt wie der Gänsfüfser, der bei Speier wächst.[7]) Bei der Zerstörung der Stadt 1689 ist auch dieser Weinberg zu Grunde gegangen (Diethelm a. a. O. 467). Fischart, dem nicht so leicht eine gute Marke entgeht, kennt die Liebfrauenmilch von Worms noch nicht, allein Diethelm weifs uns 1776 von ihr zu berichten. »Insonderheit ist der niedliche Rheinwein, so die Liebfrauen-Milch genennet wird, nicht zu vergessen.«[8])

Unter den Weinen des Elsasses wird besonders gepriesen der Rangenwein, der bei Thann wächst, der Kaisersberger, Marsheimer, Andlauer. »O Katzenthaler (b. Colmar) und Lüppelsperger von Reichenweir (b. Colmar), wie halten euch meine Lippen so theur.«

Auch die Württemberger Gewächse sind nicht zu unterschätzen. Viel gefeiert wird da der Eilfinger, den man bei Maulbronn keltert. Am Bodensee aber ist der »Stoll zu Süplingen« oder, wie er gewöhnlich

[1]) Ebend. 704. — 1577 d. 26. Jan. stellte in Küstrin Andreas Roebell einen Revers aus, sich nicht mehr zu betrinken. Kurios. VII, 382.

[2]) Vinc. Obsopocus, Vonn der Kunst zu trincken . . ., übers. von Georg Wickram. Freib. i. Br., 1537. Neudruck, Köln 1891.

Andr. Baccius, De naturali vinorum historia, de vinis Italiae et de conviviis antiquorum libri septem. Access. de factitiis ac cerevisiis, deque Rheni, Galliae, Hispaniae et de totius Europae vinis, et de omni vinorum usu tractatio. Fol. Romae 1596.

Der zu allerley guten Getrâncken treuhertzig anweisende wohlerfahrne und curiose Keller-Meister. Nürnb. 1705.

[3]) Jul. Bernh. von Rohr, Viticultura Germaniae oeconomica . . . . Leipz. 1730.

[4]) Waldorper (Waldorf zwischen Bonn und Brühl) roit und weis (Buch Weinsberg II, 102); Geuwer (aus St. Goar) 3 stuck, Mosler 7 stuck und Lainsteiner 2 stuck (ebend. II, 108).

[5]) Diethelm, Rhein, Antiquarius (Frkf. u. Lpz. 1776), S. 674.

[6]) Zeitvertreiber S. 190.

[7]) Ebend. S. 191. — [8]) S. 531.

genannt wird, der »Stollengarten« (zwischen Siplingen und Überlingen).[1]) Dies Weingut gehörte seit 1411 den Freiherren von Zimmern.[2]) Um die Mitte des 16. Jahrhunderts vernachlässigte man die Pflege, und so verlor dieser ausgezeichnete Wein seinen Ruf.[3])

Die Frankenweine werden wohl auch geschätzt. Des Steinweines wurde schon gedacht. Aber der Nürnberger Kaufmann Balthasar Paumgartner kauft Franken- und Tauberwein für seinen Bedarf[4]), Miltenberger und Klingenberger.[5])

Schon fragwürdiger war wohl der Wert des bei Dresden gewonnenen Weines. Wenck behauptet allerdings in seiner Beschreibung der Stadt (Dresd. 1689) S. 15, dafs »im Dresdnischen Amtsbezirke . . . viel, viel Tausend Eymer gesamlet werden, unter allen selbigen Weingebürgen aber werden die Kötzschenbrodischen, Losenitzer, Züschkewitzer, Costwiger auch Loschwitzer und Wachwitzer für die edelsten und besten gehalten«. Auch in der Mark Brandenburg baute man mancherlei Sorten edler Reben.[6]) Wie der gekelterte Trunk gemundet hat, verrät Joh. Coler allerdings nicht. Und Philipp Hainhofer ist ein Temperenzmann, also darf man auf sein Urteil, dafs der auf dem Weinberg zu Frauenberg bei Stettin gewonnene Wein so gut wie Rheinwein war, nicht zu viel geben.[7])

Der böhmische Wein von Podskal bei Aussig ist aller Wahrscheinlichkeit nach besser gewesen.[8])

Nach unserm Gewährsmann Joh. Fischart ist in Österreich der Bisenberger vom Bisamberg bei Wien, der Kahlenberger, der von S. Pölten (s. Bild) zu loben. Dazu wäre noch der Klosterneuburger hervorzuheben.[9])

Tirol bringt den Traminer hervor. »Tramminer oder Trabanter, wie jene Jungfrau, die nicht gerne das Bruch nent, sagt.« Die sittsamen Mädchen, die nicht den Bruch, die Unterhose, nennen wollen, denken bei Traminer an Minne, und dies Wort hatte im 16. Jahrhundert allerdings schon eine bedenkliche Bedeutung. Über Tiroler Weine aber mufs man bei Guarinonius S. 633 ff. nachlesen, der alle sachverständig beurteilt, auch dem Kalterer Seewein Gerechtigkeit widerfahren läfst.

In Steiermark hat man den Kitzendorfer und Luttenberger, in Krain den altberühmten Wippacher.

Unter den Schweizer Weinen ist weitaus der berühmteste der Velt liner, aber auch die aus dem Thurgau, »der Turgenische Berlimost« und der Ottenberger, der bei Weinfelden auf dem Ottenberg wächst, finden Fischarts Beifall wie der Aargauische Rheinfelder.

[1]) Zimm. Chron. III, 533; II, 66.
[2]) Ebend. I, 225.
[3]) Ebend. III, 334.
[4]) Briefw. 1591 5./IX. (S. 119).
[5]) Ebend. S. 28, 29, 30, 34, 43, 119.
[6]) Joh. Coler, Oeconomia, B. IV, Cap. 6. — Weinmeisterordnung des Kurfürsten Johann Georg. Köln an der Spree 1578. (Ebend. B. IV, Kap. 4.)
[7]) Reisetageb. 1617. — Balt. Studien II, 2, S. 23.
[8]) Zeitvertr. (1685), S. 191. — [9]) Ebend.

Obschon es also in Deutschland keineswegs an Weinen fehlte, wurden doch auch fremde Weine vielfach getrunken. Der Weinhändler-Advokat Hermann Weinsberg berichtet zum Jahre 1543: »Es quamen vil Hispanische wein in die stat (Köln), bastarden, romanei, Canarischwein, alles hitzig gedrenk, und die secten drank man umb 5 albus die quart.«[1])

Auch der Herzog von Pommern hat in seinen Kellern »von Petersinen, spanischen, französischen und wälschen Weinen, von Rosmarin-, Maieran-, Kräuter-, Weichsel- oder Kirsch-, Rein- oder Landweinen«.[2])

Spanisch ist der schon genannte Kanarische Wein (Canariensekt), der Sekt, der Bastart.[3]) Der Alicante findet bei Fischart einen verständnisvollen Bewunderer. »Allkant Wein ist mein Latein, wirft den Bauren über die Zäun und stofst die Bürger an die Schinbein«.[4]) Der Petersimen[5]) hat seinen Namen »von einem Teutschen Namens Peter Simon, der erstlich Wein-Reben vom Rheinstrohm mit in Spanien gebracht«.[6]) Aufserdem gedenkt Fischart noch des S. Martin, Berckenmeyer des Madeira.[7])

Aus Griechenland schätzt man den Malvasier, der aus Monembasia (Napoli di Malvasia) im Peloponnes herstammt.[8]) Seltener spricht man von dem altberühmten Cyperwein.[9]) Vino greco erwähnt Abraham a Santa Clara.[10])

Von den italienischen Weinen bewahrt der Reinfal oder Reinval sein altes Renommee.[11]) Wie Fischart ausdrücklich bemerkt[12]), stammt er aus Istrien. Später scheint er seinen Ruf verloren zu haben.

Dann preist er den Romanei (aus der Romagna) und eine Menge andere Sorten, wie den vom Vesuv und von Sorrent, aber ganz besonders lobt er den von Montefiascone. Er erwähnt auch die bekannte Inschrift: »Est, est, propter bonum est, meus Dominus hic est.« Die Grabschrift des Augsburger Kanonikus Johannes Fugger ist heute noch im Dome vorhanden; sie lautet genau:

Est. est. est. Propter nimium est Joannes de Fuc. D. meus mortuus est.

Auch der Curfswein aus Korsika fand seine Anhänger.[13]) Abraham a Sancta Clara nennt noch den Wein Lacrimae Christi[14]), der wohl mit dem Vesuv-Wein Fischarts identisch ist.

---

[1]) Buch Weinsberg I, 206.

[2]) Ph. Hainhofer, Reisetageb. 1617. — Balt. Stud. II, 2, S. 23.

[3]) Vgl. P. L. Berckenmeyers, Curieuse antiquarius. (Hamb. 1712.) S. 71.

[4]) Reuter, Ehrl. Frau, Scena V, S. 9. »Spanischen oder Alacanten Wein«.

[5]) Vgl. Anm. 1. — Malvasier oder Peterseinen. Ph. Hainhofer a. a. O S. 95.

[6]) Berckenmeyer a. a. O. Es ist der heute noch unter dem Namen Pedro-Ximenes bekannte Malaga-Wein.

[7]) A. a. O. II, 340. — Erquickstunden. Frkf. 1650. S. 47, 48. — Vino di Mandera.

[8]) Zimm. Chron. III, 167, 310, 534, cf. Anm. 3.

[9]) Berckenmeyer a. a. O. II, 27.

[10]) Gehab dich wohl. S. 254.

[11]) Hans von Schweinichen. S. 75, 77.

[12]) Aller Practic Grofsmutter (Kloster VIII, 656).

[13]) Fischart, Aller Practic Grofsmutter a. a. O., 656.

[14]) Gehab dich wohl, 254; Geistl. Kramer-Laden III, 15.

Der Ungarwein scheint sich spät Anerkennung verschafft zu haben; Fischart kennt zwar »Ungarische Georger, Klyber und Syrmiger«, doch den Tokaier rühmt erst Abraham a Sancta Clara.[1])

Die französischen Weinsorten waren in Deutschland auch in den späteren Jahrhunderten sehr beliebt. Hainhofer will in Stettin »lautter starkhen französischen Wein, der wol ein halber Brantwein ist«, getrunken haben.[2]) Der Burgunder von Beaune hat immer seine Verehrer gefunden, wie ihn Fischart zu schätzen wufste; er läfst jedoch auch dem Muskat von Lyon, dem Weine von Arbois (ein süfser Weifswein), dem von Besançon Gerechtigkeit widerfahren.[3]) Merkwürdig ist es, dafs der Autor des Zeitvertreibers (1685) schon den Bordeaux-Wein anführt. Derselbe war bereits von alters her berühmt, wurde im Mittelalter von La Rochelle aus viel exportiert, scheint aber dann, wenigstens am französischen Hofe, gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein, vorausgesetzt, dafs die von der Marquise de Créquy erzählte Anekdote wahr ist.[4]) Ludwig XV. fragte einmal den Gouverneur der Guyenne, den Herzog von Richelieu, ob in seiner Provinz ein guter Wein wachse. Richelieu lobte den Wein von Graves[5]), fand es aber lächerlich, dafs die Einwohner von Bordeaux den Médoc und den Bazadois schätzten. Er liefs eine Probe von Château Lafitte kommen, und der König fand diesen Wein passabel. — Champagner erwähnt Abraham a Sancta Clara († 1709). Es ist sehr wohl möglich, dafs er schon den Schaumwein kannte, dessen Zubereitung Dom Pérignon, Kellermeister der Abtei Hautvillers (1670—1715), erfunden hat. Am Hofe von Hannover wurde schon, als Toland[6]) schrieb, »Burgunder, Champagner, Rheinischer Wein« getrunken.[7])

War der Wein unvermischt nicht trinkbar, so suchte man den Geschmack durch allerlei Zusätze zu verbessern.[8]) Fischart kennt den Wermutswein[9]) und Guarinonius nennt ihn neben dem Alant-[10]), Salbei-[11]), Rosmarin-, Kräuter-Wein.[12]) Sehr beliebt ist dann der Julep, ein süfser Kühltrank.[13]) Einen Zimtwein (Kneildrank) setzt der schon oft genannte Hermann Weinsberg bei seinem Banneressen 1571 den Gästen vor. Er hatte ihn aus Zimt, Ingwer, Galgan, Zucker und Muskatblumen bereitet.

[1]) Gehab dich wohl, 254; Geistl. Kramer-Laden I, 85. — Berckenmeyer a. a. O. I, 700.

[2]) a. a. O. 76.

[3]) Der Zeitvertreiber (1685) nennt S. 87 noch: Vin de Orléans, vin de Anjou, vin de Bordeaux, vin de Beaulne, vin de Muscat; vgl. Berckenmeyer a. a. O. I, 157.

[4]) Paris, s. a. IV, 132.

[5]) Berckenmeyer a. a. O. I, 157.

[6]) Gehab dich wohl, 254 und Berckenmeyer a. a. O. I, 157.

[7]) Relation von den königl. Preufsischen und Chur-Hannoverischen Höfen. Frankf. a. M. 1707.

[8]) Frid. Helbach, Oenographia, Weinkeller oder Kunstbuch vom Wein, d. i. Beschreibung defs Weins, seiner Natur und Eygenschafft auch wie man denselben bewahren und wieder zurecht bringen sol. Frkf. 1604. — S. S. 296.

[9]) Geschichtsklitterung S. 229. — [10]) Grobianus 3177. — [11]) Ph. Hainhofer, Reisetagebuch von 1617 a. a. O., S. 127. — [12]) Seite 673. — [13]) Zimm. Chron. II, 571. – Spangenberg, Hoffartsteuffel, fol. Cccclix[a]. — Giuleppe, B. Paumgartners Briefw., S. 43.

Die Bierbrauerei mufs seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts einen bemerkenswerten Aufschwung genommen haben.[1] Zwar gibt es schon im 15. Jahrhundert eine grofse Anzahl von berühmten Biersorten[2], allein sie ist ganz unbedeutend, vergleicht man sie mit der Menge von Biernamen, die im 16. Jahrhundert Joh. Fischart[3], im 17. Martin Zeiller aufzuzählen wissen.[4] Es würde viel zu weit führen, alle die wunderlichen Bierbezeichnungen aufzuführen. Nur des Eckernförder Bieres möchte ich gedenken, dem 1503 der durchreisende Kardinal Raymundus den Namen Cacabella gegeben hat, in Anerkennung der heilsamen Wirkung des Getränkes.[5] Wo es keinen Wein gab, wo er teuer war, da behalf man sich mit dem Biere; natürlich mufste man mehr von diesem Getränk geniefsen, ehe die Trunkenheit sich einstellte.

Dagegen scheint das Branntweintrinken keineswegs allgemein zu sein. Wahrscheinlich war er doch noch viel zu teuer[6], da er nur aus Wein oder aus Korn hergestellt werden konnte, und so für den armen Arbeiter nicht zu erlangen. Der Branntwein wird deshalb auch verhältnismäfsig selten erwähnt. Doch klagt schon Guarinonius, dafs die Zillertaler u. s. w. den Branntwein in Flaschen und Fässern in den Städten kaufen und ihn wie gewöhnlichen Wein trinken.[7] Aquavit (aqua vitae) und Branntwein scheint nicht gleichbedeutend gewesen zu sein.[8]

Der Comment beim Trinken spielte eine grofse Rolle, die Art des Zutrinkens, des Nachkommens u. s. w. Unsere Studententrinksitten können sich zum Teil eines uralten Herkommens rühmen. Von dem preufsischen Trinkrechte will ich nur eins der Gesetze anführen:

Qui cyathum exhausit, cyatho bibat ille recente:
Si multum exhausit, nil bibat ille novi.
Qui bibit ex Negibus, ex Frischibus incipit ille;
Si bona nega sint, Frischibus ille caret.[9]

Sebastian Franck spricht in seinem Weltbuch, das 1533 gedruckt wurde, (fol. Xliij[b]) von dem deutschen Volk im allgemeinen und bemerkt dann: »Darczuo saufft es unchristenlich zuo wein, bier unnd was es hat.« Indessen widerspricht er doch diesem Urteil, indem er die einzelnen Stämme Deutschlands zu schildern versucht. So behauptet er

[1] Augenscheinliche Seelensgefahr, darinnen sich diejenigen befinden, welche das zu verkauffende Getränk verfälschen, insonderheit die Bier-Brauer . . . . o. O. u. J. c. 1700.

[2] Deutsches Leben, S. 503 ff.

[3] Geschichtskl., S. 84. — Vgl. Guarinonius, 610.

[4] Martin Zeiller, Handb. etc. (Ulm 1652) I, 351 ff. — Vgl. C. A. M. v. W. Zeitvertreiber. (Strafsb. 1685.) S. 185 ff.

[5] Zeiller a. a. O. 384. — Zeitvertreiber, S. 185.

[6] Maximilians I. von Bayern Mandat, dafs der Branntwein nur aus Wein und Biergleger gebrannt werden dürfe und dafs der aus Weizen, Obst, Malz, Kräutern heimlicherweise hergestellte oder eingeschmuggelte Branntwein verboten sei. 1604. Einblattdr.

[7] S. 663.

[8] Zeitvertreiber, S. 87.

[9] (Vulpius) Kuriositäten III, 278.

von den Franken, daſs sie das Bier verachten, höchstens in der Fastenzeit trinken. »Das volck von armuot wegen bauwet wein, trinckt aber gemeinlich wasser« (fol. L[a]). Von den Schwaben bemerkt er allerdings (fol. Liij[a]): »Das sauffen hat diſs volck mit allen Teutschen gemein darzuo ein scheltend übelfluochend volck«, und über die Sachsen äuſsert er sich (fol. Lviij[b]): »Der wein ist theur und seltzam bey ynen, aber solche biersauffer seind es, das man yn in Kanten etwan nicht genuog mag zuotragen, setzen zuo zeiten ein Melck-gelten auff den tisch voll biers, darein ein schüsseln, wer durst hat der trinck; ja sie sauffen einander darauſs zuo. Diſs bier ist seer gut.« Bei der Besprechung von Holland (fol. Lxj[a]) fügt er hinzu: »Bier ist diſs volcks tranck, Sy haben kein weinwachſs«, und dasselbe gilt von Westfalen (fol. Lxj[b]). Die Hessen sind »ein grob biertrinckend volck« (fol. Lxij[a]).

Auch von England heiſst es (fol. Cxvij[b]): »Kein wein hat dise Insel, sunder darfür ist daz bier im brauch und wirt etwa selten wein dahin gebracht.« Spaniens Weinwuchs lobt er, doch »das tranck machen sy auſs honig, des in yr vatterland reichlich gnuog gibt, den wein, anderſswa zuogefuort und gekaufft, trincken sy, doch karglich und selten« (fol. Lxx[a]). In Böhmen braut man ein sehr gutes Bier, das bis nach Nürnberg und Augsburg versendet wird (fol. Lxxviij[b]); auch die Polen sind Biertrinker (fol. Lxxix[b]).

Besonders schädlich war die Sitte des Zutrinkens. Wem der Trunk zugebracht war, muſste nachkommen[1]), wollte er nicht Händel und Verdruſs aller Art heraufbeschwören. Wir sehen deshalb wiederholt Sittenprediger gegen diese Unsitte auftreten.[2])

Aber nicht allein die Deutschen trinken gern, auch die Franzosen sind dem Trunke zugetan. Alfred Franklin hat diese Frage ausführlich in dem Bande seiner Vie privée d'autrefois behandelt, der von den Repas handelt (Paris 1899). In Frankreich trinkt man fast ausschlieſslich den Wein, der im Lande selbst erzeugt wird, mischt ihn gewöhnlich noch mit Wasser. Bier wird sehr wenig verbraucht, Branntwein noch seltener, weil er zu teuer ist.

Die Sitte erforderte es, daſs die Flaschen und Gläser nicht auf dem Speisetische standen, sondern auf einem Büfett. Wollte einer trinken, so winkte er einem der aufwartenden Diener, der füllte am Büfett das Glas, präsentierte es auf einem Teller und trug es, sobald es ausgetrunken war, zurück. Der Versuch des Marquis de Rouillac († 1662), der sich Glas und Flasche auf den Tisch setzen lieſs, die Diener fortschickte und ihnen, wenn er sie brauchte, klingelte (Repas à la clochette), wurde für närrisch angesehen, und noch Liselotte, die Herzogin von Orleans, muſste den Troſs der Diener um sich herum dulden. Erst gegen 1760 wurde es Sitte, die Flaschen und Gläser auf der Tafel aufzustellen. Im Winter lieſs man den Wein gern etwas wärmen, im

[1]) Dissertatio historica de Supernaculo anglorum, Germanis: Von der Nagel-Probe.[2] Lips. 1746. — [2]) Seb. Franck, Von dem greulichen Laster der Trunkenheit. — Joh. Dan. Geyer, Müssiger Reise-Stunden guter Gedancken . . . . Dresd. 1735. (Von denen Gesellschafts-Träncken.)

Sommer liebte man ihn kalt zu trinken. Kühlgefäfse kennt das ganze Mittelalter, aber Eiskeller legt man erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts an, nachdem man sie bei den Türken kennen gelernt hatte. Sonst behalf man sich mit Schnee, der von den Bergen geholt wurde, oder mit frischem Brunnenwasser. Unter Ludwig XV. gibt es grofse Eiskeller in Satory und Trianon.

Wie J. Beckmann bemerkt, ist erst 1660 Procope Couteaux auf den Gedanken gekommen, Limonaden und Liköre gefroren seinen Kunden zu servieren; Fruchteis, Crême gelé, ist aber erst seit 1774 bekannt. Man bezeichnet diese Gelati mit dem Namen Butter.[1])

Das Zutrinken war auch in Frankreich ganz gebräuchlich; wer nachzukommen (pléger) unterliefs, beleidigte den Genossen aufs empfindlichste. Man legte wohl auch in den Becher, den man dem Freunde zutrank und den dieser leeren mufste, ein Stück geröstetes Brot, toustée oder tostée (mlat. tostea), das der, der den Becher ausgetrunken, dann verzehrte. An diesen Gebrauch erinnert noch heute der Namen Toast. Dieses Zutrinken, Gesundheiten ausbringen, bezeichnet man mit dem Namen carousser, faire carousse.

Man betrank sich nicht selten, ja die Ärzte erklärten solche Exzesse für sehr gesund und erspriefslich. Montaigne behauptet, dafs man zu seiner Zeit weniger tränke als in früheren Jahren; dafür huldigt man der Venus um so mehr. Franz I. hatte keine Neigung zum Trunk, bedrohte deshalb die Trunkenbolde mit schweren Strafen, Auspeitschung. Ludwig XIII. trank nur Wein mit Wasser gemischt, Ludwig XIV. nie reinen Wein, überhaupt sonst keinen Alkohol. Zur Zeit der Regentschaft wurde tüchtig getrunken; die Tochter des Regenten, die Herzogin von Berri, vertrug den stärksten Branntwein. So waren auch die Damen des Hofes dem Trunke ergeben. Ludwig XV. trank gern, vertrug aber nichts, verdarb sich den Magen. Diese Periode der Trunksucht dauert bis in die sechziger und siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Wie schon bemerkt, trinkt man ausschliefslich die Weine des Landes, besonders den Champagner. Das Gewächs von Ay war sehr geschätzt, ein Rotwein der nicht schäumte; die Flaschen verschlofs man mit Hanfpfropfen, die in Öl getaucht waren. Da wurde Dom Pérignon Kellermeister der Abtei Hautvillers (S. o. S. 322). Er erfindet den moussierenden Champagner; er weifs das passende Glas, den schlanken Kelch anzugeben; vor allem ersetzt er den Hanfverschlufs durch den Korkstöpsel. 1695 ist der Champagne mousseux, so wie er noch heute gebraucht wird, gefunden[2]); er erfreut sich des allgemeinen Beifalles; der Regent, Ludwig XV., und selbst der unglückliche Ludwig XVI. wufste ihn zu schätzen; noch im Temple wurde ihm zu seinem Mahl täglich eine Flasche serviert. Eine kurze Zeit, um 1760, hörte man auf, den Schaumwein zu würdigen, jedoch 30 Jahre später hatte er wieder seine alte Bedeutung zurückgewonnen.

---

[1]) Beytr. z. Gesch. der Erfind. IV. 206, 208.

[2]) Es ist ein Unsinn, wenn man in dem Glase, das Rembrandt auf seinem Porträt in Dresden in der Hand hält, einen Champagnerkelch erblicken will; es ist ein einfaches Pafsglas.

Der Biergenufs hat in Frankreich nie viele Freunde gefunden, dagegen wufste man den Branntwein (Aqua vitae) nicht hoch genug zu schätzen. Seit im 13. Jahrhundert Arnaldus de Villanova sein Lob verkündet, ist sein Ansehen immer gewachsen. Zur Zeit der Maria von Medicis werden die Rosoglio-Liköre beliebt; man reichte sie nach Tische zum Dessert. Die Fabrik von Montpellier erwarb sich den Ruf, die feinsten Liköre zu erzeugen; dann wurden die Lothringer, besonders der Parfait amour, berühmt.

Da die Leute einen so grofsen Wert auf ein leckeres Essen legten, haben sie schon früh gute erprobte Kochrezepte gesammelt. Ganz abgesehen von dem Werke des Marcus Gabius Apicius oder richtiger des Caelius, de re coquinaria, sind schon seit dem 13. Jahrhundert eine Anzahl von Kochbüchern nachzuweisen.[1])

[1]) Höf. Leben ²I. 392. Anm. 4.

Dem 15. Jahrhundert gehört an: die Mensa philosophica. s. l c. a.

Im 16. Jahrhundert erscheint im Drucke:

Platina. Von allen Speisen vnd Gerichten . . . . Strafsburg. Chr. Egenolff. 1530.

Confectbüchlein und Hausapotheke. Frkf. 1544.

Koch- und Kellermeisterey, von allerhand Speisen und Getränken . . . . Frkf. 1547.

Campegius, De re cibaria libri XXII etc. Lugd. 1560.

Willichius, J. Ars magirica hoc est coquinaria . . . . Figuri 1563.

H. G. Ryff. New Kochbuch. Frkf. 1564.

Durante, C. De bonitate et vitio alimentorum. Pisauri 1565.

Ein new Kochbuch, von M. Rumpolt (Frkf. 1587).

Pisanellus, B. De esculentorum potulentorumque facultatibus liber. Herb. 1593.

Im 17. Jahrhundert:

Bruyernius Campegius, J. Dipnosophia seu sitologia. De re cibaria, ciborum genera, gentium moribus et usu probata, complectens. Frkf. 1606.

New Kochbuch, Wie man krancker Personen in mancherley Fehl und Leibesgebrechen warten und pflegen soll. Frkf. a/M. 1608 (das von Ryff).

Gualtherus Ryff. Confectbuch und Haus-Apoteck. Frkf. a/M. 1610.

Das grosse neu-vermehrte Kochbuch. O. O. n. J. (c. 1650).

Avarene. Le cuisinier françois. éd. IV. Paris 1655.

L'Escole parfaite des officiers de Bouche contenant: Le vray maistre d'Hostel. Le grand Escuyer-Tranchant. Le sommelier Royal. Le confiturier Royal. Le cuisinier Royal. Le Patissier Royal, Paris, Jean Rivon, 1662. 7. Aufl. Paris 1715.

St. Pramofsky, Neuverfertigtes vollständiges Koch-Buch, d. i. gründliche Beschreibung, wie man allerley . . . Speisen etc. Nürnb. 1685.

Der aus dem Parnafs ehmals entlauffenen vortrefflichen Köchin, welche bei denen Göttinnen Ceres, Diana und Pomona viele Jahre gedienet, hinterlassenen und bifshero zerstreuet und in grosser Geheim gehalten gewesenen Gemerck-Zettul, woraus zu erlernen, wie man so wohl gemeine als rare Speisen wohlgeschmack und leckerhaft kochen solle. Nürnb. 1691, 1702, 1712.

Die wol unterwiesene Köchin d. i. Unterricht etc. von M. J. L. G. C. 2. Ausg. Braunschw. 1697.

Im 18. Jahrhundert:

Kochbuch so wohl für geistliche als auch weltliche grosse und geringe Haushaltungen durch einen geistlichen Kuchen-Meister des Gotteshauses Lützel beschrieben und practiciert. 3. Aufl. Basel 1700.

S. Blanchardt. Speise- und Tisch-Büchlein, Wie man ohne Kranckheit leben könne, Darinnen von jeder Speise und Tranck insonderheit gehandelt wird von G. v Keyl, genandt Cunaeus, Deme noch beygefüget Der allzeit fertige Koch und perfecte Speisemeister. Frankf. 1705.

Die Curieuse Köchin . . . Nürnb. 1706.

Das Zubereiten der Speise war Sache der Hausfrau und ihrer Untergebenen; die Herren dagegen hatten die Fleischgerichte kunstreich zu zerschneiden, zu tranchieren. Auf diese Kunst wurde ein sehr grofses Gewicht gelegt. So reist z. B. 1595 Hans II. Pückler von Groditz nach Italien, dort das Fechten und das Tranchieren zu erlernen.[1]) Es gab für diese Vorschneidekunst auch besondere Anleitungen.[2])

Conrad Hagger. Neues Saltzburgisches Kochbuch für Hochfürstl. und andre vornehme Höfe, Closter, Herren-Häuser . . . Augsb. 1719.

Schellhammer, Die wohlunterwiesene Köchin. — Der wohlunterwiesenen Köchin Confecttafel. Berlin 1723. 1733.

Das brandenburgische Kochuch. Mit 12 Kupfern. Berlin 1732.

Ed. Rosalia, Freywillig aufgesprungener Granat-Apfel des christlichen Samariters oder eröffnete Geheimnisse vieler vortrefflichen Artzneyen wie auch eines neuen Kochbuch. Nürnb. 1733.

Die in ihrer Kunst vortrefflich geübte Köchin . . . Nürnb. 1734.

Nouvelle Instruction pour les confitures, les liqueurs et les fruits. Paris 1750.

De Orange confiturier, gebak-bereider en Keukenmeester, onderwijzende . . . veelerleye vruchten, zoo voor de winter, als zomer te confyten en gereed te maken. t'Amsterdam 1752.

Die Nürnbergische wohl unterwiesene Koechin . . . Nürnb. 1752.

¹) Zeitschr. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens VI. 270. (Breslau 1864.)

²) G. Procacchi, Trincier- oder Vorleg-Buch, darinnen berichtet wird, wie man allerhand gebratene und gesottene Speisen, so auff fürstliche und andere Tafeln getragen werden, nach ital. Arth anschneiden und auf der Gabel zerlegen soll. A. d. Ital. Leipz. 1620.

Mathias Giegher, Trincier-Büchlein, übers. aus Li tre Trattati di Messer Mattia Giegher, Bavaro di Mosburc, trinciante dell' illustrissima Natione Alemanna in Padova. Pad. 1639.

Harsdörffer, Vollständiges und von neuem vermehrtes Trincir-Buch . . . Nürnb. 1657.

(Klette), Neu verbessertes Trenchir-Büchlein, wie man ordentlich allerhand Speisen auf die Tafel setzen, zierlich schneiden und vorlegen, auch nach rechten Gebrauch wiederumb abheben soll, von A. K. V. Z. Wittenb. 1661.

A. Klette, Neues Trenchier-Büchlein, wie man rechter Art und jetzigem Gebrauch nach allerhand Speisen ordentlich auf die Tafel setzen sol. M. Kpfrst. Hannov. 1676.

A. Klette, Neues Trenchier- und Plicatur-Büchlein, darin begriffen Wie man nach jetziger Hof-Art allerhand Speisen und Früchte Künstlicher Weise zerschnitten, vorgeleget u. s. w. auch wie das Tafel-Zeug nettiret, frichiret u. s. w. werden können. 24 Kpfst. Nürnb. 1677.

Hier. Sweerts, De cierlicke voorsnydinge aller tafelgerechten; onderwijsende hoe allerhande spijzen, zowel op de vork als zonder, de zelve aardiglis konnen voorgesneden, en in bequame ordre omgedient worden. Amsterd. 1670.

Tranchirbuch, nützl. beigefügt etliche Reden, Briefe und Reimen. M. Abb. Kunstb. o. J. (c. 1700).

A. Klette, Neuer verbesserter und wohlinformirter Tafel-Decker und Trenchant. Nürnb. c. 1730.

Trenchicant, der geschickte, so auf die leichteste Art weiset, wie man die Speisen zierlich zerschneiden und vorlegen soll. Mit dem wohlabgerichteten Hochzeit-, Kindtauf- und Leichenbitter vermehret. Lpz. 1751.

Zu diesen Lehrbüchern gehört auch:

Jungfrau Euphrosinen von Sittenbach züchtige Tisch- und Leber-Reyme, an ihre Gepillinen. Leberstatt 1676.

Merkwürdig erscheint es, daſs die Männer bei den Mahlzeiten den Hut auf dem Kopfe behalten. Diese Sitte ist im Mittelalter noch nicht gebräuchlich, sie scheint erst im 16. Jahrhundert aufgekommen zu sein. Sie erhielt sich, bis die Perückentracht sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verdrängte.

Der Gebrauch der Gabel hatte sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mehr und mehr eingebürgert. Friedrich von Logau aber schreibt (Sinngedichte I. 2, 22):

Daſs mit einem Messer essen viel Frantzosen
Ist zwar Brauch u. s. w.

Das Essen mit dem Messer wird, wie es scheint, dem mit der Gabel gegenübergestellt.

Die folgenden Jahrhunderte, das 17. wie das 18., haben weder neue Speisen noch neue Tafelformen gebracht. Der Gebrauch der Kartoffel hat erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in weiteren Kreisen Eingang gefunden. Man kannte sie schon viel früher, nannte sie damals Tartuffeln, zog sie im Garten und genoſs die Knollen mit Baumöl, machte wohl eine Art von Salat. Allein ein Volksnahrungsmittel sind sie erst viel später geworden.

Auch der Kaviar hat nur allmählich sich die Gunst der Feinschmecker erworben. Das Frauenzimmerlexikon von 1715 erwähnt ihn noch nicht, erst in der folgenden Auflage von 1739 ist ihm ein Artikel gewidmet; der Verfasser nennt ihn Caviaro, Caviar, Ickari (russ. Ikra);



Abraham Bosse, Le cinq sens: le goût.



Der teutsche Tabacktrinker 1630.

er weiſs, daſs er aus Moskau kommt und aus Störrogen bereitet wird. Seine Farbe ist schwarzgrün, und sein Geschmack ähnelt dem des Trans. Man versendet ihn als Preſskaviar trocken, oder flüssig in Tönnchen. Die Deutschen schätzen die Delikatesse weniger als die Italiener, die auch den aus Karpfenrogen zubereiteten Caviaro rosso und den aus Hechtrogen hergestellten Caviaro negro gern genieſsen.

Ananas hat man erst gegen Anfang des 18. Jahrhunderts in Deutschland gezogen.[1])

Neue Getränke sind der Kaffee, der Tee, die Schokolade.[2])

Der Kaffee wird in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Westeuropa eingeführt, zunächst ist er als Luxusgetränk in Kaffeehäusern, bei Kaffeesiedern zu haben, bald aber zu Anfang des nächstfolgenden Jahrhunderts schon ein Lieblingstrank der wohlhabenden Gesellschaftsklassen. Das Frauenzimmerlexikon von 1715 bezeichnet den Kaffee als ein »mit siedendem Wasser oder Milch und Sahne vermischtes Geträncke, so das Frauenzimmer täglich zu trincken pfleget«.

Fast gleichzeitig, vielleicht ein wenig später, wurde aus Ostasien der Tee nach Europa gebracht und fand da schnell den gröſsten Beifall, wenn er auch nicht so hoch wie der Kaffee geschätzt wurde. Man glaubte, daſs sein Genuſs der Gesundheit zuträglich sei (»von den Frauenzimmern zur Gesundheit getruncken, biſsweilen auch mit andern Kräutern vermischt«. Frz.-Lex. 1715).[3])

[1]) J. Beckmann, Beytr. z. Gesch. d. Erf. I. 442.

[2]) Vgl. Afred Franklin, La vie privée d'autrefois: Le café, le thé et le chocolat. (Paris 1893.)

[3]) P. Francius, In laudem theae Sinensis Anacreontica duo. M. Tit.-Kpfr. Leipz. Amsterd. 1665. — P. Petitus, Thea sive de Sinensi herba Thee carmen. — J. N. Pechlini, De eadem herba descriptio.

Die Schokolade endlich ist auch in dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts unter den Genufsmitteln eingereiht worden. Sie sollte ebenfalls für die Gesundheit vorteilhaft sein, ist jedoch immer nur eine Leckerei geblieben.[1])

Schon früher hatte man Geschmack an dem Tabakrauchen oder, wie man im 17. Jahrhundert sagte, an dem Tabaktrinken gefunden.[2]) Der Gebrauch der Tabakspfeife war 1586 aus Amerika in England zunächst eingebürgert worden. Von da brachte man ihn nach Deutschland, wo er bald sich überaus grofser Beliebtheit erfreute.[3]) Trotz zahlloser Verdammungen, Anstrengungen von Obrigkeiten und von den geistlichen Sittenwächtern verbreitete sich die Vorliebe für den Tabak bald über die ganze zivilisierte Welt.[4]) Gewöhnlich rauchte man ihn aus Tonpfeifen, die zumal in Holland vortrefflich angefertigt wurden. Die Erfindung der Tabakpfeife mit besonderem Mundstück und Abgufs verdanken wir dem österreichischen Arzte Franz Vicarius (1689). Die Raucher sind auf den Gemälden der holländischen Schule, bei Adriaen van Ostade, Slingeland, Gabriel Metzu u. a. oft abgebildet. Es scheint, dafs zu Anfang des 18. Jahrhunderts auch Damen an dem Tabakrauchen Gefallen fanden. P. L. Berckenmeyer behauptet z. B. von der Engländerin: »machet auch ein Pfeiffgen Tabac mit«.[5]) Auch in Holland und Frankreich rauchten die Frauen[6]), doch haben in Deutschland die anständigen Damen kaum von diesem Genufsmittel Gebrauch gemacht.[7])

---

[1]) Drey neue curieuse Tractätgen von dem Trancke Café, sinesischen The und Chocolata, nach ihren Eigenschafften, Gewächs, Fortpflanzung, Praeparirung, Tugenden und herrlichen Nutzen sehr curieus beschrieben. Büd. 1688, 1701.

Tractatus de potu caphé, de chinensium thé et de chocolata. M. 3 Kpfrn. Gen. 1699.

Steph. Blancard, Haustus Polychresti oder zuverlässige Gedancken von Thée, Caffée, Chokolate und Taback. Hamb. 1705.

[2]) J. Paulli, Commentarius de abusu tabaci Americanorum veteri et herbae thee Asiaticorum in Europa novo. Argent. 1665.

J. J. W. Beintema van Peima, Tabacologia ofte korte verhandelenge over de Tabak. s'Gravenhage 1690.

H. E. Kestner, Dissertation vom Tabacs-Recht, aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzt . . . Anbey folgen einige auserlesene Lobgedichte und Räzel auf den Tabac. 2. Aufl. Waldenburg 1716.

J. G. H. Toback das beliebte und gelobte Kräutlein . . . Chemnitz 1719.

De Prade, Tabackshistorie insonderheit vom Schnupftaback, nach den medicinischen Lehrgründen ausgeführet. Aus d. Franz. Schneeberg 1747.

[3]) Tabacologia (Kulturh. Bilderbuch IV, N. 1712). — Der teutsche Taback-trincker. 1630. (Ebend. IV, N. 1713.)

[4]) 1652 wurde bei Nürnberg der erste Tabak angebaut. Der Samen war aus Hanau bezogen worden. Kurios. V. 551.

[5]) Vermehrter Curieuser Antiquarius. Hamb. 1712. S. 166.

[6]) Alltagsleben etc. 100.

[7]) In Joh. Lassenii Gespräch-Spiel (Frankf. 1686) sagt S. 47 eine Dame: »Pfui des Tobacks, ist doch fast nicht werth, dafs man davon reden soll, ich geschweige, dafs ein ehrliebender Mensch sich mit dergleichen häfslichen Gestanck beladen soll.« Einer der Teilnehmer zieht den Tabak zur Zier im Garten (S. 46); ein anderer sagt (S. 47): »Ich gebrauche auch auff Rath eines vornehmen Medici des Morgens nüchtern eine Pfeiffe Toback.«

1715 erschien zwar in Meifsen ein Buch »Beweiss, dass ein honettes Frauenzimmer bey dem Caffé-Schmäusgen erscheinen und eine Pfeiffe Toback darzu schmauchen könne. Von Madame Leucorande«, indessen hat es, wie es scheint, keine bemerkenswerte Wirkung gehabt, jedenfalls haben sie das Wohlgefallen an dem Pfeifenrauchen schnell wieder verloren. Viel länger hat sich der Schnupftabak auch bei Damen gröfster Beliebtheit erfreut. Die zierlichen Dosen aus Porzellan oder Edelmetall, die die vornehmen Frauen einst gebraucht, finden sich noch in vielen Museen vor. Die Dosen der Männer sind gröfser, oft auch ausgezeichnet durch die künstlerische Arbeit. Bemerkenswert sind die Dosen mit Doppeldeckel: dem Fremden reichte man die Prise, ohne den Geheimverschlufs des Deckels zu öffnen, dem Freunde aber gönnte man den Anblick der zwei meist etwas gewagten Darstellungen.

IV. Mahlzeiten der Bauern.

Über die bescheidene Kost der Bauern des Mittelalters ist in dem Vorstehenden schon gesprochen worden (S. 297 [1]). Dafs sie aber zumal in Tirol zu Beginn des 17. Jahrhunderts recht gut, wenigstens recht viel zu essen und noch mehr zu trinken vermochten, dafür ist uns Hippolyt Guarinonius Gewährsmann (S. oben S. 181 ff. 310, 316, 317). Bauernzechgelage mit den unausbleiblichen Schlägereien haben uns die holländische Schule, A. v. Ostade und seine Schüler, oft dargestellt.

J. Cohausen, De pica nasi, s. tabaci sternutatorii abusu. Amst. 1716.

— — Dissertatio satyrica physocomedico morali de Pica nasi sive tabaci sternutatorii moderno usu et noxa. Amstel. 1716.

— — Satyrische Gedancken von der Pica Nasi oder der Sehnsucht der lüsternen Nase, d. i. von dem heutigeu Mifsbrauch und schädlichen Effect des Schnupf-Tabacks. Leipz. 1720.

A. G. Plaz et J. Ch. Marcus, De tabaco sternutatorio. Vom Schnupff-Taback. Lips. 1727.

[1]) Höf. Leben ²I. 382. 433.

V.

Beschäftigung und Unterhaltung.

Beschäftigung und Unterhaltung.

I. Aufstehen und Schlafengehen, tägliche Beschäftigung der Fürsten.

In Spanien ist es Sitte, dafs der König und seine Gemahlin im Sommer um 10, im Winter um 9 Uhr sich zur Ruhe legen, und diese Gewohnheit wird den Monarchen, wenn sie selbst nicht wollen, durch die Etikette aufgezwungen.[1])

Die fürstlichen Ehegatten haben entweder ein gemeinsames oder getrennte Schlafzimmer. Will der König von Spanien seine Gemahlin aufsuchen, so erscheint er mit niedergetretenen Schuhen, den schwarzen Mantel über die Schulter gehängt – denn Pantoffeln und Schlafröcke kennen die Spanier nicht —, am linken Arme trägt er ein Schild (Broquet) und eine Flasche, die ihm als Urinal dient, in der linken Hand eine kleine Nachtlaterne, in der rechten einen grofsen Stofsdegen. In der Nähe des Fürsten schläft ein Leibpage oder der älteste und getreueste Kammerdiener, die, sobald sie die Nachtlichter angezündet haben, selbst sich niederlegen dürfen.

Die spanische Gewohnheit, früh sich niederzulegen, ist wohl noch ein Überbleibsel der während des ganzen Mittelalters allgemein verbreiteten Sitte. Dafür pflegte man jedoch in der alten Zeit sehr früh aufzustehen, mit Morgengrauen. Noch zur Zeit des Philipp Hainhofer[2]) war man am pommerischen Hofe zu Stettin sehr zeitig an der Arbeit: die Herzogin stand um 5 Uhr auf, sang beim Ankleiden geistliche Lieder, betete dann eine Stunde — diese Andacht vertritt gewissermafsen die Frühmesse der Katholiken —, dann begrüfste sie ihren Gemahl und ging darauf ihren täglichen Geschäften nach.

Im 18. Jahrhundert erhoben sich wohl auch die Fürsten früh, wenn eine Jagd bevorstand oder im Kriege es erforderlich war, allein viele liegen bis 9 oder 10 Uhr im Bette, empfangen, bekleidet mit einem

[1]) J. B. von Rohr. Einl. z. Zeremonial-Wissenschaft. (Berlin 1729.) T. I. Kap. II.
[2]) Reisetageb. von 1617. Balt. Studien II. 2. S. 57.

Schlafrocke, Minister und Gesandte, erteilen Audienzen, unterschreiben Reskripte, erledigen Staatsgeschäfte. Nur einzelne Bevorzugte dürfen das Schlafzimmer betreten, doch sind auch in dieser Hinsicht die Sitten verschieden.

Bei dem Petit Lever du Roy, wenn der König von Frankreich aufsteht, »und sich den untersten Teil des Leibes anziehen läfst«, dürfen nur Prinzen von Geblüt und die erforderlichen Kammerdiener zugegen sein. Der vornehmste Prinz reicht dem Könige das Hemd. Bei dem Grand Lever du Roy, wenn der König das Hemd anzieht und sich ankleidet, werden selbst Fremde in das Schlafzimmer eingelassen.[1])

Während die fürstlichen Frauen bis zur Mittagszeit »in ihrem Habit negligée« bleiben, Kaffee trinken, lesen, findet der Herrscher schon im Vorzimmer seine Kavaliere versammelt; der Leibmedikus stellt sich ein; an katholischen Höfen erscheinen die Patres und Hofkapläne. An einigen Höfen ist es noch Sitte, morgens und abends eine Betstunde zu halten, doch scheint diese alte Gewohnheit mehr und mehr in Vergessenheit zu kommen.

In dem folgenden Kapitel (III) bespricht der Verfasser die Kleider der fürstlichen Herrschaften, die, wenn sie abgelegt werden, den Leibpagen und Kammerdienern, vielleicht auch einem unbemittelten Kavalier zufallen.

Die Erledigung der Regierungsgeschäfte nimmt einen grofsen Teil des Tages in Anspruch (a. a. O. Kap. IV); dazu kommen die Audienzen[2]), die an gewissen Tagen der Woche stattfinden, bei denen selbst die Untertanen freien Zutritt haben, ihre Bittschriften überreichen dürfen. Viele Fürsten unterhalten nebenbei eine ausgedehnte Korrespondenz mit anderen Höfen. So ist dem Herrscher auch eine angemessene Tätigkeit zugewiesen. Die Erfüllung der religiösen Pflichten erfordert gleichfalls viel Zeit (Kap. V.), wenn auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Frömmigkeit an den protestantischen Höfen nicht mehr so eifrig gepflegt wurde, als dies früher der Fall gewesen war. Allein es gehörte doch noch immer zu den Obliegenheiten eines frommen Fürsten, an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienste am Vor- und Nachmittage mit seinen Angehörigen und seinem Hofstaate beizuwohnen u. s. w. Die Grundsteinlegung und die Einweihung von Bauwerken gab Anlafs zu Festfeiern (a. a. O. VI).

»Läst ein grosser Herr seinem Herrn Vater oder Grofs-Herr Vater zu Ehren eine mit sinnreichen Inscriptionibus und schöner Bildhauer-Arbeit gezierte Statue aufrichten und sie einweyhen, so ziehen bey der Einweihung ein 24 Trompeter und einige Heer-Paucker vorher; auf diese folgen einige Herolde mit ihren besonderen Kleidern und Herolds-Stäben und nach diesen der Hofmarschall und andere Hof-Officianten nach ihrem Range. Sie begeben sich alle zusammen Processionsweise an den Ort, wo die Statue aufgerichtet. Der erste Herold thut die Proclamation: Demnach Se. Hoch-Fürstl. Durchlauchtigkeit Herr N. N. seinem Herrn

[1]) Jean le Pautre, Le lever du roy. — Kulturg. Bilderb. IV. N. 2288.
[2]) Jean le Pautre, La salle d'audience. — Kulturg. Bilderbuch IV. 2289.

Vater oder Grofs-Herrn Vater zum stetswährenden Nachruhm diese Statue hätten aufrichten lassen, so hätten Sie ihm gnädigsten Befehl ertheilet, allenthalben und zu iedermans Kundschafft öffentlich auszuruffen und anzudeuten, dafs sie dieselbe bey Vermeydung ernstlicher Bestraffung und schweren Ungnade vor iedermann heilig, unverletzt und in Ehren gehalten wissen wolten. Es wird nachgehends eine schöne Music dabey gehalten; die Soldatesque mufs die Statue salutiren und alle honeur erzeigen, und der March der Procession gehet auf eben die Art wieder zurück, wie er bey derselben ankommen.«

2. Aufstehen der Bürger, die Beschäftigung der Hausfrau.

Die alte Sitte brachte es mit sich, dafs man früh aufstand. Das hing mit der Gewohnheit des zeitigen Schlafengehens nahe zusammen. Guarinonius ratet, im Winter spätestens um 5 Uhr das Bett zu verlassen, dann die Messe zu hören und um 6 zur Arbeit bereit zu sein (S. 1298).

Mit dem Waschen scheint man sich nicht gar zu lange aufgehalten zu haben. Noch das Frauenzimmerlexikon von 1739 kennt sehr wohl den Gebrauch des Kammerbeckens, das seinen Platz unter dem Bette hatte, aber erwähnt weder einen Waschtisch noch das Waschbecken und alle die zur Toilette gehörigen Gerätschaften, wohl aber das Giefsbecken und die zugehörige Giefskanne, mit der man etwas Wasser auf die Hände gofs und dann das Gesicht notdürftig benetzte. Eher kann an unsere Gewohnheiten erinnern das Handbecken aus Zinn, Porzellan, Ton und das Handfafs. Die französischen Könige liefsen sich feuchte Handtücher reichen und reinigten sich so Hände und Angesicht.

Die eigentliche gründliche Säuberung erzielte man durch das Baden. Im Hause begnügte man sich wohl mit einer Badewanne, die in das Schlafzimmer hineingetragen wurde, doch haben vornehme Schlofsherren bereits im 13. Jahrhundert eigene Badestuben mit Badebassins u. s. w. ausgerüstet.[1]) In den späteren Jahrhunderten hat man die Badeanlagen oft nur als Schaustücke angelegt, und es ist z. B. fraglich, ob das Marmorbad in Kassel wirklich öfter benutzt worden ist.

Wer nicht im eigenen Hause ein Bad nehmen konnte, ging in das öffentliche Badehaus, wo man Wannenbäder haben konnte, aber auch die während des ganzen Mittelalters so beliebten Dampfbäder bereit fand. Da auch die Handwerker wenigstens am Samstag die Badehäuser aufsuchten, so kann man der Gesellschaft, während des Mittelalters wenigstens, keineswegs den Vorwurf der Unsauberkeit machen.[2])

Der Bader rasierte seine Kunden, liefs ihnen zur Ader, war der Gesellschaft geradezu unentbehrlich. Badeknechte bedienten die Besucher, hin und wieder gab es auch weibliche Bedienung, die natürlich in den Frauenbädern immer einzig und allein ihres Amtes zu walten hatten. (Vgl. Frauenz.-Lex. von 1739. s. o. Bademagd.)

---

[1]) Höf. Leben ²I. 224 ff.

[2]) Deutsches Leben etc. 68 ff.

Dafs im 15. Jahrhundert in den Badehäusern es etwas frei zuging, das scheint ganz unzweifelhaft, nicht in allen, aber in so manchem.[1]) Dazu kam, dafs die böse ansteckende Krankheit es vielen Leuten gefährlich erscheinen liefs, die Badestuben zu besuchen; gewifs ist, dafs man seit dem 16. Jahrhundert seltener badet als in den früheren Zeiten, trotzdem aber für ausgiebige Waschungen keine Fürsorge trug. Ganz jedoch sind die öffentlichen Bäder nicht in Vergessenheit gekommen, wie schon die Erwähnung im Frauenzimmerlexikon beweist.[2])

Für Dampfbäder ist Guarinonius sehr eingenommen (S. 901), erklärt sich jedoch gegen das Schröpfen (S. 558, 906), Aderlassen (S. 916, 989 ff.) und Purgieren (S. 916). Die Aderlafstage, die im Kalender vorgeschrieben sind, verwirft er (S. 996), spottet darüber, dafs Leute »zur Gesellschaft« sich zur Ader lassen (S. 1038), über den Nutzen des zunehmenden oder abnehmenden Mondes (S. 1011) und der sonstigen Himmelszeichen (S. 1030) und die närrischen Gebräuche der Barbiere (S. 1040—86).

Gegen das Baden selbst hat er also nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Habsucht der Bader, die von Armen wie von Reichen einen Groschen für das Bad nehmen, das sind drei Kreuzer (S. 946), Männer und Weiber in einem Raume, ja in einer Wanne baden lassen, so dafs aus dem Badehause ein Schandhaus wird (S. 947). Die Bademeister machen, indem sie die Unzucht befördern, die Bäder zu Stätten des Lasters, halten Dirnen bereit u. s. w. (S. 949). Aber auch die Besucher der Bäder geben zu vielem Ärgernis Anlafs. Mädchen von 10 bis 18 Jahren laufen in einem verschlissenen Bademantel über die Gassen zum Bade; Burschen von 10 bis 16 Jahren gehen ganz nackt mit ihnen; der Vater wandert in einer Badehose (niderwad) mit seiner nackten Frau und seinen nackten Kindern ins Bad (S. 948).

Die kalten Bäder empfiehlt er sehr (S. 902 ff.), tadelt aber, dafs in Flüssen am hellen Tage Männer und Weiber, beide nackt, zusammen baden (S. 551).[3])

Diese Ausschreitungen veranlafsten, dafs zunächst die besseren Gesellschaftsklassen sich von den öffentlichen Bädern fern hielten[4]), endlich derselben gänzlich entwöhnten.

Erst im 19. Jahrhundert hat man Anstalten getroffen, was man so lange Zeit versäumt, nachzuholen. Wenn auch die Bäder lange nicht eine solche hervorragende Rolle im Volksleben spielen, wie dies im Mittelalter der Fall war, so sorgt man, angeregt von England, doch für eine ausgiebigere Reinigung des Körpers.

---

[1]) S. Deutsches Leben etc. S. 68 ff. Fig. 79—85.

[2]) 1591. Jul. 17. in der neuen Badstube das erste Bad gehalten. Nic. Pol. Hemerol.

[3]) Deutsches Leben etc. Fig. 244 — Albrecht Dürer, Das Männerbad. Kulturg. Bilderb. I; N. 393.

[4]) Frauenzimmerlexikon 1715, Sp. 163: Badstube Ist dasjenige Behältnifs unten im Hause, worinnen sich das Frauenzimmer zu baden pfleget; Man findet auch fast in allen Städten öffentliche Badstuben, worein die Weibesbilder von schlechten Stande zu gehen und sich daselbst zu baden pflegen. — Vgl. Frauenzimmerlex. 1739, Sp. 138 ganz gleichlautend.

Gewöhnlich nahm also die Säuberung nicht zu viel Zeit in Anspruch.[1]) Dann gehen, wie schon früher hervorgehoben wurde, die Katholiken zur Messe; die Protestanten beten und singen fromme Lieder. Mittlerweile ist es Zeit zum Frühstück geworden. Die Morgensuppe spielt da eine grofse Rolle. Man ladet auch Freunde zu ihr ein[2]), obschon sie zwischen 6 und 7 Uhr aufgetragen wurde.[3]) Morgensuppe war eigentlich keine ganz zutreffende Bezeichnung, denn aufser Bier- oder Weinsuppe gab es noch manche nahrhafte Gerichte.[4])

Das Kaffee- und Teetrinken hat erst im 18. Jahrhundert und zwar sehr langsam die alte Form des Frühmahles ersetzt.

Hatte man sich gestärkt, so begann jeder sein Tagewerk; der Mann ging seinem Berufe nach, die Hausfrau hatte mit ihrem Haushalte vollauf zu tun.

Sie beaufsichtigte die Dienerschaft und wies ihr die Tagesarbeit zu. Um diese und andere uns heute unwesentlich erscheinenden Kleinigkeiten haben sich in der alten Zeit selbst Fürstinnen persönlich gekümmert. Und mit den Dienstboten gab es von jeher Ärger und Verdrufs aller Art.[5]) Wie im 13. Jahrhundert[6]), so waren in den Folgezeiten Mägde und Knechte stets bereit, ihre Herrschaft zu betrügen und ihnen jegliche Unannehmlichkeit zu bereiten. Wenn man den »Gesind-Teuffel« von Peter Glaser, Prediger in Dresden, liest, wird man alle die Klagen, die man heut gegen die Dienstboten vorbringt, schon ausgesprochen finden.[7])

Und dieselben Klagen hören wir zu Anfang des 18. Jahrhunderts.[8]) Fischart weifs sehr wohl, »wie viel Gesind, so viel Feind«[9]), und bald hundert Jahre nach ihm sagt Ägidius Henningius in seinem »Mischmasch etc.« (Frkf. a. M. 1665), S. 46: »Knechte und Mägde reden ihren Herren und Frauen viel schändliches Dinges mit der Unwarheit nach.«

---

1) Vgl. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. Les soins de la Toilette. (Paris 1887.)

2) Phil. Hainhofer. Reisetageb. 1617. — Balt. Studien II. 2. S. 16.

3) Ebend. S. 53.

4) Ebend. S. 23. — Vgl. Zimm. Chron. III. 144 und Fischart Gesch.-Klitt. Kap. 24. — S. o. S. 314.

5) Vgl. Alfred Franklin, a. a. O.: La vie de Paris sous Louis XIV. Tenue de Maison et domesticité (Paris 1898). — Neudruck von Phelypeaux, La Maison Reglée (Paris 1692) und von Claude Fleury, Les devoirs des maîtres et des Domestiques (Paris 1688).

6) Höf. Leben ²I. 205 ff. — Deutsches Leben etc. 277 ff.

7) Frkf. a. M. 1564, 1566, 1598 und im Theatrum Diabolorum Frkf. a. M. 1569.

Vgl. das Spottgedicht auf die Dienstmägde. Fliegendes Blatt, 1652. — Kulturg. Bilderbuch V. N. 2602.

8) Alltagsleben e. deutsch. Frau. S. 155 ff.

Vgl. Philemon Menagius, die sieben Teuffel, welche fast in der gantzen Welt die heutigen Dienst-Mägde beherrschen und verführen, als da sind der Hoffarts-, der Diebs-, der Huren-, Lästerungs-, Tollköpfige, Schleckerhaffte und Heuchler-Teuffel. Frankfurt a. M. 1731.

9) Geschichtskl. S. 100.

Auch in der sogenannten guten alten Zeit hatte man da viel zu klagen. Einzelne Ausnahmen gab es ja. So berichtet Nikolaus Pol in seinem Hemerologium zum 12. Juli: »1567 Starb der Fraw Wilhelm Schottin Kindermagd, so bey einer Herrschaft siebentzig Jahr gedienet und neuntzig Jahr alt worden.«

Die Fürstinnen kümmerten sich selbst um ihre Küche, sorgten mit ihren Hofdamen, dafs alles gut bereitet wurde, sammelten bewährte Kochrezepte, wie die Kurfürstin Anna von Sachsen, und konnten oft den bürgerlichen Hausfrauen als Muster und Vorbild dienen. Unterstützt wurden sie von den Mädchen, die am Hofe erzogen, zu ihrer Bedienung und Begleitung bestimmt waren. Diese Hofdamen bezeichnete man in ihrer Gesamtheit mit dem Namen »das Frauenzimmer«, wie man etwa von den Ministern als von dem Kabinett spricht. Sie waren einer strengen Zucht unterworfen, wurden erforderlichenfalls auch körperlich gezüchtigt. Katharina von Medici liebte es, ihre Hofdamen sogar persönlich zu strafen. So wird es nur als selbstverständlich erscheinen, dafs auch dem niederen Gesinde gegenüber mit Schlägen nicht gespart wurde.

Wenn die vornehmen Damen sich nicht scheuten, die Küche zu überwachen, so haben die Bürgersfrauen diesem Zweige ihres Haushaltes ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

Eine gute Hausfrau sucht neue Kochrezepte sich zu verschaffen, wie z. B. Frau Magdalene Paumgartner am 30. Dezember 1591 ihrem Gemahl nach Lucca schreibt: »Wan dir dein welschse Köchin etwas köcht, das gut ist, wolst mirs den Hansen lassen aufschreiben, das wirs hie aug lernen.« Besonders hatte die Frau ihre Aufmerksamkeit auf die Kuchenbäckerei zu richten; in der Stadt konnte man Brot und das alltägliche Gebäck wohl beim Bäcker kaufen — die Frauen der Gutsbesitzer mufsten auch diese Bedürfnisse sich selbst beschaffen — aber das feine Tafelgebäck, für das so zahlreiche Rezepte uns überliefert sind, mufste die Hausherrin unter ihrer Leitung selbst herstellen lassen. Ebenso überwachte sie das Einkochen der Früchte, das Einpökeln des Fleisches, das Räuchern der Speckseiten und Schinken. Das Schweinschlachten wurde im Hause selbst vorgenommen; von den selbstgemachten Würsten schickte man dann Freunden und Verwandten.[2])

Indessen hatten die Hausfrauen auch für so vieles andere noch zu sorgen, was in dem letzten Jahrhundert mehr und mehr von besonderen Handwerkern hergestellt und gekauft zu werden pflegt. Dazu gehört das Giefsen oder Ziehen der für den Hausbedarf erforderlichen Lichte. Schon Anfang des 18. Jahrhunderts entnahm man die Talg- oder Unschlittlichter gern vom Seifensieder, aber sparsame Hausfrauen gossen sie doch lieber selbst, sowohl die grofsen, die zur Beleuchtung des Hauses verwendet wurden, als auch die kleinen, Gaugelkatzen, die man nebenher zu brauchen pflegte. Ob auch die weifsen oder gelben Wachskerzen, die man bei festlichen Gelegenheiten statt der immer

[1]) Briefwechsel. S. 152.

[2]) Ebend. S. 15.

des Schneuzens bedürftigen Talglichter benutzte, von der Hausfrau gegossen wurden, das ist nicht sicher zu ermitteln.[1])

Die Seife ist in der älteren Zeit immer im Hause gesotten worden, und auf dem Lande hat sich dieser Brauch noch sehr lange erhalten. Zur weifsen Seife nahm man Unschlitt; dagegen machte man die schwarze aus Tran oder Öl. Die feineren Sorten, die venezianische und spanische, kaufte man, ebenso wie die mannigfach parfümierten Toilettenseifen, beim Händler.[2])

Eine ernste und schwere Arbeit veranlafste dann die Besorgung der Wäsche[3]), die mit weifser und schwarzer (grüner) Seife sowie mit Lauge gereinigt wurde. Ehe sie getrocknet, gerollt, geplättet in dem Wäscheschrank wieder aufgestapelt war, hatte auch die Hausfrau, selbst wenn sie nicht persönlich an der Arbeit teilnahm, viel zu überwachen und anzuordnen.[4]) Das ganze Haus hat mehr oder minder unter der grofsen Wäsche zu leiden, und deshalb schlägt auch schon Guarinonius vor[5]), sie aufser dem Hause von Wäscherinnen besorgen zu lassen. Ihn ärgern auch die hochgeschürzten Waschweiber. »Ist auch die noch öffentlicher wasch Unzucht viler bübischen Weiber, welche wann sie ihre grawsame Haufswäschen anstellen, sich umb die Brust, Armben und Schencklen bifs uber die Knie ganz entblössen und vil unverschämbter als die gemeinen Hurn auff offner Gassen und Plätzen, bey den Brunnen und Bächen sich von jedermann sich ansehen lassen, ja so gar keine Hembder anhaben.«[6])

Bis ins 13. Jahrhundert hinein und in manchen Gegenden noch weit länger wurden die für den Hausgebrauch erforderlichen Stoffe im Hause selbst hergestellt. Die Wolle wurde gesponnen, gewebt[7]), gefärbt, der Lein vorbereitet, gesponnen und zu Leinwand verarbeitet, Männer- und Frauenkleider in den Arbeitsräumen des Schlosses hergestellt. In den Bürgerhäusern wird die Hausfrau nicht auf die Beaufsichtigung sich beschränkt haben, sondern mufste selbst Hand anlegen. Später, als die Männerkleider an die Geschicklichkeit der Verfertiger gröfsere Ansprüche stellen, wird die Herstellung dem Schneider überlassen. Es gibt auch schon im 13. Jahrhundert Damenschneider, die besonders kostbare Roben für vornehme Frauen anfertigen; allein die gewöhnlichen Hauskleider werden im Hause selbst, höchstens unter Beihilfe einer Schneiderin genäht. Gesellschaftsanzüge sind auch in späteren Zeiten nur von geübten Schneiderinnen oder Schneidern hergestellt worden.

Die besseren Kleiderstoffe, vor allem die seidenen, mufsten aber seit alter Zeit beim Gewandschneider gekauft werden. Die Einfuhr

[1]) Frauenz.-Lex. 1715, Sp. 1159. — Dass. 1739. Sp. 961.

[2]) Frauenz.-Lex. 1715, Sp. 1833. — Dass. 1739. Sp. 1485.

[3]) Hand-Buch vor Frauenzimmer, enthaltend ein kurzgefafstes Wäsch- und Küchen-Inventarium. . . . Leipz. 1747.

[4]) Frauenz.-Lex. 1715, Sp. 2100 ff.; 1201; 1656 ff.; 1500 ff.

[5]) S. 497.

[6]) S. 950.

[7]) Sehr gute Abbildung eines Webstuhles auf Bern. Pinturicchios Gemälde Penelope u. Odysseus (London, National-Gallery).

seidener Gewänder, die wahrscheinlich in Byzanz verfertigt worden waren, ist schon für die Zeit Karls des Grofsen beglaubigt. Das 12. und 13. Jahrhundert bezog seine Seidenstoffe, Brokate, Samte aus sarazenischen und sizilianischen Fabriken. Später hat die Seidenindustrie Italiens einen hohen Aufschwung genommen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kauft Balthasar Paumgartner in Lucca die Seidenstoffe ein, mit denen er dann in Deutschland Handel treibt: Samt, langhaarigen Pelzsamt, Damast, Taft, Schillertaft, Atlas u. s. w.[1]) (S. o. S. 478 ff.)

Auch die feineren Wollstoffwebereien konnten nicht im Hause hergestellt werden, die bezog man hauptsächlich aus England und den Niederlanden, so den beliebten Scharlach, den Barchent u. s. w.

Alle diese Stoffe sind deshalb teuer, vielmal teurer wie z. B. in unserer Zeit; sie haben sicher auch besser gehalten, da Fälschungen damals doch zu den gröfsten Seltenheiten gehören. Doch spricht Paumgartner selbst (S. 196) von einem Schamlot, der durch Baumwolle verfälscht sei; der Bubensamt, ein ordinärer Samt, war unverhohlen aus Wolle hergestellt (S. 39, 40).

So kostbare Kleider hat man nur bei besonders festlichen Gelegenheiten getragen, daher konnten sie für lange Zeit vorhalten, ja oft noch vererbt und für jüngere Generationen verwendet werden. Im Hause und alltags kleidete man sich je nach dem Stande und Berufe einfach und prunklos. Man darf nicht annehmen, dafs die Leute der älteren Zeit die schönen Kleider, in denen sie sich malen liefsen, immer getragen haben.

Die Frauen der alten Zeit waren stets beschäftigt und wufsten auch die Zeit, die ihnen nach Erfüllung ihrer nächstliegenden Pflichten noch übrigblieb, für ihr Haus nutzbringend zu verwenden. Während des frühen Mittelalters stickten die Damen nicht allein Paramente aller Art zum Gebrauche der Kirche, sondern fertigten auch die künstlerisch wertvollen Wandbehänge an, deren Überreste, wie z. B. die Tapete von Bayeux, noch heut bewundert werden. Solche Arbeiten sind viel in den Frauengemächern der mittelalterlichen Burgen ausgeführt worden: gestickte Tischdecken, Putzhandtücher u. dgl. Auch in der Folgezeit sind die feinen Handarbeiten bei den Frauen des Adels wie des Bürgerstandes sehr beliebt, und jedes Gewerbemuseum enthält Proben von feinen Plattstichstickereien aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Ganz besondere Geschicklichkeit erforderte die Stickerei auf Leintücher, da es da galt, mit Hilfe der ausgezogenen Fäden ein Muster nach Art feinster Spitzenarbeit zu erzielen.

Während die Näharbeit schon seit langen Jahrhunderten den Frauen geläufig war, brachte das 16. Jahrhundert eine neue und nützliche Beschäftigung: das Stricken. Die Herzogin von Pommern hat vor einer Jagd, die ihr Gemahl 1617 veranstaltete, mit ihren Jungfrauen im Grase gesessen, »gestrickt, gewüflet (gestopft), genehet«.[2]) Eine Strickerin (tricoteuse) hat Gerhard Douw gemalt (Kulturg. Bilderb. V. N. 2525). Man strickt nicht allein Strümpfe, sondern auch Unterjacken (Camisöler) und

[1]) Briefw. S. 9, 21, 53, 60, 149, 155, 202, 203, 209, 222, 223, 225.

[2]) Ph. Hainhofer, Reisetageb. 1617. – Balt. Studien II. 2. S. 57.

Mützen, wahrscheinlich Schlaf- oder Zipfelmützen.[1]) Die Ränder konnten auch recht künstlich durchbrochen gestrickt werden, und Strickbücher gaben für solche Arbeiten besondere Anleitungen.[2])

Ob die Klöppelarbeit je im Hause allgemeiner gepflegt worden ist, das läfst sich schwerlich feststellen. Dafs man seit dem 16. Jahrhundert vorzügliche Klöppelspitzen in den Niederlanden, in Deutschland, in Italien zu verfertigen wufste, ist ja allgemein bekannt, und es dürfte auch wahrscheinlich sein, dafs einzelne Damen und Bürgersfrauen zu ihrem Vergnügen solche Arbeiten ausgeführt haben, doch scheint die Anfertigung der Spitzen meist von besonders dafür vorgebildeten Handwerkerinnen ausgeführt zu sein.[3])

Dasselbe gilt wohl auch von der Herstellung der genähten Spitzen.[4]) Von den deutschen Spitzen sind noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts berühmt die Annaberger, Schneeberger, Marienberger. Sonst gebraucht man französische Arbeiten, unter denen die Points d'Alençon besonders in Ansehen stehen, Brabanter Spitzen, Blonden etc. Die kostbaren Venezianischen Spitzen, die noch 1715 in dem Frauenzimmerlexikon so hoch gepriesen werden (S. 2060), fertigt man schon um 1739 nicht mehr an, da die von Alençon sie übertreffen (Frz.-Lex. 1739, Sp. 1527) (Vgl. o. S. 282).

Die meisten dieser herrlichen Arbeiten sind gewerbsmäfsig ausgeführt worden; in Frankreich waren z. B. die Manufakturen von Paris, Lyon, Dieppe, Aurillac und Havre de Grâce berühmt. Das schliefst aber durchaus nicht aus, dafs so manche geschickte Dame nicht auch in dieser Kunst sich versucht hat.[5]) Jedenfalls konnte sie auf diese Weise Kunstwerke hervorbringen, die einen dauernden Wert hatten, nicht wie die schon frühzeitig beliebten Dilettanten-Arbeiten nur ein unnützes und überdies gar nicht wohlfeiles Vertändeln der vielen Damen überreich zugemessenen Mufse bedeuteten. Der einst so geschätzten Liebhaberei, Bilder auszuschneiden, einem besonders an den Höfen beliebten Zeitvertreibe, sind so manche kostbare Zeichnungen, die aus den fürstlichen Sammlungen entnommen wurden, zum Opfer gefallen.

Das Spinnen ist eine Kunst, die von alters her bei den Frauen der höchsten wie der niedersten Stände hoch in Ansehen stand, ja man war stolz darauf, diese Kunst aus dem Grunde zu verstehen, und meinte, eine gute Spinnerin müsse auch eine brave, tüchtige Frau sein. Doch nur die Leinenspinnerei fand den Beifall der Damen. Das Spinnen der Wolle überliefs man gern den dienenden Weibern. Mit den Rocken und der Spindel hat man sich bis ins 16. Jahrhundert beholfen; erst dann wird das Spinnrad erfunden und bald allgemein gebraucht.

---

1) Frauenz.-Lex. 1715, Sp. 1913. — Dass. 1739, Sp. 1549.

2) Ebend. 1715, Sp. 1419. — Dass. 1739, Sp. 869.

3) Die Spitzenklöpplerin nach Frans van Mieris, gest. v. Basan. Kunstgesch. Bilderb. V. N. 2528. — Über Spitzen und Kanten vgl. J. Beckmann. Beytr. z. Gesch. d. Erfindungen. III. 225.

4) Ebend. 1715, Sp. 1387 ff., 571, 2066. — Dass. 1739, Sp. 1527 ff.; Sp. 496 u. 1670.

5) Hel. Ros. Fürst, Modell-Buchs, Dritter Teil. Von unterschiedlichen Vögeln, Blumen und Früchten wie dieselbige zum Weifs-Nehen, Ladengewebe, Creutz- und Frantzös. Stiche etc. anzuwenden. Nürnb. 1676.

Selbst die Fürstinnen verschmähten es nicht, am Spinnrade zu arbeiten. Als 1617 Philipp Hainhofer seinen Gönner, den Herzog von Pommern, in Stettin besuchte, schenkte ihm die Herzogin für seine Frau »ein hübsches Spinnrädlin . . . darinnen ain Glöglen-Werkh, das weil man spünnet, Psalmen nach des Lobwassers Melodey spület, und man es zehn mahl verkehren khan, in Stettin gemacht.«[1]) Die Spinnstuben gewährten den Bauern im 15. Jahrhundert viel Unterhaltung, mag dieselbe auch nicht immer die zarteste gewesen sein. Man hat dies Volksvergnügen in der Folgezeit polizeilich unterdrückt, aber die Sitte selbst, mit dem Spinnrade Freundinnen zum Abend zu besuchen, hat sich noch lange Zeit erhalten. Magdalene Paumgartnerin schreibt ihrem Manne 1592 6. Sept.: »Hat gleich gester seiner dechter 3 zum rocken zu uns geschickt«[2]) und 1597: »Ich mus gleich abbregen, es kumpt die Pehmin und Remerin gleich zum rocken.«[3]) Die übrige Arbeit, das Aufwinden auf Weifen, wird vielleicht von den Dienerinnen besorgt. Der schon genannte Gerhard Douw hat in einem seiner berühmten Gemälde ein altes Weib weifend dargestellt (La dévideuse; im Louvre zu Paris, — gest. von Wille).

Die Hausfrau war so den ganzen Tag reichlich beschäftigt; ihre Töchter wurden von frühester Jugend an gewöhnt, die Mutter zu unterstützen, und bildeten sich so wieder zu tüchtigen, umsichtigen Wirtschafterinnen. Dafs sie für alle ihre Mühe dann auch eine kleine Anerkennung des Hausherrn gern sahen, war wohl nur zu natürlich. Ägidius Henningius bemerkt in seinem »Mischmasch« (Frkf. a. M. 1665) S. 492, dafs die Frauen das Etiam, d. h. noch etwas über das ihnen Gebührende, lieben. Da sind erstens die Christgeschenke, dann ein Geschenk zum neuen Jahr (wenn die Magd beschenkt wird, warum nicht die Frau?). Wenn sie ins Kindbett kommt, mufs er ihr schöne Pantoffel verehren, aber auch ein schönes Kleid für ihren ersten Kirchgang. Sie bekommt gern ein schönes Geldstück in ihre Sparbüchse. Zur Zeit der Messe darf der Mann nicht geizig sein, das versteht sich von selbst.

Dafs in den Freistunden die Frauen auch der Musik huldigten, die sie schon in ihren Kinderjahren erlernt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Vor allem wird die Singkunst gepflegt, »eine Kunst und Wissenschafft, allerhand Arien, Cantaten und Lieder auff eine künstliche und schmeichelhaffte Manier . . . in ein darein spielendes Instrument abzusingen, auf welche Kunst das Frauenzimmer sich meistenteils zu legen pflegt«.[4]) Besonders empfohlen werden die Arien des sachsen-weifsenfelsischen Kapellmeisters Krüger. Man bedarf eines Singe- oder Arienbuches. Zur Begleitung des Gesanges diente das Spinett und das Klavier die Noten waren in das Klavier- oder Tabulaturbuch eingeschrieben. Grofs wird das Repertoir dieser Hauskünstlerinnen wohl kaum gewesen sein. Andere Damen spielten die Zither oder das Cithrinchen, die Laute, sogar die Fleute douce.

---

[1]) Balt. Studien II. 2. S. 36.
[2]) Briefw. S. 172.
[3]) Briefw. S. 80.
[4]) Frz.-Lex. 1715 Sp. 1853. — Dass. 1739 Sp. 1501.

Die gräflich Harrachsche Gemälde-Galerie zu Wien besitzt ein Gemälde des sogenannten Meisters der Halbfiguren, nach Woermann eines Schülers von Barend van Orley (c. 1492—1541), von Wickhoff, aber wohl irrtümlich, dem François Clouet zugeschrieben. Es stellt ein Trio von jungen Mädchen dar; die eine bläst die Flöte, die andere schlägt die Laute und das dritte Mädchen singt dazu.[1])



Meister der Halbfiguren, Damen-Trio. (Wien, Galerie Harrach.)

Einige Unterhaltung gewährte auch die Lektüre. Schon im frühen Mittelalter begegnen wir Frauen, die des Schreibens und Lesens kundig sind, und die durch Vorlesen ihre Umgebung zu unterhalten wissen. Seit jener Zeit hat wohl jedermann, abgesehen von den Bauern und den allerärmsten Gesellschaftsschichten, Lesen und Schreiben gelernt, und ein unterhaltendes Buch aufzutreiben, war ja, seit man die Buchdruckerkunst erfunden hatte, nicht mehr übermäfsig schwer. So haben die populären

[1]) Tobias Stimmer, Musizierende Frauen. — Kulturg. Bilderbuch II. N. 1079—88.

Werke, wie Hartmann Schedels Weltchronik (1493), illustriert von Michael Wolgemut und Wilhelm Pleydenwurf, später die illustrierte Münstersche Kosmographie, vielen Generationen Belehrung und Unterhaltung gewährt. Die leichte Unterhaltungslektüre, wie sie in Deutschland durch die Schwankbücher repräsentiert wurde, Montanus' Wegkürzer, Schuhmanns Nachtbüchlein, vor allem Michael Lindners Katzipori und viele andere derartige Bücher sind wohl für Männer und allenfalls für ältere Frauen, keineswegs jedoch für junge Mädchen geeignet gewesen. Der Hauptroman des 17. Jahrhunderts, der abenteuerliche Simplicissimus, ist schon viel sauberer, vor allem wirklich unterhaltend, was man von Lohensteins Romanen nicht behaupten kann. Auch Zieglers asiatische Banise (Leipzig 1689) oder des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig »durchleuchtige Syrerinn Aramena (Nürnb. 1669—73)« u. s. w. werden nur, solange nichts Besseres vorhanden war, Beifall gefunden haben. Dann erfreute der Professor und Superintendent Andr. Heinrich Buchholtz (1607 — 71) seine Zeitgenossen durch die Romane Herkules und Valiska (1659—60), Herkuliskus und Herkuladisla (1664). Die Erzählungen des geistlichen Herrn müssen übrigens nicht einwandfrei gewesen sein, denn in dem interessanten Aufsatze, den Kretschmann im Taschenbuch zum geselligen Vergnügen (15. Jahrg. 1805), hgg. v. W. G. Becker, (Leipz.) S. 119 ff. unter dem Titel »Alte Zeit und neue Zeit« veröffentlicht, wird dieser Roman als ungeeignet für junge Mädchen bezeichnet. Der Herausgeber nennt diese für jeden Sittenschilderer sehr interessante Mitteilung: »Ein Fragment aus den nachgelassenen Papieren der verwitweten Frau Ursula Margareta.« Die alte Dame erzählt von ihrer Verlobung und Heirat; die Zeit dürfte etwa um 1740 anzusetzen sein. Als sie, schon verlobt, den Quartband des Herkules nicht vor der Mutter verstecken kann, wird ihr das Buch fortgenommen (S. 127); später ertappt sie die Mutter bei der Lektüre des »im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavaliers« (Warnungsstadt 1738). Da wurde sie, und jeder, der den sauberen Kavalier kennt, wird der Mutter recht geben, »entsetzlich ausschändirt auch . . . . tüchtig maulschellirt«. Der Kavalier wurde ins Feuer geworfen.[1])

3. Unterhaltung an den Fürstenhöfen.

Für die Unterhaltung an den Höfen der Fürsten des Mittelalters war wenig gesorgt.[2]) Abwechselung in das Einerlei des Alltagslebens, das durch die Besorgung der Geschäfte des Landesherrn und des Grofsgrundbesitzers genugsam ausgefüllt war, brachten Besuche, Einkehr von Reisenden, von fahrenden Leuten. Auch die Fürsten versäumten es nicht, durch Waffen- und Leibesübungen den Körper kräftig und geschmeidig zu erhalten, der Jagd zu huldigen, mit Musik und Spielen sich die Zeit zu vertreiben. Sie waren aber viel eher darauf bedacht, nicht sich selbst, sondern vielmehr ihren Lehensträgern und Untertanen

---

[1]) Vgl. über die Lektüre: Alltagsleben einer deutschen Frau etc. 133 ff.

[2]) Joh. Kluge, Zur Kunde des deutschen Privatlebens in der Zeit der salischen Kaiser. Berl. 1902. S. 104 ff. — Höf. Leben [2]I, 530 ff.

Unterhaltung zu verschaffen. Bei den Hoftagen im Mai, zur Pfingstzeit, versammelten sie ihre Getreuen, mit ihnen das Wohl des Landes zu beraten, Streitigkeiten zu schlichten u. s. w. Dann aber gab es Festmahle, Tanzvergnügungen aller Art; die adlige Gesellschaft kam bei dieser Gelegenheit zusammen und entschädigte sich so einigermafsen für die Langeweile, die gewöhnlich in den abgelegenen Burgen zu Hause war.

Die beliebteste Unterhaltung bot ein Fürst seinem Adel, wenn er ein Turnier veranstaltete.[1]) In dem frühen Mittelalter vertrat das Turnier die später erst eingeführte Heerschau, die Revue; zugleich ersetzte es die Truppenübung, indem es ein Reitergefecht mit allen seinen Wechselfällen vorführte. Der Fürst konnte sich persönlich ein Urteil über die Tüchtigkeit seines Adels bilden, die Fähigkeiten des einzelnen und seine Brauchbarkeit kennen lernen. Das ist der praktische Nutzen der Turniere. Dadurch aber, dafs die ganze adlige Menge, nicht allein die Ritter, sondern auch deren Frauen und Töchter, die Gäste des Fürsten waren, dafs die Damen von Tribünen dem Kampfe zuschauten, Festmahle und Tanzvergnügungen veranstaltet wurden, dadurch bekam diese militärische Übung den Charakter eines adligen Hoffestes. Die Bürger und Bauern durften an dem Schaugepränge sich erfreuen und so an der allgemeinen Lustbarkeit einen bescheidenen Anteil nehmen.

Die Turniere haben seit dem Ende des 13. Jahrhunderts jedoch einen anderen Zweck zu erfüllen.[2]) Es handelt sich mehr darum, der adligen Jugend Gelegenheit zu bieten, ihre Gewandtheit in der Führung der Waffen, zumal in der Handhabung der Lanze, ihre Reitergeschicklichkeit vor einer sachverständigen Gesellschaft zu erproben. Je mehr im Kriege die Bedeutung der Fufstruppen wuchs, desto mehr verloren die Turniere ihre Bestimmung, als Reitermanöver zu dienen. Sie werden endlich zu einem leeren und meist ungefährlichen Schaugepränge, während sie früher oft genug den Teilnehmern selbst das Leben gekostet hatten. Zur Zeit des Kaisers Maximilian I.[3]) war schon das Turnier eine blofse Leibesübung für adlig geborne Leute. Der Kaiser selbst, der für diese Waffenspiele eine so ausgesprochene Neigung hatte, liefs seine Turniere und Mummereien in dem Bilderbuche »Freydal« (hgg. von Quirin von Leitner, Wien 1880—82) darstellen. Beim Stechen kam es darauf an, die Stechzangen (Lanzen mit stumpfer Spitze — Krönlein) zu brechen, was in Anbetracht, dafs diese Zangen aus einem mehr als faustdicken Baumstamme bestanden, nicht so leicht war. Beim Stechen im hohen Zeug blieben die Reiter in den hohen Sätteln fest sitzen, beim deutschen Stechen handelt es sich dagegen darum, den Gegner aus dem Sattel zu heben. Beim Rennen suchte ein jeder die Tartsche des Gegners zu treffen und zu zersplittern.

Immer mehr wird das Turnier zu einer harmlosen Lustbarkeit, an der sich die Teilnehmer wie die Zuschauer gleichmäfsig erfreuten. Ein

---

[1]) Höf. Leben [2]II, 119 ff.

[2]) Deutsches Leben im 14. u. 15. Jhdt. S. 474 ff., s. besonders die Abbildungen Fig. 493—503.

[3]) Luk. Cranach, Turniere von 1509. Kulturg. Bilderb. I. N. 362, 368.

Unglücksfall wie der, welcher dem französischen Könige Heinrich II. 1559 das Leben kostete, kam doch nur überaus selten vor.

Praktisch hatte also, wie gesagt, schon im 16. Jhdt. das Turnier seine Bedeutung völlig verloren, doch erhielt es sich als eine Art von Reiterfest noch viele Jahrhunderte. In dem »Grofsen Schauplatz Lust- und Lehrreicher Geschichten«[1]) lesen wir S. 165: »Die Turnier sind heut zu Tage abgeschafft, weil man das Schiessen mit Pistolen und Handrohren erfunden und der grossen Stärcke des Leibs nicht mehr vonnöthen hat.«

Zu malerischen Schaustellungen aber wird das Turnier trotzdem noch immer verwendet. Bei Hochzeiten[2]), Taufen[3]) in fürstlichen Familien darf das Turnier niemals fehlen. War der Tag der ernsten Waffenübung vor den Augen der von den Tribünen zuschauenden Damen gewidmet, so gab es am Abend ein grofses Festmahl, an das sich ein Tanzvergnügen anschlofs. Die Zeit vor und nach dem Turnier hatte man Gelegenheit, Bekanntschaften zu erneuern oder anzuknüpfen, endlich seinen Bedarf an Luxuswaren auf dem mit dem Turniere verbundenen Markte zu besorgen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren sie kaum noch mehr als eine gesellige Zusammenkunft des turnierfähigen Adels. Unter dem Kaiser Maximilian I., der ja persönlich ein Meister in allen Leibesübungen war, wurden diese Kampfspiele noch einmal wieder modern. Es handelte sich jedoch nicht mehr um einen ernsten, unter Umständen lebensgefährlichen Kampf, sondern um den Beweis körperlicher Geschicklichkeit. Da wurde ein Preis (Dank) oder mehrere ausgesetzt, kleine Summen baren Geldes, was ehedem ganz unerhört erschienen wäre. So fand 1554 ein Turnier auf dem Ringe zu Breslau statt; der erste Dank betrug 50 fl., der letzte 10 fl. (Nic. Pol. Hemerol. Oct. 23). Endlich wurde das Turnier nur eine Festmaskerade, die man an Fürstenhöfen von Zeit zu Zeit veranstaltete.[4])

Ausführliche Mitteilungen über die Unterhaltung an den Höfen zu Anfang des 18. Jahrhunderts verdanken wir F. Ph. Florinus, der einen langen Abschnitt seines Werkes »Grosser Herren-Stands- und Adelicher Haus-Vatter« (Nürnb. 1719) dieser wichtigen Angelegenheit widmet. Vielfach ergänzt wird die Darstellung des Florinus durch Julius Bernhard von Rohrs Einleitung zur Zeremonial-Wissenschaft (Berlin 1729). Florinus bespricht (T. II, B. I. Kap. VI. § 4) erst den Nutzen der fürstlichen Bibliotheken und rühmt die von Berlin, Wolfenbüttel, von Gotha und Weimar. Unter den Antiquitäten-Sammlungen hebt er die von Wien und Ambras hervor. Bei der Erwähnung der Naturalienkabinette (§ 5) bemerkt er, dafs Kaiser Ferdinand III. vortrefflich gedrechselt, aber auch gemalt habe und dafs Kurfürst Johann Georg von Sachsen ein Meister in der Drechslerkunst gewesen sei. Unter den Gemälde-Galerien (§ 6)

[1]) Frkf. 1664.

[2]) S. o. Seite 161.

[3]) S. o. Seite 174.

[4]) Ein Bauernturnier, Stechen zu Pferde, fand am 23. Febr. 1585 zu Weimar statt; die Bauern des Amtes Kapellendorf hatten dies alte Recht. Kurios. VII. 37 ff.

verdienen besondere Beachtung die von Wien, Prag, Ambras, Berlin, Salzdalum, Mainz, Düsseldorf, Dresden; die Sammlung von Kupferstichen und von Majoliken in Wolfenbüttel, die Porzellane in Dresden werden gebührend gepriesen. Dann erwähnt er § 7 die Stallgalerie und die Rüstkammer, § 8 die Schatzkammer. Mit diesen Sammlungen können in müfsigen Stunden fürstliche Herrschaften wohl nutzbringend ihre Zeit verwenden. Auch der Wert von Unterhaltungen mit gelehrten Leuten ist nicht zu unterschätzen (§ 9).

Der Unterricht bei einem Fechtmeister soll nicht vernachlässigt werden. Die Fufsturniere haben die alten Reiterkämpfe ersetzt.[1]) August der Starke hat 1708 ein solches Waffenfest in Dresden veranstaltet. Auch der Tanz bietet viele Unterhaltung; bei den Bällen tanzt man französisch, deutsch, englisch und polnisch. Kaiser Leopold I. hat nie französisch getanzt, sondern einen gravitätischen Tanz bis in seine alten Tage vorgezogen.[2]) Zweifelhaft erscheint es, ob fürstliche Persönlichkeiten sich an Balletten[3]) persönlich beteiligen sollen. Johann Georg IV. (1691—94) von Sachsen hat in seiner Jugend, obschon er bereits Kurfürst war, in Balletten mitgewirkt. Auch am kaiserlichen Hofe haben zur Zeit Leopolds I. Erzherzoge und Erzherzoginnen an Balletten teilgenommen. Viel Vergnügen bereiten die Ball-, Ballon-[4]) und Billard-Spiele[5]). Endlich gewährt das Drillen der Soldaten immer eine willkommene Unterhaltung (§ 10).

Man übt sich im Schiefsen mit Armbrüsten, Pistolen, Gewehren, Kanonen (§ 11). Die Reitkunst gilt sehr viel. Man veranstaltet Wettrennen, setzt Preise aus, weniger in Deutschland wie in England und Italien. In Italien laufen die Pferde ohne Reiter; in England ist das Wettlaufen so beliebt, dafs sich selbst königliche Prinzen beteiligen. In Venedig und Mantua veranstaltet man Wasser-Wettrennen. Die Reitkünste aber kommen am besten zur Geltung bei dem Ringrennen, dem Quitanrennen[6]), wo es galt, eine Holzfigur, den Faquin, zu treffen, dem Kopfrennen.[7]) Die Türkenköpfe dienten zum Ziele bei letzterem Spiele, was 1662 dem türkischen Gesandten in Wien sehr

---

[1]) Ausführlich handelt über das Turnier J. B. von Rohr a. a. O. T. IV. Kap. III. S. 751 ff.

[2]) Ebend. T. IV, Kap. V, § 7, 8.

[3]) Vgl. über die Ballette ebend. T. IV. Kap. V. §§ 12—21. — Ein Aufzug und Ballett wurde in England 1613 bei der Hochzeit der Prinzessin Elisabeth mit dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., veranstaltet und in Paris, als Prinzessin Isabella, die Schwester Ludwigs XIII., nach Spanien zu ihrem Gemahl, Philipp IV., abreiste. — (Vulpius) Kuriositäten II. 279.

[4]) Veit Ludwig von Seckendorff, Teutscher Fürsten-Stat. — Frkf. 1660. S. 105: im Ballhause und mit Ballonen spielen, S. 117: als Ballen, Ballonen schlagen, mit Kugeln werffen. — S. 436: Ballenmeister, Ballenschläger.

[5]) Das Billard, im 16. Jahrhundert in Italien erfunden, erfreute sich schon unter Ludwig XIV. in Frankreich grofser Beliebtheit, wurde aber erst im 18. Jahrhundert in Deutschland bekannter.

[6]) Höf. Leben [2]II, 3 ff.

[7]) Caspar Merian, Abbildung und Beschreibung des Auffzugs zu dem ritterlichen Köpfe-Rennen in Frankfurt d. 30. Juni 1658.

wenig gefiel.[1]) Es können bei diesen Reiterspielen sich auch zwei oder vier Parteien beteiligen, dann spricht man von Quadrillen oder Turnieren[2]); sind die Teilnehmer maskiert, so wird das Spiel Karussell genannt.[3]) Das Ringrennen findet gewöhnlich in den Reithäusern des Abends bei Fackelbeleuchtung statt. Endlich sind auch die Rofsballette[4]) sehr beliebt, an denen auch Damen teilnahmen, die ja auch die Hetzjagden u. s. w. mitmachten.[5]) Kurfürst Johann Georg IV. veranstaltete bei seiner Vermählung ein solches Fest in Dresden.[6])

Die festlichen Schlittenfahrten[7]) bringen im Winter manche Abwechselung[8]); in Deutschland sitzt der Kavalier hoch, hinter seiner Dame, in Dänemark, Schweden, Polen und Rufsland neben ihr.[9]) Im Sommer liebt man die Spazierfahrten (Tour à la mode) in sechsspännigen Kutschen.[10]) König Friedrich I. von Preufsen liebte diese prunkhaften Ausfahrten sehr; sie entsprechen den heute noch am Wiener Hofe veranstalteten Pirutschaden (§ 12). Kostbare, phantastisch gestaltete Schlitten befinden sich noch im Bayerischen National-Museum zu München sowie in anderen Sammlungen.

Florinus vergifst die Aufzüge[11]) zu erwähnen, die bei festlichen Gelegenheiten so beliebt waren.[12]) Eine grofse Rolle spielte dann die Jagd[13]) (§ 13). Nicht minder wird ein grofses Gewicht auf die Tafel gelegt[14]) (§ 14). Musikalische Unterhaltungen tragen auch dazu bei, die Langeweile zu verscheuchen (§ 15).[15]) Besonders aber war die Oper

---

[1]) J. B. von Rohr a. a. O. T. IV. Kap. IV, § 4.

[2]) Ebend. T. IV, Kap. III, § 14 ff. Er leitet Esquadrille von Squadrilla, Diminutiv von Squadra ab.

[3]) Ebend. T. IV, Kap. IV, §§ 1—17.

[4]) Ebend. T. IV, Kap. IV, § 19 ff.

[5]) L. Lemery, An aulicis mulieribus sanitas firmior ab equestri venatione. Paris 1741.

[6]) Vgl. Abbildung des Tempels der Ewigkeit sambt prächtigen Aufzug und Begehung des Rofs-Ballets zu Wien innerhalb der Kaysserlichen Burg gehalten im Januar 1667.

[7]) Ausführlich besprochen bei Rohr. T. IV, Kap. IX, §§ 1—9. — Schlittenfahrt in Berlin 1739 (L. Geiger, Berlin [Berl. 1892] I. 275).

[8]) J(osef) E(manuel) F(ischer) d'Erl(ach). Kaiserl. Schlittenfahrt auf dem Mehlmarkte zu Wien. Kulturg. Bilderbuch, IV, N. 3170.

[9]) Ein Damen-Rennen auf Schlitten im Jan. 1727 zu Dresden bei Gelegenheit der Anwesenheit des preufsischen Königs. Rohr a. a. O. § 10.

[10]) Frans van der Meulen, Spazierfahrt Ludwigs XIV. — Kulturgesch. Bilderb. V. N. 2620, 2621.

[11]) Rohr, T. IV, Kap. II. Vgl. die Abb. von J. Callot z. B. Kulturg. Bilderb. V. N. 1714.

[12]) Götteraufzug der von dem durchl. Churfürsten zu Sachsen Friedrico Augusto in dero Residence Dresden den 7. Febr. 1695 aus dem Churf. Reithause durch das Müntzthor durch das Schlofs wiederumb in bemeltes Reithaus angestellet und gehalten. 28 Taf. gest. v. M. Klötzel. Dresd. 1697.

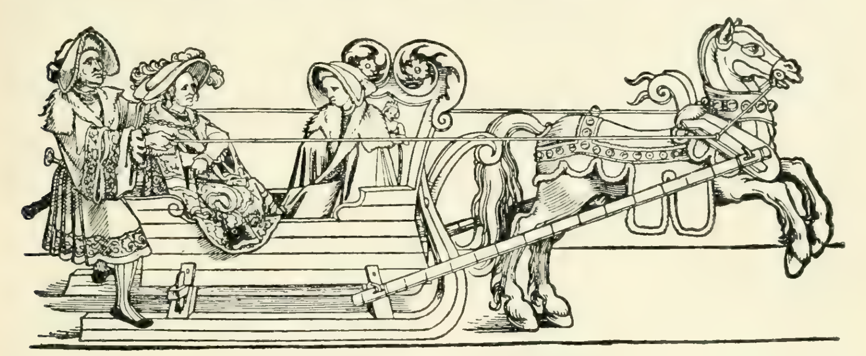
[13]) Rohr a. a. O. T. IV, Kap. XIII.

[14]) Ebend. T. I, Kap. VIII. — Abbildung des Kaysserlichen und Churfürstlichen Banquetz auff dem Römer in Frankfurt d. 22. Juli 1658.

[15]) Hofkonzerte im Schlosse Ismaning unter Kurfürst Max Joseph III. von Bayern (1745—1777). Gemälde von Peter Jakob Horemans (geb. in Antwerpen um 1700, gest. in München 1776) und de Cloche im National-Museum zu München.

bestimmt, zur Belustigung der fürstlichen Herrschaften beizutragen.[1]) Man unterscheidet französische und italienische Opern. In Paris hat man bessere Tänzer, in Wien trefflichere (italienische) Sänger. Die Theater in Wien, Düsseldorf, Dresden und Hannover gewinnen für sehr viel Geld ausgezeichnete Kräfte aus dem Auslande; in Halle, Hamburg, Leipzig, Braunschweig führt man deutsche Opern auf und behilft sich mit deutschen Sängern. Das Theater in Hannover ist das schönste in Europa.

In Hamburg belaufen sich die jährlichen Unkosten auf etwa 50000 Taler. Der König von Frankreich aber, der nur die erste Aufführung einer Oper für den Hof sich vorbehält, bekommt für die Erlaubnis, die Opern vor dem Publikum zu spielen, jährlich 100000 Tlr.



(Hans Sebald Beham?) Schlittenfahrt.

Hingegen kostet dem Wiener Hofe jede Oper 10—15000 fl. Wie von Rohr bemerkt, hatte Kaiser Leopold I. eine entschiedene Vorliebe für die Oper; er liebte es auch, einige Passagen in denselben selbst zu komponieren, und verfolgte mit der Partitur in der Hand die Aufführung derselben. Seine Gemahlin Maria Theresia hörte kaum auf die Musik, sondern beschäftigte sich im Theater lieber mit ihrem Nährahmen.[2]) Zur Feier seiner Vermählung hatte Leopold drei Opern aufführen lassen: Pomo d'oro, la Monarchia latina und Cybele. Allein der Pomo d'oro kostete 100000 Taler. Einzelne Truppen werden ständig unterhalten, andere bekommen nur Präsente, wenn sie den Hof besuchen, noch andere erhalten aus der Regierungskasse gar nichts, sondern spielen auf eigenen Gewinn und Verlust.[3]) Bernhard von Rohr weifs sehr wohl, dafs die Opernhäuser sehr leicht dem Feuer zum Opfer fallen[4]); überhaupt ist der ganze Abschnitt, den er dem Theater widmet (T. IV, Kap. VI) noch heut lesenswert. Merkwürdig, dafs Veit Ludwig von Seckendorf in seinem deutschen Fürsten-Staat (1660) wohl der Komödien, doch nicht der Oper Erwähnung tut.[5])

---

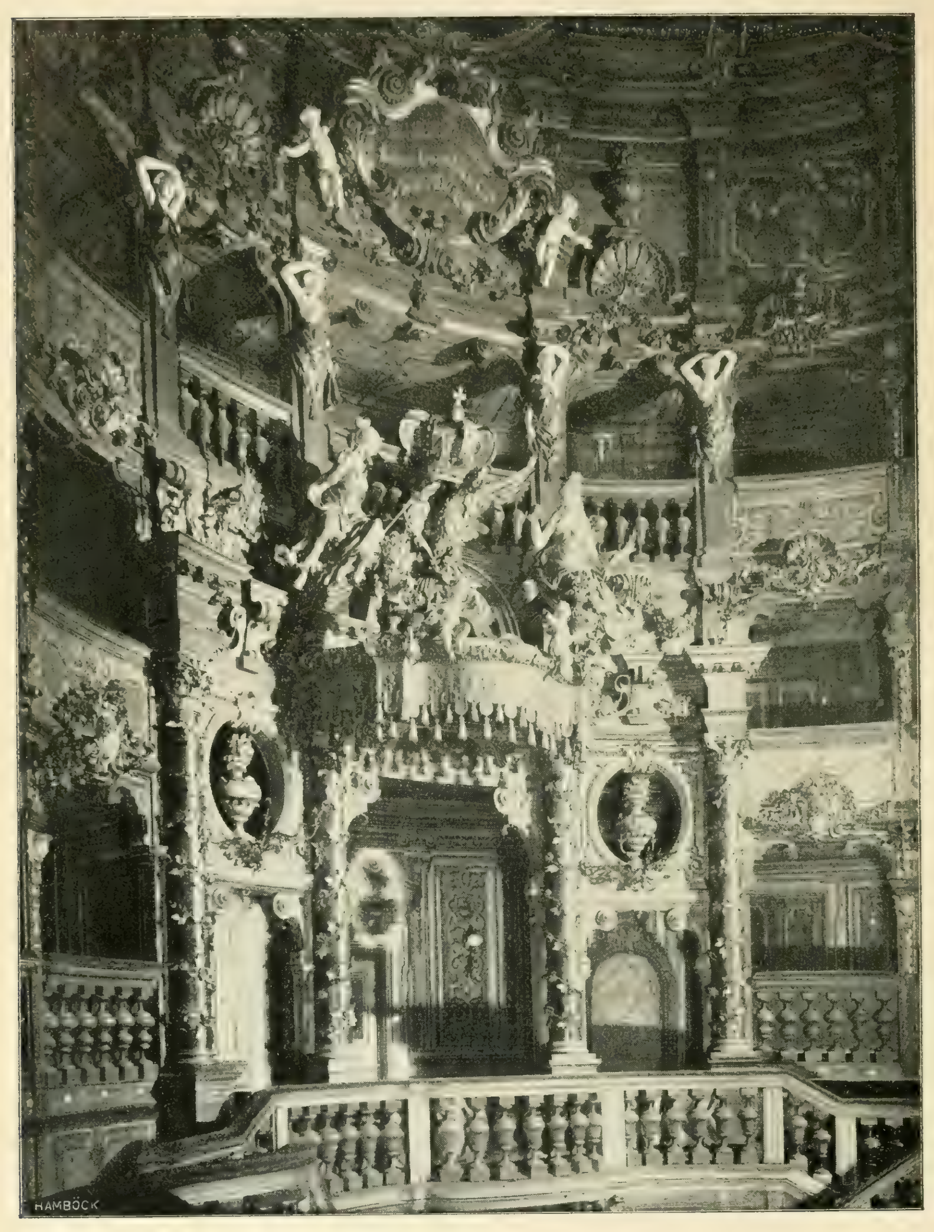
[1]) Scena della festa teatrale in occasione degli sponsali del principe reale di Polonia ed elettorale di Sassonia 1747. Bibiena inv. Pfeffel sc.

[2]) v. Rohr T. IV, Kap. VI, § 2.

[3]) T. IV, Kap. VI, § 19.

[4]) Ebend. § 22. — [5]) S. 437, 105.

Gewöhnlich finden die Aufführungen in den Opernhäusern des Abends bei Licht statt, doch werden sie auch in den Schlofsgärten bei

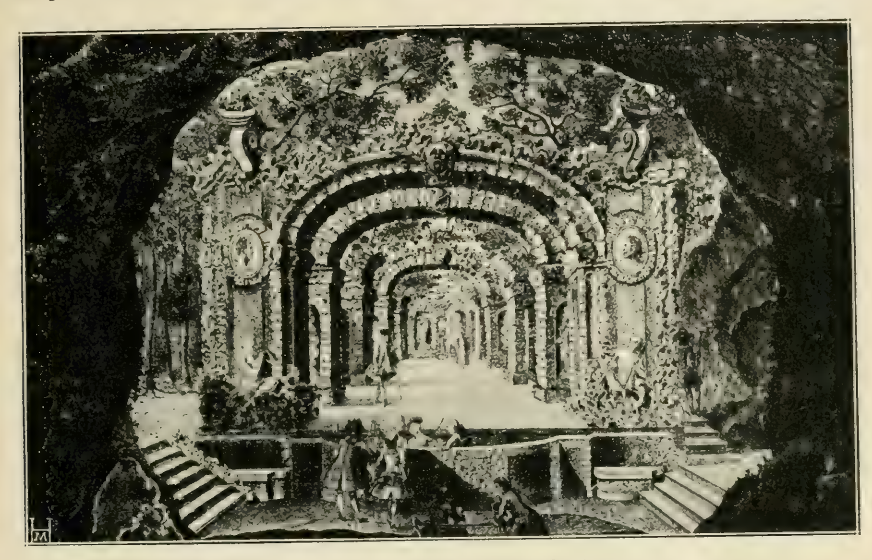


Fürstenloge im Opernhause zu Bayreuth.
[Pro Friderico et Sophia Josephus Galli Bibiena fecit anno MDCCLVIII.]
(Nach Photographie von Hans Brand in Bayreuth.)

Tage, z. B. in den Anlagen der Favorite bei Wien veranstaltet. Dann schützten Segeltücher gegen Sonne und Regen. Zuweilen speisen die

Herrschaften während der Aufführung oder lassen die Schauspieler nach Beendigung der Oper bewirten. Die Spiele singender Marionetten sind in Rom, besonders bei den Kardinälen, beliebt. In Deutschland finden die französischen und italienischen Komödien nicht besonderen Anklang, doch gibt es in Dresden eine französische[1]), in Wien und Düsseldorf eine italienische Schauspielertruppe (Bande. — § 16).

Die Assemblées sind Zusammenkünfte der Hofgesellschaft, die am Nachmittag stattfinden und bei denen man L'Hombre und Bassette spielt. Es werden Getränke serviert. Früher liebte man das Schachspiel, jetzt zieht man die Karten vor. Werden sechs bis sieben Zimmer



Bayreuth, Sanspareil, — Naturtheater.

zum Spielen bereit gestellt, so spricht man von Appartements. Beim Cercle Royal, der in der Königin oder Fürstin Zimmer abgehalten wird, sitzen die bevorrechteten Damen auf Taburetts, die Kavaliere stehen.

Der Ridotto — später wird der Name Redoute allgemein gebraucht — ist eine italienische Erfindung[2]), ein Spielhaus für vornehme Leute. Der Kurfürst von Hannover, Ernst August (1629—1698), hatte diese Unterhaltung in Italien kennen gelernt und sie zunächst an seinem eigenen Hofe eingeführt. Auch B. von Rohr bemerkt 1729, daſs an den deutschen Höfen die Redouten erst seit 20 oder 30 Jahren bekannt geworden seien (S. 819). Von den Assembleen unterscheiden sie sich durch die Bestimmung, daſs alle Teilnehmer maskiert erscheinen müssen; auch Fremden ist der Zutritt gewährt, vorausgesetzt, daſs sie in einer Verkleidung nicht zu erkennen sind. »Die Redouten-Sähle werden mit den schönsten silbernen und crystallenen Cronen-Leuchtern und viel

[1]) Auch in Berlin 1706. II. Vgl. Ludw. Geiger, Berlin (Berl. 1892). I. 39.

[2]) Cf. P. G. Molmenti, La vie privée à Venise (Ven. 1882) p. 514. — Das öffentliche Spielhaus auf der Via San Moisé hieſs Ridotto.

tausend weissen Wachs-Fackeln gezieret, welche durch die um und um befindlichen Spiegel, silberne Tische und ander Silberwerck ihren Schein verdoppeln und alles erleuchten.«[1]) Die fürstlichen Herrschaften und die Noblesse sind durch Schranken von dem Publikum geschieden.[2]) Es wird Kaffee, Tee, Schokolade, Limonade, Likör, Rosoglio, Konfitüren serviert. Dazu wird von einer Musikkapelle konzertiert[3]), wie das z. B. in Dresden Sitte ist. Man spielt gewöhnlich Bassette (§ 17.)

Für die Maskeraden hat man noch immer die alte Neigung.[4]) Kaiser Maximilian I. liebte, wie bekannt, die Mummereien ganz besonders, wie er das auch im Weifskunig erzählt.[5]) An Stelle der Mummereien ist jetzt die Maskerade getreten. Eine Larve zu tragen, war nicht unbedingt erforderlich. Mit Zuhilfenahme von Maschinen konnte man da ganze Geschichten aufführen.[6]) »Bifsweilen wird niemand von dem Pöbel eingelassen und die Wachen auf das schärffste beordert, keinen als Standes-Personen nebst Cavalieri und Dames den Eintritt zu verstatten. Zu manchen Zeiten aber bekommt ein ietweder Erlaubnifs, wenn er nur maskirt ist, einen Mitspieler oder Zuschauer dabey abzugeben.«[7])

Bei dem Königsspiel wird einem jeden seine Rolle durch das Los zuerteilt. In Frankreich feiert man noch immer zu Neujahr das Bohnenfest.

Viel Freude hatte man an den Wirtschaften.[8]) Die königlichen Herrschaften erscheinen in Bauernkleidern, speisen von hölzernen Tellern, tanzen nach Bauernmusik. Als Peter der Grofse 1698 in Wien war, wurde eine Wirtschaft veranstaltet: der Kaiser und die Kaiserin waren die Wirte.[9]) Auch in Berlin wurde am 7. Jan. 1690 eine Scherenschleifer-Wirtschaft veranstaltet.[10]) In Dresden erfreute man sich 1725 an Wirtschaften von Winzern, Schäfern, Müllern und Gärtnern, »welche die Zunfft der Haupt-Diebe betitelt wurde«. Friedrich Wilhelm I. von Preufsen liebte auch diese Unterhaltung: der Herrscher war der Wirt, die Hofleute hatten in den entsprechenden Masken zu erscheinen. Oft

---

1) J. B. von Rohr a. a. O. T. IV, Kap. VII, § 9.

2) Ebend. § 10.

3) Ebend. § 11.

4) Deutsches Leben im 14. u. 15. Jhdt. 405 ff.

5) S. m. Ausg. S. 83.

6) Les Plaisirs de l'Isle enchantée ou les festes et divertissements du Roy à Versailles, divisez en trois journées et commancez le 7me Jour de May, de l'année 1664. — Mit 9 Kupferst. von Silvestre.

Les Divertissements de Versailles, donnés par le roy à toute sa cour au retour de la conquête de la Franche Comté en 1674. — Mit 6 Stichen von Le Pautre und F. Chavreau. (1675—76).

Relation de la fête de Versailles du 18 juillet. — Mit 5 Tafeln von L. Pautre (1678—79.)

7) J. B. von Rohr a. a. O. T. IV, Kap. VII, § 7.

8) Vgl. ebend. T. IV, Kap. VIII. — Alltagsleben einer deutschen Frau etc. 126.

9) Über dies Fest vgl. Kuriositäten X. 219. Die Franzosen ahmen die Feste nach und nennen sie Hôtellerie.

10) L. Geiger. Berlin (Berl. 1892) I. 35.

war mit der Wirtschaft noch ein Jahrmarkt verbunden, eine Mercerie. Noch grofsartiger gestaltete sich das Fest, wenn die Teilnehmer mit Musik die Stadt durchzogen, ehe sie in das Wirtshaus einkehrten. Eine solenne Tafel und ein heiterer Tanz beschlossen die Unterhaltung.

Bei den Bauernhochzeiten fährt die ganze Gesellschaft, die Braut mit allen Anverwandten, entsprechend gekleidet, nach der Auberge. Der Bräutigam reitet und feuert mit seinen Begleitern Freudenschüsse ab. Unter die Zuschauer wirft man Zitronen, Pomeranzen, Pommes de Sine (Apfelsinen). Alle Wagen sind nach Art der Bauern gebaut, aber schön rot und grün angestrichen, mit grünen Reisern geschmückt, die Pferde mit Bändern aufgeputzt. Wenn der Zug im Wirtshaus angelangt ist, werden sie von dem Wirt und der Wirtin, den fürstlichen Herrschaften, empfangen, zur Tafel geführt und bei dem bäurischen Mahle bedient. Der Herr trinkt wohl auch seinem verkleideten Gaste zu, wie Kaiser Leopold I. 1678 dem Fürsten Johann Georg II. von Anhalt-Dessau in Wien; der Gast leerte sein Glas Tokaier auf einen Zug, und die Damen und Kavaliere klopften mit ihren silbernen Messern auf die Teller und riefen Vivat. Nach Aufhebung der Tafel wird nicht selten, was übriggeblieben ist, den mit Erlaubnis anwesenden Zuschauern preisgegeben. Man beschenkt das Brautpaar; zum Schlusse wird getanzt.

In der Fastnachtszeit gibt es Opern, Komödien, Bälle, Ballette, Aufzüge, Ridotti. Alle Teilnehmer erscheinen maskiert. Auch Märkte, Merceries, werden aufgeschlagen; Komödianten, Marionetten-Spieler, Marktschreier lassen ihre Kunststücke sehen, »und da hält eine masquirte Person in einer Bude ein Banco zu Pharao und die Spieler sind gleichfalls masquirt«.[1]) In Wien feiert man am kaiserlichen Hofe die Cammerfeste, an denen nur Mitglieder des Kaiserhauses teilnehmen und bei denen selbst Gesandte keinen Zutritt haben.

Feuerwerke, die bei passenden Anlässen abgebrannt werden, bereiten auch den fürstlichen Familien viele Freude. J. B. von Rohr hat den Feuerwerken ein ganzes Kapitel seines Werkes gewidmet.[2]) Wir besitzen einige Abbildungen solcher Vorstellungen.[3])

---

[1]) J. B. von Rohr a. a. O. T. IV, Kap. VII, § 12.

[2]) T. IV, Kap. IX.

[3]) Feuerwerk in Nürnberg auf der Veste. 1570. Holzschn. v. Jost Amman. — Kulturg. Bilderb. II, N. 1101.

Contrafactur des Feuerwercks, so man nach den 1612 zu Frankfurt gehaltenen Wahl- und Crönungstagen (des Kaisers Matthias) auf dem Mayn zur Freudenfeuer anrichten und den 20. Juni abgehen lassen. Ach. ab Hinsberg inv., H. Kröner sc.

Feuerwerk in Stuttgart 1616, gest. von Matth. Merian. — Kulturg. Bilderbuch III, N. 1596.

Feuerwerk auf der Veste zu Nürnberg, 27. Juli 1635.

Wenzel Hollar. Feuerwerk in Hemissen 1650. — Kulturg. Bilderb. IV, N. 2256.

Abrifs des Kaysserl. Fewerwercks, Schlosses und Barraquen etc. vor Nürnberg auf St. Johannis Schüfsplatz A. 1650 (Merian).

Schwedisches Fewerwerck A. 1650 (Merian).

Kurtze Beschreibung des neu zugerichten Feuerwerckes, welches A. 1659 den 19. Sept. in Nurnberg verbrennet worden. Chr. Moller sc. — M. Text.

Jünger ist der Gebrauch, zu Ehren der Herrscher Illuminationen zu veranstalten. Es soll zwar, wie J. B. von Rohr (T. IV, Kap. X) bemerkt, schon 1509 in Neu-Ruppin bei Gelegenheit eines vom Kurfürsten Joachim I. gegebenen Turnierfestes illuminiert worden sein, sicher ist, daſs erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Sitte aufkam, bei festlichen Gelegenheiten die Städte, vor allem die Residenzen der Fürsten entsprechend zu beleuchten. Wachsfackeln, Papier-Transparente, mit Öllampen erhellt, Figuren und Pyramiden aller Art finden da Verwendung. Auf den Plätzen werden Teertonnen und Scheiterhaufen entzündet, von begüterten und vornehmen Leuten auch wohlriechendes Rauchwerk verbrannt. Die Fürsten fuhren dann mit ihrem Hofe in einer tour à la mode durch die Stadt und nahmen die Beleuchtung in Augenschein.[1])

Abbildung des Feuerwerks, welches d. 3. Okt. 1661 auf St. Johannes-Schieſsplatz von V. E. Holtzschuer, Jobst W. Ebner und Joh. F. Ebner verbrennet und von Lor. Müller erlernet worden.

Eigentliche Abbildung und Vorstellung dess Feuerwercks, welches auf dem Kaysserlichen Beylager zu Wien den 8. Dec. des 1666 Jahrs angezundet worden. (Theatr. Europ.)

Churfürstl. Sächsisches .... Fewerwerck zu Nachts bey der Vestung Pleissenburg. 1667 den 8. Julii.

Représentation de la décoration du feu d'artifice dressé sur le Vivier (in Haag) par ordre de leurs grandes puissances les États de Hollande au sujet de la paix d'Vitrecht dans l'an 1713. P. Roman et P. Loos inv.; Picart sc.

Représentation du feu d'artifice ... à l'occasion du mariage de Mme la princesse Maria Josephe avec le Dauphin le 12. Jan. 1747. — M. Bodenehr sc.

Feuerwerck, welches bey Gelegenheit der doppelten Vermählungen der sächsisch-bayrischen und bayerisch-sächsischen Häuser den 29. Junii 1747 in Pillnitz abgebrannt worden. Z. Zucchi sc. — Desgl. J. A. Corvinus sc.

Vorstellung des Feuerwerks, welches wegen des Aachener Friedens den 13. Juni 1749 in Haag abgebrannt worden.

Feuerwerck auf dem Elbstrom etc. J. A. Corvinus sc. c. 1750.

Unter dem Titel Halinitropyrobolia hat John Elliot Hodgkin die Litteratur der Feuerwerkerei zusammengestellt mit interessanten Proben der Abb. in seinen Rariora. etc. London o. J. (1902). T. III. 1902. — I—VIII und 1—92.

Er gibt S. 45 ff. eine Aufzählung der Abb. von Feuerwerken. Das älteste beim Einzug Heinrichs II. in Paris. 1550.

Dann Abb. von Feuerwerken:

1592. Dec. 14. Zur Feier der Taufe von Joh. Georg, Markgr. v. Brandenburg, vom Schlosse zu Köln zu S. 46.

Ca. 1650. Franz. Unbestimmtes Blatt zu S. 50.

Ca. 1650. Desgl. Wasserfeuerwerk. — 52.

1661. Okt. 3. Feuerwerk auf dem Schieſsplatze zu Nürnberg. S. 54.

1688. Juli, Paris. Geburt des engl. Prätendenten. S. 56.

1689. April 11.—21. Feuerwerk auf der Themse zu Ehren der Kronen Wilhelms III. und Mary. S. 58 (v. R. de Hooghe.)

Feuerwerk Girandole auf der Engelsburg. Adr. Manglard Fec. S. 66.

[1]) Über Freudenfeuer vgl. Deutsches Leben etc. 421 ff. — Vue perspective des illuminations du Pont Notre-Dame en rejouissance du retablissement de la santé de Louis XIV, le 30 janvier 1687. — Paris chez Basset.

O. Chr. Eltester. Beschreibung der Illumination, welche Sr. k. Maj. in Preuſsen von der Kunst-Akademie in Berlin alleruntertänigst (am 9. Mai 1701) präsentiret worden. 1701. (L. Geiger, Berlin I. 30.)

In den Residenzstädten nehmen die Mitglieder der regierenden Herren wohl auch an dem Vogelschiefsen der Bürger teil.[1])

Florinus gedenkt der Jagd gar nicht, die J. B. von Rohr ausführlich (Kap. XIII) schildert. Er erwähnt dabei Tierhetzen, die spanischen Stiergefechte[2]), das Fuchsprellen[3]), an dem sich auch Damen beteiligen, die Falkenbeize.

Conspectus illuminationis qua aedificium publicum in honorem Mariae Elisabethae Belg. Austr. Gubern. 19. et 20. Sept. 1725 collustratum atque emblematibus et inscriptionibus exornatum est. (Nürnberg) G. D. Heumann sc.

Das frohlockende Dresden oder Beschreibung der Illuminationen . . . bei Rückkehr Friedrich Augusts nach hergestellter Ruhe in Pohlen. 7.—9. Aug. 1736. — Dresden 1736.

Beschreibung der Illumination zu Dresden bei der kgl. Sizilianischen Vermählung. M. 11 Kpferst. Dresd. 1738.

Casa del camps del Conde del Montijo à Francfort illuminada la noche del 18. Sept. 1741, vispera de Sta. Isabel. por el nombre de la Reyna.

Illumination, qui a été faite le jour de l'Entrée de Sa M. Impériale à l'hôtel de M. le baron de Wachtendonck, ambassadeur de S. A. E. Palatine à Francfort le 31 Janv. 17 42. Le Clerc del; J. J. Eberspach sc.

Vue perspective des illuminations de la rue de la Feronnerie du côté de la rue Saint Denis à Paris à l'occasion de l'heureuse convalescence de Sa Majesté en 1745. Paris chez Daumont.

[1]) J. B. v. Rohr a. a. O. T. IV, Kap. XII.

[2]) Sebast. Franck, Weltbuch (1533.) Fol. Lxx a : Haben auch (die Spanier) vil kampff, schawspil und ritterschafft mit den wilden Ochsen, mit den zuo gelegener Zeit die kuon wollen gesehen sein zwischen schrancken in ein sundern kampff tretten, und ist ein ritterlich that, so er den Ochsen von freyer gewörter hand on würff und schüfs umbringt; offt aber ligen die grimmigen wilden ochsen ob, dafs man ein kaum erret oder gar umbkumpt.

[3]) Matthäus Küssel, Fuchs- und Hasenprellen, veranstaltet 1658 in München zu Ehren Kaiser Leopolds I. (Kulturg. Bilderb. V, N. 2631.)



Madame en habit de Chasse

nach J. D. Saint-Jean.

Seltener finden die Fürsten an der Fischerei Vergnügen. Kaiser Maximilian I. wufste auch diese Art von Sport wohl zu schätzen[1]), aber in späterer Zeit hat man die Fischerei nur selten noch zu den höfischen Divertissements gerechnet.[2]) Dagegen erfreuen sich die Wasserfahrten in prächtig geschmückten Schiffen hoher Anerkennung. Das Schiff der Herrschaft ist nach Art des venezianischen Bucentoro gebaut; Schaluppen und Brigantinen begleiten dasselbe; die Schiffsmannschaft trägt das Kostüm holländischer Schiffer.[3]) Auf solchen Schiffen erfreuten sich der König und Kurfürst Friedrich August der Starke († 1733) der Entenjagd. Das Fest fand auf den Teichen bei Moritzburg statt; die für die kurfürstliche Jagd auserwählten Enten und Gänse waren mit hohen Federbüschen geschmückt. Nachts wurden die Teiche und Kanäle illuminiert; in Buden sind Speise und Getränke, Liköre und Konfitüren serviert. Ein anderes Mal machen die Herren und ihr Hofstaat eine Weinlese mit: die Winzer ziehen wohlgeputzt vorbei, werden dann bewirtet. Oder die Bauernknechte müssen nach einem Ringe rennen; treffen sie nicht, so gibt die Figur ihnen einen Klaps mit dem Dreschflegel oder begiefst sie mit Wasser. Ein anderes Mal müssen sie auf ungesatteltem Pferde versuchen, einer Gans den mit Öl glatt gemachten Hals abzureifsen.[4]) Hahnenschlagen. Die Bauernmädchen versuchen einer Figur den Kranz im Laufen abzureifsen; die Ungeschickten werden durch eine Fontäne von unten herauf bespritzt. Auf Tannenbäumen hängt man Geschenke auf; nun kommt es darauf an, an dem abgeschälten geölten Stamm hinaufzuklettern u. s. w.

So ist für Unterhaltung immer gesorgt. Florinus gedenkt dann noch (S. 19) der Hofnarren und erwähnt Marot in Frankreich, Taubmann in Sachsen, Jonas am Hofe Ferdinands III. Philipp Hainhofer traf am pommerschen Hofe zu Stettin 1617 den Hofnarren Mitschke.[5])

Die Vorliebe für die Narren ist bereits im frühen Mittelalter nachzuweisen.[6]) Man fand Gefallen an den gewöhnlich sehr unflätigen Späfsen der Narren — bezeichnende Proben findet man in der Zimmerschen Chronik — wie man sich an den Unverschämtheiten der Zwerge

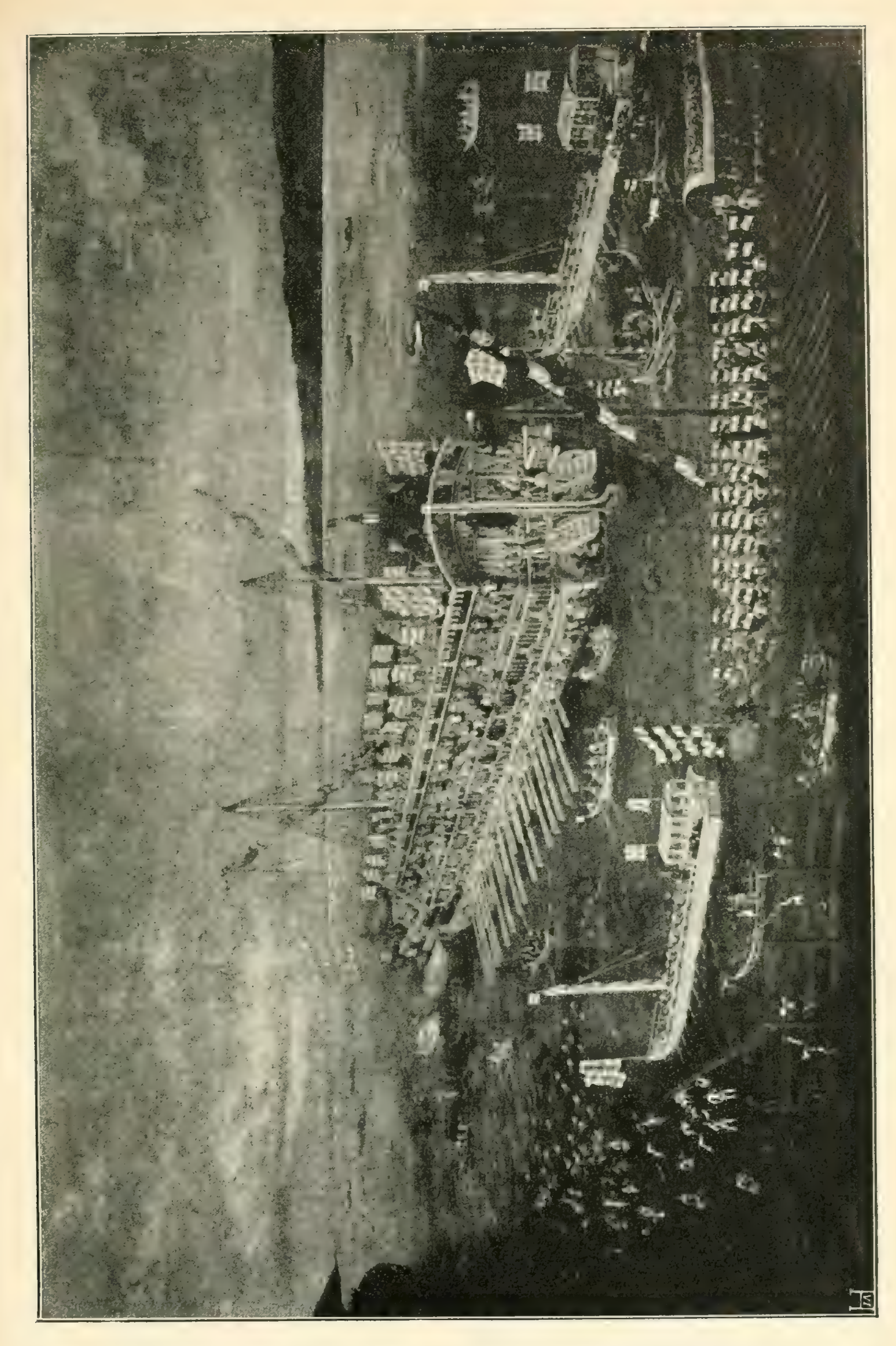
[1]) Weifskunig. S. 98. — [2]) J. B. von Rohr, a. a. O. T. IV, Kap. XIV, § 1.

[3]) Ebend. § 2 u. 3. — Ein Gemälde der Wasserjagd des Kurfürsten Karl Albert, die 1740 auf dem Starnberger See veranstaltet wurde, befindet sich im National-Museum zu München.

[4]) Vgl. den Stich nach Hans Bol. Kulturg. Bilderb. III, N. 1295.

[5]) Reisetagebuch von 1617. — Balt. Stud. II. 2, S. 55. — Vgl. Joh. Cradelii, Predigt bei der Leich und Begräbnifs des weyland albern und unweisen Herrn Hanfs Miesko, Fürstl. Altstettinischen Naturalis Philosophie und kurtzweiligen Tisch-Rathes den 22 Dec. 1619. Zweite Aufl. 1678.

[6]) Höf. Leben [2]I. 207 ff. — Deutsches Leben im 14. u. 15. Jhdt. S. 519 ff. — Abraham Kaestner, De voluptateum artificibus, von Lustigmachern. Lips. 1735. Zu ihnen zählt der Autor (Bl. 42) auch ›die Leyermänner, Bergsänger, Studiosi, vel quasi, Pragenses, qui tempore solennium nundinarum (bei der Leipziger Messe) huc veniunt, atque ostiatim Musicam perplexam offerunt, et non raro, ubi saltem initium fecerunt, repulsam ferunt‹. — Vgl. K. F. Flögel, Geschichte der Hofnarren. Liegn. 1789 und desselben Gesch. des Groteskkomischen.[5] Lpz. 1888. — Das Werk von Th. Hampe über die fahrenden Leute (Leipz. 1903) konnte ich nicht mehr benützen.



Jagdfest auf dem Starnberger-See, veranstaltet 1740 vom Kurfürsten Karl Albert.
Gemalt von Stuber. (Im National-Museum zu München.)

erfreute.[1]) Der oft wiederholte Scherz, Zwerge in einer Pastete zu verstecken, fand immer wieder Beifall.[2]) Taubmann war unzweifelhaft ein geistreicher Mann, allein die Streiche des Friedr. Wilh. Frhrn. v. Kyau (1654—1733) sind doch oft recht übel duftend.

An vielen dieser Unterhaltungen nahm auch aufser dem Adel der Bürger Anteil.

4. Unterhaltungen der Bürger.

An Stelle der Turniere treten nun die bürgerlichen Schützenfeste, an denen auch die Fürsten sich von alters her gern beteiligten.[3]) (S. o. S. 357.) Mit dem Bogen, mit der Armbrust, mit dem Feuerrohr wird nun nach dem Ziele geschossen; man verteilt Preise an die besten Schützen. Auch in dem Gebrauch der Kanonen übten sich die waffenfähigen Bürger. Da gab es allemal viel zu sehen, viel Gelegenheit zu Schmaus, Trunk und Tanz.

Dafs die Zünfte und die Gesellschaften in den Städten wenigstens einmal im Jahre für ihre Mitglieder und deren Angehörige Lustbarkeiten veranstalteten, ist sicher.[4])

Nächst dem Essen und dem nicht minder wichtigen Trinken erfreute die Gesellschaft am meisten der Tanz.[5]) Solange wir zurückschauen, immer und zu allen Zeiten hat zumal die Jugend an dem Tanze ein ganz besonderes Wohlgefallen gehabt. Man unterscheidet Reigen und Tänze. Bei dem Reigen fafsten die Teilnehmenden mit beiden Händen ihre Genossen an, immer ein Mann, dann ein Weib u. s. w.



Tanz der Salome vor Herodes, c. 1140. Kapitell aus dem Kreuzgange von S. Sernin zu Toulouse. (Museum in Toulouse.)

[1]) Höf Leben [2]I. — Vgl. über den Zwerg Hans Worrenberg (1687) in Kurios. III. 39 ff. und über Zwerge im allgemeinen. Ebend. III. 40 ff.

[2]) Kurios. I. 202. — Kurios. II. 90.

[3]) Deutsches Leben etc. 440 ff. A. Edelmann, Schützenwesen und Schützenfeste der deutschen Städte vom 13. bis 18. Jahrhundert. München 1890.

Festschiefsen in Zwickau 1573. — Kulturg. Bilderbuch II. N. 1115.

Armbrustschiefsen in Nürnberg 1650, gest. von Lukas Schnitzer. — Ebend. IV. N. 2258.

Stückschiefsen in Nürnberg 1671, gest. von Georg Christoph Eimmart. — Ebend. V. N. 2673.

[4]) S. o. S. 218.

[5]) Höf Leben [2]I. 544 ff.; Deutsches Leben etc. 488 ff. — Böhme, Gesch. d. Tanzes in Deutschland. Leipz. 1886. — Czerwinski, Die Tänze des 16. Jahrhunderts. Danzig 1878. — Karl Storck, Der Tanz. — Illustr. Monogr. 9. Bielef. u. Lpz. 1903.


Hans Schäuffelein, Hochzeitstänzer.

Der an der Spitze gehende Vortänzer machte die Pas vor, die jeder einzelne nach seinem Können nachzumachen hatte. Daſs es bei solchem Reigen nicht immer ganz dezent zugegangen ist, wird uns häufig erzählt[1]); es kommt eben darauf an, in welchen Kreisen der Tanz stattfand: die Bauern haben ihrer Lust wohl freier die Zügel schieſsen lassen als die Hofgesellschaft. Während der Reigentanz allmählich immer mehr verschwand, endlich bloſs als Kinderspiel fortlebte, ist der eigentliche Tanz, d. h. die Form, daſs die Paare hintereinander herschreiten und wiederum die vom Vortänzer gewiesenen Schritte und Touren befolgen, mehr und mehr zur Geltung gelangt; er existiert ja heute noch in der Form der Polonaise. Bei den Tänzen des 15. und 16. Jahrhunderts schritten, wenn es sich um ein Fest handelte, Fackelträger der Reihe der Tanzenden voraus. Das war aber keineswegs das Privilegium des Hochadels; auch der niedere Adel, ja die Bürger haben den Fackeltanz gekannt, der im Laufe des 16. Jahrhunderts wieder verschwindet und nur in einzelnen Fürstenfamilien bis auf die Gegenwart bei seltenen Gelegenheiten noch im Gebrauch geblieben ist.

Es würde hier zu weit führen, wollten wir alle die Tänze anführen[2]),


Heinrich Aldegrever, Hochzeitstänzer.

---

[1]) Geiler von Keysersberg: Das war nicht des Tanzens wie man hier pflegt, wo man durch einander läuft als sey man unsinnig und die Männer die Weiber aufschwenken, das man sieht, was weiſs ich, wohin, sondern als man in welschen Landen tanzet, da nur ihrer zwei zusammen tanzen, wobei es gar züchtig zugeht . . . . Aber mit unserm Tanze geht man nur um, wie mit einem Gaukelwerk. Da heiſst es: das ist ein köstliches Ding, daſs man einer den Vortanz giebt. Der ihr den giebt, dem giebt sie ein Kränzlein; des rühmet er sich und spricht, es wäre 20 Gulden werth. — Kuriositäten IX. 540.

[2]) Joh. Münster, Gottseliger Tractat von dem ungottseligen Tanz. Hanaw. 1602.

Bonnet, Histoire générale de la danse, sacrée et prophane . . . Paris 1723. De Cahusac, La danse ancienne et moderne ou traité historique de la danse. La Haye 1754.

deren Namen uns bekannt ist, deren unterscheidenden Charakter wir jedoch nicht festzustellen vermögen. Auch in den Bürgerkreisen scheint gegen Ende des 15. Jahrhunderts vielfach bei Gelegenheit des Tanzes Unschickliches vorgekommen zu sein.

Die Sittenprediger tadeln das Emporheben und Schwenken der Tänzerinnen, Sitten, die sich ja hier und da auch noch bei den Bauerntänzen unserer Zeit vorfinden. Denn auch in alten Zeiten entlehnte die vornehme Welt ihre Tänze den Bauern, wie die Landleute ihrerseits die der oberen Klasse nachzuahmen suchten.

»O mein lieben Gäst, ich sahe wol den Bettlerdantz auch wol grosse herren dantzen und den Philippinadantz dantz auch wol ein



Tanz 1493. (Nach Hartmann Schedels Weltchronik.)

Bawer« (Fischart, Geschichtsklitt.-Neudr. S. 6). Man liebte schon im 16. Jahrhundert allerlei auch von den fremden Nationen gelernte Tänze. Deutsch sind die, von denen Fischart (Gesch.-Kl.-Neudr. S. 122) spricht: »auch ihr Nörnbergische Geschlechterdäntz, die kein herumbspänlein leiden konnen. Hie ist ein ander Tantzschul, auch ein anderer Schweitzerischer Buffe, der mit einer Elenlanghabigen Fochtel und mit ausgestreckten Contractem ungebogenen Arm daher vordantzet oder vortritt: Hie gilts den Scharrer, den Zäuner, den Kotzendantz, den Moriscen, den schwartzen Knaben, der gern das braun Meidlein wolt haben, ja haben, wann mans ihm geb.« Dabei aber fand man Gefallen an den spanischen Tänzen der Algarde und der Passionesa (Barth. Sastrow. II. 85). Die französischen erforderten grofse Gewandtheit. Es kamen da auf »newe däntz, Newe sprüng, newe

Passa repassa, newe hoppeltäntz«[1]), die Leute »branlirten, gambadirten, Cinqpassirten, Capricollirten«.[2])

Manche dieser Tänze mochten den frommen Reformierten ein Greuel sein, wie Fischart spottet, dafs »den Podagramischen dörfen die Genfer das Guilleartdantzen (die Gaillarde) und die Fufswizerende capricolischen Gaissprüng nicht verbitten«.[3]) Dieser heitere Tanz der



Fackeltanz. Aus Rodler, Turnierbuch. (Simmern 1532.)

Gaillarde erfreute sich nicht nur in Frankreich, sondern auch in Spanien, England, Deutschland grofser Beliebtheit.[4])

---

[1]) Fischart, Geschichtskl.-Neudr. 305.

[2]) Ebend. 122.

[3]) Podagr. Trostbüchl. — Kloster, X. 653.

[4]) Aus dem 15. Jhdt.: Der Tanz der Tochter der Herodias von Israel von Meckenen. (Deutsches Leben. Fig. 509.)

Aus dem 16. Jhdt.: Der Tanz im Münchener Schlosse 1500 von M. Zasinger. (Ebend. Fig. 510.)

Ball in der Hofburg, 1560. — Kulturg. Bilderbuch II. 1028.



Tanz. Crispin de Passe sc. — Im Stammbuch der jungen Gesellen (1617).

Eine gewisse Grazie gehört natürlich dazu, soll der Tanz hübsch anzusehen sein. »(Es) stehet vielen so trefflich an als wann ein Schweitzer q (Kuh) ein Wälschen Passametzzo tantzet.« Von den italienischen Tänzen erzählt uns ausführlich Guarinonius: »Jetzt wil ich allein von Welschen Tantz etwas mit kurtzen melden, meystens welcher, weil er allein und von allen Weibsbildern abgesönderter und täglich auff den Tanzschulen[1]) geschicht, dafs er der allerbest und fürtreffentlich ist zu guter Leibesübung wie dann die fürnemmeren Potentaten Teutschlands an ihren Höfen dergleichen welsche Tantzmeister, von welchen die Jugend und edle Knaben unterrichtt werden, halten. Und ist ein solcher ein behende, zierliche auch züchtige Übung zwar des gantzen Leibs, insonderheit aber der Füfs nach Behendigkeit der Music und doch jederzeit dem Tact nach hin und wider, in die runde, zu ruck, für sich, hinter sich, auf die Seiten, in Lüfften und aller massen sich bewegen und den Leib überaufs wol und mit gutem Lust in Anhörung der Music ergetzen. Solcher Tantz hafftet aller in fünf oder siben Schritten, welche das Fundament des gantzen Tantzs seyn, wirdt alles zier halber und mit grosser Behendigkeit dareyn gebracht, dafs es allzeit wider auff den Tact fünf oder siben Schritten komme, welche besondere Form sie Partidas nennen etc. Und obwol auch der Teutsche Tantz, wer ihn recht tantzen will, nach dem Tact

Tanz am Hofe Heinrichs III. von Frankreich (bei K. Storck, Der Tanz. S. 65). Abraham de Bosse, Der Ball. — Ebend. III. N. 1689.

Darstellung eines Fürstenballes im Haag von Jeroom Janssens gen. Le Danseur (Antwerpen 1624—93), Gemälde aus der Sammlung Heinr. Lempertz', versteigert in Köln 17./X. 1898. Es tanzt nur ein Paar. — Weitere ähnliche Gemälde zählt K. Woermann, Gesch. d. Malerei III, 495, auf.

Nicolas Lancret (1690—1743), Le Bal und le Moulinet (bei Storck a. a. O. S. 96, 97).

[1]) Stammbuch der jungen Gesellen (1617).

mufs und gehen soll, jedoch so hat er kein geschick, wenn man nit eins an der hand tantzend führt, das man hinnach schleppe, und wir Teutschen bey tisch nicht lange ohne Kandel und Wein oder Glafs in Händen sitzen mögen, also auch nit tantzen ohne Weib an der seiten, darumb auch solcher Tantz mehr ein gebandter und gezwungener als ein Feyrtantz und aber der Zeit ein verwürtes lauffen und strieten mehr als ein Tantz genennet werden solle.« (S. 1194.)

Es scheint also in Italien der Solotanz schon üblich, während in Deutschland noch der Tänzer seine Dame an der Hand führte.

In den besseren Bürgerkreisen waren die Tänze durchaus anständig. 1530 hatten allerdings Kaufleute in Danzig »einen nackenden tantz, so sie Adams und Evae genannt« aufgeführt, aber das war in Polen geschehen.[1]) Und die Tänze, von denen Zeiler weiter erzählt, sind doch nur für auserwählte Kreise zugänglich gewesen. Zeiler berichtet, dafs man zu Venedig und an vielen andern Orten kein Bedencken trage, Töchter von 15 Jahren gantz nackend tantzen zu lassen, welches sie von der grossen Dame de l'Isle d'Ayty, genannt Anacharna, erlernet hätten, welche damit die jungen Leuth entzündete, einen öffentlichen Tantz von 300 jungen Mägdlein, so gantz nackend, überaufs schön und in dem Alter, dafs sie solten verheyratet werden, angestellet hat«.[2])

Bei den Bauerntänzen ging es um so ausgelassener zu, wenn wir dem Pastor Florian Daule von Fürstenberg glauben dürfen, der den »Tantzteufel« verfafste. (Frankf. a. M. 1567; — im Theatrum diabolorum — Frkf. 1585.) Die Herren Pastoren waren übrigens nicht alle so streng, und mancher machte bei festlichen Gelegenheiten ein »Täntzlein« mit. Einem Geistlichen unter dem Kurfürsten von der Pfalz Friedrich III. (1559—76) hätte das aber doch beinahe seine Pfarre gekostet.[3])

[1]) Zeiler, Hdb. 437. — [2]) Ibid. — [3]) Exilium Melancholiae das ist Unlust-Vertreiber (Strafsburg 1643), S. 465, N. 5.



Crispin de Passe sc. (1617): Tanz. Im Stammbuch der jungen Gesellen (1617).

Im 17. Jahrhundert kamen die Quadrillentänze auf. Zwar erhielten sich noch lange Zeit die alten Formen, dafs ein oder einige wenige Paare, jedes für sich, die künstlichen Figuren ausführte, aber mehr und mehr wird es zur Gewohnheit, aus mehreren Paaren eine gemeinsame Gruppe zu bilden, die nun allein und gemeinsam die Tanzbewegungen vorführt. Merkwürdig erscheint es, dafs zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Männer mit dem Hute auf dem Kopfe zu tanzen pflegen. Neben der Gavotte und Sarabande wird dann das Menuett mit allen seinen Abarten in den Kreisen der Vornehmen beliebt. Im 18. Jahrhundert lernten die jungen Leute entweder deutsch oder englisch oder französisch tanzen.[1]) Französische Tänze sind der Courant (gewöhnlich die courante genannt), simple und figuré, das Menuett, das Passepied, Aimable Vainqueur, Charmant Vainqueur, Guastalla, Menuet d'Anjou, Menuet Allide, Le Contretems (ob das nicht der spätere Contredanse ist?)[2], Menuet figuré, Menuet en quatre, La princesse, die Bourrée, Rigaudon, Gavotte.[3]) Das Frauenzimmer-Lexikon von 1739 setzt hinzu noch »Rondeau, Sarabande, Allemande, Anglaise, Polonaise u. dgl., deren fast alle Monate in Frankreich neue erfunden werden«.[4])

Als englische (?) Tänze bezeichnet der Autor des Frauenzimmer-Lexikons den Schiefstanz, Leiertanz, Nonnentanz, Jalousietanz, Grofsvatertanz, Winktanz, Lichttanz, Hahnentanz, Reverenztanz u. s. w. Als Unterschied der englischen und französischen Tänze wird angeführt, dafs erstere »mit vielen Personen getanzet werden«.

Die Rundtänze scheinen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgekommen zu sein. Von diesen Gesellschaftstänzen wohl zu unterscheiden sind die Kunsttänze, die in den Balletts vorgeführt wurden. Die Balletts sind aller Wahrscheinlichkeit nach in Italien erfunden worden, wurden im 16. Jahrhundert in Frankreich bekannt und bald so beliebt, dafs selbst Könige wie Ludwig XIII. und Ludwig XIV. in seiner Jugend an ihnen sich beteiligten.[5]) Später jedoch überliefs man die Aufführung dieser Schauspiele lediglich geschulten Kunsttänzern.[6]) An den Fürstenhöfen erfreuten sich diese Schaustellungen im 17. und 18. Jahrhundert grofser Beliebtheit. (S. o. S. 349.)

Eine Art von Konzert veranstaltete 1643 in Nürnberg der Gymnasialdirektor Prof. Dr. Joh. Michael Dilherr.[7])

Weitere Kreise fanden ihre Unterhaltung bei der Aufführung der Schauspiele, die von Zeit zu Zeit durch Liebhaber aufgeführt wurden.[8])

---

[1]) Frauenzimmer-Lexikon von 1715 und von 1739 unter dem Worte Tanzen.

[2]) D'Aubat S. Flour, 100 contredanses en rond etc. Gand vers 1757.

[3]) Frz.-Lex. 1715, Sp. 1960.

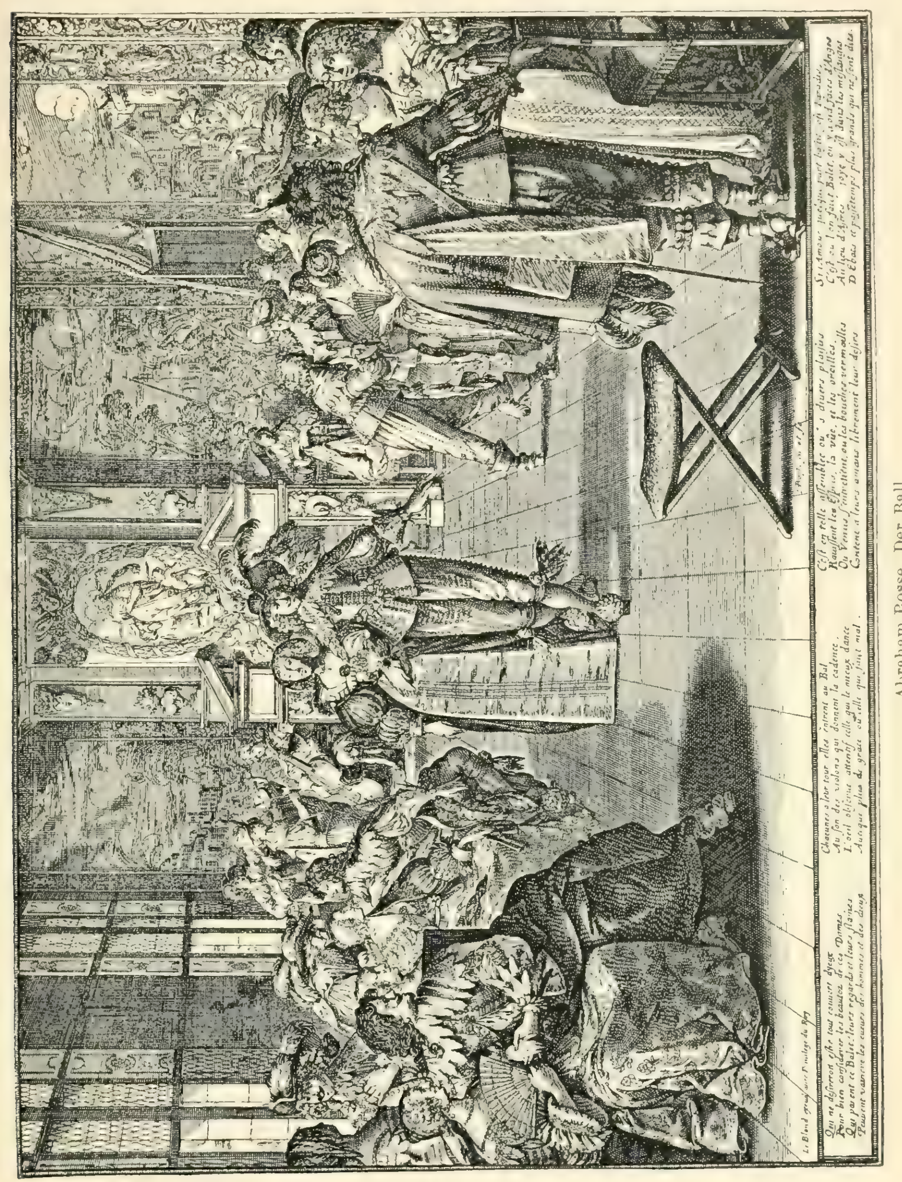
[4]) Frz.-Lex. 1739, Sp. 1597. — [5]) Ballets et Mascarades de cour de Henri IV à Louis XIII (1581—1652) recueillies et publiés . . . par M. P. Lacroix. Genève 1868. — Abb. von Balletts bei K. Storck, Der Tanz, (Bielef. u. Leipz. 1903) S. 74, 75, 76.

[6]) Der Tanz der Camargo, gemalt v. Nicolas Lancret, in der Galerie v. Sanssouci.

[7]) Kurios. IV. 365 ff.

[8]) Vgl. P. Lacroix, Sciences et belles lettres au moyen-âge et à l'époque de la renaissance (Paris 1877), S. 533 ff. — Über das Theater in Venedig vgl. P. G. Molmenti, La vie privée à Venise (Ven. 1882) 350 ff., 510 ff.

Das ausgehende Mittelalter hatte an den Passionsspielen Anteil genommen und über die oft genug mehr als derben Scherze der Fastnachtsspiele gelacht. Seit dem 16. Jahrhundert werden diese populären witzigen



Abraham Bosse, Der Ball.

Gelegenheitsstücke durch die von Gelehrsamkeit und Tugend erfüllten Schulkomödien abgelöst.[1]) Biblische Stoffe oder Motive aus der alten Mythologie, Geschichte u. s. w. wurden in lateinischer, später auch in

[1]) Raché, Die deutsche Schulkomödie. Lpz. 1891.

deutscher Sprache bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt. So spielte man in Köln am 1. Januar 1561 die Komödie Susanna[1]), und in Breslau wurde die Einweihung des neuen Elisabeth-Gymnasiums 1562 am 29. Jan. mit der Aufführung der »Comoedia von Cain und Abel« festlich gefeiert.[2])

Viel formvollendeter war die Darstellung der Berufsschauspieler. Paumgartner schreibt 1582 den 15. Dez., dafs er in Lucca in der Weihnachtszeit Komödien sehe, die bis »4 uhr inn die nacht«, d. h. bis 9 Uhr abends, dauern. Nach Weihnachten werden andere Schauspieler erwartet. In Frankfurt a. M. sieht er dann 1592 die englischen Komödianten[3]), die, wie bekannt, seit 1586 in Deutschland ihre Stücke aufführten. Er schreibt seiner Frau am 13. September unter anderm: »Die haben so ein herliche, guette musicha unnd sinnd sie so perfect mit springen, tantzen, deren gleichen ich noch nye gehoertt noch gesehen hab.« »Sind sonst ob 10 in 12 personen, khostlich und herrlich wol geklayded.« Sehr interessant ist, was Guarinonius über diese Schauspiele sagt. Er hat schon S. 213 »die Comoedien, Tragoedien und Schawspiel« erwähnt und fährt dann fort (S. 214): »Dergleichen schaw- und hörspiel seyn der Zeit in Teutschland zu finden und dern Comoedianten, wie ich selbst gesehen, aufs den Nider- und Engelländischen Stätten, so von eim ort zum andern herumbziehen und ire je lächrige bossen und gauckelspiel (doch ohne ungebür) umb das geld denen, so es zu sehen unnd hörn begeren, zimlicher massen, so viel man in Teutscher Sprach und geberden zuwegen bringen kan, verrichten, jenen bofsierlichen Schnackenreissern gleich, die fast in allen Stetten Welschlands, sonderlich zu Venedig, alle abend auff den plätzen ire Seiffenkugel und andere Sachen verkauffen und das Volk mit iren bossen etlich Stund allda auffhalten, zu Welsch die Ziarlatani (ciarlatani), von Ziärlare, genannt, das heist schwetzen, allda zwey, drey oder mehr person als etwan ein Magnificus oder Venedischer Burger, sonsten meister Pantalon, welcher der Herr, und Zane sein Knecht ire lustige bossen, gesprächen, geberden und dergleichen fürbringen, darob einer lachen mufs, es sey ihm lieb oder leid.« Dann gedenkt er der Theateraufführungen in den Jesuitenschulen.

Sehr merkwürdig ist ein Gemälde von Giles Tilborgh (Brüssel, 1625 — c. 1678), das eine Komödie unter freiem Himmel auf dem Marktplatze darstellt. Die Schauspieler haben eine niedere Bühne aufgeschlagen; spanische Wände ersetzen die Kulissen.

Eine Vorstellung von diesen italienischen Possenspielen gibt uns Jaques Callot in den Radierungen N. 626—629; Theaterszenen bietet er dann in den Blättern 629a—632.[4])

Die Entwicklung der Schauspielkunst bei den verschiedenen Völkern weiter zu verfolgen, kann nicht unsere Aufgabe sein.[5]) Es mag

---

[1]) Buch Weinsberg II. 117.

[2]) Nic. Pol, Hemerol.

[3]) Vgl. die Literatur bei Karl Goedeke Grundrifs[2] II. 543 ff.

[4]) Ed. Meaume, Jacques Callot. Paris 1860. S. 301 ff.

[5]) Paul Lacroix, XVII[me] Siècle. Institutions, Usages et Costumes (Paris 1880). Chap. XV. S. 489 ff. Besonders der Abbildungen wegen beachtenswert. — P. Lacroix. XVIII[me] Siècle. Institutions, Usages et Costumes (Paris 1875). Chap. XVI. S. 405 ff.

nur noch darauf hingewiesen werden, dafs die beste Schilderung der in Frankreich um den Beginn des 18. Jahrhunderts so beliebten italienischen Schäferspiele die Gemälde und Zeichnungen des grofsen Antoine Watteau uns zu geben vermögen.

Das Theater des Königs von Frankreich begann nach der Ordonnance vom November 1609 um 2 Uhr nachmittags, unter Ludwig XIII. um 3 Uhr, unter Ludwig XIV. um 5 Uhr. Im Jahre 1714 gingen die Herrschaften des französischen Hofes um 7 Uhr zur Komödie.[1])

Die Oper, entstanden in Italien gegen Ende des 16. Jahrhunderts, hatte nach Beendigung des Dreifsigjährigen Krieges auch in Frankreich und Deutschland, bald auch in allen andern Kulturländern Europas Eingang gefunden. Meist ist indessen die Pflege dieses Kunstzweiges an die Höfe gebunden, denen die Mittel zur Verfügung standen, so kostspielige Genüsse sich zu bereiten. (S. o. S. 351.) Das erste stehende Theater, das nicht von einem Fürstenhofe abhängt, ist das 1686 erbaute zu Hamburg. An dieser Stätte wurde auch die Oper mit Erfolg gepflegt.[2]) In Nürnberg wurde am 16. Juni 1628 »die erste Comödie gehalten im neuerbaueten Schauspielhause oder Theatro auf der Schütt bei dem Wildbad«. Die Erträge kamen dem H. Geist-Spitale zugute.[3])

An allen diesen Kunstgenüssen hatten indessen doch immerhin nur wenige Anteil. Dagegen gab es viel mehr zu sehen, wenn Seiltänzer und andere Künstler sich öffentlich produzierten. Das ganze Mittelalter hindurch hatten die fahrenden Leute mit ihren ganz anerkennenswerten Kunststücken die vornehme und die geringe Gesellschaft erfreut und erheitert.[4]) Jetzt kamen sie mit Vorliebe in die Städte, um da mit ihren Leistungen, zumal zur Zeit der grofsen Märkte, Geld zu verdienen. Da wurden künstlich dressierte Pferde vorgeführt[5]), Affen[6]) und Bären[7]) machten ihre Kunststücke[8]), Gaukler, Feuerfresser und Taschenspieler, Springer und Seiltänzer[9]) liefsen sich sehen und fanden bei dem keineswegs übersättigten Publikum Beifall und Anerkennung.[10]) Einige Kunststücke wurden da gezeigt, die heute kaum noch irgendwo zu sehen sein mögen; dahin gehören die Leistungen der Wasserspeier, von denen Abraham a Santa Clara (Etwas für Alle 954) zu erzählen weifs. Die

---

1) Alfr. Franklin, La vie privée d'autrefois. — Variétés gastronomiques (Paris 1891). S. 117.

2) Leben einer deutschen Frau etc. 165.

3) Kuriositäten V, 551. Vgl. F. E. Hysel, Das Theater in Nürnberg 1612—1863. Nürnb. 1863. — Cf. Kurios. X. 437.

4) Höf. Leben ²I. 564 ff.

5) Fischart, Praktik 7: wie ein Neapolitanisch pferd dantzt. — 28: Dantzend pferd zuo Neaples. — Ein Kunstreiter, Christian Müller — zu Nürnberg 1647. Kulturg. Bilderb. IV, N. 2228.

6) Affe. 1625. — Kulturg. Bilderb. III, N. 1658.

7) Hans Burckmair, Bärenführer — Ebend. II, N. 737.

8) Elefant 1629. — Ebend. III, N. 1658.

9) Palaestra Noribergensis cum Heuducci Funambuli miris spectaculis. Das Fechthaus in Nürnberg mit dem wunderbaren Seiltänzer 1652. J. A. Graff ad vivum delineavit et excudit. — S. Kulturg. Bilderb. IV, N. 2257.

10) Leben einer deutschen Frau. 166 ff.

Leute schluckten Wasser und liefsen dann allerlei Wein, Branntwein, wohlriechende Wasser aus ihrem Munde sprudeln. Ein berühmter Künstler dieses Faches war Blasio Manfredo von Nobe, ein Malteser, der sich 1650 in Memmingen produzierte.[1] Eine Ankündigung seiner Vorstellungen und ein Porträt des Künstlers ist in Hirths Kulturg. Bilderbuch V, N. 2643, 2644 mitgeteilt.[2] Aber Manfred war wohl der berühmteste, jedoch keineswegs der einzige Vertreter dieses Faches. In dem »grossen Schauplatz Lust- und Lehrreicher Geschichte«, Frkf. 1664, T. VI, S. 95, werden noch ein Weib in den Niederlanden und ein Wallone als Meister gepriesen. Ein Künstler, der durch viele Reifen einen Sprung zu machen versteht — etwa den Fafsspringern unserer Schaubühnen zu vergleichen[3] — zeigte sich den Schaulustigen.

Gab es auch nicht alle Tage etwas Neues zu sehen, so fehlte es doch hin und wieder auch nicht ganz an abwechselnden Schaustellungen.

Für gewöhnlich jedoch waren die Leute der früheren Jahrhunderte darauf angewiesen, selbst dafür zu sorgen, dafs sie die Stunden der Ruhe, die ihnen nach Besorgung ihres Tagewerkes übrigblieben, in einer ihnen zusagenden Weise verbrachten.[4] Schon früher ist darauf hingewiesen worden, dafs man von alters her darauf Gewicht legte, den Kindern Musikunterricht erteilen zu lassen.[5] (S. o. S. 204.) Die Hausmusik spielt deshalb eine so grofse Rolle, weil sie hauptsächlich bestimmt war, für die Unterhaltung der ganzen Familie und im Notfalle auch der Freunde zu sorgen. Man liebt es zu singen; nicht blofs einzelne Familienglieder gaben ihre Lieder zum besten[6], sondern auch der mehrstimmige und Chorgesang wurde gepflegt.[7] Zur Begleitung, wenn man ihrer bedurfte, wurde die Laute, die Guitarre geschlagen. Oder eine ganze Ge-

[1]) M. Zeiler, Hdb III. 194. — John Elliot Hodgkin hat in seinen »Rariora« (London o. J. [1902]) I ein Porträt des Künstlers nach Wenzel Hollar gebracht (Taf. z. S. 46). Er nennt ihn Blasius de Manfre. Sein Schüler war Florian Marchand »le Grand Boyeur de Tours«. Um 1680 tritt dann in Nürnberg auf Filippo Giuliano Do. Scoto Romano.

[2]) Vgl. Darstellung des Artisten Filippo Giulio Scotto. Th. Hirschmann fec.

[3]) Kunstg. Bilderb. III, N. 1452, aus den Trois dialogues de l'exercice de sauter et voltiger en l'air par Arcange Tuccaro. Paris 1599.

Sonst waren allerlei Mifsgeburten zu sehen: H. Burgkmair 1516. Kulturg. Bilderb. II, N. 599. — Das Wunderkind Margarete Weifs (geb. 1539). Ebend. II, N. 981. — Der Wundermann Karl Kaltenbrunn 1566. Ebend. II, N. 1099. — Bärtige Frauen, wie Helena Antonia von Lüttich. — Ihr Porträt gest. von Dom. Custodis. Ebend. III, N. 1463. — Vgl. auch (Vulpius) Kurios. I. 64, 572; II. 383. — Auch unglückliche Krüppel liefsen sich für Geld sehen. — Kurios. III. 374 ff.; IV. 188, 550 ff.

[4]) Belustigung vor das honette Frauenzimmer und Junggesellen, zum anmuthigen Zeit-Vertreib, bey zulassiger Compagnie, vor artigen Schertz-Fragen und nachdencklicher Antwort, seltzamen Hof-Streichen und klugen auserlesenen Lehr-Sprüchen, o. O. 1715.

[5]) Der junge Gargantua spielt die Laute, das Spinett, die Harfe, die deutsche Querpfeife, die polnische Sackpfeife, »den Braunschweiger Hermele, die sie in die Ärmel stecken«, die Zither, Zinke, Trompete, neunlöchrige Flöte, Geige, Hackebrett und Sackebutte. Fischart, Geschichts-Klitt. 277. — Vgl. Guarinonius, S. 1226.

[6]) »Bergreyen, Bremberger, Vilanellen und Winnebergische Reuterliedlin.« Fischart a. a. O. 277.

[7]) Vier- und fünfstimmig, Motetten. — Ebend. 290.

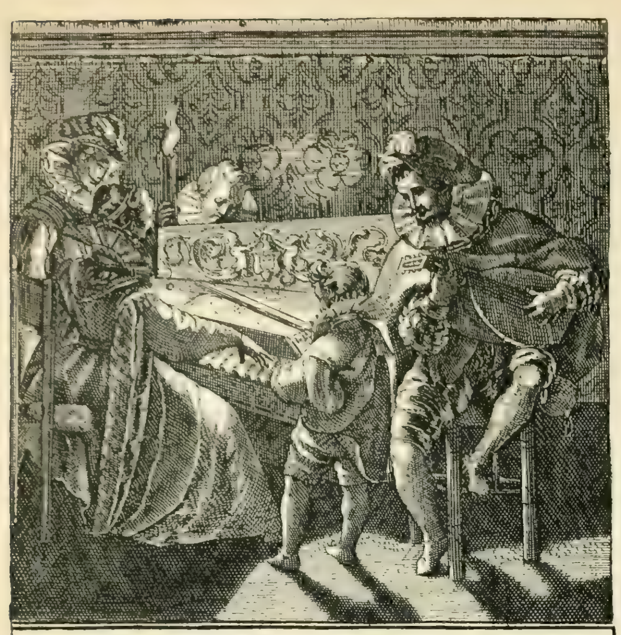
sellschaft führt ein Musikstück mit Instrumenten auf: eine Dame spielt das Clavicymbalum, eine andere bläst die Flöte; dazu kommen dann die Saiteninstrumente von der Violine bis zur gewaltigen Bafsgeige. Die Gesellschaftslieder spielen im 16., 17., 18. Jahrhundert eine recht bedeutende Rolle;



A. van Dyk, Violinspielerin. Maria Ruthwen. (München, Alte Pinakothek.)

nicht alle sind unverfänglich und sauber, aber die Mehrzahl kann man sich doch auch als von anständigen Frauen gesungen denken.[1])

[1]) Jan Vermeer, Dame am Spinett (London, National Gallery) und Dame mit dem Musiklehrer (Windsor). — Gerh. Terborch, eine Dame spielt das Spinett, die andere das Violoncell (Berlin, Gem.-Galerie). — G. Terborch, eine Dame begleitet auf der Laute den Gesang eines Herrn (London, Nat.-Gall.). — David Teniers d. J., der Meister spielt das Violoncell, Frau und Kind singen dazu (Berlin, Gem.-Galerie). Vgl. auch oben S. 270 und 345. — Musikalische Unterhaltungen der Studenten abgeb. im Speculum Cornelianum (Strafsb. 1618) S. 8, 9, 22, 71, 84.



Theodor de Bry, Emblemata secularia. (Oppenh. 1611.)

Dafs die alten Brettspiele[1]), Schach[2]), Dame[3]), Puff[4]) beliebt blieben, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.[5]) Das Kartenspiel aber erfreute sich in allen Kreisen des allergröfsten[6]) Ansehens. Mit Karten und Würfeln konnte man sein Vermögen vergeuden. B. Paumgartner schreibt seiner Frau (1594, 29. VIII. — S. 245), dafs in dem Wildbade bei Lucca stark gespielt werde und dafs man da leicht 500—600 Kronen verlieren könne. (Vgl. o. S. 217.)

Wie im 15. Jahrhundert das Karnöffelspiel[7]), ist im 16. das Flüssen beliebt, später gegen den Anfang des 18. erfreuen sich die Spiele Piquet, Mariage vor allem aber L'Hombre[8]) und Bassette[9]) der weitesten Verbreitung.

Harmloser waren die Gesellschaftsspiele.[10]) Würfel sind für das Gansen erforderlich. Phil. Hainhofer lernte es auf seiner pommerischen

[1]) D. Souterius, Palamedes sive de tabula lusoria, alea et variis ludis. Lugd. Batav. 1622. — P. Justus, De Alea, Amsterd. 1642.

[2]) Lukas van Leyden, Schachpartie, mit zahlreichen Zuschauern. (Berlin, Gemälde-Galerie.) — Th. Actius, De ludo Scacchorum. Pisauri 1583.

M. H. Vida, Opera (darin Scacchia ludus) Lugd. 1548. — Il giuoco degli scacchi di Rui Lopez, Spagnuolo, nuovamente tradotto in lingua italiana da G. D. Tarsia, Venez. 1584. — G. Greco, Le jeu des éschecz. Trad. de l'italien. Par. 1689, 1714. — Ph. Stamma, Essai sur le jeu des éschecs — à la Haye. 1742.

[3]) Thomas v. der Wilt. (Berlin, a. a. O.)

[4]) Jean Steen, Streit beim Spiel. (Berlin, a. a. O.)

[5]) Buch Weinsberg, I. 131. Brettspiel, Kartenspiel. — Guarinonius, S. 1228.

[6]) Buch Weinsberg, II. 41: Den nachmittag spilten wir in der Karten. — Fischart, Geschichtsklitt. — Neudr. 258: Ein hauffen Welscher wolgepepter glatter Karten, Pragischer Würffel und die Schantzen vom Prettspiel.

[7]) Vgl. über das Karnöffelspiel (Vulpius) Kuriositäten X. 570.

[8]) Schwetscke, Geschichte des L'Hombre. Halle 1863.

[9]) S. o. S. 354.

[10]) La maison des jeux académiques, contenant un recueil général de tous les jeux divertissans pour se rejouir et passer le temps agréablement. Paris 1668. — Académie universelle des jeux, contenant les règles des jeux de quadrille, de quintille, de l'hombre à tros, du piquet, du réversis, des échecs du trictrac et de tous les autres

Reise kennen und schildert es »das man Gansen haisset und der gewinnet, der das beste gleich würfft, und nit ist als wie das rechte Ganſsspiel, das man in das Würthshauſs, in Brunnen, in Tod etc. und dergleichen fähret, als wie es in Kupfer gestochen und in Italien under den Studenten im Wünter nach dem Essen, ehe sie studieren oder schlafen gehn, gar gemein ist; sondern dises Spil vergleicht sich etlicher massen mit dem passadiere«.[1]) Ein anderes Spiel, ähnlicher dem Gansspiel, heiſst die Hölle, in Pommern »die ungetreuen Nachbarn« und wird mit Karten gespielt.[2])

Fischart zählt gegen 600 verschiedene Gesellschaftsspiele auf, unter denen sich auch das heute noch bei den Kindern beliebte »der Bauer schickt den Jockel aufs« findet.[3]) Andere waren nur im Freien zu treiben.[4])

Des Ringspieles gedenkt Hermann von Weinsberg. Als er 1553 der Pest wegen von Köln nach Neuſs mit seiner Familie geflohen war, berichtet er: »Wir hatten auch ein bogel (Ringspiel) und Krotz (die Stange zum Ringspiel) laissen machen und spilten bogel.«[5]) Das Kegelspiel aber ist dem sonst für Leibesübungen so sehr eingenommenen Arzte Hippolyt Guarinonius verhaſst.[6]) (S. o. die Abb. S. 260.)

Er gibt uns einen sehr beachtenswerten Überblick über die Spiele und Unterhaltungen der verschiedenen Lebensalter. Der Knabe hat sein Steckenpferd, das Mädchen ihre Puppen. Dann werden die Schulbuben zu Spaziergängen geführt und haben dabei die Ruten zu schneiden und zu binden, die bei der damaligen Schuldisziplin unbedingt nötig waren (virgatum ire). Die jungen Ritter bereiten sich für Turniere und Rennen vor, üben sich im Fechten; die älteren drechseln, treiben Goldschmiedarbeit, malen. Für die kräftige Jugendzeit, d. h. zwischen 20 bis 31 oder 34 Jahren, gehört sich bei Leuten des Adelstandes neben dem Turniere, Fechten, Ringen, Rossetummeln, Ballschlagen, Eisenstangenwerfen, die Jagd, das Bergsteigen. Für die bürgerliche Jugend das Fechten, Graben- und Mantelspringen, Ringen, Bürdentragen, Holzhacken, Dreschen, Steinwerfen, Bergsteigen. Für das abnehmende Alter paſst dann vieles Reiten, lange Spaziergänge, niedere Berge zu besteigen, Kegeln, Baizen, Fischen, Gartenbauen, Malen, Drechseln, Bildschnitzen.[7])

---

jeux. Paris 1737. — La plus nouvelle académie universelle des jeux, ou divertissemens innocens, contenant les règles des jeux de cartes permis, du billard, de la courte paume, de la longue paume, du trictrac, du toc, des échecs etc. Amsterd. 1752. — (Soumille de Villeneuve — lez — Avignon.) Le grand trictrac . . . Avignon 1756. — E. Hoyle and Th. Osborne, The games of whist, quadrille, piquet, chess and back-gammon complete. London c. 1750. — Anweisung zum Klabriasspiel in ›Kort en grondig onderwijs van het alom vermaard en vermakelijk Voltespel. . . . Amsterd. 1751.

[1]) Balt. Studien II. 2. S. 49.

[2]) Ebend. S. 102. — Vgl. auch Wesenigk, Das Spielsüchtige Polysigma der Bösen Spiel-Sieben, d. i. Spielschande, Spielschertze, Spielschläge, Spielsprüche, Spielstraffen u. s. w. . . . Dresden 1702.

[3]) Fischart, Geschichtskl. 250.

[4]) Ebend. 270.

[5]) Buch Weinsberg II. 41.

[6]) S. 1215. — [7]) S. 1181.

Dann geht er auf die einzelnen Spiele näher ein, sie ausführlich schildernd. Da ist das Ritterspiel, bei dem es aufs Laufen ankommt. Darauf bespricht er die Sprünge: den Rückensprung, den Achsel- oder Hauptsprung, den Mantelsprung, den Graben- oder Bodensprung, den Luftsprung, »die rundt Fecht- und Tantzsprung«.[1]) Die Erwähnung der Ringkunst gibt ihm Anlafs, den Nikolaus Freiherrn von Firmian als vorzüglichen Ringer zu rühmen.[2]) Im Fechten sind noch immer die Italiener Meister; auch jener Freiherr von Firmian hatte bei einem italienischen Fechtmeister Silvius Piccolomini seine Kunst erlernt.[3]) In Deutschland gab es zwei Fechtschulen von Bedeutung, die der Marxbrüder zu Frankfurt a. M. und die der Federfechter zu Prag.[4]) Beide hatten das Recht, Kunstfechter zu Meistern des langen Schwertes zu ernennen.[5]) Nachdem Guarinonius noch das Fufsturnier besprochen[6]), preist er den Nutzen des Bergsteigens. Er selbst mufs ein vortrefflicher Fufsgänger gewesen sein, denn er erwähnt, dafs er im Jahre 1606 oder 1607 im August von Hall um 5 Uhr abends aufgebrochen ins Voldertal bis zum Stift Almen gegangen sei; am nächsten Tage besuchte er den Wattensee und kehrte über Watten in seinen Wohnort zurück.[7])

Eine besondere Vorliebe hat er für das Ballspiel, dessen verschiedene Arten er genau schildert. Da ist zunächst das kleine Ball- oder das Rakettenspiel. Man kann übrigens statt des Raketts auch einen Pantoffel oder Schuh, einen Becher oder ein Glas nehmen. Es entspricht wohl im allgemeinen dem Federballspiel, pafst zumal für die Jugend zwischen 14 und 31 Jahren und wird in den mit Ziegeln gepflasterten Ballhäusern in Italien wie in Deutschland von Fürsten gern geübt.[8]) Von den Ballhäusern ist schon oben gesprochen worden.

Dann kommt das Spiel mit dem gröfseren ledernen Ball, den man mit der Hand schlägt; aber es pafst in Italien und auch in Deutschland mehr für Handwerker als für vornehme Leute, da es eine nicht zu zarte Hand erfordert.[9])

In Böhmen und speziell in Prag ist dann ein Ballspiel beliebt, das besonders die Polen und Schlesier meisterhaft spielen, das jedoch an anderen Orten gar nicht bekannt ist. Zwei Parteien: eine die mit vier Werkschuh langen, am Hefte dünneren Stöcken den Ball schlägt, die andere, die ihn zu fangen hat. Gelingt ihr das, so gewinnt sie das Recht, jetzt den Ball zu schlagen.[10])

---

[1]) S. 1187—89. Vgl. Fischart, Geschichtskl. S. 281.

[2]) S. 1190—91.

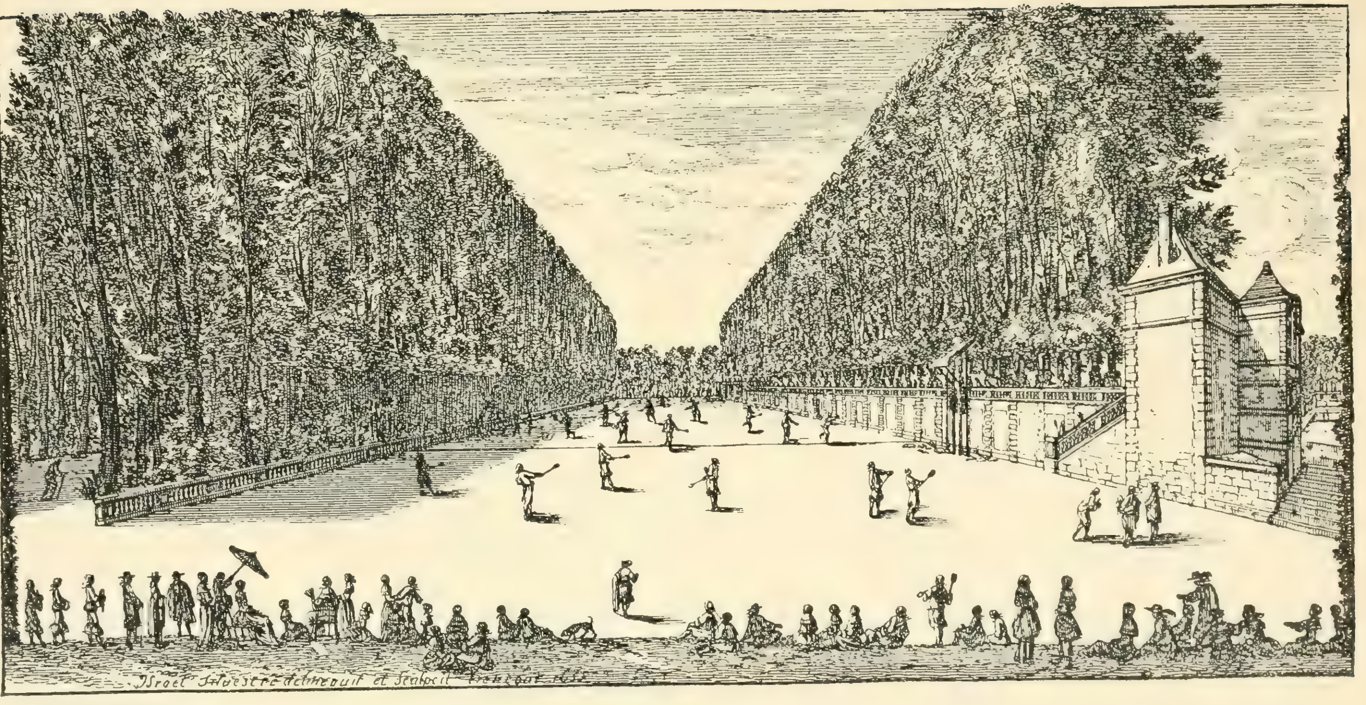
[3]) S. 1197.

[4]) S. 1253 nennt G. neben diesen beiden Fechterschulen noch die Lukasbrüder. Er selbst ist »zu Prag von einem namhaften Federfechter, so man das klein Schlosserle nennet in Rappier und Dolch zimblich unterricht« worden (S. 1255). — Virgil Solis, Fechtschule. — Kulturg. Bilderb. II, N. 895.

[5]) M. Zeiller, Hdb. II. 58.

[6]) S. 1195. — Fufsturnier in München 1654, gest. v. Matth. Küssel. Kulturg. Bilderb. V, N. 2557—62.

[7]) S. 1206. — [8]) S. 1209. Abgeb. im Speculum Cornelianum (1618) S. 4. — [9]) S. 1210. — [10]) S. o. S. 96.



Israel Silvestre sc.

Jeu de longue paume.

Das Spiel mit dem weichen, apfelgrofsen Ball[1]), das Grubenball spiel[2]), kommt dann an die Reihe, das Ballschlagen mit dem kleinen, quittengrofsen, aufgeblasenen Lederball, zu dem man sich der Holzpritsche bedient[3]), darauf das Schlagen des grofsen, harten, mit Messingspritzen aufgeblasenen Ballons. Dazu ist ein hölzerner Hand- oder Armharnisch erforderlich. Der Ball kann auch mit dem Fufse geschleudert werden.[4])

Das Palmey- oder Palemeyspiel entspricht dem französischen Mail, das bis in die Zeit Ludwigs XIV. sehr[5]) beliebt war. Auf einer langen, wohl mit Sand bestreuten Bahn wurde die Holzkugel mit einer Art Hammer — der hiefs eigentlich Palemey — fortgetrieben. Wer zuerst das Ziel erreichte, den Ball durch ein kleines Drahttor brachte, hatte gewonnen. Pallmall in London und die Palmaille in Altona haben von diesem Spiele ihren Namen. (Vgl. S. 379.) Nicht ungefährlich war es, wenn die Kugel, ungeschickt geschlagen, einen Menschen traf; in Trient wurde so ein kleiner Knabe getötet.[6])

Für vornehme Damen eignet sich ganz besonders das Federballspiel. Geschlagen wird der mit zwei, drei und mehr Federn gezierte Kegel nicht mit dem Rakett, sondern mit einer Pritsche.[7])

Dann kommt das Steinwerfen aus der Hand und mit der Schleuder, das Werfen mit Messer und Dolch nach der Scheibe. Die böhmischen Schmäräken sind geübt, mit dem Beil oder spitzen Hacken das kleinste Ziel zu treffen[8]), und werden dadurch den Reisenden in den Wäldern gefährlich.[9])

Man wirft mit schweren steinernen, messingnen, stählernen Platten. Vor 50 oder 60 Jahren, also etwa um 1550, sollen, wie Guarinonius erwähnt, die Bergknappen von Schwaz silberne Platten gebraucht haben. Es kommt darauf an, die in der Mitte durchlöcherte Platte so geschickt zu werfen, dafs sie auf dem am Ziel aufgestellten Eisen haften bleibt.

Der Wurf mit dem Eisenstabe ist gleichfalls sehr muskelstärkend. Wer am weitesten ihn zu schleudern vermochte, der war der Sieger.

Das Tafelschiefsen wird mit talergrofsen, etwa einen Finger dicken Platten, die man Steine nennt, gespielt. Man hat dazu eine 22 bis 24 Fufs lange, einen Fufs breite Tafel und sucht durch geschicktes Schnellen die Steine der Gegner herabzuschiefsen. Dazu wird wacker getrunken.[10])

---

[1]) S. 1211.

[2]) S. 1212.

[3]) S. 1212.

[4]) S. 1213.

[5]) Vgl. die Abb. von Israel Silvestre, Jeu de longue paume. — Kulturg. Bilderbuch V, N. 2574.

[6]) S. 1213.

[7]) Ebend. 1213.

[8]) Fischart, Geschichtskl. 312: als hett er das Beihelschracken von den Böhmischen Holtzbauern gelernet.

[9]) S. 1214.

[10]) Barth. Sastrow. II. 89: das Marggrave Albrecht .... auff der Pilckentaffelen schussen.

Im Schiefswerder zu Breslau wird, ich glaube noch heute, dies Spiel, das hier Belltafel heifst, gepflegt.

Das Schwimmen empfiehlt der alte Arzt ganz besonders (S. 1216); aber auch das Baizen, die Falkenjagd, das Fischen, überhaupt die Freuden der Jagd. Cyriacus Spangenberg hat einen Jagdteufel (Theatrum diabol. Fol. CCLXXXVII[a]) verfafst, in dem er die Schädlichkeit der Jagd zumal für den Bauernstand lang und ausführlich schildert, den Wildschaden bespricht, die schnöde Behandlung der Bauern und der barbarischen Jagdgesetze gedenkt. »Es ist zwar nicht sehr lang (Anno 1557, ist mir recht), das der hochwirdige Vatter (Gott verzeihe mirs), der Erzbischof von Saltzburg einen Bauwren der Jagt halber hat in eines Hirschen haut vermachen und also hetzen lassen.« (Fol. CCCIII[a 1].) Dabei versäumen die Jäger die Kirche oder begnügen sich mit einer kurzen Andacht, »wie man solches Schnappenwerck im Bapstthumb Jäger Messen genennet hat«. (Fol. CCXCVIII[b].) Dabei wird gotteslästerlich geflucht (Fol. CCXCVI[b]) und Anlafs zur Unzucht gefunden. »Das aber auff Jagten offt und viel solche schanden begangen werden, zeigen auch zum theil die unverschempten und unzüchtigen Lieder, als da sind: ‚Es reit ein Jäger hetzen aufs etc.‘ Item ‚Es wolt ein Jäger jagen, jagen für jenem holtz‘ etc. und dergleichen mehr, so eins theils noch unflätiger seind.« (Fol. CCCIX[a].) Und trotz alledem »man findt auch wol unter den Evangelischen Predigern, die hertzlich gern und willig mit ihren Herren und Junckern auff die Jagten ziehen.« (Fol. CCXCIX[b].[2])

Bei den fürstlichen Jagden gab es, wie Hainhofer uns mitteilt, Schirme und Pirschbüchsen auf Gabeln. An einem Vormittage 1617 erlegt der Herzog von Pommern 36 Hirsche, 27 Stück Wild, 21 Wildkälber, 3 Rehe, 1 Schwein, 2 Frischlinge; Summa 90 Stück Wild.[3]) Das Wild wird gewogen; wer gegen das Jagdzeremoniell gefrevelt, mufs »über den Hirsch« und bekommt Schläge. Abends wird bei Windlichtern die Curée für die Hunde veranstaltet.[4]) Die Herzogin mit ihren Jungfrauen hat den Gemahl begleitet und vertreibt sich, im Grase sitzend, bis zum Beginn der Jagd die Zeit mit Handarbeiten.[5])

---

[1]) Fischart, Geschichtsklitt. 371: wie wol difs stücklin auch wol ein weidmännischer Bischoff zu Saltzburg mit einer Hirschhaut gekonnt hat, wan er mit den Wildschützen des Aktaeons spilet.

[2]) Über die Jagd im Mittelalter vgl. Höf. Leben [2]I. 448 ff. und Deutsches Leben etc. 521 ff.

[3]) Ph. Hainhofer, Reisetagebuch von 1617. — Balt. Studien II. 2, 53 ff.

[4]) Ebend. 69 ff.

[5]) Ebend. 57.

Abbildungen: Jagdbilder im Weifskunig (m. Ausg.) S. 91, 93, 95, 98.

Lukas Cranach, Parforcejagd. — Kulturg. Bilderb. II, N. 614.

Jost Amman, Jagdbuch (Frankf. 1582). — Ebend. III, N. 1341—64.

David Vinckenboons, Jagden (1587). — Ebend. III, N. 1500—1503.

Jagdbilder von P. P. Rubens (1577—1640), von Franz Snijders (1579—1657), von Karl Borromäus Ruthart (c. 1650 bis c. 1680), von Joh. Elias Ridinger (geb. in Ulm 1698, gest. in Augsburg 1767). — Als Hundemaler ist berühmt Jean Baptiste Oudry (1686—1755). — Die Jagdbeute stellen dar Jan Fyt (1611—61), Jan Baptist Weenix 1622—64) und sein Sohn Jan (1640—1719).

Mit welcher Leidenschaft im 16. und 18. Jahrhundert an den Höfen, nicht allein Deutschlands, die Jagd betrieben wurde, das ist ja bekannt. Auch die Damen nahmen an diesem Vergnügen gern Anteil und legten dann einen besonderen Jagdanzug an; den langen Männerrock zogen sie über die Mieder ihrer Kleider, und auf das Haupt setzten sie den dreieckigen Hut, so dafs sie, abgesehen von dem bis zu den Füfsen reichenden Weiberrock, von weitem wenigstens wie die Männer aussahen. (S. o. S. 357.)

Ein Laster, das im Mittelalter wie in der späteren Zeit sehr verbreitet war, das Schwören und Fluchen, wurde auch vergeblich von der Kirche wie von der weltlichen Obrigkeit bekämpft.[1]) Es ist ja ganz gleich, ob man bei Gottes (Botz, Potz), Laus, Lunge, Darm u. s. w. schwört, die Lästerung bleibt dieselbe.[2]) Dahin gehört auch Ulrich, Graf von Württemberg-Mümpelgard (c. 1468), »den man wegen seines gewöhnlichen fluches Gotz Niefswurtz nannte«.[3]) Selbst die Kinder lernen früh gotteslästerlich fluchen. In dem Fluchteufel klagt der Verfasser[4]) (Fol. CCXLIII^b^), »dafs auch die jungen Kinder, als mit dem Abc bald von der Wiegen an damit auffgewachsen und vielfertiger und geleufftiger seyn in mancherley art und weifs zu fluchen als in den Artickeln des glaubens und Vatter unser oder Gebet, an welches statt die Gotteslesterung getretten und kommen ist«. Bartholomäus Ringwalt läfst einen Junker sich äufsern: »Potz leiden, Herrgott Sacrament Creutz Wunden Marter Element War stets mein sprichwort und gebet, Alsbald ich nur den Mund auffthet.«[5]) Besonders bei den Jagden wurde arg geflucht. Man hörts zwar auch wol, wenn sie auff den Jagten gewesen und gefragt werden, wie es geschlaunet, dafs sie mit grosser Gottlesterung antworten und (Gott verzeihe mir, dafs ichs inen nachrede) etwa sagen: ‚Hörstu, wir hetten, oder der Teuffel füre mich hinweg, summer Gotts Wunden, schöne Stück für dem Garn und liefs sich so, marter leiden, wol an, wenn die Herrgotts Sacrament schand Bauren sich recht hetten darein schicken wöllen, dafs sie die Hand Gottes rür (— d. h. der Schlag treffe —), aller Elements Böfswicht hinein etc.‘«[6])

Das Fluchen und Schwören ist eine schlechte Angewohnheit; die Leute dachten nichts Böses dabei, sprachen gedankenlos die ihnen geläufigen volltönenden Redensarten, wie noch im 18. Jahrhundert Christian Reuter seinen Schelmuffsky bei jeder Gelegenheit sein »Hol mich

---

Franz van der Meulen, Hirschjagd zur Zeit Ludwigs XIV. — Ebend. V, N. 2616 bis 2617.

Vgl. E. Tappius, Waidwerk u. Federspill. Strafsburg 1542. (Neudruck.) — Fr. Pomay, Ein sehr artig Büchlein von dem Weydwerck u. der Falcknerey. (Franz. Lyon 1671) m. Holzschn. v. Jost Amman. (Neudruck) s. oben.

[1]) Z. B. Edikt gegen das Zutrinken, Hurerei und Schwören. Frankfurt 1530. März 27. (Wolfg. Königsteins Tagebuch.) — Vgl. Joh. Ludw. Hartmann. Fluch-Spiegel Wider das abscheuliche Gottslästern, Verfluchen und Uebelwünschen .... Nürnb. 1672.

[2]) Deutsches Leben im 14. und 15. Jhdt., S. 59 u. 281.

[3]) C. Spangenberg, Henneb. Chron. 160.

[4]) Andreas Musculus (1514—1581).

[5]) Trewer Eckart. — Frkf. a. a. O. 1592 ohne Paginierung. G. ij^b^.

[6]) Jagdteufel Fol. CCXCVj^b^.

der Tebel« anbringen läfst. Im Grunde genommen, hat es mit den Flüchen so wenig etwas auf sich als mit anderen Gewohnheitsredensarten. So erzählt Cyriacus Spangenberg in seiner Hennebergischen Chronik (S. 168) von dem Grafen Barthold XIX. v. H. († 1549): »Dieser Grafe B. hette eine weise und gewonheit, dafs Er uber das dritte oder vierde wort inn seinen reden mit einmischet und immer wieder holete die wort, ‚wie sich das gebüret'.«

Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nehmen nun auch die Zweikämpfe überhand. Mit den gerichtlichen Zweikämpfen der alten Zeit haben diese Duelle gar nichts gemein. Bei denen handelte es sich immer um eine schwer zu erweisende Rechtsfrage, die durch das gesetzlich anerkannte Gottesgericht in Gegenwart der zuständigen Richter entschieden werden sollte; bei den Duellen gilt es, eine Beleidigung, eine Verletzung der persönlichen Ehre zu rächen; von einem Gottesgericht, das den Schuldigen unzweifelhaft bestrafen, den Gekränkten als Sieger hervorgehen lassen mufs, ist nicht mehr die Rede. Bei den romanischen Völkern ist, wie es scheint, das Duell zuerst zur Sitte geworden. Durch die Spanier und von Franzosen wurde es dann in Deutschland eingeführt und fand da, wie alles Fremde, begeisterte Aufnahme. Aber erst im 17. Jahrhundert, in Frankreich zur Zeit Ludwigs XIII. und XIV., nimmt die Duellsucht gröfsere Dimensionen an, so dafs die Regierungen mit den allerstrengsten Strafen einschreiten mufsten. In Deutschland war während des grofsen Krieges und in der Folgezeit das Duell allgemein üblich. Um der geringfügigsten Ursachen willen, weil ein Raufbold, ein Schnarcher[1]) (in Frankreich hiefs er Ronfleur) Händel suchte, wurden die Degen gezogen; die Freunde und Sekundanten[2]) nahmen an dem Gefechte teil, und so blieben oft mehrere auf dem Platze. Fechten hatte ja jedermann gelernt; nun, da diese Art, seine Ehre zu verteidigen, in den oberen Gesellschaftsklassen Sitte geworden war, konnte er auch den Nutzen einer guten Schule praktisch kennen lernen. Die studierende Jugend und die Leute mit akademischer Bildung, der Adel[3]) und der Offiziersstand nahmen das Recht des Zweikampfes für sich ausschliefslich in Anspruch. Auf diese Kreise beschränkt sich auch das Unheil, das die Duelle zur Folge haben. In zahllosen Familienchroniken lesen wir, dafs bei Festmahlen, bei Hochzeiten u. dergl. die berauschten Gäste schliefslich zu den Waffen gegriffen haben und dafs mehrere tot auf dem Platze geblieben sind.

In dem Anekdotenbuch, das 1715 zu Freiburg unter dem Namen »Eulenspiegelischer Mercurius« erschien, wird S. 295 von einem Duell eines jungen Grafen Dohna und eines Herrn von der Myle berichtet. Dasselbe fand im Gravenhaag auf der »Mallie-Bahn« nachts bei Fackel-

---

[1]) Moscherosch a. a. O. 356.

[2]) H. M. Moscherosch, Ges. des Philanders v. S., hgg. v. Felix Bobertag. Berl u. Stuttg. o. J. — S. 33. »Deren dieser einer von einem ehrlosen Wälschen, à ville Juiffe in einem Kampff als Second (Mittmann) eines Dänischen von Adel Crabbé in die Brust gestossen etc.«

[3]) Ein französisches Duell unter Adligen. Ebend. S. 71.

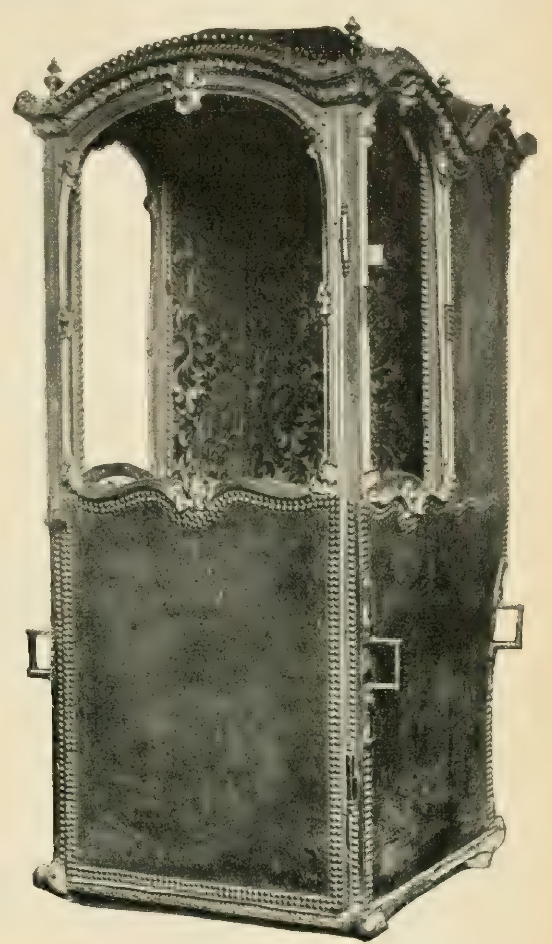
beleuchtung statt; 24 Spielleute begleiteten mit Musik den Zweikampf. Jede Partei hatte drei Sekundanten; ob sie an dem Kampfe sich beteiligten, ist nicht zu ersehen. V. der Myle, der Letzte seines Geschlechtes, wird erstochen. In dem genannten Buche werden noch manche interessante Duellgeschichten erzählt. So soll ein deutscher Edelmann, der ein trefflicher Fechter war, den französischen Hoffechtmeister Ludwigs XIII. absichtlich beleidigt und herausgefordert haben. Der Fechtmeister erlegt, da der Deutsche ihn warten läfst, zum Zeitvertreib zwei andere Kavaliere, die auch ihre Gegner erwarten, und wird dann von dem Deutschen erstochen. Der französische König will ihn zum Hoffechtmeister machen, doch zieht er es vor, über die Grenze zu flüchten. »Weit davon ist gut für den Schufs« (S. 301).

Für den Edelmann war immer die Waffenübung geboten gewesen, und während des ganzen Mittelalters hatte man ihr schon aus Rücksichten der Notwendigkeit seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet. Sobald eine Anzahl Ritter freundschaftlich zusammenkamen, suchte man in Waffenspielen seine Kraft zu messen. Auch im 17. Jahrhundert wird dem »Reiten, Rossetumblen, Ringelrennen, Turnieren, Quintanstechen« noch eine grofse Bedeutung beigelegt, wenn auch Guarinonius ausdrücklich spricht von »Scharpffturnieren, das gleich wol zu denen unsern zeiten, Gott lob, abgekommen .... dann wer die darzu gehörigen Rüstungen und sonderlich die Turnierstangen, so eines starcken Mannes Fufs dicke haben, ansicht, der kan leicht spüren, dafs Mann und Rofs zu Grund gehen und der grossen Gefahren erwarten müssen« (S. 1221). Die Besprechung von »Wagen- und Karren-, Sänfften-, Sessel-, Schlitten- und Schiffahrt« (S. 1223) gibt Guarinonius Gelegenheit, darüber zu klagen, dafs Bürger, ja selbst Bauern, statt zu laufen, im Wagen zu fahren lieben (S. 1247). Auch Fischart weist darauf hin, dafs die Vorliebe für die Wagen das Reiten in den Hintergrund gedrängt habe. »Wer weifs, er möcht drob müd sein worden, wie heut unsere Gutschen-[1]) Jungherrn, darüber Max Fucker in sein Buch vom Gestud klaget, dafs seidher man auff die Gutschen gefallen, man kein rechte Reut-Pferd mehr in Teutschland ziehe.« (Geschichtsklitt. 280.) Diese Vorliebe für die Wagen erklärt sich aus dem Umstande, dafs man im 16. Jahrhundert gelernt hatte, die Wagenkasten in Riemen zu hängen; dadurch war das Stofsen der alten Fuhrwerke einigermafsen gemildert worden. J. Coler unterscheidet in seiner Oeconomia ruralis (Frkf. 1591 ff.) B. VII. c. 60, »behangene Wagen, die gedackt sein und bedackte Wagen, die nicht angehangen sein. Das sind reisenden leuten wol die allernützlichsten, den Winter vor schnee und frost, den Sommer vor hitze und regen. Darnach sein Kutschen, die man oben zu machen kan, oder offene Kutschen, darin man sich uberall fein umbsehen kan«. An dem Wagen sein Wappen zu haben, war auch dem bürgerlichen Kaufmann

[1]) Über das Alter und die Geschichte der Kutschen s. J. Beckmann, Beyträge z. Gesch. d. Erfindungen. I. Lpz. 1782. S. 390 ff. — Über die Wagen im M. A. vgl. Höf. Leben [2]I 486 ff. und Deutsches Leben etc. 245; besonders die Abb. sind zu beachten.

erwünscht. Balthasar Paumgartner läfst sein und seiner Frau Wappen von einem Holzbildhauer in Nufsbaumholz schnitzen, mit Gold höhen, an den Wagen anschrauben. (Briefw. 1595, 3/IV. S. 257).[1])

Sänften hatte man schon anfangs des 16. Jahrhunderts sehr wohl gekannt.[2]) Sie wurden als Portechaisen aber erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, allgemeiner angewendet, vertraten lange Zeit, bis in die ersten Decennien des 19. Jahrhunderts, die Mietwagen, Fiaker und Droschken.



Portechaise a. d. National-Museum zu München.

Auch der Gebrauch des Schlittens ist natürlich sehr alt, und schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts hatte man sich bemüht, ihn künstlerisch zu gestalten, durch Bildwerke, Bemalung, Vergoldung stattlich auszuschmükken.[3]) Es sei hier nur auf die Schlittensammlung im Bayerischen National-Museum hingewiesen. Dem braven Guarinonius scheint aber das Schlittenfahren gar nicht geheuer, weil es da seltsame und unziemliche Gebräuche gibt, das Schlittenrecht geübt wird (S. 1225). Auch gefällt es ihm nicht, dafs man vor Augen das geschnitzte und gemalte Schlittenbild, irgend eine halbnackte Göttin darstellend, habe und an der Brust und in den Armen ein lebendiges Frauenzimmer hält (1228). Von Schlittenwetter spricht B. Paumgartner. (Briefw. 1591 1/XII. — S. 140.)

Überhaupt schätzt Guarinonius vor allem die Leibesbewegung und hält den »faulen Haufsschlentzern, Ofenhütern, Fensterguckern, Muckenbrütern, unnutzen Gassen- und Pflastertretern« eine tüchtige Standrede (1242).

Deshalb tritt er auch für das Spazierengehen ein (S. 1230). Das ist schon lange ein Zeitvertreib der Müfsigen. In der Stadt bei seinen täglichen Beschäftigungen kam man wohl nur ausnahmsweise zum Lust-

[1]) Abb. von Wagen, gest. von Gerrit Bleecker. Kulturg. Bilderb. V, N. 2387—89.

[2]) Michael Ostendorfer, Fürst in einer Rofssenfte reisend. Kulturhist. Bilderb. II, N. 998. — Eine Portechaise abg. in Theod. de Bry: Emblemata Secularia (Oppenheim 1611). (Kulturg. Bilderb. III, N. 1454.) — [3]) Abb. einer Schlittenfahrt (von H. S. Beham?) im Kulturg. Bilderb. I, N. 373—78. — Speculum Cornelianum (1618), 45.

wandeln, aber wenn man auf dem Lande war, diente es doch als willkommener Zeitvertreib. Hermann von Weinsberg war 1553 bei Ausbruch der Pest von Köln nach Neufs geflohen. »Uns zitverdreib was meistteils: den morgen frühe gingen wir wandern etc.«[1] Von Langenschwalbach schreibt Balth. Paumgartner (1596. 23/IV. — S. 265), dafs »es viel und mancherley lustige spazzierweg auf den feldern, wiesen und wäldten, bergen und thalen hatt, wer nuhn gern und weitt spazziern gehen mag«.[2]

Von den zahlreichen auf Leibesübung berechneten Spielen haben nur die wenigsten den grofsen Krieg überdauert. So trat auch in dieser Hinsicht an ein schwächeres Geschlecht die Aufgabe heran, eine Heilung der durch den Krieg geschlagenen Wunden herbeizuführen.

Aufser den Festen, die in der Familie oder im Kreise der Freunde und Bekannten aus allerlei Anlässen veranstaltet wurden, fehlte es der bürgerlichen Gesellschaft auch sonst nicht an Zerstreuungen und Belustigungen aller Art. Zunächst boten die zahlreichen kirchlichen Feiertage auch zu mannigfachen Unterhaltungen vielfach Anlafs.[3]

Für die ältere Zeit bieten unsere Quellen allerdings so gut wie gar keine Anhaltspunkte, aber da im 16. Jahrhundert, als Seb. Franck sein Weltbuch[4] abfafste, noch so viele und eigenartige Feste begangen wurden, können wir mit ziemlicher Gewifsheit annehmen, dafs auch die ältere Zeit sie wohl gekannt und gefeiert hat. Je weiter ein Volk in seiner Entwicklung fortschreitet, desto mehr schwindet die bunte Mannigfaltigkeit der Sitten, die der alten Zeit ein so eigenartiges Gepräge verliehen hat.[5]

Zum Neujahr wünscht man sich Glück, hat im 15. Jahrhundert auch schon Gratulationskarten, in Holz geschnitten oder in Kupfer gestochen[6]; dazu tauscht man Geschenke aus[7] und findet Anlafs zu ausgelassenen Scherzen. In Nürnberg veranstaltet man noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts Maskeraden und begeht den Beginn des neuen Jahres mit Tanzvergnügungen.[8] Handwerksburschen und sonst arme Teufel sangen vor den Häusern der Reichen bis in die Nacht hinein und erwarteten eine freundliche Gegengabe.[9] In Frankreich wird der Narrenbischof gewählt, Unfug aller Art getrieben[10]: Narrenfeste, das Fest des Esels[11] u. s. w.

---

[1]) Buch Weinsberg II. 41.

[2]) Das Treiben in einer Gartenwirtschaft schildert Jan Steen in dem der Berliner Gemälde-Galerie angehörigen Bilde.

[3]) Vgl. Paul Lacroix, Moeurs, usages et costumes au moyen-âge et à l'époque de la renaissance (Paris 1872) S. 542 ff. — P. G. Molmenti, La vie privée à Venise (Ven. 1882) p. 367 ff.; 470 ff.

[4]) Tübingen 1533, Fol. 1a ff. — Seb. Franck benutzt schon des Joh. Bohemus Aubanus Omnium gentium mores (ich habe nur die Ausg. Lyon 1535 eingesehen.)

[5]) Vgl. über diesen Abschnitt mein Deutsches Leben im 14. und 15. Jhdt. Wien, Prag, Leipz. 1892. S. 401 ff. — [6]) Paul Heitz, Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts. Strafsburg 1899. — [7]) P. P. Lacroix l. l. S. 544. — [8]) Balth. Paumgartner, Briefw. 1588 1/I. — S. 19. — [9]) Zimm. Chron. 14, 43. — [10]) Paul Lacroix, Sciences et Lettres au moyen-âge et à l'époque de la renaissance. Paris 1877. S. 265. — [11]) P. Lacroix l. l. S. 266 ff. Vgl. Kurios. IV. 336.

In den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und hl. drei Könige räuchert man die Häuser zum Schutze gegen böse Geister und Zauberei, achtet auf die Witterung jeden Tages, weil in gleicher Weise das Wetter der zwölf kommenden Monate sein wird.[1])

Dann kommt der Tag der hl. drei Könige (d. 6. Jan.). Da wird eine Bohne oder ein Pfennig in den Kuchenteig geworfen, und wer in seinem Kuchenstücke die Bohne resp. den Pfennig findet, wird Bohnenkönig. Der König malt mit Kreide ein Kreuz an die Zimmerdecke, das als heilbringend gilt und sehr in acht genommen wird. Das Fest ist besonders am Rhein beliebt. Es ist übrigens für den Bohnenkönig oder für den Verehrer der Dame, die das Los getroffen, eine ziemlich kostspielige Ehre, da sie ein Festmahl und einen Tanz zu veranstalten hatten. In seinem Kreise wurde 1552 Hermann von Weinsberg König und gab dann am 24. Januar sein offizielles Königsessen.[2]) In Emmerich feiert Hans von Schweinichen 1577 das Fest mit[3]); Joachim von Wedel beschreibt in seinem Hausbuche (S. 511) das Bohnenfest am pommerischen Hofe zu Stettin. Die Hauptsache war immer, dafs man sang und trank. Das Bohnenlied war die Festhymne. Jakob Jordaens hat (1593—1678) mit Vorliebe das Bohnenfest gemalt (Wien, Kassel, Braunschweig, Paris, Lille).



Neujahrskarte.

Zu Lichtmefs (d. 2. Febr.) bringt man brennende Lichter in die Kirche mit, weiht die Häuser gegen Gespenster, Hagel u. s. w., schreibt Segenssprüche an.[4])

Am Sankt Blasientage wählen die Schüler unter sich einen König, den, der das schönste Licht hat.

---

[1]) Vgl. S. Franck, a. a. O. (Fol. CXXX^{b}.)

[2]) Buch Weinsberg II. 1; II. 123.

[3]) Lebensbeschr. 138.

[4]) Seb. Franck a. a. O. Fol. CXXXj^{a}.

Und nun kommt die Fastnacht[1]) mit ihren Maskeraden[2]), ihren Gelagen, ihrer Ausgelassenheit.[3]) Ein Turnier zu Fastnacht veranstaltete 1532 in Weimar Kurfürst Johann von Sachsen.[4]) Derselbe Fürst hatte schon als Prinz 1518 in Zwickau eine Fastnachtsfeier veranstaltet: Turnier, Schauspiel (der Eunuchus des Terenz) und Possenscherze, Maskeraden. Auch die Armen wurden mit Spenden bedacht.[5]) Die Fastnachtsfeier in Nürnberg 1588, die durch das sogenannte Schembartlaufen maskierter junger Leute, durch Aufzüge u. s. w. einen besonderen Reiz erhielt, hat uns ausführlich Ulrich Wirschung beschrieben[6]); ihm verdanken wir auch eine lebendige Schilderung vom Karneval zu Venedig.[7]) Hundert Jahre etwa später (1694) nahm Prinz Wilhelm von Nassau-Dillenburg an diesen venezianischen Festen teil.[8]) Bei diesen Maskeraden ereigneten sich hin und wieder schlimme Unglücksfälle. Es ist bekannt, wie am Hofe Karls VI. von Frankreich junge Leute, die sich mit Werg als wilde Männer verkleidet hatten, Feuer fingen und elend verbrannten. Derselbe Fall ereignete sich 1570, als die Grafen von Tübingen, Hohenlohe, Waldeck, Peterlingen etc. zu Fastnacht dieselbe Maske wählten. Fünf junge Leute starben an den Brandwunden.[9]) Besonders am Rhein ist die Lust am Karneval so recht heimisch[10]), allein auch in Tirol[11]) wie in Pommern[12]) und in Schlesien[13]), also allgemein im Deutschen Reiche, wurde gerade dies Fest vom ganzen Volke, arm und reich, hochgehalten. Im 15. Jahrhundert fanden, zumal in Nürnberg, die oft recht unsauberen Fastnachtsspiele vielen Beifall.[14]) Am Sonntag der Fastnacht ist die Herren-Fastnacht, am nächsten Montag die der Laien.

Am Rosensonntag (Lätare) tragen in manchen Städten die Buben Brezeln an langen Ruten und zwei Puppen, die den Sommer und den Winter darstellen. Der Sommer erschlägt den Winter.[15])

Dann kommt die Zeit der Fasten. Auch da gibt es mancherlei Kurzweil. In Ulm ist der Brauch, dafs, wer während der Fastnacht ein Haus betritt, ohne zu sagen »ich gehe mit urlaub aufs und ein«, gleich-

---

[1]) Joh. Petr. Schmidt, Fastel-Abends-Sammlungen oder Geschichtsmäfsige Untersuchung der Fastel-Abends-Gebräuche in Mecklenburg .... Rostock 1742.

[2]) C. H. de Berger, Commentatio de personis vulgo larvis seu mascheris, von der Carnevals-Lust. Francof. 1723. b. .... Stiche von J. de Gheyn (ebend. III. N. 1542—45: von Crispin de Passe). (Ebend. III. 1432.) — Abb. im Weifskunig. (Kulturg. Bilderb.) — Speculum Cornelianum (1618) 8. — Stammbuch der jungen Gesellen (1617.)

[3]) Kuriositäten II. 469. Über das Schembartlaufen in Nürnberg. Ebend. III. 233.

[4]) Kuriositäten II. 184. Vgl. Fastnacht 1467. Ebend. II. 229.

[5]) Kurios. VII. 188.

[6]) Kurios. X. 390.

[7]) Kurios. X. 531.

[8]) Kurios. II. 250.

[9]) A. a. O. Fol. CXXXj^{b}.

[10]) Joach. von Wedel, Hausb. 235.

[11]) In Köln: Zimm. Chron. III. 236, 237 ff. — Buch Weinsberg II. 143. — In Speier: Zimm. Chr. III. 265. — In Zwickau: 1518. Kurios. VII. 188 ff.

[12]) Guarinonius, S. 136.

[13]) Joach. von Wedel, Hausb. 382.

[14]) Hans von Schweinichen, S. 52, 255, 256.

[15]) Vgl. K. Goedeke, Grundrifs [2]I. 325 ff.

viel Mann oder Weib gebunden und mit Paukenschall in der Stadt herumgeführt wird.[1]) In Halberstadt bringt man am ersten Tage der Fasten einen Sünder, der dafür später entschädigt wird, in die Kirche, stöfst ihn dann als einen Gebannten aus. Nun mufs er bis zum grünen Donnerstage um die Kirche herumgehen. Dann wird er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen, ist von aller Sünde rein und heifst jetzt Adam.[2]) Sitte war es in Schwaben, aber auch am Rhein und in Franken, am Aschermittwoch, dafs die Jungfrauen, die im Winter am Tanze teilgenommen hatten und ledig geblieben waren, von den Burschen vor einen Pflug gespannt wurden und denselben unter Musikbegleitung durch die Donau oder einen anderen Flufs oder See ziehen mufsten. In Franken zieht man einen angezündeten Pflug, bis er in Trümmer zerfällt. Eine Strohpuppe, die einen toten Mann darstellt, wird auf einem Leinlaken geprellt.

Das Fest des h. Gregorius (d. 12. März) war besonders für die Kinder bestimmt; die Schüler wählten einen Bischof[3]), der zu predigen hatte; dann trieben sie in Masken allerlei Possen.[4])

Um Mittfasten wird der Tod ausgetrieben.[5]) Ein Wagenrad, mit Stroh umwunden, bringt man auf einen Berg und läfst es angezündet des Abends hinabrollen. Am Palmsonntag führt man den Palmesel in Prozession herum. Drei Tage vor Ostern fängt man an, in der Nacht die Matutina zu singen (die Finstermetten, Düstermetten); da wird allerlei Scherz und Schabernack getrieben, der Judas mit Lärm totgeschlagen[6]), kurz, es ist eine lustige Feier zum Schlusse der so traurigen Fastenzeit.[7])

Am grünen Donnerstage wird das Abendmahl gefeiert; die Priester geben in der Kirche umher mit Flaschen voll Wein und Oblaten, schenken jedermann, auch den schönen Weibern, ein. Fufswaschung bei Mönchen und Nonnen.

Der Karfreitag bringt dann die Grablegung mit allerhand Zeremonien.[8]) »Dieweil auff den Karfreitag jederman will Fladen und Eyerkäfs essen.«[9])

Die Weihe des Taufsteines findet am Ostersamstag statt; in der Nacht zum Sonntag wird die Figur des toten Heilandes aus dem Grabe genommen. Die Glocken läuten, der Heiland ist erstanden, die Fasten sind zu Ende.

Am Osterfest grofse Kirchenfeier, Weihung der Fladen etc. Die Freunde schicken einander das geweihte Gebäck. Festspiele, Lustbarkeiten aller Art, Tanzvergnügungen.[10])

---

[1]) S. Franck a. a. O. Fol. CXXXj^a.

[2]) Ebend.

[3]) Dürr, de episcopo puerorum: vom Schulbischoff. Mogunt. 1755. — Ludovici Memorabilia Episcopalia Gymnas. Schleusingens. 1703.

[4]) Kurios. III. 517 ff.

[5]) Vgl. Kuriositäten II. 468.

[6]) Fischart, Praktik 4: in der Finstermetten, da die Pfaffenkällerin die liecht auslöschet und man den Judas jaget.

[7]) Ebend. II. 471.

[8]) Kurios. II. 477. — [9]) Fischart, Praktik (Neudr. 4.) — [10]) Ostereier, Osterfladen. Kurios. II. 479. Vgl. ebend. 480 über die Feier am Himmelfahrtstage.

Zu Pfingsten umreitet man die Äcker. Der Priester, das Sakrament in einer Tasche am Halse tragend, segnet die Felder.

Am 1. Mai pflanzten die jungen Leute ihren Mädchen den Maibaum vor die Tür, was zu vielem Scherze Anlafs gab. Dann kommt die Kreuzwoche (nach dem Sonntage Vocem jucunditatis). Da zieht man mit Kreuzen aufs Land zu einer Kirche, bittet um wohlfeile Zeit, ifst und trinkt auf den Kirchhöfen. Der Himmelfahrtstag und das Fronleichnamsfest mit seiner grofsen Prozession bieten wieder Anlafs zu Festlichkeiten.

Das Fest der Winzer ist der S. Urbanstag (d. 25. Mai). Scheint die Sonne, sind alle froh; regnet es, lassen sie ihren Unmut an den kleinen Statuetten des h. Papstes aus; denn wie an diesem Tage, wird das Wetter den Weinwuchs begünstigen oder schaden.[1])

Am Himmelfahrtstag zieht man in katholischen Kirchen das Bild des erstandenen Heilandes vom Altar zum Gewölbe, wirft eine Satanspuppe herab, die die Knaben mit Gerten erschlagen; jedermann ifst an dem Tage Geflügel.

Pfingsten ist das wahre Frühlingsfest[2]); der Winter mit all seinen Schrecknissen ist jetzt vorbei; und man braucht nicht mehr die Zeit im Hause zu verbringen, zu frieren. Da veranstalten auch die Fürsten des 12. und 13. Jahrhunderts ihre Hoftage, versammeln ihre Getreuen, ihre Lehensmänner, bewirten sie und bereiten ihnen freigebig einige schöne Festtage.

Am Tage des h. Veit (d. 15. Juni) opfert man viele Hühner, damit der Heilige vor Krämpfen und Vergiftung schütze; den Kindern kauft man kleine Krüge.

Das Fronleichnamsfest (Donnerstag n. Trinitatis) wurde mit einer Prozession gefeiert. 1580 fand eine solche grofsartig angelegt in München statt; das Programm derselben ist in den Kurios. VII. 429 ff. mitgeteilt.[3])

Das Johannisfest bringt die Freudenfeuer. Es war das eine ehedem weitverbreitete Sitte, bei frohen Ereignissen seiner Freude durch Anzünden mächtiger Feuer, durch Umtanzen derselben Ausdruck zu verleihen. So wollten 1518 die Fugger und Höchstetter in Augsburg vor ihren Häusern Feuer abbrennen lassen, doch erklärte der Rat das als seine Sache und liefs in den Vorstädten und auf dem Perlach selbst solche anzünden. »Es waren vil verborgene bixen darin, die schussend im Feuer ab; es kost dannocht vil gelt; es war hüpsch zugericht.« (Wilh. Rem.) Die Feuerwerkskunst[4]) hatte im 16. Jahrhundert namhafte Fortschritte gemacht. Schon 1617 sah Philipp Hainhofer in Stettin ein Schauspiel »da ihr vier in allerlei Wehren voller Ragetten

---

[1]) (Vulpius) Kurios. IV. 220.

[2]) Von der Decke der Kirche schwebte eine lebende Taube herab. Kurios. II. 481.

[3]) Vgl. Seb. Franck a. a. O. Fol. CXXIj^{b}.

[4]) Het nieuw tooneel der vuer-werken . . . Amsterd. 1678. — G. Starkey, Pyrotechnica ofte vuuer-stook-Kunde . . . Uit het Engelsch. door J. van de Velde. Amst. 1687. — D. Manlijn, Pyrotechnia oft konstige vuurwerken . . . . . Rotterd. 1672. — D. Manlijn, Pyrotechnia of meer dan hondertderleyekonstvermakelijcke vuurwerken . . . . Amsterd. 1678. — Vgl. oben S. 355.

gefocht aus ihren Schuhen Ragetten geflogen« und im Schlofshofe ein Feuerwerk mit Raketen, Kanonenschlägen, Feuerrädern (Balt. Stud. II. 2. S. 32, 33). Phil. Harsdörffer bemerkt in seinen Gesprächspielen (Sp. VII. S. 101): »das Kunstfeuer hat mancherley Gebräuch in den Sinnbildern als die Ernstkugel, Granaten-Raquet.«

Am Johannistage brachten die Liebhaber in Frankfurt a.M. ihren Freundinnen ein Ständchen, sangen ihnen das Lied »Feil rosenblümelein«.

Der Tag Mariä Himmelfahrt (d. 15. Aug.) wird gefeiert, indem man allerlei Obst und Kräuter in der Kirche weihen läfst. Die Knaben tragen Zweige mit Äpfeln, auf denen Vögel sitzen. Der schönste Junge wird König und darf für seine Genossen einen freien Tag vom Schulmeister erbitten.

Bei der Kirchweihe wird tüchtig gegessen und vor allem getrunken, die Geistlichen gehen mit gutem Beispiel allen voran. Auch eine Nachkirchweih wird gefeiert.

Am Tage des h. Martin (d. 11. Nov.) ifst jeder Hausvater mit seinen Angehörigen eine Gans; dazu gibt es Wein und Met, Essen, Trinken, Singen.[1]) An manchen Orten wird auch der S. Michaelstag (d. 29. Sept.) gefeiert und die Lichtgans verspeist.

Allerlei Aberglauben wurde am Tage der h. Katharina (d. 25. Nov.) und in der Andreasnacht (d. 29—30. Nov.) vorgenommen. Am Andreasabend hatte man einen Blick in die Zukunft, konnte, wenn man die vorgeschriebenen Förmlichkeiten recht erfüllte, den einer jeden bestimmten Lebensgefährten erblicken. »Vor jaren der geprauch gewesen,« so heifst es in der Zimmerischen Chronik II. 509, »sich uf samt Andreas abendt in des selbigen hailigen namen ohne gessen und ohne geredt mit sonderreichen reimen[2]) und worten schlaffen zu legen; als dann ist im schlaff dem oder der, difs oder jenes, so im hat sollen verheirat werden, eigentlichen erschinen.«[3]) Guarinonius (S. 371) tadelt diese alte Sitte sehr streng. »Insonderheit aber ist ein Teuflischer Fürwitz der Mädgen oder vielmehr der Angsthuren, die das wunder beist, zu wissen, wer ir künfftiger Mann seyn oder wie viele sie deren haben sollen, und defswegen (nicht aber allein sie, sondern auch viele ansehentliche Burger- und Adels- oder Tadelstöchter) zu besondern zeiten, weifs nit was für Teuflische Abenthewr treiben, dadurch sie ihr Seel und Leib in die allereufserste gefahr wegen eines vergebnen Fürwitzes setzen, der ihnen mehrermals nur gar zu früe zeitig und kundbar wirdt. Solches Gottloses Wesen können unnd sollen alle ehrliche Hausvätter zu sollichen zeiten umb S. Andreae, Thomae und Weynächtzeiten verhüten unnd auff ihr Ehehalten sonderlich auff ihre Töchter, so durch die ehrlosen Mägden meistens verführt werden, gut aug und acht haben.« Über hundert Jahre später war dieses abergläubische Orakel noch immer beliebt.[4])

---

[1]) Zimm. Chron. III. 194.

[2]) Ebend. III. 511: den reimen geprauncht uf s. Endres abendt.

[3]) Grimm, Deutsche Sagen² II. 149.

[4]) Vgl. m. Alltagsleben einer deutschen Frau z. Anf. d. 18. Jhdts. S. 4 und das Frauenzimmerlexikon von 1715, Sp. 63 und dasselbe von 1739, Sp. 59. — Das Be-

Notwendig war es immer, dafs sich das Mädchen nackt auszog. Solch ein Andreas-Gebetlein ist in dem Politischen und Kurtzweiligen Stock-Fisch . . . (Frölichs-Burg, 1723) S. 106 abgedruckt. Es beginnt:

Andresgen, Mann Bescherer,
Du treuer Jungfer (Mägde) Lehrer:
Hier steh ich splinter nackt:
Wann wird die Stunde kommen,
Dafs einer mich genommen,
Und mein Braut-Bette knackt u. s. w.

Der S. Niklastag (d. 6. Dez.) bringt wieder den Kindern eine Überraschung. Sie fasten am Vorabend; dann, wenn sie eingeschlafen sind, legen ihnen die Eltern Geschenke in die Schuhe. Die Schüler wählen aus ihrer Zahl einen Bischof und zwei Diakone, führen sie in die Kirche, wo der Bischof, die Mitra auf dem Haupte, den Gottesdienst leitet. Nach dessen Beendigung wird Geld eingesammelt, die Bischofssteuer.

In den Nächten der drei Donnerstage, die dem Weihnachtsfeste vorangehen, singen die Kinder vor den Häusern, künden die Geburt des Heilandes an und werden beschenkt.[1])

Am Tage der Geburt Christi (d. 25. Dez.) wird eine Wiege mit dem Bilde des Christkindes auf den Altar gesetzt. Kinder umtanzen sie.[2]) Wie weit die Sitte zurückgeht, den Kindern eine Krippe (Praesepe), eine Darstellung der Geburt Christi und der Anbetung der Könige aufzubauen, ist bisher noch nicht festgestellt worden. Die schönste Sammlung solcher Krippen ist dem Nationalmuseum in München durch den Kommerzienrat Schmederer geschenkt worden.[3])

Der Tag Johannis des Evangelisten (d. 27. Dez.) ist wieder von Bedeutung: man trinkt S. Johannis Minne oder Segen; die Männer trinken, dafs ihre Stärke zunehme, die Frauen, dafs ihre Schönheit wachse.[4])

Das Fest der unschuldigen Kindlein (d. 28. Dez.) wird auch in einigen Landstrichen der Pfeffertag genannt; da schlagen die Burschen die Mädchen mit Ruten, bis sie sich durch Lebkuchen frei kaufen. Noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts war der Brauch, dafs die Burschen die Mädchen, die Hofherren die Hofdamen im Bette zu überraschen suchen, ihnen die Decke fortziehen und sie mit Rutenstreichen necken. Sie tragen auch kein Bedenken, ihnen, wenn sie schon angezogen sind, die Kleider aufzuheben u. s. w. (Guarinonius S. 1257). Im 18. Jahrhundert war diese Sitte noch vielfach im Schwange. Man nannte diesen

---

fragen der Zukunft heifst »Lessel«; die Weiber »lesseln«. — Joh. Chr. Eberlinus, de omnibus diebus dominicis. Von abergläubischen Sonntagen. Jenae 1730. — Goldschmidt, Höllischer Morpheus, welcher kund wird durch die geschehenen Erscheinungen derer Gespenster und Poltergeister, so bishero zum Theil von keinem einzigen Scribenten angeführet. Darauss erwiesen, dafs Gespenster seien etc. Hamb. 1704.

[1]) Vgl. Seb. Franck a. a. O. Fol. CXXX^b.

[2]) (Vulpius) Kuriositäten II. 468; der Tanz hiefs der Pomwitzel-Tanz.

[3]) Vgl. Georg Hager, Die Weihnachtskrippe. München (c. 1901.) — Georg Rietschel, Weihnachten in Kirche, Kunst und Volksleben. (Bielef. u. Leipz. 1902.)

[4]) S. Franck, a. a. O. Fol. CXXX^b.

Scherz Kindeln und übte ihn am Aschermittwoch. (Alltagsleben einer deutschen Frau etc. 14.)

In Norddeutschland benutzte man auch die Weihnachtszeit, sich an Maskeraden, die sich so grofser Beliebtheit erfreuten, zu ergötzen. Die Maskierten hiefsen die Schodüwels.

Der Kirchweih wurde schon (S. 387) Erwähnung getan.[1])

So war durch die Kirchenfeste, die fast ununterbrochen aufeinanderfolgten und deren jedes durch eigenartige Gebräuche und Maskeraden seinen besonderen Reiz hatte, das ganze Jahr erfüllt. Wir dürfen deshalb keineswegs glauben, dafs es den Städtern des ausgehenden Mittelalters an Unterhaltung fehlte. Freilich vor dem 14. Jahrhundert mag weder ihnen noch auch dem auf seinen Burgen lebenden Adel viel Vergnügen und Abwechslung beschieden gewesen sein.

Ein seltenes, aber eben deshalb um so mehr geschätztes Schauspiel boten die Einzüge der Fürsten. Schon im 12. und 13. Jahrhundert[2]) wurden bei solchen Gelegenheiten die Strafsen, die der Zug zu passieren hatte, gründlich gesäubert, mit Blumen bestreut, die Häuser mit Wandteppichen dekoriert und in jeder Weise alles würdig für den festlichen Empfang vorbereitet. Die Bürgerschaft, jung und alt, zu Fufs und zu Pferde, zog dem Herrn entgegen; bei seinem Einzuge wird ein Baldachin, dessen Stangen die Vornehmsten tragen, als Sonnenschirm über sein Haupt gehalten. Ziemlich ähnlich sind die Einzüge im 14. u. 15. Jahrhundert, die von den Chronisten ausführlich beschrieben werden.[3]) Die Zünfte gehen nun auch dem Fürsten entgegen und nehmen teil an dem Einzuge; selbst die Schulknaben dürfen an diesem Tage der allgemeinen Freude nicht von dem Festzuge ausgeschlossen werden.[4])

Künstlerischer gestalteten sich die Feierlichkeiten, seit die italienische Renaissancebewegung auch diesseits der Alpen nachwirkte. Die Italiener hatten schon seit alter Zeit für pomphafte Aufzüge, Trionfi, eine Vorliebe gehabt; es sei nur an die vielen Darstellungen solcher Festprozessionen, z. B. an den von Andrea Mantegna entworfenen Triumphzug Cäsars, erinnert.[5]) Als Karl der Kühne von Burgund 1468 in Lille einzog, wurde ihm zu Ehren ein Schauspiel, das Urteil des Paris, aufgeführt; die Göttinnen und Paris waren ganz nackt. Schon beim Einzuge in Paris 1461 war Ludwig XI. von drei nackten Mädchen, die wohl die Grazien darzustellen hatten, begrüfst worden. In Antwerpen wurde der spätere Kaiser Karl V. (23. Sept. 1520) mit einem gleichen Schauspiel empfangen. Jedenfalls standen die Mädchen aber auf einer Art von Bühne[6]); dafs

[1]) Unvorgreiffliche Gedanken von denen Kirch-Weyhen, wie sie heut zu Tage an den meisten Evangelischen Orten auf dem Lande mit vielem sündlichen, üppigen und ärgerlichen Wesen gehalten werden, sogar, dafs man vor den vielen schändlichen Missbräuchen fast nichts mehr von derselben rechten Absicht und Gebrauchweifs. Ulm 1731.

[2]) Höf. Leben [2]I. 640 ff.

[3]) Deutsches Leben S. 449 ff.

[4]) Ebend. S. 191.

[5]) Vgl. auch den Triumphzug des Kaisers Maximilian I. — Kulturg. Bilderb. I. Nr. 144—287; II. N. 620.

[6]) Vgl. den Triumph der Musen. Kulturg. Bilderb. II. N. 745.

sie nackt vor dem Fürsten durch die Strafsen der Stadt einhermarschiert sind, wie dies Hans Makart in seinem bekannten Bilde darstellt, davon kann gar nicht die Rede sein.[1]) Als Karl V. (?) 1558 in Prag einzog, beteiligte sich die Judenschaft mit ihren Rabbinern, mit der Fahne und der Thora.[2])

Der Einzug Karls V. in Aachen am 22. Okt. 1520 und der vom Jahre 1530 sind ausführlich beschrieben worden.[3])

Triumphbogen zu errichten, scheint erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgekommen zu sein. Zwar hatte schon Kaiser Maximilian I. eine »Ehrenpforte« durch Albrecht Dürer entwerfen und nach den Zeichnungen des Meisters in Holz schneiden lassen[4]), allein die improvisierten Einzugstore, die ja heut noch bei passenden Gelegenheiten erbaut werden, scheint man in früherer Zeit noch nicht gekannt zu haben. Das Muster boten die erhaltenen römischen Triumphbogen, zumal die in Rom noch vorhandenen. Aus Holz gezimmert, mit Leinwand verkleidet, hatten sie nur auf kurze Zeit ihren Dienst zu leisten. Die Hauptarbeit fiel dem Maler zu, der die Architektur und die Bildhauerverzierungen wahrheitsgetreu darzustellen hatte. Die in Nürnberg 1570 bei Gelegenheit des Einzuges von Kaiser Maximilian II. errichtete Ehrenpforte hat Jost Amman (Andresen N. 71) radiert. In Breslau malte Johann Twenger 1577 den Triumphbogen für Rudolf II. und veröffentlichte auch eine Abbildung desselben im Kupferstich (Andresen II. S. 52). Ein anderer Breslauer Maler, Georg Hayer (1559—1614), hat 1611 die Triumphpforte für Kaiser Matthias gemalt[5]) und gleichfalls später in Kupfer radiert. Jedenfalls sind noch mehr solche Abbildungen vorhanden.[6])

Seit dem 17. Jahrhundert stehen die Grundzüge für die Einzugsfeiern fest: Ehrenpforten, Glockenläuten, Kanonensalven, und bis auf die Gegenwart ist nichts Wesentliches an diesem Programm geändert worden.[7])

---

[1]) (Vulpius), Kuriositäten I. (Weimar 1811) 206.

[2]) Ebend. S. 282.

[3]) Ebend. X. S. 72 und 508. Vgl. auch Hans Schäuffeleins Triumphzug des Kaisers (1537). Kulturg. Bilderb. II. N. 734, 739, 744. — Joh. Nikolaus Hogenberg, Einzug des Kaisers Karl V. und des Papstes Clemens VII. in Bologna 1530. (Kulturg. Bilderb. I. N. 518—556.) — Einzug in Schwäbisch-Hall. Kurios. II. 240. — Vgl. Joa. Bochius, Descriptio publicae gratulationis, spectaculorum et ludorum in adventu Sereniss. Principis Ernesti Archiducis Austriae. Antw. 1595 m. Kupfertafeln. — Joa. Bochius, Historica narratio profectionis et inaugurationis seren. Belgii principum Alberti et Isabella, Austriae archiducum . . . Antw. 1602 m. Kupfrn. — Kurtze Relation . . . der Röm. Kays. Mayest. Leopoldi zu Nürnberg gehaltenen Einzug, geschehen d. 6. Aug. 1658. Nürnb. 1658.

[4]) Thausing, Dürer II. 148. — Vgl. Kulturg. Bilderb. II. N. 590—96; 609—613.

[5]) A. Schultz, Unters. z. Gesch. der schlesischen Maler (Bresl. 1882) S. 66.

[6]) Aigentlicher Abrifs der Ehren-Porten heim Einzug Ferdinands III. in Regensburg den 12. Dec. 1652 (Theatrum Europ.).

N. Chevalier, histoire de Guillaume III, roy d'Angleterre, par médailles, inscriptions, arcs de triomphe . . . avec des planches gravées par R. de Hooghe. Amsterdam 1692.

Triumphs-Pforte, welche zu Wien von denen Hn. Niederlegern daselbst zum Einzuge und zum Beylager . . . Josephi I. Ao. 1699 erbauet worden. I. Delsenbach sc.

[7]) Beschreibung defs freudigen eintritts defs Durchl. Fürsten und Herren Friedrich Pfaltzgraven etc. in dero Statte Franckenthal geschehen den 4. Junij Anno 1613.

Seit der Gebrauch des Kaffees sich auch in den mittleren Gesellschaftskreisen eingebürgert hatte (vgl. S. 329), fanden die Frauen an den Kaffee-Kränzchen Gefallen. Die Frauenzimmer-Lexika von 1715 und 1739 erklären: »Caffée-Kräntzgen Ist eine tägliche oder wöchentliche Zusammenkunft und Versammlung einiger vertrauter Frauenzimmer, welche nach der Reihe herum gehet, wobey sie mit Caffée-Trincken und L'Ombre-Spiel divertieren und ergötzen.« Zu diesen Kränzchen kommen noch die »Caffée-Schwestergen«. »Heissen einige vertraute und gute Freundinnen, so täglich auf ein Schälgen Caffée zusammen kommen und sich darbey eine Ergötzung machen.«

Die Kränzchen sind schon im 16. Jahrhundert nachzuweisen. Entweder kamen da Frauen zusammen, afsen und tranken, brachten

---

22 Rad. 55 S. Text. Eberh. Kieser, Einzug des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz in Prag 1619 (Kulturg. Bilderb. III. N, 1621).

Jan Martsen de Jonghe, Einzug der Maria von Medici in Amsterdam 1638. (Kulturg. Bilderb. IV. N. 1953—1958.)

Entrée du Cardinal-Infant Ferdinand d'Autriche dans la ville de Gand. 1638. 43 Grav. — C. Barlaeus, Medicea hospes sive descriptio publicae gratulationis, qua Reginam Mariam de Medicis excepit Senatus Populusque Amstelodamensis: Amstelod. 1638. Portr. et 16 doubles planches.

Pompa introitus honori serenissimi principis Ferdinandi Austriaci, Hispaniorum Infantis a. S. P. Q. Antwerpiensi decreta et adornata a. 1635. Arcus, pegmata iconesqui a. P. P. Rubenio inventas comm. illustr. C. Gevaertius. Antw. 1641.

Vorbildung, was es zur Zeit Königs Johannes des IV. in Portugal Beruffung und Crönung für vier Hauptactus gegeben. 1641 (Theatr. Europ.).

Merian, Wahre Abbildung der kgl. Salbung Ludwigen XIV. . . . geschehen zu Rheims d. 7. Juni 1654.

Einzug Kaiser Leopolds I. und des Erzherzogs Leopold Wilhelm zu Frankfurt 1658.

Einzug des Königs und der Königin von Frankreich in Paris d. 26. Aug. 1660 (Theatr. Europ.).

Abbildung, wie die Königin zu Portsmouth angelangt ist, den 25. Mai 1662.

Abbildung, wie die Stadt London den König und die Königin in Hampton Court komendt nacher Withall auf dem Flusse Thames begleitet hat, 23. Aug. 1662.

Krönungs-Actus Wilhelm III. und Mariae in England zu London 21. Apr. 1689. (R. de Hooghe.)

Kurtzer Bericht von denen Solemnitäten, welche bey der Krönung des Printzen von Wallis vorgegangen, darinnen der Einzug in Paris etc. Mühlhausen 1708.

Merian, Abbildung der prachtigen Crönung Ihro Röm. K. M. Caroli VI. . . . zu Frankfurt a. M. 22. Dec. 1711.

G. Chr. Kriegl, Erb. Huldigung Mariae Theresiae . . . von den Niederösterr. Ständen 22. Nov. 1740. Tit. u. 11 Kupferst. Wien 1740.

J. H. Ramboffsky. Beschreibung des k. Einzugs, der Erb-Huldigung und der Krönung der Kaiserin Maria Theresia in Prag. Titelk. 9 Taf. Imp.-Fol. 6 Taf. Prag 1743.

Krönungs-Geschichte . . . der Elisabeth Petrowna 28. Febr. u. 25. Apr. 1742. M. 49 Kupferst. S. Petersburg 1745.

Fêtes publiques données par la ville de Paris à l'occasion du mariage de Msgr. le Dauphin (avec Marie-Therèse, Infante d'Espagne) le 23 et 26 Février 1745. Avec 21. planches Paris 1745.

Fête publique donnée par la ville de Paris à l'occasion du mariage du Dauphin (avec Marie-Josèphe de Saxe) le 13 Février 1747 8 planches. Paris 1747.

Représentation des Masques, qui étoient à la Célébration du Mariage du Dauphin. Suite de 6 planches. Nüremberg.

vielleicht auch ihre Spinnrocken und Spinnräder mit[1]), oder vertraute Freunde mit ihren Frauen und Angehörigen besuchten sich abwechselnd, um bei heiterer Unterhaltung gemeinsam der Tafelgenüsse sich zu erfreuen.[2]) Die erste Gasterei meint Guarinonius (S. 778): »die ander Fresserey der Weiber ist fein ordentlich und circularis und fürnemblich under den Edlern bräuchig, die ihre Mahlzeiten eine nach der andern anstellen und die eine der andern den mit verwandten Frafs- und Sauffschwestern zusammen ladet und nach der Abtheilung von einer zu der andern kompt, also dafs, wann der Schwestern in einer Zech zwölff seyn, ein jede ihren zwölffen zu fressen gibt und einmal auff jedes Krantzelmahl gelangen thut, darumben auch dise Krantz-Fressereyen oder Krantz-Mahlen genennt werden.« (Vgl. S. 315).

Der Name Kränzchen entstand aus der Sitte, nach Beendigung des Mahles dem einen Kranz aufzusetzen, der an der Reihe war, das nächste Fest zu veranstalten.

Es wurde bei diesen Gelegenheiten tüchtig gegessen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch getrunken. Hermann von Weinsberg gibt 1557 ein Abendmahl mit zwei Gängen von je fünf Schüsseln: 1. gebackenen Fisch, Hering und Bückling, Rapunzel. — 2. Gebratenen Fisch, zwei Schüsseln mit Gallert, zwei mit Krebsen. — Dann Nüsse, Äpfel, Feigen, Rosinen. Dies Dessert blieb auf dem Tische stehen. (B. Weinsb. II. 90.)

Es fehlte nicht an Gelegenheit zu geselligem Verkehr. Bald wurden die Freunde zu einem Mahl gebeten, wenn das Schweinschlachten vorüber war[3]), bald lud einer seine nächsten Angehörigen zum »kalten Braten«, die Überbleibsel eines Festmahls gemeinsam zu verspeisen.[4])

Dafs bei den vielen Gastereien auch mancher sich den Magen verdarb, ist sicher. Da mufste nun die Hausfrau eintreten, denn um solche Kleinigkeiten schickte man nicht zum Arzte, besonders wenn man ihn nicht in der Nähe hatte. Solche kleine Anfälle von Unwohlsein verstand man mit altbewährten Hausmitteln zu kurieren. Es gab ja noch immer genug Krankheiten, für die selbst der Arzt kein Heilmittel wufste, so die immer wiederkehrenden Pestepidemien, die Hunderttausende dahinrafften, im 15. Jahrhundert der Taneweczel[5]), eine Art Influenza, 1529 der englische Schweifs[6]); für solche und manche andere Krankheiten reichten die Hausmittel nicht aus, die für gewöhnlich genügend waren, die ganze Familie und Dienerschaft sowie die Freunde und Angehörigen wieder gesund zu machen.[7])

---

[1]) In Köln: Buch Weinsberg 1550 (I. 348); 1551 (I. 356, 360); 1553 (II. 21); 1557 (II. 90). — In Nürnberg 1591 (B. Paumgartn. Briefw. S. 143).

[2]) Buch Weinsb. 1540 (I. 151); 1550 (I. 338).

[3]) B. Paumg. Briefw. 1594, 26./VI.: Unser metthausvest hat heut aug ein end, bin recht fro, der sackpfeifen einmal abkumen bin (S. 217).

[4]) Ib. 1594, 20./VI.: Als er an donerstag zu nacht nach seiner gastung uns wider zum kaltten protten lut (S. 207). — [5]) Deutsches Leben etc. 618.

[6]) Kantzow, Pomm. Chron. S. 176, 177. — A. Sender; die Krankheit dauert in Augsburg vom 1. Nov. bis 6. Dec. und rafft täglich Hundert fort. — Buch Weinsberg.

[7]) Colerus-Oeconomia handelt B. XVIII. u. XIX. von Krankheiten und Hausmitteln. — Vgl. Frauenz.-Lex. 1715, 1739 unter Hausmittel. — Frau Magdalene Paum-

So waren Pflichten und Arbeiten für die Männer aber auch für die Frauen zu erfüllen; es fehlte ihnen aber auch nicht an Erholung und Unterhaltung.

Wenn man dann nach unsern Begriffen sehr zeitig das Bett aufsuchte, hatte man das Bewufstsein, den Tag durch pflichttreue Erfüllung seiner Obliegenheiten gut verbracht zu haben. »Abends aber soltu deine Sachen nach solcher Ordnung richten, dafs du zum spatisten umb 8. oder 9. Uhr zur rhue gehest, so hastu deine 8. oder 9. Stund zu dem genugsamen Schlaff. Im Sommer hastu an 6. oder 7. stunden übrig genug.«[1])

Sehr wenig erfahren wir über die Formen des gewöhnlichen Verkehres. Im 12. und 13. Jahrhundert ist es Sitte, wenn ein Fremder das Haus betritt, ihm entgegenzugehen, ihn zu begrüfsen, den Gleichstehenden mit einem Kusse willkommen zu heifsen; kommt jemand in das Zimmer, so stehen alle, die in ihm sich aufhalten, auch die Damen, vor dem Gaste auf. In England hat die Gewohnheit, den Gast zu küssen, noch lange sich erhalten[2]), wie denn überhaupt die englischen Damen der früheren Zeit in dem Rufe standen, leicht zugänglich zu sein.

Im 17. Jahrhundert[3]) reicht man einer französischen Dame nur die behandschuhte Hand; es ist auch immer darauf zu sehen, dafs die Hand des Begrüfsten obenauf liegt. Vornehme Herren küfst man die Hand. Wenn man mit einer Dame, ja selbst mit einer Magd spricht, so nimmt man den Hut ab. Die grofsen Herren in Frankreich haben die Hände auf dem Rücken; gewöhnlich stecken die Franzosen eine Hand in die Tasche und halten mit der anderen den Hut. Die Tanzmeister schreiben die Stellung der Füfse vor. Trotz ihrer eigenen Höflichkeit erscheint ihnen das Komplimentieren der Deutschen lächerlich. Der Spiegel ist, wie sie sagen, der treueste Ratgeber der französischen Damen; sie verbringen viel Zeit damit, sich im Spiegel zu betrachten. Doch sind sie viel umgänglicher und gebildeter wie die Männer. Sie nehmen sich liebenswürdig der Fremden an, machen sie auf Verstöfse gegen die Sitte in freundlichster Weise aufmerksam. Sie singen sehr gern und erwarten zum Singen aufgefordert zu werden. Selbst die Dienstmägde besuchen, wenn sie eine Stunde übrig haben, die Tanzschule.

Reisen zum blofsen Vergnügen hat man vor dem 18. Jahrhundert schwerlich unternommen. Junge Leute gingen allerdings schon im Mittel-

---

gartner kennt viele erprobte Heilmittel: Ehrenpreiswasser, Lavendelzucker, Rosenzucker: (Briefw. 1594, 26./VI.) — Sie verordnet ihrem Manne ein Mittel gegen Ohrenschmerzen. (Ebend. 1597, 22./III. — S. 280.)

[1]) Guarinonius. S. 1298.

[2]) Seb. Franck, Weltbuch (1533) fol. LXVIj b: Die gest emfahen sy mit blossem haupt, mit geneigtem knie und darzuo mit dem kufs, wa es gleich ein weib ist, doch on alle geylheit.

[3]) Aus der Vorlesung »Aulicarum atque politicarum rerum observationes« von Johann Christoph Wagenseil (1653—1705). (Vulpius) Kuriositäten X (Weimar 1823), S. 215 ff.

alter nach Italien und Frankreich, an den berühmten Universitäten eine höhere Bildung zu erwerben, als die Heimat ihnen diese bieten konnte; Künstler suchten Italien auf, um die Meisterwerke ihrer grofsen Fachgenossen kennen zu lernen; Kaufleute reisten, wie der so oft schon genannte Balthasar Paumgartner aus Nürnberg, nach Lucca oder Florenz, dort Seidenwaren zu erwerben, die sie dann auf den deutschen Messen mit Vorteil verkauften, und andere Grofshändler kauften andere Luxuswaren und Delikatessen für ihre Geschäfte ein; vornehme junge Herren suchten in Italien und Frankreich den höheren gesellschaftlichen Schliff sich anzueignen [1]; allein zu reisen, blofs um fremde Länder kennen zu lernen, zum Vergnügen, das ist, wie gesagt, kaum einem einzigen eingefallen. Immer war die Reise durch einen gewichtigen Zweck veranlafst.

Diese Erscheinung läfst sich durch mancherlei Gründe erklären. Die Strafsen waren, wie schon früher ausgeführt wurde, überaus schlecht; die Verkehrsmittel liefsen alles zu wünschen übrig; wer noch leidlich kräftig und gesund war, reiste zu Pferde, Männer wie Frauen, bei schlechtem Wetter in eine dicke Kappe, später in den weiten Reitermantel gehüllt, so geschützt gegen Staub, Regen und Schnee. Kranke liefsen sich in Rofsbahren tragen; alte und schwache Leute mufsten sich bequemen, in den primitiven Wagen, die ungefähr unseren Leiterwagen an Komfort gleichkamen, die Reise zurückzulegen. Den Wagenkasten in Riemen zu hängen, dadurch die Stöfse etwas abzuschwächen, ist den Leuten vor dem 16. Jahrhundert kaum eingefallen. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts hat man sich mit dem Reisewagen mehr befreundet: noch immer zieht ein gesunder Mann es vor, zu Rofs seine Reise zurückzulegen, aber Damen und ältere Herren finden doch auch an den Wagenfahrten, so unbequem sie uns heute auch vorkommen mögen, ihr Gefallen.

Über die Reisen der Fürsten gibt J. B. von Rohr in seiner Einleitung zur Zeremonial-Wissenschaft (Berl. 1729) uns interessante Auskunft. (T. I, Kap. IX.) Aufser der gewöhnlichen Begleitung gehören zum Gefolge ein oder mehrere Reiseprediger, Leib-Medicus, Reise-Apotheker und Reise-Balbier u. s. w. Bei den Besuchen der Fürsten untereinander sind bestimmte Etikette-Vorschriften mafsgebend. (Ebend. T. II, Kap. II.)

Das Gepäck wurde auf Saumtiere geladen, später auf Karren, und so begann man denn wohlgemut die anstrengende Reise. Proviant für die nächsten Bedürfnisse hatte man vorsorglich eingepackt, auch den wohlgefüllten »Flaschenkeller« nicht vergessen. [2] Im Winter vermummte

[1] Der schon S. 327 genannte schlesische Edelmann Hans II. Pückler von Groditz reist 1595 nach Italien, um »Reyten, Fechten, Springen, Tantzen, Vorschneiden und die Italienische Sprache« zu lernen. (Ztschr. f. Gesch. u Altth. Schlesiens VI 270. — Breslau 1864.) — Wolff Bernhard von Tschirnhaus, getreuer Hofmeister auf Academien und Reisen. Hannover 1727. Es sind in dem Buche auch die empfehlenswerten Gasthäuser aufgezählt. — Vgl. Gottlieb Günther, Diss. acad. de libris hodoeporicis. Lips. 1703.

[2] »Die Flaschen in dem Kheller.« B. Paumgartner Briefw. S. 268—1596, I./IX. — Bei der Abreise »der Kellermeister (des Herzogs von Pommern) füllete mir den

man sich so gut es anging. Als Bartholomäus Sastrow im Jahre 1548 eine solche Reise antreten mufste, hat er folgende Kleider angelegt (II. 97): Auf dem Haupte eine Nachthaube, darüber eine pelzgefütterte Hülle, über diese eine mit Leinwand gefütterte Kappe mit einem Nasenschutz, alles festgeknöpft, endlich einen dicken Hut. An den Händen Zwirnhandschuhe, darüber pelzgefütterte Sämischleder-Handschuhe, endlich grofse Wolfshandschuhe. Am Leibe ein leinenes Hemd, darüber ein gestricktes italienisches Hemd, dann eins von rotem englischen Stoff, ein wattiertes Wams, einen gefütterten kurzen Rock, einen Rock mit Wolfspelz gefüttert. Über den Füfsen und Schenkeln leinene Socken, Leinwandhosen über die Knie, Wanthosen, Strümpfe mit Lammfell gefüttert, darüber endlich die Stiefeln.

Es war gewifs angebracht, dafs man sich mit Lebensmitteln wohl versorgte, denn in den Wirtshäusern der Dörfer durfte man kaum erwarten, etwas Geniefsbares vorzufinden. In einem märkischen Kruge da gibt es nur schlimmes Bier, schwarzes Brot, Nachtruhe auf der Streu. Wer etwas Besseres haben will, mufs es selbst mitbringen.[1]) Auch in den Städten waren die Gasthäuser, wie Erasmus von Rotterdam in seiner bekannten Darstellung sie schildert, keineswegs einladend. In Jüterbog soll die beste Herberge in Deutschland sein[2]), aber in Neustaedtl bei Judenbach ist die Wirtin höchst unmanierlich[3]); andere Wirtshäuser, wie z. B. die italienischen, sind voll Ungeziefer.[4]) Das ist aber noch zu ertragen. Dagegen findet Hainhofer bei Judenbach im Thüringer Walde ein »unbewohnet Wirthshaufs . . . aus welchem vor der Zait der Wirth mit sainer Gesellschaft, um willen sie viel Gäste geplündert und gemordet haben, hingericht worden sein«.[5])

Bei seinen Reisen in Holland logiert Hermann Weinsberg, 1569, zu Gouda »im Schlüssel«, im Haag »zur Borg«, zu Utrecht »in der Hullik«, d. h. in der Holke (einem Lastschiff), zu Xanten »im Schwan«, zu Neufs in der »Clevischen Herberge«. Dann ist er in Utrecht in den »Drei goldnen Heringen«; in Amsterdam wählt er den »goldnen Stern«, in Deventer den »blauen Engel«, in Emmerich den »Hirsch«. Früher, 1531, hat er in Emmerich im Wirtshaus »zum Engel in der Steinstrafsen« gewohnt und zu Neufs im »Löwen«. In Augsburg ist das Wirtshaus zum »Lindenmayer« teuer, aber gut[6]), in Frankfurt a. M. der »Nörmperger Hof«[7]) und »bey dem wyrtt zum Krachbaum«[8]).

Keller auf der Kutschen mit Petersinen (spanischem Wein) ein und der Kuchinmeister richtete die kalte Kuchin zue«. (Phil. Hainhofer, Reisetageb. 1617. — Balt. Studien II. 2. S. 111.)

[1]) Phil. Hainhofer, Reisetageb. 1617. — Balt. Stud. II. 2. S. 17.

[2]) Ebend. S. 10.

[3]) Ebend. S. 5: Dise Wirthin führt »sine respectio personarum den Priapum im Mund.«

[4]) B. Paumg. Briefw. (1584, 9./VII. S. 43): nun damitt ich ab den losen welschen wyrttshäusern, inn denen alle bett voller wantzen seind, khome.

[5]) A. a. O. S. 5.

[6]) B. Paumg. Briefw. S. 227, 243.

[7]) Ebend. S. 180.

[8]) Ebend. S. 187.

Phil. Hainhofer wohnt in Neu-Dresden im »goldenen Löwen«[1]), zu Saalfeld im »Mondschein«[2]), zu Nürnberg in der »goldenen Gans«.[3])

Münchens bestes Gasthaus ist der »Straufs«.[4]) In Besançon wird das »Hôtel à porte-enseigne«[5]) und »zur Krone«[6]) gelobt, in Baden-Baden das »zum goldenen Engel«[7]), in Wildbad »zum kühlen Brunnen«.[8])

Wenn wir Guarinonius, unserm so oft als zuverlässig befundenen Gewährsmann, glauben dürfen, waren die deutschen Wirtshäuser noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts in einem höchst elenden Zustande. (Vgl. oben S. 98.) Ins Gewicht fällt, dafs er nicht in einem weltabgelegenen Orte wohnt, sondern in Hall an der verkehrsreichen Brennerstrafse.

Begüterte Reisende konnten sich gegen einige der ärgsten Unbequemlichkeiten wohl schützen, indem sie Reisebetten samt ihren eigenen Kissen und Bezügen mit sich führten. Solch ein Bett nach italienischer Art gefertigt, das man, auseinandergenommen, in eine Truhe verpacken konnte, wird S. 271 in Paumgartners Briefwechsel erwähnt (1596 Sept.).

Schlimm aber war es, wenn man auf dem Wege von der Nacht überrascht in einem kleinen, abgelegenen Wirtshause Unterkunft suchen mufste. Vielfach wird uns da von Raub und Mord berichtet.

Die Strafsen selbst waren unsicher. Schon während des ganzen Mittelalters mufste man, zumal wenn der Weg durch tiefe, dunkle Wälder führte, eines Raubanfalles gewärtig, gegen ihn gerüstet sein. Verwegenes Gesindel lauerte den Reisenden, den Warenzügen auf, plünderte sie aus und war zu jeder Mordtat bereit, sobald sie für die Sicherheit der Bande nötig erschien. Mit diesem Räubergesindel konkurrieren nun die adligen Strauchdiebe, die trotz aller Strafen, Hinrichtungen, Zerstörungen der Burgen doch noch bis tief in das 16. Jahrhundert ihr Gewerbe treiben, raubend, stehlend, Gefangene bis nach Erlegung eines ansehnlichen Lösegeldes in Gewahrsam haltend.[9])

Im 16. Jahrhundert und in der Folgezeit spielen neben den Vaganten aller Art besonders die abgedankten Soldaten, die gartenden Knechte, eine grofse und gefährliche Rolle. Sie durchziehen allein oder in Haufen das Land, betteln, nehmen im Notfall mit Gewalt, sind auch bereit, als Strafsenräuber den Reisenden aufzulauern. Die Not, die diese verwegenen Gesellen über das Land brachten, veranlafste zwar viele obrigkeitliche Verordnungen, liefs sich aber nicht so leicht beseitigen. Nach dem Dreifsigjährigen Kriege wuchs die Zahl der brotlosen Soldaten ins Ungeheure. Wie noch bis Anfang des 19. Jahrhunderts eine grofse Menge von Räuberbanden ihr Wesen trieben, das ist ja jedermann bekannt.

---

1) A. a. O. S. 128.
2) A. a. O. S. 152.
3) A. a. O. S. 154.
4) Guarinonius. S. 843.
5) Lucas Geizkofler. S. 79.
6) Ebend. S. 139.
7) Ebend. S. 104.
8) Ebend. S. 106.
9) Höf. Leben [2]I. 512 ff. — Deutsches Leben etc. 229 ff.

Mit diesen Strolchen, die bei Gelegenheit auch raubten und mordeten, sind nahe verwandt die Landstreicher (Vaganten) und Bettler, die schon im 15. Jahrhundert eine Landplage waren.[1]) Sie hatten ihre verschiedenen Spezialitäten, wie das in dem Liber Vagatorum zu lesen ist, ihren Gaunerdialekt u. s. w. Auch diese Banden sind noch bis in das 18. Jahrhundert wohl nachzuweisen, erst mit dem Erstarken der Sicherheitspolizei mehr verschwunden oder weniger sichtbar geworden. Die Menge der Vaganten stellt den Räuberbanden immer ein brauchbares Material.[2])

Die Räuber der alten Zeit haben ihr Handwerk im grofsen Stile betrieben. Die Bande, die 1519 in Stettin gerichtet wurde, hatte aufser zahlreichen Kirchendiebstählen auch viele Morde auf dem Gewissen: 3 Mönche, 3 Knechte, 12 Männer, 8 Weiber, 5 Jungfrauen, 3 Priester, 4 Schüler, 27 Juden (also 55 Menschen) waren ihnen zum Opfer gefallen, aufserdem hatten 7 Weiber und 4 Kinder bei den von ihnen angelegten Bränden den Tod gefunden.[3]) 1580, am 17. Juni, wurde gerädert Christoph Grippertenius, der aufser seinen 6 Kindern noch 964 Menschen umgebracht haben soll.[4]) Diese Sache machte ungeheures Aufsehen, und noch viele Jahre später erzählen die Unterhaltungsbücher von seinen Verbrechen, seiner qualvollen Hinrichtung (er soll noch 9 Tage auf dem Rade gelebt haben.[5]) Peter Niers, der am 16. Sept. hingerichtet wurde, hat allerdings nur 544 Personen ermordet, unter diesen aber 24 schwangere Frauen, denen er ihre Leibesfrucht der Zauberei halber ausgeschnitten.[6]) 1616 fand in Öls die Exekution des Mörders Michael Moises aus Zeitz statt; er wurde mit glühenden Zangen gezwickt und lebendig gevierteilt; 1643 büfste in Prag ein Mörder mit dem Leben, der auch 5 schwangere Frauen getötet hatte; im Januar 1654 ist dann in Öls der Melchior Hedloff, genannt Schütze-Melcher, der 251 Mordtaten und viele schwere Verbrechen auf dem Gewissen hatte, gerichtet worden.[7]) 1655 hat man zu Mastricht den »Strassen-

---

[1]) Ebend. 222 ff.

[2]) Ägidius Henningius, Mischmasch etc. Frkf. a. M. 1665. S. 56—81. — Eulenspiegelischer Mercurius, Freyburg 1717 S. 292: Es bestehet aber diser (Bettler-) Orden in losen faulen Buben und Haluncken, starken unverschämten Land-Fahrern, Schwänder-Brüder, Catharina- und Margareten-Krämmern, Luykerwahlen, Savoyarden, Jacobs-Brüdern, Romfärthern, fahrenden Schulern, abgedanckten Soldaten, vertriebenen, ausgemergelten Huren, Beutelschneidern, Schelmen und Dieben, auch wohl vagirenden schwärmenden Pfaffen .... (293) Derowegen soll ein Reisender allezeit dahin trachten, wie er in einer Stadt, einem Marckt-Flecken oder wenigstens in einem grossen Dorff sein Nacht-Lager haben möge und immer nach wol-practicirten Wirths-Häusern fragen.

[3]) Joachim von Wedel, Hausb. S. 56.

[4]) Ebend.

[5]) Martin Zeiller, Hdb. I. 509 (Ulm 1655) nennt ihn Christmann Gropperunge von Kerpen. — Joh. Jos. Pock, Alvearium curiosarum scientiarum (Augsb. 1710) S. 338 berichtet, dafs die Hinrichtung des Chr. Guipperdinga aus Luxemburg am 17. Juni 1581 in Burgkessel bei Köln stattfand.

[6]) Joach. von Wedel, Hausb. 283. — Die Hinrichtung beschreibt der Verfasser des Exilium Melancholiae (Strafsb. 1643) S. 597. Über Räuber um 1600 vgl. Joach. v. Wedel, Hausb. S. 404. — [7]) M. Zeiller, Hdb. I. 508.

Räuber und Post-Absetzer Andreas, der Antichrist genannt, gehängt.[1]) Den Strafsenräubern von Beruf machten nebenher auch die Gelegenheitsverbrecher, wie die Holzknechte in den böhmischen Wäldern, Konkurrenz.[2])

Während die Räuberplage[3]) in Deutschland bis in das 19. Jahrhundert fortlebte — Schinderhannes und seine Bande ist erst im November 1803 guillotiniert worden —, scheint der Unfug der Raubritter schon im 16. Jahrhundert sein Ende gefunden zu haben. Zwar »ward (1508) einer vom Adel (in Schlesien) wegen Rauberey in Stiefel und Sporn an liechten Galgen gehenckt«[4]), allein das Unwesen war schon nicht mehr allgemein verbreitet. In Pommern aber trieben sie es noch 1519 gar arg. »Die vornehmsten capitains seind gewesen zwo Putkammer, die sich der eine hertzog Lolle, der andere hertzog Boerevith genannt. Thomas Bars ist ihr pabst gewesen, N. Podewils Priester Johann, denn sie jeder ihre besondere zunahmen und abzeichen gehabt. Mehr seind in dieser compagnie nicht die geringsten gewesen Michael Kanitz, David und Henning die Manteuffel, drei Loden, etliche Goltzen, Ubesken, Manfratz und andere«.[5]) Die Unsicherheit im Lande war aufs höchste gestiegen, »denn das gesindlein alhie zu lande also zugewachsen, dafs auch die Fürsten ohn Kriegsstaffierung in ihrem eigenen lande nicht sicher reisen können«.[6]) Erst 1531 raffte man sich zu energischeren Schritten auf; die Schlösser der Manteuffel wurden erstürmt und geschleift, die beiden Häupter Michael und David gefangen und hingerichtet.[7])

Die Plage der Raubritter war mehr eine lokale, auf bestimmte Handelsstrafsen beschränkte, das Räuberunwesen jedoch grassierte allerorten. Auch das für schweres Geld von den Landesherren zum Schutze der Reisenden erkaufte Geleit war nicht in allen Fällen ausreichend.

Die kleinen Unannehmlichkeiten, die mit den Reisen in älterer Zeit nun einmal verbunden waren, von den Weg- und Brückenzöllen an, den Versteuerungen, sobald man aus einem Landesgebiet ins andre kam, u. s. w. fielen gegen jene Übelstände gehalten, nicht besonders ins Gewicht.

Wer eine Reise unternahm, der wufste, welchen Gefahren, welchen Verdriefslichkeiten er entgegenging. Selbst die Länge der Dauer mufste er in Anschlag bringen. Als Philipp Hainhofer 1617 den pommerschen Herzog besuchte, reiste er aus Augsburg am 3. August und war am 24. in Stettin; zur Rückreise brauchte er einen vollen Monat (vom 2. Okt. bis 2. Nov.). Höchstens um seine Gesundheit durch eine Badereise zu kräftigen, konnte einer es über sich gewinnen, allen den unausbleiblichen Strapazen und Ärgernissen zu trotzen; zum blofsen Vergnügen hat es gewifs keiner getan.

---

[1]) Ebend. III. 303.

[2]) S. oben 376.

[3]) Lips Tullian, des bekannten Diebes, Mörders und Räubers . . . Leben und Übelthaten . . . (geköpft 8. März 1715) o. O. 1726.

[4]) Nik. Pol. Hemerol. Sept. 18,

[5]) Joach. v. Wedel, Hausbuch. 60.

[6]) Joach. v. Wedel, Hausb. S. 108.

[7]) Ebend. S. 109.

Die Heilkraft der Bäder von Pfäffers (Ragaz) und Gastein, von Wildbad, Baden in der Schweiz, Karlsbad u. s. w. war schon im Mittelalter hoch berühmt.[1]) Balth. Paumgartner besucht 1591 Karlsbad (Carolsbad[2]), 1596 Langenschwalbach.[3]) Lukas Geizkofler weifs besonders Wildbad zu loben. Die Stadt besteht aus 12 grofsen Gasthäusern, in denen die Verpflegung gut und preiswert ist, da der Herzog von Württemberg und die Stadtobrigkeit den Preis jedes Gerichtes bestimmt haben. Grofse Herren brachten einen ansehnlichen Hofstaat mit sich. Schon 1539 hatte Ludwig, Herzog von Ober- und Niederbayern, Gastein aufgesucht; doch ist von seinem Gefolge nichts bekannt. Als jedoch der Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich, Graf von Raitenau, 1591 die Kur in Gastein brauchte, waren 50 Leibschützen zu seiner Bewachung bestimmt; der ganze Trofs bestand aus 240 Personen.[4]) 1705 besuchte der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August I., Karlsbad mit einem grofsen Gefolge von Soldaten, 668 Mann.[5])

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist der Einflufs der französischen Sitten über ganz Europa verbreitet, zumal bei den deutschen Schriftstellern jener Zeit findet man sehr häufig Klagen über die französischen Sitten und Gewohnheiten, die auch in Deutschland so bereitwillig nachgeahmt wurden. Es ist dies eine so bekannte Tatsache, dafs Beweise beizubringen kaum noch vonnöten ist, doch mögen einige Äufserungen weniger bekannter Schriftsteller angeführt werden. Ägidius Henningius veröffentlichte 1655 in Frankfurt a. M. ein Buch »Mischmasch oder Natürliche, Geistliche, Sittliche, Weltliche, Ernstliche, Kurtzweilige, Weise, Plötzliche Einfälle und Betrachtungen«. Da sagt S. 230 der Verfasser: »Was ist nicht Frantzösisch aller Orten! So weit haben wirs gebracht, dafs wir Frantzösische Köche, Frantzösische Trachten, Frantzösische Bärte, Frantzösische Täntze, Frantzösische Geberden, Frantzösische Huren und Frantzosen gar an und in dem Leib haben u. s. w.« In den wohl aus dem Italienischen übersetzten Galanten Nacht-Gesprächen (Dresden 1685) aber wird die Freiheit im Benehmen der Franzosen der Würde der spanischen Hofleute gegenübergestellt (S. 237), anerkannt, dafs die Italiener alles, was sie »Gutes haben in den Kleidungen, Gastmahlen, Freudenfesten, in den Waffen und allem andern, einem Hofmann zukommenden Stücken« den Franzosen verdanken (S. 279), allein der Verfasser meint doch, dafs die »Ernsthafftigkeit« der Spanier mehr

---

1) Deutsches Leben im 14. u. 15. Jhdt. S. 237.

2) Briefw. 114—116.

3) Briefw. 216.

4) Kurios. IX. 421 ff.

Ansicht von Karlsbad gest. v. Frater Henricus (Kulturg. Bilderb. IV. N. 2220); — Bäder von Hornhausen 1646, gest. v. Valentin Wagner (ebend. IV. N. 2217), — Bad Ems, gest. von Caspar Merian (ebend. IV. N. 2056); — Aldert van Everdingen, Mineralbrunnen (ebend. V. N. 2304—2307).

5) Kurios. III. 542. — Vgl. F. Blondel, Ausführliche Erklärung Vnd augenscheinliche Wunderwirckung Deren Heylsamen Badt- und Trinckwässeren zu Aach. . . . Aachen 1688.

für die Italiener passe, »als der Frantzosen Springen, Singen und die fast in allen Sachen, in allen Verrichtungen und Geberden befindliche hurtige Lebhafftigkeit«. Versuchen es die Italiener — und auch die Deutschen — es ihnen nachzumachen, so werden sie »nichts anders thun, als im Reden mit dem Kopff hin und her fahren und mit grossem Übelstand eine Reverentz überzwerg machen, und wenn sie in der Stadt spazieren, so laufen sie so geschwind, dafs ihnen die Laqueyen nicht folgen können« u. s. w. (S. 280.)



Albrecht Dürer, Tanzendes Bauernpaar.

5. Unterhaltung der Bauern.

So ganz freudenleer war auch das Leben der Bauern nicht. Gewifs, sie hatten hart zu arbeiten, und wenig genug kam ihnen von all den Mühen und Anstrengungen zugute, aber an Feiertagen erfreuten sie sich auf dem Dorfanger mit Spielen aller Art, besonders mit Ballspielen[1]), ja man erzählte sich, dafs sie selbst Bauernturniere veranstaltet haben. (S. o. S. 348 Anm. 4.) Essen und Trinken spielt natürlich bei ihnen eine sehr grofse Rolle; sie sind bald geneigt, zu viel des Guten zu tun.[2]) Dann endete ein solches Bauernfest mit einer regelrechten Rauferei, bei der es Verwundete, oft auch Tote gab. Eine besondere Freude bereitete ihnen der Tanz, bei dem es gerade nicht allzu züchtig zuging: die Mädchen wurden hoch geschwenkt oder man stellte ihnen ein Bein, jedenfalls war es auf eine Entblöfsung abgesehen, die aber allen Teilnehmern grofse Freude bereitete.[3]) Anmutig sehen die Tänzer nicht gerade aus, die Albrecht Dürer[4]), Hans Sebald Beham[5]), Jost Amman[6]) uns darstellen, so wenig wie die tanzenden Bauern des älteren Pieter Brueghel, des Adrian von Ostade oder des

[1]) Höf. Leben ²I. 541 ff.
[2]) Daniel Hopfer. — Kulturg. Bilderb. I. N. 303—304.
[3]) Deutsches Leben etc. 492.
[4]) Kulturg. Bilderb. I. N. 51.
[5]) Ebend. II. N. 898—903; 906—914.
[6]) Ebend. III. N. 1287. 1288.

David Teniers d. J., aber sie sind ganz von der Freude über ihre bescheidene Lustbarkeit erfüllt. Was beim Tanze sich angeknüpft, wurde dann in den winterlichen Spinnstuben weitergesponnen. Besonders züchtig mochte es nicht sein, aber es hat den Bauern, Burschen wie Mädchen, viel Freude bereitet. Auch an den Kirchenfesten nahmen die Bauern eifrigst Anteil (s. o. S. 385); die Hauptsache ist wieder der Tanz.[1]) Vor allem der Hahnentanz erfreute sich grofser Beliebtheit: der Tänzer, der besonders geschickt beim Tanze ein Glas oder sonst irgend etwas auf dem Kopfe balanciert hatte, bekam als Preis einen Hahn.[2])

Auch sonst fehlte es nicht an Vergnügen. Das Topfschlagen, das Hahnschlagen ist gewifs seit Jahrhunderten im Brauche gewesen. Hans Bol hat uns das Gänsefest geschildert[3]): über einen Flufs ist ein Seil gespannt, an dem eine Gans hängt. Es kommt nun darauf an, dafs der Bursche im Kahn sich ihrer bemächtigt, ohne wie die meisten ins Wasser zu fallen und des Preises verlustig zu gehen. Solche Volksbelustigungen hat es zahllose gegeben, und dafs sie nicht alle Tage, sondern nur selten gefeiert wurden, erhöhte ihren Wert noch ganz erheblich. Die Bilder des Pieter Brueghel d. Ä. (1525—1569), des Bauernbrueghel, und des jüngeren Meisters gleichen Namens (1564—1637), des Höllenbrueghels, dürften da für die niederländischen Verhältnisse besonders in Betracht zu ziehen sein.



Hans Sebaldus Beham, Tanzende Bauernpaare.

[1]) S. die Kirchweih in Mögeldorf. Kulturg. Bilderb. I. N. 321 bis 326. — Pieter Breughel d. Ä., Kirmefs in d. Kais. Galerie zu Wien.
[2]) Deutsches Leben etc. S. 495.
[3]) Kulturg. Bilderb. III. 1295. (S. o. S. 358.)

VI.

Tod und Begräbnis.

Einleitung.

Die Wahrscheinlichkeit, ein hohes Alter zu erreichen, war im Mittelalter überaus gering. Abgesehen davon, dafs Zahllose den Epidemien, der Pest zum Opfer fielen[1]), haben sie sich auch fast ausnahmslos während ihres Lebens arg mühen und plagen müssen, und die Ärzte vermochten es nicht, gegen schwerere Krankheiten erfolgreich anzukämpfen. Noch im 16. Jahrhundert ist das höchste Alter durchschnittlich fünfzig Jahre. Guarinonius, der Arzt, hebt es als etwas ganz Besonderes hervor, dafs seine »Patavinische Praeceptores beedsamb auff ein hohes Alter, über die 50 hinaus, gelebt« (S. 577). Die Kindersterblichkeit war grofs, und von der Unmasse von Kindern, mit denen die Ehen gesegnet waren, blieb nur ein geringer Teil länger am Leben. Natürlich hat es Ausnahmen gegeben, aber die waren sehr selten und wurden deshalb auch vielfach bemerkt. Als 1566 Graf Wilhelm Werner von Zimmern 81 Jahre alt stirbt, bemerkt der Chronist (IV. 197): »Mag iren wenigen gedeihen und kan im der almechtig sein leben noch lang fristen, also, das er uf dizmal der eltest unter allen graven und herren deutscher nation wurt gerechnet.« Auch die Frau von Dalberg, die als eine uralte Ahnfrau von der Zimmerischen Chronik geschildert wird, ist vielleicht etwas über 85 Jahre alt gewesen. »Wie man spricht von ainer alten Frawen, des geschlechts der Cammerer von Dalburg, die auf ein sollichs geruigs grofs alter komen, das sie zu irer leiblichen Dochter nachvolgende worte gesprochen: ‚Dochter, sag deiner Dochter, ir dochter dochter kinde das weine', das ist bis in den fünften Grad gewesen.« Gesetzt, die Frau von Dalberg hat, was ja damals ganz allgemein bräuchlich war, mit 16 Jahren geheiratet, mit 17 Jahren ihre älteste Tochter geboren, und ihre Tochter wie die Enkelin und die Ur- und Ururenkelin habe das gleiche getan, so war sie etwa 85 Jahre alt, als sie eine Ur-Ururenkelin noch weinen hörte. Sie kann aber auch viel jünger geheiratet haben, und dann würden sich die Jahre ihres Alters erheblich reduzieren. Die deutschen Kaiser

[1]) Vgl. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois: Les médecins (Paris 1892), Les médicaments (Paris 1891), Variétés Chirurgicales (Paris 1894). — Les apothicaires et les médicaments (Paris 1892), Les chirurgiens (Paris 1893).

werden im 16. Jahrhundert durchschnittlich gegen 60 Jahre alt, die französischen Könige 39, die englischen etwa 47½, während im siebzehnten Jahrhundert für alle 57, 58, 56 Jahre angenommen werden kann.

Die Krankheiten, zumal die Pestepidemien, rafften Tausende in kurzer Zeit fort, andere fanden in den Kriegen ihren Tod, allein es dauerte sehr lange, ehe die Menschen in Europa sich mit dem Gedanken befreundeten, ihren Leiden und Gebrechen durch den Selbstmord ein Ende zu machen. Im Mittelalter scheint diese Sitte noch gänzlich unbekannt; sie läfst sich für Deutschland, soweit ich dies feststellen kann, erst seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts nachweisen. Man könnte annehmen, dafs mit dem Humanismus auch die Wertschätzung des von den Alten so bewunderten Selbstmordes in den Kreisen der Gebildeten Eingang gefunden habe; indessen sind es meist arme Leute, die, von der höheren Schulbildung ganz unberührt, aus Not ihrem Leben ein Ende machen. Aus Augsburg erzählt da der Fortsetzer des Chronisten Hektor Mülich, dafs 1506 ein Weber sich die Gurgel abschneidet und 1508 gleichfalls ein Weber sich ertränkt; in diesem Falle ist eine unglückliche Ehe der Grund. 1506 erhängt sich in Augsburg ein 14jähriger Knabe.[1] Häufiger sind die Selbstmorde 1534: da erhängt sich ein Mann aus Not; eine arme Frau springt in den Lech, weil ihr Mann 2 fl. verspielt hat; eine Magd erhängt sich aus Kummer über verratene Liebe; ein Weber erhängt aus Not zwei Kinder, wird mit Gewalt daran gehindert, seine Frau und noch zwei Kinder aufzuhängen.[2] In Breslau 1513 »Erhieng sich ein armes Weib sampt ihren zweyen Kindern aus Armut und Hungersnot: Weil die gewöhnliche Müncze verruffen und sie nur verboten Geld gehabt, darumb sie sich nichts keuffen konte«.[3] In Dresden erhing sich 1553 am 11. Oktober ein Schneider aus Furcht, weil er der Frau eines vornehmen Herrn Gewalt angetan hatte[4] u. s. w. Selten sind es gebildete Leute, die ihrem Leben gewaltsam ein Ende machen.

So erhängt sich aus Furcht vor Strafe 1502 in Wien Johann Waldner, Kanzler Friedrichs III. und Maximilians[5], und in Augsburg 1527 »Doctor Weysierer, ain gelerter, wol beredter mann, ist vor etlicher zeit Kaiser Maximilians Fiskal gewesen«, »vor groser arenmut wegen ist er verzweifelt« und hat sich in seiner Kammer aufgehenkt.[6] In Dresden ersticht sich 1580 einer von der Rentkammer.[7]

Die Obrigkeiten suchten diesem Übel dadurch entgegenzuarbeiten, dafs sie dem Selbstmörder ein ehrliches Begräbnis versagten, seine Leiche am Rabenstein vom Henker einscharren liefsen.[8] Von dem oben genannten Dr. Weysierer erzählt der Chronist »den hat der hencker in ainem vas in den Lech geworfen«.

---

1) Clemens Sender.
2) Ebend.
3) Nic. Pol, Hemerol. Jan. 3.
4) Wenck, Dresden. 541.
5) Forts. d. Chron. d. Hektor Mülich.
6) Clemens Sender.
7) Wenck, Dresden. 542.
8) Ebend. 541, 542.

Immerhin kam der Selbstmord nur sehr selten vor; die Chronisten würden sicherlich die Fälle nicht aufgezeichnet haben, wenn sie täglich sich ereigneten.

Wer etwas zu vererben hatte, verfügte über sein Hab und Gut, traf Bestimmungen über seine Bestattung u. s. w. Diese Testamente wurden bei dem städtischen Gerichte hinterlegt, nach dem Tode des Testators eröffnet und sodann, wie z. B. in Breslau, in besondere Libri Testamentorum eingetragen. Für die Sittengeschichte haben diese letztwilligen Verfügungen oft eine grofse Bedeutung.

Mit den Tröstungen der Religion, seit dem 16. Jahrhundert je nach den Anforderungen der Konfession, versehen, schieden die Leute aus dem Leben.

Die Bestattung der Verstorbenen ist nun entsprechend ihrem Stande eine verschiedene.

I. Tod und Begräbnis der Fürsten.

Sobald ein Kaiser, König, ein Herrscher, mit den Tröstungen der Religion versorgt, gestorben war, bestrebte man sich, den Leichnam möglichst zu erhalten. Konnte man ihn nicht einbalsamieren, so suchte man durch Salz die Zersetzung zu verhindern, salzte die Körper geradezu ein, füllte sie mit Asche.[1]) Bei dem Einbalsamieren ging es bisweilen roh genug zu. Das Herz des Verstorbenen wurde besonders beigesetzt. Bekannt ist die Grazien-Gruppe von Germain Pilon (jetzt im Louvre-Museum), die eine Urne tragen. In ihr lag einst das Herz König Heinrichs II. Die Eingeweide wurden auch an geweihter Stelle beigesetzt; die Kapellen, in denen gewöhnlich diese Beerdigung erfolgte, nannte man Kaldaunen-Kapellen.[2]) War nun ein solcher hoher Herr fern von seiner Heimat, beispielsweise im Heiligen Lande, gestorben, dann löste man die Knochen durch Sieden von dem Fleische, das man an Ort und Stelle begrub, und nahm die gebleichten Gebeine mit nach Hause, setzte sie in der Familiengruft bei.[3])

Die Leiche wurde nach der Einbalsamierung im vollen Ornat auf eine prächtige Bahre gelegt, öffentlich gezeigt. Erst nach einiger Zeit erfolgte das Begängnis, das so feierlich und grofsartig wie möglich veranstaltet wurde.[4])

Zuweilen haben uns die Geschichtschreiber ausführliche Beschreibungen solcher Trauer-Zeremonien überliefert, z. B. über die Bestattung des Günther von Schwarzburg und des Kaisers Karl IV.[5]) Eine der grofsen Miniaturen des Froissart-Codex der Breslauer Stadtbibliothek (IV, 23) stellt das Begräbnis König Richards II. von England dar. Die Leiche wird auf einem Planwagen transportiert, zahlreiche Leidtragende

---

[1]) Höf. Leben ²II. 463 ff. Vgl. auch Kantzow, Pommer. Chron. S. 190. Nach dem Tode des Herzogs Georg von Pommern (1531): »Alsbalde liet man Seelgerede und Trurkleider bereiden und den Corper uthnehmen und mit durbarer salse (Druck: salfe) bewaren.

[2]) S. Heinr. Otte, Kunstarchäologie ⁴242.

[3]) Höf. Leben ²II. 308, 468.

[4]) Ebend. 466 ff.

[5]) Deutsches Leben im 14. u. 15. Jhdt. 619 ff. — Vgl. besonders die Abbildungen Fig. 669—672.

in Trauerkappen folgen dem Zuge. Das Blatt ist in Photographiedruck veröffentlicht worden.

Julius Bernhard von Rohr schildert uns, wie ein Fürst, König und Kaiser des 18. Jahrhunderts standesgemäfs zu sterben hat.[1] Schon lange vor seinem Ende hat er sich Lieder und Sprüche ausgesucht, die er auf seinem Sterbebette sich von seinen Angehörigen oder Leuten vorsingen und vorbeten lassen will. Die Gemahlin Augusts des Starken, Christine Eberhardine († 1727), hat in dieser Hinsicht ein vorzügliches Beispiel gegeben. Auch über ihre Beerdigung treffen sie Anordnungen; so hat die Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia ausdrücklich verboten, ihren Leichnam zu waschen und einzubalsamieren.

Die katholischen Herrscher liefsen wundertätige Reliquien an ihr Sterbebett bringen.[2] Bisweilen nehmen sie dann von ihren Angehörigen, ihrem Hofstaat Abschied u. s. w.

Nach dem erfolgten Tode wachen Tag und Nacht Kavaliere bei der Leiche, die nicht immer einbalsamiert wird. Das Herz der katholischen Fürsten legt man in ein silbernes Behältnis und setzt es in ein Kloster, das dem Verstorbenen besonders lieb war, mit vielen Zeremonien bei. Eingeweide, Augen, Gehirn werden in einem vergoldeten Kessel in einer Kapelle feierlich begraben. Herz und Zunge Kaiser Leopolds I. wurden 1705 in der Lorettokapelle, Gehirn, Augen und Eingeweide in der Hofkapelle beigesetzt.

Sodann wird der Leichnam angekleidet und auf das Paradebett gelegt, das, mit Sinnbildern, Statuen etc. dekoriert, von einem Baldachin überdeckt wird; die fürstlichen Insignien sind zur Seite des Toten ausgestellt. Statt der wirklichen Leichen wird zuweilen, besonders in Frankreich, eine Wachsfigur aufgebahrt. Die religiösen Zeremonien werden dann vorgenommen. Auf hohen silbernen Guéridons brennen zahlreiche Wachskerzen, mit Flor umwunden, mit Wappenschildern geschmückt.

Die Särge fertigt man zuweilen aus schlichtem Holze an, beschlägt sie mit schwarzem Tuche, oder man braucht Doppelsärge, den inneren aus Eichen- oder Cypressenholz, den äufseren aus Kupfer, Zinn oder Silber. Einer der schönsten Särge ist der Friedrichs I., Königs von Preufsen; der Professor Walter hat die Inschriften und die Dekoration erfunden. Es gibt über diesen Sarg eine »Eigentliche Beschreibung« ... Hin und wieder legt man Gedächtnismünzen in den Sarg; so wurden bei der Bestattung des Papstes Innocenz' XIII. 60 Schaumünzen, darunter 20 goldene, in den Sarg gelegt. Lang und breit spricht Rohr dann über die in den Kirchen aufgebauten Castra Doloris und deren Ausstattung mit allegorischen Statuen u. s. w. Die Kirchen sind mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, angemessen mit Emblemen dekoriert.

---

[1]) Einl. zur Zeremonial-Wissenschaft. Berlin 1729. T. I. Kap. XVI.

[2]) Über die Form, wie das Viatikum während des 18. Jahrhunderts in Paris in die Sterbehäuser gebracht wurde, vgl. Alfred Franklin, La vie privée d'autrefois. Variétés Parisiennes (Paris 1901) p. 131 ff. Ludwig XV. traf einmal das Viatikum, als er aus dem Parlament zurückkehrte; er stieg aus seiner Karosse und kniete unter dem Jubel des Volkes im Strafsenschmutz nieder.

Zahlreiche Kerzen brannten zur Seite des Katafalkes, der bis ins 17. Jahrhundert verhältnismäfsig schlicht und einfach ausgestattet war.[1]) Seit dem 17. Jahrhundert wird es Sitte in den Kirchen, wo man die Leichen aufbahrte, kostbare, mit Statuen, Emblemen, Inschriften geschmückte Trauergerüste zu erbauen. Das sind die Castra Doloris, deren Entwurf von den Hofgelehrten, deren Ausführung von den Hofkünstlern herrührte.[2]) Bei dem Ableben besonders angesehener Fürsten wurden auch an befreundeten Höfen[3]), vor allem in den Städten ihres eigenen Landes Trauerfeierlichkeiten veranstaltet.[4]) Man legte diesen Zeremonien einen solchen Wert bei, dafs in der Regel eine Beschreibung derselben, erläutert mit zahlreichen Abbildungen, veröffentlicht wurde.[5])

[1]) In Weifskunig (m. Ausg.) Abbildungen von Katafalken: Karls des Kühnen S. 120, der Maria von Burgund S. 170, Richards III. von England S. 246, Sigmunds von Tirol S. 272, Albrechts von Sachsen S. 314, des Gaston de Foix S. 351, Jakobs von Schottland S. 368, Friedrichs III. S. 374. — Tödliche Abcontrafactur weyland Herrn Matthiae, Röm. Kaisers, welcher den 10 Martii 1619 entschlaffen. — Radierung, den Kaiser auf dem Paradebett darstellend.

[2]) Castrum Doloris Ferdinands III. (1657). — C. D. für Friedrich August I. von Sachsen in der katholischen Hofkapelle zu Dresden. April 1733. (Kol. Lithographie von E. Köhler.)

[3]) Relation du service solennel fait dans l'église royale et nationale de Saint-Louis à Rome pour monseigneur Louis, Dauphin de France, le vendredi XVIII Septembre 1711. Rome 1713.

A. Albani, Ragguaglio delle solenni esequie fatte celebrare in Roma nella Basilica S. Clemente alla S. R. M. Frederigo Augusto di Sassonia. Roma 1733.

[4]) Mausolée de Louis (XV) le bien aimé, roy de France, élevé dans l'église de St. Roch à Nancy le 18 juin 1774. Cochin sc.

Décoration de la pompe funèbre de deux services solemnels, que Messieurs les officiers etc. du régiment d'infanterie du Roi ont fait célébrer en l'église des Dominiquains de Nancy pour le repos de Louis XV. le 26 et 27 mai 1774. Claudat inv.; Cochin sc.

[5]) Ich erwähne nur einige dieser Publikationen; eine vollständige Aufzählung zu geben, bin ich nicht imstande.

Ordnung weiland ... Herrn Joachim Ernsten, Marggrafen zu Brandenburg, in Preussen, zu Stettin etc. Leichbegängnufs, wie dieselbe 25. Apr. a. 1625 zu Onolsbach ... angestellet worden. 47 Kpfst. Nürnb. 1625.

(H. v. Taube) Gründliche Beschreibung derer dem Herrn Johann Georgen (1611 bis 1656) gehaltenen Leichenbegängnusse.

Leichenbegängnis des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt (1605—61.) 14 Kupfertaf. von J. Schweizer und A. Haelwegh. Darmst. 1661.

Höchst-verdiente Ehren-Seul etc. des durchlaucht. Ludwig VI., Landgrafen zu Hessen, auffgerichtet von der Landgräfin Elisabeth Dorothea. Darmst. 1682.

Immergrünendes Grab-Mahl des Fürsten Ludwig VI. Landgrafen zu Hessen-Darmst. 1682 — S. B. Carpzow, letzter und herrlicher Sieg, welchen Herr Johann Georg III., Hertzog zu Sachsen, bei seinem Eintritt in Tübingen 12. Sept. 1691 erhalten, bey den Exequien, als der Leichnam zu Freyberg beigesetzet wurde. 4 Kupfertaf. von Kilian. — Dresd. 1692.

Procession bey angestellter Beysetzung .... Herrn Johann Georgen III. (1680 bis 1691) zu Freyberg d. 11. Dec. 1691. — Mit Kupferst.

Pompe funèbre de Polixène de Hesse-Rhinfels, reine de Sardaigne, en l'église de Notre-Dame de Paris le 24 Mars 1735. de Bonneval inv. Cochin sc.

Marie-Thérèse d'Espagne, Dauphine de France, Pompe funèbre, le 24. Nov. 1746 en l'église de Notre-Dame de Paris. Slodtz inv. Cochin sc.

Auch die Leichenpredigten liefs man drucken, zuweilen sogar Gedächtnismünzen prägen.

Das Leichenbegängnis selbst bespricht von Rohr im 18. Kap. des ersten Teiles seines Werkes. Den Tag vor der Beisetzung ruft ein Herold unter Pauken- und Trompetenschall auf den Plätzen aus, dafs die Bestattung bevorstehe. Die geladenen Gäste sind erschienen oder haben Stellvertreter geschickt; alle Teilnehmer am Leichenzuge sind schwarz gekleidet. Ehrenpforten, Spalierbildung, Glockenleuten. Erfolgt die Beerdigung des Abends, so sind die Fenster der Häuser, die an der Strafse liegen, zu erleuchten. Die Leibgarden, die der Leiche folgen, »haben nach der gewöhnlichen Trauer-Manier den entblöfsten Degen unter dem Arme«.

In Deutschland erscheint ein Trauerpferd[1]) im Leichenzuge, mit schwarzem Stoff und Flor bedeckt; es wird von Kavalieren oder Offizieren geführt. Hinter ihm reitet ein Geharnischter in schwarzem Kürafs und Helm mit blofsem Degen, der mit Flor umwunden, die Spitze nach unten gerichtet, getragen wird. Das Freudenpferd, das die Freude der Untertanen über den neuen Herrscher bedeuten soll, ist wie sein Reiter aufs kostbarste geschmückt. So gibt es auch Trauer- und Freudenfahnen: sie werden von Obersten getragen. Ist ein Fürst im Kriege geblieben, so darf die Blutfahne von dunckel rothen oder couleur de feu Taffett oder Damast und das Bataillen-Pferd nicht fehlen.

Bei dem Leichenzuge gehen voran die Geringeren, denen die Vornehmeren folgen. Ein Bereiter oder ein vornehmer Offizier eröffnet den Zug, dann kommt ein Hoffurier in tiefer Trauer, die Hofmarschälle, Trabanten mit verkehrten Gewehren, Herolde, Trompeter, Pauker; darauf folgen die Pferde; Kavaliere tragen das grofse, aus Kupfer oder Silber getriebene Wappen, andere vornehme Offizianten die Insignien, Krone, Scepter u. s. w. Der Leichenwagen wird von 6 oder 8 Pferden gezogen, die mit Boy oder Samt schwarz bekleidet sind. Die Zipfel des Leichentuches trugen vornehme Offiziere oder Kavaliere; neben dem Wagen gehen auf beiden Seiten 24 Kavaliere, aufserdem Trabanten in langen Mänteln mit umflorten, abwärts gekehrten Partisanen.

Nach dem Leichenwagen kommen die Marschälle mit überzogenen Stäben und darauf die fürstlichen Leidtragenden, von Kavalieren und Trabanten begleitet, sodann die Minister, Hofkavaliere, die Beamtenkollegien. Die fürstlichen Frauen werden von hohen Standespersonen geführt, von Kavalieren begleitet, ihre Schleppen von Hofkavalieren getragen. Einer Gräfin, die an solchen königlichen oder fürstlichen Leichenbegängnissen teilnimmt, trägt kein Kavalier die Schleppe, noch

---

P. Post, Begraeffenisse van Frederick Hendrick, Prince van Orange. Amsterd. 1651. — 30 Pl. doubles. — J. Punt, Lykstaetsie van Willem Carel Hendrik Friso. s'Gravenhage 1755. — Afbellding van de zaal en't praalbed. Amsterd. 1752.

[1]) Langbein erwähnt noch scherzhaft in seiner Novelle »die Untersuchungscommission« das Trauer- und das Freudenpferd. Minerva 1822 (Lpz.). S. 319.

wird sie von ihnen oder von Trabanten geleitet. Nach den fürstlichen Damen folgen die Hofdamen, an ihrer Spitze die »Hoch-Fürstliche Frau Hofmeisterin«.

Dem Zuge schliefsen sich die Magistrate, die Advokaten an; endlich folgen einige Regimenter mit verkehrten Gewehren, umflorten Spiefsen. Bei der Beerdigung werden dann Denkmünzen ausgeteilt. In der Kirche angelangt, stimmt man die Trauergesänge an; darauf hält der Hofprediger die Leichenpredigt. Beim Herabsenken des Sarges blasen die Trompeten, werden die Pauken geschlagen, Kanonensalven gelöst. In protestantischen Landen stimmt man das Lied an: »Mit Fried und Freud ich fahr dahin«. Zuweilen löscht man in der Kirche alle Lichter aus. In Frankreich zerbrechen der Oberhofmeister und die Haushofmeister ihre Stäbe, werfen sie in die Gruft und rufen: »Der König ist gestorben.« Der Wappenkönig wiederholt dreimal diese Worte mit dem Zusatz: »lafst uns alle für seine Seele beten.« Und wenn das Gebet beendet ist, ruft er dreimal »überlaut«: »Es lebe König N. N.!« In diesen Ruf stimmen alle ein. Trompeten, Pauken.

Wird der Letzte einer Herrscherfamilie begraben, so zerbricht man den Regimentsstab, zerschlägt das Siegel, zerreifst den Fürstenhut und die Trauerfahne. »Bifsweilen werden die Worte darzu gefügt: ‚heute Fürst N. N., mit Vermeldung des gantzen Fürstlichen Tituls, und morgen nimmermehr‘, zum Zeichen, dafs kein eintziger mehr von diesem Stamm und Nahmen mehr vorhanden sey.« Beim Begräbnis des letzten Burggrafen von Leifsnig, 1538, wurde Schild und Rüstung dem Toten mit ins Grab gegeben.

Dann erwähnt der Verfasser noch die Grabdenkmäler und einer alten merkwürdigen Inschrift:

Hier liegt ein Fürste löbelich,
quem (im Drucke: quam) vulgus flebile plangit,
von Meifsen Marggraf Friderich,
cuius insignia pangit etc.

Der Todesfall wird den befreundeten Höfen mitgeteilt[1]) und die Herrscher legen auf längere oder kürzere Zeit Trauer an. Die gewöhnliche Trauerfarbe ist schwarz, doch trauert der König von Frankreich in Violett. Es fiel auf, dafs Ludwig XII. seine Gemahlin Anna, Ludwig XIV. den Lord-Protektor Cromwell schwarz betrauerte. Für gewöhnlich, solange ihr Gatte lebt, trägt die Königin von Frankreich kastanienbraune Trauerkleider; ihren Gemahl betrauert sie bis an ihr Lebensende in weifsen Kleidern (La Reine blanche). Andere fürstliche Witwen, z. B. die österreichischen Erzherzoginnen, tragen beständig schwarz. An manchen Höfen legt die Witwe nach der Trauerzeit nur bescheidene, nicht zu helle Kleider an.

Die Trauer der Hofkavaliere ist sehr kompliziert: die Kleider sind aus »frisirtem Tuch«, sehen also stumpf aus, die Schuhe Sämischleder,

[1]) a. a. O. Kap. XIX.

also gleichfalls ohne Glanz, die Perücken ungepudert, die Degen mit Flor umhüllt. Die Damen trauern in schwarzem und weifsem Flor. Die Karossen werden mit schwarzem Boy überzogen, bei den höchsten Hofchargen, Ministern, auch ein oder mehrere Zimmer schwarz ausgeschlagen. Im fürstlichen Schlosse sind bei gewöhnlicher Trauer die Wohngemächer und der Audienzsaal, bei tiefer Trauer auch der Speisesaal schwarz ausgeschlagen, die Möbel schwarz drapiert. Alle Hofdiener erhalten schwarze Trauerkleider, auch die Trabanten, Schweizer und Garden; die Miliz legt Flor um die Fahnen und Trommeln.

Die Landestrauer verlangt, dafs in allen Kirchen von 11 bis 12 Uhr mittags täglich während sechs Wochen die Glocken geläutet werden; die Orgeln schweigen, alle Musik bei Hochzeiten, Taufen, Gastereien, Fechtschulen und Komödien ist unstatthaft. Als Rudolf II. 1612 starb, wurde die Trauer in Breslau sehr streng beobachtet. »In den Kirchen wird mit der Orgel und Figural-Gesang still gehalten, in Hochzeitlichen Zusammenkünfften, Gastereyen und andern Versammlungen, in Häusern oder sonsten Täntze zu hegen und der Gebrauch von Seitenspiel untersagt und verboten«.[1])

Über die Trauerkleider der Franzosen und besonders des französischen Hofes hat Alfred Franklin alle Nachrichten zusammengestellt.[2]) Nach einer Notiz des Petrus Venerabilis legten die Spanier im 12. Jahrhundert allen Schmuck ab und trauerten schwarz.[3]) Schwarz ist auch die Trauerfarbe in Frankreich während des 14.[4]) und 15.[5]) Jahrhunderts, doch trägt der König nur schwarze Kleider, bis die erste Trauermesse vorüber ist, dann trauert er rot (écarlate vermeil). Die Frauen dürfen der Totenfeier ihres Gemahls nicht beiwohnen. Wenn die Mutter stirbt, hat die Frau neun Tage auf ihrem weifsgedeckten Bette zu sitzen und sechs Wochen das Zimmer nicht zu verlassen. Um den Mann, Vater, Mutter, Bruder trägt sie ein Jahr lang Trauer; einige begnügten sich mit einem halben, ja einem Vierteljahre. Bei tiefer Trauer darf man weder Ringe noch Handschuhe tragen. Die Königin-Witwe bleibt ein Jahr in den schwarz ausgeschlagenen Zimmern. Ihr Witwenkleid ist weifs; die Frauen tragen sonst in diesem Falle grau.

Im 16. Jahrhundert[6]) war weifs die allgemeine Trauerfarbe, obgleich auch Ausnahmen vorkamen. So trauert Anna von der Bretagne, die Witwe Karls VIII., schwarz, auch Ludwig XII. legt für seine Gemahlin schwarze Kleider an. Dagegen trauert nach dem Tode Karls IX. Heinrich III. violett. Diese Sitte behauptet sich nun in der Folgezeit.[7]) Die Frauen des 17. Jahrhunderts tragen weifs bei ihrer Trauung und in ihrer Trauer, im letzteren Falle mit schwarz gemischt. Während der ersten 40 Tage bleibt die vornehme Gesellschaft in schwarz ausgeschlagenen

---

[1]) Nikolaus Pol, Hemerologiums, 1612 Jan. 20.
[2]) La vie privée d'autrefois. — Les magasins de nouveautés *** (Paris 1896).
[3]) Pag. 30.
[4]) Pag. 33 ff.
[5]) Pag. 41 ff.
[6]) Pag. 66 ff.
[7]) Pag. 106 ff.

Zimmern; auch die Karossen und das Pferdegeschirr sind schwarz verhüllt. Dieses Recht des Draper steht nur dem Adel zu. Anna von Österreich trauerte grau.

Im 18. Jahrhundert[1]) legte beim Ableben des Königs das ganze Volk auf ein Jahr schwarze Trauerkleider an. Der Hof lieferte allen Hofbeamten die Trauerkleidung. Auch um fremde Fürsten wurde getrauert. Die Dauer der Trauer bestimmte ein kgl. Edikt vom 23. Juni 1716. Da wurde festgesetzt, dafs die Trauer um den König ein halbes Jahr zu tragen sei, die um den Gatten ein ganzes Jahr, für die Frau, die Eltern, Grofseltern sechs Monate, für Geschwister, Schwäger drei Monate. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kommen die gedruckten Todesanzeigen auf.

Die Witwen der Fürsten erhalten nach dem Tode ihres Gemahls ein schon bei der Vermählung festgesetztes Leibgedinge. Dagegen ist die Versorgung der Witwen apanagierter Prinzen je nach dem, was sie selbst mit in die Ehe gebracht haben, bald reichlicher, bald geringer.[2])

2. Begräbnis des Adels und der Bürger.[3])

Bei dem Adel ist natürlich das Schaugepränge der Bestattung seiner Angehörigen weniger prunkvoll; einigermafsen aber versuchte man doch, das höfische Gepränge nachzumachen. Und die reicheren Bürger nahmen sich wieder die Gebräuche bei den adligen Begräbnissen zum Muster.

Die Beerdigung fand meist sehr schnell nach dem Tode statt. Graf Gottfried Werner von Zimmern starb am 2. April 1554, einige Monate über siebzig Jahre alt, und wurde noch an demselben Tage begraben.[4]) Vornehme Personen bestattete man in ihren besten Anzügen, schmückte sie mit kostbarem Geschmeide. In der bayerischen Fürstengruft zu Lauingen sind die prachtvollen Schmucksachen, die heute noch im Münchener Nationalmuseum unsere Bewunderung erregen, ursprünglich den toten Fürsten und Fürstinnen mit in den Sarg gegeben worden. Auch von einer Gräfin von Zimmern meldet uns die Chronik, dafs sie in einem schwarzen Kleide, einen Kranz auf dem Haupte, beigesetzt wurde. Sonst ist es üblich, den Toten in ein weifses Leintuch einzunähen, das Gesicht besonders zuzudecken.[5])

Die Leidtragenden legten zum Zeichen der Trauer schwarze Kleider an.[6]) Auffallend war es immer, wenn einer weifse Kleider in der Trauerzeit trug, wie z. B. Graf Gottfried Werner von Zimmern seine Gemahlin, eine geborene Gräfin von Henneberg († 1548), ein Jahr hindurch in Weifs betrauerte.[7])

Die Freunde, die nicht am Orte der Trauer lebten, benachrichtigte man schriftlich von dem Todesfalle und lud sie, wenn die Bestattung

---

[1]) Pag. 128 ff.

[2]) v. Rohr a. a. O. T. I. Kap. XIII, § 1—3.

[3]) Vgl. P. G. Molmenti, La vie privée à Venise (Ven. 1882). p. 281 ff., 456 ff.

[4]) Zimm. Chron. IV. 265.

[5]) Ebend. IV. 163, 180, 218.

[6]) Ebend. III. 369. — [7]) Ebend. IV. 102.

nicht sogleich erfolgte, zur Teilnahme am Begräbnis ein. Ob man im 16., 17., 18. Jahrhundert sich schon in Bürgerkreisen der gedruckten Todesanzeigen (Partezettel) bedient hat, sollte untersucht werden (vgl. o. S. 414.) In den Städten unter den Bürgern aber war es noch im 18. Jahrhundert bräuchlich, Angehörige, Freunde und Bekannte durch eine Botin von dem erfolgten Tode in Kenntnis zu setzen. Das ist die weifsgekleidete Bittfrau; häufig besorgt das auch der Leichenbitter, der sonst auch als Hochzeitsbitter verwendet wird. Diese Leute erhalten eine Liste der Freunde, die sie zum Begräbnis einzuladen haben; sie müssen melden, ob die Leichenfeier in der Kirche oder im Trauerhause stattfindet, ob



Hans Burgkmair, Begräbnis.

die Witwe oder der Witwer in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer die Kondolenzvisiten annehmen wolle u. s. w.

Die Herstellung der Trauerkleider, die Austapezierung des Kabinetts mit schwarzem Taft, die Menge der Kerzen und die Wappenbilder, mit denen der Katafalk geschmückt wurde, endlich die grofse Anzahl der bei dem Leichenzuge erforderlichen Lohnwagen, alles das kostete sehr viel, mufste aber trotz alledem, denn die Sitte erforderte es, besorgt werden. Dazu kommt dann die Leichenrede, die Verlesung vom Lebenslaufe des Verstorbenen.[1])

In manchen Städten und bei manchen Ständen veranstaltete man die Beerdigung statt am Tage des Abends bei Fackelschein.

Nach Florinus finden in Kopenhagen die Leichenbegängnisse am Abend statt: die Fenster der Häuser in den Gassen, die der Zug passiert, werden mit 4 Lichtern beleuchtet, die Leiche mit Stocklaternen geleitet. (§ 18.)

Die Freunde und Bekannten, die der Beerdigung beiwohnten, hatten nun auch in einem ganz besonderen Trauerkostüm zu erscheinen. Im

[1]) Christ. Weise, drey Haupt Verderber In Teutschland. S. 43.

15. Jahrhundert trugen die Männer Trauerkappen, lange Gewänder wie die Kutten der Mönche mit grofsen Kapuzen. In zahlreichen Miniaturen der burgundischen Illuministenschule sind solche Leidtragende abgebildet[1]; an den Sockeln der Grabdenkmäler der burgundischen Herzoge zu Dijon. Dann sehen wir solche Erscheinungen zahlreich auf Hans Burckmairs Holzschnitten dargestellt[2]), vor allem in den Illustrationen zum Weifskunig.[3]) Von »Laidröcken und lang kappenzipfel« spricht der Chronist Heinrich Deichsler (1500, Nov. 3), wie er (1501, Jan. 26) »24 swartzer röck und laidkappen« Erwähnung tut. Der Zuschnitt der Trauerkleider ändert sich auch mit der Zeit: an Stelle der Kutte tritt der Trauermantel[4]), die Kapuze mit dem lang über den Rücken herabhängenden Trauerzipfel wird durch einen am Hut befestigten, über den Mantel niederfallenden Trauerflor ersetzt.[5]) Mit geringen Modifikationen hat sich diese Tracht noch bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts erhalten. Sehr mannigfach waren die Trauerzeichen der Frauen. Die Witwe trägt ein schwarzes Tuchkleid von besonderem Zuschnitt, in der Zeit der tiefen Trauer mit einem weifsen Trauerstreifen um den Ärmel. Dazu eine eigene Stirnbinde aus Krepp, die Trauer-Schnepfe. Die Leidtragenden haben mit Trauerhauben den Kopf bedeckt, Trauerbinden um den Hals geschlagen. Eine Form der Trauerkappe, der Sturz zur Trauer, war, wie es scheint, dem Adel vorbehalten. Verschiedene Arten von Schleiern werden je nach Landessitte getragen, gewöhnlich schwarz, an einigen Orten wie in Leipzig auch weifs. Jedenfalls gehörte es sich für einen gut geordneten Haushalt, dafs neben den Haus- und Gesellschaftskleidern auch die Trauergarderobe in Bereitschaft war.

»Die Spanier nehmen in der Trauer das allerschlechteste Futtertuch, werfen es um sich und sehen aus wie die leibhaftigen Teufel.« (Kurios. X. 217.)

Bei dem Begräbnis selbst wurde der mit dem Bahrtuch bedeckte Sarg entweder zum Grabe getragen oder auch auf einem Wagen hingefahren.

Der Leichenzug wurde so grofsartig wie möglich angeordnet; mochten die Kosten auch noch so ansehnlich sein, ja die Mittel der Bürgerfamilien weit übersteigen: bei einer Trauerfeier durfte nicht gespart werden. Die Begleitung des Priesters und der Schule wurde allgemein verlangt; dann kam die Witwe, die von der Bitt- oder Klagefrau geführt wurde; den Beschlufs der leidtragenden Frauen bildeten die in Trauerkleider gehüllten Groschenweiber, die für ihre Beteiligung einen Groschen Entlohnung erhielten.

[1]) Aus dem Breviarium Grimani in der Markusbibliothek zu Venedig in meinem deutschen Leben des 14. und 15. Jhdts. Fig. 671.

[2]) Ebend. Fig. 673.

[3]) S. m. Ausg. S. 121, 170, 171, 313, 351, 368, 374.

[4]) »Als des Königs in Frankreich Mutter starb (Anna von Österreich, 1666), war sehr tiefe Trauer. Dem Prinzen von Condé wurde der Schweif von 5 Ellen nachgetragen.« Wagenseil in Kuriositäten X. 217.

[5]) Christian Reuter, der ehrl. Frau Schlampampe Krankheit und Tod. Sc. XVI. einen langen Flor auf dem Hute; ein Trauermantel. — Vgl. Alltagsleben etc. Fig. 33.

»Wann das Grab ist zugeworffen,
Wird der Todt erst gar versoffen
In dem Sterb-Haus nach dem Tod,
Wo man Todten-Mahlzeit haltet,
Da der Leichnam kaum erkaltet,
Ifst und trinckt wohl über Noth.«[1])

Am Abend nach dem Begräbnis bewirten die Hinterbliebenen die Verwandten und Freunde, die an der Beerdigung teilgenommen hatten.[2]) Das ist die »Todten-Tafel«. Schon Guarinonius gedenkt der »Todt-Fressen«, bei denen »die Seel vertrunken« wird.[3]) Da in den katholischen Ländern auch der siebente, der dreifsigste, der Jahrestag des Todes gefeiert wird, gab dies, wenigstens zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wiederum Anlafs zu Gelagen.[4])

3. Die Grabdenkmäler.

Die Stätte, wo ein vornehmer Mann, ein geliebtes Familienmitglied, seine letzte Ruhe gefunden hatte, bezeichnete man gern, wenn nicht durch ein prunkendes Denkmal, so doch durch eine einfache Grabschrift. Solche Inschriften aus fränkischer Zeit sind öfter am Rhein, zumal in der Gegend von Worms, gefunden worden; einige besitzt das römische Museum zu Mainz. Hochgestellte Leute, Fürsten liefsen wohl auch auf dem Grabstein ihr Bildnis anbringen. So befindet sich in Saint-Denis die mit Mosaik geschmückte Grabplatte der Fredegunde.[5]) In Deutschland dürfte zu den ältesten Fürstengrabmälern das des Königs Rudolf von Schwaben († 1080) im Dome zu Merseburg gehören.[6]) Aus dem 13. Jahrhundert rührt her das Doppelgrab Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin, das erst spät nach dem Tode des Herzogs errichtet worden ist.[7]) Das leider sehr beschädigte und nicht gut ergänzte Denkmal Rudolfs von Habsburg zu Speyer ist, wie uns die Steierische Reimchronik berichtet, noch bei Lebzeiten des Herrschers angefertigt worden.[8]) Der Grabstein des Günther von Schwarzburg († 1349) im Dome zu Frankfurt a. M. bietet uns das Beispiel eines Prunkmonumentes des 14. Jahrhunderts.[9]) Es wirkt viel bedeutender als das Denkmal, das dem Kaiser Heinrich VII. († 1313) im Campo Santo von Pisa gesetzt wurde und dessen Meister Tino da Camaino ist.[10]) Das Grabmal Ludwigs des Bayern ist unter

---

[1]) Genealogia Nisibitarum (von Callenbach). 151.

[2]) 1505 gingen bei dem Begräbnifs eines Steinmetzen in Nürnberg alle Knaben in Korröcken mit und klingelten. Das war etwas ganz neues. — H. Deichsler.

[3]) S. 780.

[4]) Ebend. Vgl. über die Leichenmahle Kurios. I. 71 und II. 359 ff.

[5]) Abgeb. in m. Einführung in die Kunstgeschichte (Prag, Lpz. 1887) Taf. X.

[6]) Abg. bei H. J. v. Hefner, Trachten I. 58.

[7]) Abg. bei Lübke, Gesch. d. deutschen Kunst. (Stuttg. 1890) 245. Fig. 219 bei Essenwein, Kunst- und Kulturg. Denkmäler des Germ. Museums (Lpz. 1877.) Taf. XVIII. — S. o. S. 227.)

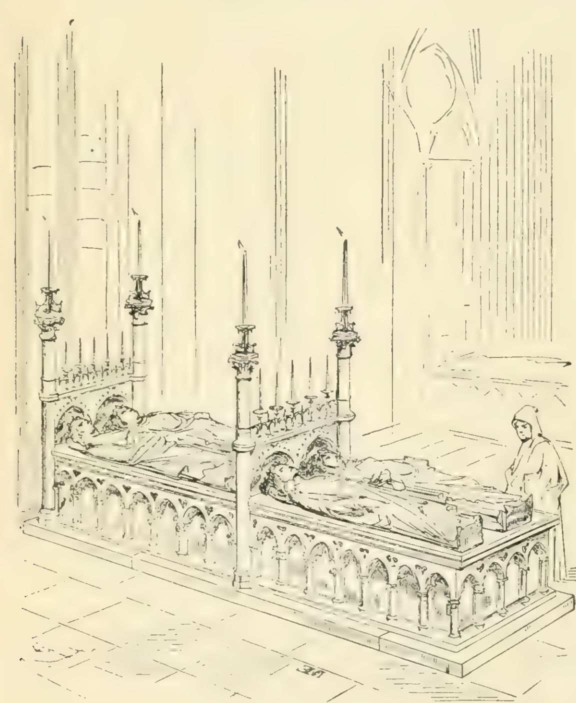
[8]) Essenwein a. a. O. Taf. XXI. — [9]) v. Hefner, Trachten II. 27.

[10]) Abgebildet bei G. Irmer, Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. im Bildercyklus des Codex Balduini Trevirensis. Berlin 1881.

dem bronzenen Monument, das ihm seine Nachkommen in der Frauenkirche zu München errichteten, verborgen. Kaiser Friedrich III. hat seine Ruhestätte in der Stephanskirche zu Wien[1], seine Gemahlin Leonore von Portugal in Wiener-Neustadt[2] gefunden. Beider Grabmäler sind von Nikolaus Lerch ausgeführt worden. Ein wunderbar grofsartiges Denkmal wollte sich Kaiser Maximilian I. in Innsbruck erbauen. In der Hofkirche sind noch 28 überlebensgrofse Bronzestatuen der Vorfahren des Kaisers zu sehen; kleine Figuren, die gleichfalls zu dem Monument gehören, werden in der silbernen Kapelle gezeigt. Es sind dies aber nur geringe Überreste, denn ursprünglich sollten 40 grofse Statuen gegossen werden. Dafs die Dimensionen des Grabmals ganz aufserordentlich grofs gedacht waren, liegt auf der Hand. Wir können nur mutmafsen, da uns alle Nachrichten über den Entwurf fehlen, dafs das von Maximilian geplante Werk alle Grabmonumente damaliger Zeit weit übertreffen sollte.

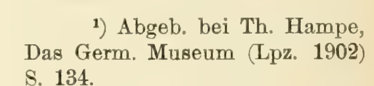
Der Plan des Kaisers ist so wenig zur völligen Ausführung gelangt, wie der grofsartige Entwurf, den Michelangelo für das Monument des Papstes Julius II. ersonnen hat.

Seit dem 16. Jahrhundert sind nur ausnahmsweise künstlerisch bedeutende Grabdenkmäler für die Fürsten[3] errichtet worden. Es wird Sitte, die Leichen in Grabgewölben beizusetzen, und seit dieser Zeit hat man die Herstellung künstlerisch gestalteter Sarkophage aus Zinn, Bronze u. s. w. für wichtiger gehalten als die Ausführung prächtiger, über der Grabstätte aufgebauter Monumente.



Doppel-Grabdenkmal in der Abteikirche von Saint-Denis.

Der Adel des Mittelalters hat immer Wert darauf gelegt, wenn es sich



[1] Abgeb. bei Th. Hampe, Das Germ. Museum (Lpz. 1902) S. 134.

[2] Abg. Deutsches Leben im 14. u. 15. Jhdt. (S. 392 Figur 413.)

[3] In Frankreich zu Saint-Denis die Grabdenkmäler von Ludwig XII. von Jean Juste, Franz' I. von Pierre Bontemps und Heinrichs II. von Germain Pilon; in Spanien im Escorial die Monumente Karls V. von Leone Leoni und Philipps II. von Pompeo Leoni. — Das Denkmal Ludwigs XII. abgeb. bei A. Schultz, Allg. Kunstgesch. III. Taf. zu S. 217; das Franz' I. ebend. Taf. zu S. 216; das Grabmal Heinrichs II. ebend. S. 220 und Taf. zu S. 218; das Monument Philipps II. ebend. S. 213.

irgendwie tun liefs, in den Kirchen selbst seine Grabstätte zu finden. Die Kirche liefs sich diese Bevorzugung teuer bezahlen; dafs bei Epidemien die Bestattung der Leichen knapp unter dem Pflaster der Gotteshäuser sehr schädliche Folgen nach sich zog, mag nur beiläufig erwähnt werden. Das Grabmal hatte die Form eines Sarkophages, auf der oberen Platte ruhte die Gestalt des Verstorbenen: aus Stein, Stuck, Bronze u. s. w. gebildet, in Konturen auf Stein oder Metallplatten eingeschnitten, im Flächen- oder kräftigeren Reliefs gebildet, in Rundfiguren ausgeführt (vgl. o. S. 225). Am Rande der Platte ist die Grabschrift angebracht. Solche Denkmäler des 12. bis 15. Jahrhunderts sind noch in grofser Anzahl, sowohl in Frankreich wie in Spanien, in Italien, England, Deutschland erhalten. Man hat häufig, als die Menge der Grabmonumente den Raum der Kirchen beengte, die Tumben fortgeräumt und die mit Figuren geschmückten Grabplatten an den Innenwänden des Gebäudes aufgestellt. Als die Adelsfamilien in den Kirchen auf ihren Gütern schon Grüfte besafsen, haben sie seit dem 16. Jahrhundert solche Porträtgrabsteine noch vielfach anfertigen, an der Aufsenseite der Kirchen einmauern lassen. Neben ganz vorzüglichen, oft auch polychrom bemalten Skulpturen treffen wir häufig auch Arbeiten, die augenscheinlich von einem Handwerker ausgeführt sind. Die Männer sind in ihren Harnischen dargestellt: rechts vom Haupte sehen wir das Familienwappen, links das der Gattin. Unter jedem dieser beiden Hauptwappen sind noch drei Wappenschilde zu sehen, die der Mutter, Grofsmutter, Urgrofsmutter. So ist auf den Grabsteinen gewissermafsen die Ahnenprobe dargelegt. Die Frauen sind in ihren besten modernsten Festkleidern oder in der Kirchentracht abgebildet. Auch auf ihren Grabsteinen fehlt die Ahnenprobe nicht. Dann finden wir Grabsteine für die verstorbenen Kinder; ja selbst wenn sie bald nach der Geburt starben, erhielten sie doch gleich den Erwachsenen ihr Denkmal. Seit dem Dreifsigjährigen Kriege werden diese Art von Grabmonumenten unmodern: die Denksteine wird nun in den Kirchen aufgestellt, mit allegorischen Figuren u. s. w. überladen, mit schwülstigen lateinischen Inschriften, Chronostichen und sonstigen Geschmacklosigkeiten ausgestattet.

Die Bürger haben nur ausnahmsweise im Mittelalter ihre Toten in den Kirchen selbst begraben. Die Geistlichkeit liefs sich solche Vergünstigung, wie schon gesagt wurde, teuer bezahlen, so dafs nur die Angehörigen der regierenden Geschlechter von dieser Auszeichnung Gebrauch machen konnten. Im Dome zu Frankfurt a. M. finden wir die polychromen Grabmonumente des Joh. Holzhausen († 1391) und seiner Frau. (S. o. S. 235). Die Mehrzahl der Bürger wurde jedoch auf den Kirchhöfen beerdigt, die ursprünglich ja die Kirchen wie grofse Höfe umgaben. Die Grabsteine sind zum Teil, als die Begräbnisstätten aufserhalb der Stadt verlegt wurden, in die Aufsenwände der Kirchen eingemauert worden. Die Mehrzahl dieser Denkmäler ist aber unzweifelhaft, wenn sich die Nachkommen nicht ihrer annahmen, verloren gegangen; ein grofser Teil mag auch aus vergänglichem Materiale hergestellt gewesen sein.

Viele von diesen Grabsteinen sind schon ursprünglich in die äufsere Kirchenmauer eingelassen worden, so z. B. das grofsartige Familiendenkmal der Schreyer und Landauer, das, 1492 von Adam Krafft ausgeführt, am Chor der S. Sebalduskirche zu Nürnberg angebracht wurde. Gewöhnlich sehen wir auf diesen Grabsteinen eine Darstellung einer Episode aus dem Neuen Testament: Kreuzigung, Auferstehung, Jüngstes Gericht oder die h. Jungfrau mit dem Kinde u. s. w. Zur Rechten dieses Bildes kniet, durch sein Wappen kenntlich, das Familienhaupt mit seinen Söhnen, Schwiegersöhnen, Enkeln; jede einzelne Person ist durch ihr Wappen besonders gekennzeichnet. Dieser Gruppe der Männer entspricht dann links die der Frauen, der Gattin und Mutter, ihre Töchter, Schwiegertöchter, Enkelinnen; auch sie sind durch ihre Familienwappen bezeichnet. Die schon verstorbenen Kinder werden durch ein Kreuz, das sie in den Händen halten, besonders kenntlich gemacht. Aus der Grabschrift ergibt sich allein, wer von der Familie gestorben, durch dies Grabmal geehrt worden ist.

Seit dem 15. Jahrhundert werden solche Erinnerungsmonumente auch in den Kirchen selbst, an den Wänden, Pfeilern angebracht. Es dienen zu ihnen nun nicht allein die in Stein ausgeführten Epitaphien, man verwendet vielmehr mit Vorliebe Gemälde, die aber ganz, wie schon soeben geschildert wurde, angeordnet sind. So ist das bekannte Werk des jüngeren Hans Holbein, die Madonna des Bürgermeisters Meyer (Darmstadt), unzweifelhaft ein Epitaphiumsbild. Reichere Familien besitzen eigene Kapellen, und dann finden wir auch auf der Altartafel den Stifter mit seinem Wappen dargestellt. In den Zunftkapellen haben die Grabmonumente der Innungsgenossen ihren Platz gefunden.

Im 16. Jahrhundert macht sich in der Gestaltung der Grabdenkmäler der Einflufs der klassischen Studien geltend. Langsam treten die Darstellungen aus der biblischen Geschichte mehr und mehr gegen die gelehrten Allegorien zurück, die zu begreifen und zu würdigen doch nur wenigen vergönnt ist. Die früher so einfachen Grabschriften werden jetzt mit dem obligaten Schwulst abgefafst; lange Zeilen wechseln wirkungsvoll mit kürzeren ab; die Jahreszahlen sind durch kunstvolle Chronosticha angedeutet. Selten finden wir noch bis ins 17. Jahrhundert Grabsteine, auf denen der Verstorbene selbst abgebildet ist. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überwiegen die gelehrt ausgesonnenen Monumente bei weitem. Ein Musterstück eines solchen mit Allegorien überladenen Denkmales ist das 1756—76 von Jean Baptiste Pigalle ausgeführte Grabmal des Marschalls von Sachsen in der Thomaskirche zu Strafsburg.

Die Grabschriften sind aber nicht immer so langweilig abgefafst, so schwülstig und geistlos komponiert: es hat sich auch da der Humor des Volkes nicht ganz unterdrücken lassen. Ich gedenke nur der köstlichen Inschrift des Grabmales der Familie von Müller in der Bülowen-Kapelle der Doberaner Klosterkirche.[1])

---

[1]) Lisch, Blätter z. Gesch. der Kirchen zu Doberan und Althof 1854. S. 69.

Wieck Düfel wieck, wieck wiet von my,
Ick scheer mie nig een Haar um die.
Ick bün ein Meckelbörgsch Edelmann,
Wat geit die Düfel mien Supen an?
Ick sup mit mienen Herrn Jesu Christ,
Wenn du Düfel ewig dösten müst,
Und drinck mit öm söet Kolleschahl,
Wenn du sitzt in der Hellenquahl u. s. w.

Und solche Grabschriften wie die des Kalteschale liebenden Mecklenburgers sind nicht zu selten. So notierte sich Philipp Hainhofer 1617 auf dem Leipziger Kirchhof:

Hic jacet extinctus valde venerabilis Saufaus,
Ille dum vixit, valde mane at (ad?) brantwein ixit.
Vom Brandwein zum Bitter-Bier
Und ist also entschlafen hier.

Hier liegt begraben Hanfs Waitzenbroth.
Sei mir gnädig, o Herre Gott:
Das ewig Leben wöist geben mir,
Gleich wie ichs auch wollt geben dir,
Wann du werest Hanfs Waizenbroth,
Und ich unser lieber Herre Gott.[1]

Und Callenbach zitiert in seinem »Wurmland« 142 die Grabschrift:

Hier liegt Schulmeister Melcher,
Die liebe Jugend welcher
Gelehrt hat die Kunsten frey,
Ist das nicht schad? ey! ey!
Requiescat in pace.[2]

(143): Hier liegt Hans Bodenstein im grünen Grafs,
Der gern Westphälischen Schinken afs,
Und tranck gern guten Rheinischen Wein:
Gott woll seiner Seelen gnädig sein.

Wenn auch vielleicht nur eine gute Erfindung verdient die im Exilium Melancholiae (Strafsb. 1643) S. 229, N. 193 mitgeteilte Grabschrift Beachtung:

Gott machts allzeit wies ihm behagt:
Hier liegt der Schultheifs bey der Magd.

---

[1]) Reisetageb. — Balt. Studien II. 2. S. 9.

[2]) Eine Variante im Exilium Melancholiae das ist Vnlust Vertreiber. Strafsburg 1643: — S. 233, N. 204:

Hie liegt begraben Herr Melcher,
Ist gewesen ein Pfarrer, welcher
Hat gelehrt Gottes Wort und Zucht,
Starb endlich an der Wassersucht.
So schaw nun lieber Leser frey.
Ist das nicht schad? Ey, Ey, Ey, Ey!

Nun schaw du lieber Christ so frey
Wie wunderbar Gotts Gericht sey.

Andere merkwürdige Grabschriften sind (Vulpius) Kuriositäten VIII (Weimar 1820) S. 452 abgedruckt.

4. Tod und Begräbnis der Bauern.

Es wäre wünschenswert, die Gebräuche der Bauern bei Todesfällen und Bestattungen zu untersuchen, festzustellen, wie viel, wie wenig aus älterer Zeit überliefert ist, welche Sitten noch in jüngster Zeit herrschten. Eine grofse Rolle spielt da der Aberglaube, der zwar von den Bürgern und den höheren Ständen geteilt wurde, doch aber im Bauernhause ganz besondere Pflege fand. Zu beachten ist da besonders die »Philosophia Colus oder Pfy, lose vieh der Weiber« 1662, die von ihrem Verfasser Johann Praetorius († 1680) anonym veröffentlicht wurde.[1]) Im Jahre 1705 hat dann Johann Georg Schmidt (1660—1722) »Die gestriegelte Rockenphilosophie oder Aufrichtige Untersuchung derer Von vielen super-klugen Weibern hochgehaltenen Aberglauben« herausgegeben.[2]) Weitere Angaben über abergläubische Gebräuche findet man in Joh. Christ. Männlings Albertäten.[3])

Von den Leichen- oder Totenbrettern, auf denen die Toten aufgebahrt wurden, sind wohl noch einige erhalten. Sie wurden, wenn die Leiche beerdigt war, an einer schicklichen Stelle als Andenken des Verschiedenen, versehen mit einer Inschrift, aufgestellt.

Am Begräbnistage wurde bei den Bauern gleichfalls ein Traueressen veranstaltet, so reich wie möglich, oft weit über die Verhältnisse der Hinterbliebenen hinaus.

Die Grabdenkmäler der Bauern, hölzerne oder eiserne Kreuze an ihrem Grabhügel, sind überaus selten aus älterer Zeit: die Holzkreuze sind vermorscht, die Eisenkreuze, oft Meisterwerke der Schmiedekunst, von den Kirchhöfen entfernt, den Antiquitätenhändlern verkauft, in Museen aufbewahrt. Die Denkmäler für Verunglückte, die so merkwürdigen Marteln, reichen auch nur ganz ausnahmsweise bis ins 18. Jahrhundert zurück.

Es ist die höchste Zeit, jetzt zu sammeln, was noch erhalten ist; vor hundert Jahren wäre die Ausbeute aller Wahrscheinlichkeit nach reicher ausgefallen.

---

[1]) Aufgesetzet durch MJciPfaM. Regem Numidiae, Leipzig in Verlegung Johann Barthel Oehlers. Arnstadt Gedruckt bey Caspar Feyschmieden. MDCLXII. — Vgl. Goedeke, Grundrifs [2]III. 238.

[2]) Chemnitz, Zufinden bey Conrad Stösseln 1718 (die vollst. Ausg. mit Centuria V u. VI 1722). — Vgl. Goedeke a. a. O. 241.

[3]) Denkwürdige Curiositäten derer so wohl Inn- als Ausländischer Abergläubischen Albertäten. Frankf. u. Leipz. 1713.

An die geschilderten Erscheinungen der alten Zeit Betrachtungen allgemeiner Art anzuknüpfen, Ausblicke zu eröffnen, habe ich absichtlich unterlassen. Das wird möglich sein, wenn alle die Fragen, die uns hier beschäftigen, einmal auf Grund erschöpfender Untersuchungen beantwortet worden sind. Heut vermögen wir das jedoch lange nicht zu tun, denn die Wissenschaft der Sitten- oder, wenn man durchaus will, der Kulturgeschichte ist noch gar jung, und ihre Ergebnisse erscheinen nicht sicher genug, als dafs man auf sie geistvolle Schlufsfolgerungen begründen könnte.

Ergänzungen und Verbesserungen.

Zu S. 44. Die Stelle aus Fischarts Geschichtskl. steht S. 83.

Zu S. 101, Anm. 2. liberis.

Zu S. 126. Auf einem Gemälde von Pieter de Hoogh (1629—77), das in der Versteigerung Habich verkauft wurde, ist schon ein Paravent, eine spanische Wand, dargestellt.

Zu S. 135, Z. 3. Mafswerkmuster.

Zu S. 137. Studierstube: Antonello da Messina, J. Hieronymus. (London, National Gallery.) — Vittore Carpaccio, S. Hieronymus in der Celle. (Venedig, S. Giorgio de' Schiavoni.)

Zu S. 155. Aug. Rud. Jes. Bünemann, Diss. jurid. de sponsae partu spurio. Götting. 1753. — Andr. Pleetz, Disp. inaug. jurid. de eo, quod justum vel injustum est circa laesionem pudicitiae. Jenae 1679.

Zu S. 157, Z. 4 v. u. Maître.

Zu S. 159. Statt per procura ist zu lesen: durch Procuration.

Zu S. 166. Der weltliche Jungfräuliche Tugend-Spiegel, für die gantze werthe Jungfernschaft zu allen Zeiten und Orden, bestehet in einer Verordnung wegen der bishero unter ihnen fürgefallenen grossen Excessen und Fauta, o. O. c. 1715.

Zu S. 171, Anm. 1. Joh. Frid. Troppaneger, Tractatus jurid. de mitiganda adulterii poena ob denegatum debitum conjugall. Halae, Magdeb. 1745.

Zu S. 177. (Joh. Christoph Ettner), des getreuen Eckharts Unvorsichtige Hebamme . . . Lps. 1715.

Zu S. 178, Z. 5 v. u Kindelbier. — Spedale degli Innocenti.

Zu S. 198. Kobylář (spr. Kobylahrsch) = Stutenknecht, Lümmel; Ležák (sprich Leschahk) = Faulenzer; fatkář (spr. fatkahrsch) = Schmarotzer.

Zu S. 209. Zwei Abb. der Deposition im Speculum Cornelianum (Strafsb. 1618) 3, 5.

Zu S. 210. H. Fielding, der akademische Stutzer. Mannh. 1728.

Fitudi, der verthädigte Hunds-Voigt, wie derselbe vor dem Throne Appollinis, in Gegenwart der Musen, pro und contra ventiliret worden ist. Denen Musen-Söhnen, welche als rechtschaffene Leute mit diesem Pop-hans der Hundsvötterei belästigt werden, zum besonderen Vergnügen und zur Nachricht beschrieben o. O. 1735.

Zu S. 213. Schlägerei der Studenten, abgeb. im Spec. Cornelianum 7. — Skandal auf der Strafse 6.

Zu S. 215. Der Geöffnete Fecht-Boden . . . Hamb. 1715.

Zu S. 215, Anm. 1. Calnesius, die Quarre vor der Pfarre. Das ist kurtze und deutliche Erweisung, dass einem Studio, ehe derselbe zu einem öffentlichen Amte gelanget, nicht nur zu heyrathen gar wol vergonnet, sondern auch dasselbe höchstlöblich und überall zu recommendiren sey . . . . Frkf. u. Leipz. 1715.

Zu S. 234. Camera de' Sposi des Palazzo etc.

Zu S. 264. Unter Ludwig XIV. wurden die Absätze der Schuhe höher; es bildete sich die Mode der Stöckelschuhe heraus. Wer zum Hofe gehörte, durfte die Absätze rot färben: der Talon rouge galt deshalb als hohe Auszeichnung, deren auch die Maitressen des Königs teilhaftig wurden. A. Franklin, La vie privée d'autrefois. — Les magasins de nouveautés **** (Paris 1898) p. 222. — Les mag. de nouv. *** (Par. 1896) p. 111. — Escarpins sind die leichten Tanzschuhe, die in Gesellschaften getragen wurden.

Zu S. 291. Über die Bauerntrachten des 16. Jahrhunderts vgl. die zahlreichen Bilder im Weifskunig, die deshalb so wertvoll sind, weil Kaiser Maximilian selbst die Richtigkeit der Kostüme genau kontrollierte. Zahlreiche Darstellungen von Bauern findet man in dem S. 245 Anm. 2 angeführten Werke »Civitates orbis terrarum« Colon. Agripp. 1592 ff. »Über »Friesische Volks- und Rittertrachten um 1500« ist in Emden (bei Schwalbe) 1890 ein Werk erschienen. Trachten von Sylt und Föhr sind in J. E. Westphalen, Monum. ined. Rer. Germ. Lips. 1739, abgebildet.

Zu S. 313. H. Amersbach, Teutscher Vielfrasz, des Teufels Leibpferd oder christliche Betrachtung darum der itzigen Frefz- und Sauffwelt treulich gezeiget wird . . . Jenae 1664.

Zu S. 330. David Chalion erhielt 1659 den 29. Mai das Privileg der Schokoladenfabrikation. Revue Illustrée. 1903. Janvier 1.

Zu S. 357. Ein interessantes Jagdfrühstück, gemalt von Jean François de Troy (1679—1752), besitzt das Louvre-Museum zu Paris.

Zu S. 372. Über das Kartenspiel vgl. Deutsches Leben etc. 175, 515 und die Abb. Fig. 518—521. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts verbreitet es sich bei den europäischen Kulturvölkern. Die ersten Spielkarten sind gemalt; im 15. Jahrhundert werden sie in Kupfer gestochen und durch Holzschnitt hergestellt. Die deutschen Stiche werden als Seltenheiten hoch geschätzt, besonders aber gilt dies von den italienischen Karten, deren Kunstwert nicht unbedeutend ist. Ein deutsches Kartenspiel, in Holz geschnitten und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gefertigt, ist im Kulturg. Bilderb. II Nr. 756—789 abgebildet.

Zu S. 376. Über die Bedeutung des Wortes Schmäräken habe ich von Kennern der czechischen Sprache nichts erfahren können. Vielleicht hängt es mit smrák, Abenddämmerung, zusammen.

Sachregister.



Verlagsbuchhandlung R. Oldenbourg, München und Berlin W. 1

Handbuch

der

mittelalterlichen und neueren Geschichte.

Herausgegeben

von

G. v. Below und **F. Meinecke**

Professor an der Universität Tübingen. Professor an der Universität Strafsburg.

Das Zeitalter der encyklopädischen Darstellungen ist in der Wissenschaft durch ein Zeitalter der Spezialisierung der Arbeit abgelöst worden. Allein gerade die zunehmende Spezialisierung hat wiederum das Bedürfnis encyklopädischer Zusammenfassung hervorgerufen. In keiner Disziplin wird dies Bedürfnis augenblicklich weniger befriedigt als in der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Während auf den Nachbargebieten der Rechts- und Kirchengeschichte, der Philologie etc. eine Tradition in der summarischen Zusammenfassung des jeweiligen Forschungsstandes auch in dem Zeitalter der induktiven Spezialforschung lebendig geblieben ist und jeder neue Versuch encyklopädischer Darstellung den Weg schon gebahnt findet, ist auf dem Gebiete der allgemeinen mittelalterlichen und neueren Geschichte diese Tradition unterbrochen worden; die wenigen Versuche, die gewagt wurden, rühren meist von Autoren her, die nicht selbst auf der Höhe der Forschungsarbeit standen. Die Gründe für diese Erscheinung fliefsen nicht notwendig aus dem Wesen unserer Wissenschaft, sondern waren historisch bedingt durch den eigenartigen Gang ihrer Entwicklung im 19. Jahrhundert. Wir haben sie hier nicht darzulegen, sondern nur das lebhafte Bedürfnis nach encyklopädischen Hilfsmitteln festzustellen, das heute nicht nur der angehende Jünger unserer Wissenschaft, sondern jeder Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen und neueren Geschichte empfindet, wenn er den Blick von seinem engeren Arbeitsfelde auf die weiteren Zusammenhänge seiner Studien richtet, wenn er sich auch nur auf einem Nachbargebiete schnell orientieren will. Die besseren populären Darstellungen, die wir von einzelnen Gebieten besitzen, genügen diesem Bedürfnisse nicht, weil ihnen entweder der wissenschaftliche Apparat fehlt, oder weil sie schon übergehen in das Gebiet der eigentlichen Geschichtschreibung und darum den praktischen Gesichtspunkt vernachlässigen müssen.

Diese Lücke wollen die Herausgeber auszufüllen suchen. Das Ziel ihres Unternehmens soll eine streng wissenschaftliche, aber zusammenfassende und übersichtliche Darstellung sein. Es soll die Tatsachen und

die Zusammenhänge der geschichtlichen Entwickelung vorführen, zugleich jedoch auch ein anschauliches Bild des dermaligen Standes der Forschung in den einzelnen Zweigen unserer Wissenschaft bieten, beides in knappster Form. Es will den wissenschaftlich ausgebildeten Historikern, wie den Studierenden und überhaupt allen Freunden der mittelalterlichen und neueren Geschichte dienen.

Dies Programm ist nicht der Ort, die Frage zu lösen, wie die Aufgabe des Historikers im allgemeinen zu bestimmen sei, die Grenzen der Geschichtswissenschaft zu ziehen. Naturgemäfs können bei einem Unternehmen, wie es die Herausgeber planen, die entscheidenden Gesichtspunkte für die Abgrenzung der zu berücksichtigenden Gebiete nur die praktischen sein. Die Herausgeber sind ihnen gefolgt mit dem Bestreben, den Rahmen tunlichst weit zu spannen. Sie haben zunächst und vor allem Bearbeitungen derjenigen Wissenszweige in den Plan des Unternehmens aufgenommen, die das berufsmäfsige Arbeitsfeld des heutigen Historikers — Historiker im empirischen Sinne — bilden. Den Bearbeitern ist es zur Pflicht gemacht worden, den grofsen Zusammenhang, in dem die einzelnen historischen Studien stehen, im Auge zu behalten. Sodann sind einige Nachbargebiete in den Plan hineingezogen, soweit es an geeigneten Hilfsmitteln für dieselben bisher mangelt. Das Nähere ergibt die beigefügte Inhaltsübersicht. Es führt in grofsem Drucke diejenigen Darstellungen auf, deren Bearbeitung bereits in festen Händen liegt, in kleinem Drucke diejenigen, für die die Verhandlungen noch nicht ganz abgeschlossen sind. Die Herausgeber haben den Grundsatz, lieber einstweilen eine Lücke zu lassen, falls sich nicht sogleich eine geeignete Kraft gewinnen läfst. Einzelne Erweiterungen des Planes können mit der Zeit vielleicht noch erfolgen.

Die Herausgeber glauben von vornherein eine Gewähr für das Gelingen ihres Unternehmens zu besitzen, indem sie sich in der allgemeinen Form der encyklopädischen Darstellung einer andern Disziplin anschliefsen, die sich bereits bewährt hat, nämlich Iwan v. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, welches ja ebenfalls den Zweck der übersichtlichen Darstellung mit dem des Nachweises über die gelehrten Hilfsmittel verbindet.

Freilich stimmen beide Unternehmungen nicht vollständig überein Vor allem ist ein Unterschied dadurch gegeben, dafs I. v. Müllers Handbuch das Ganze der Kultur des Altertums zur Anschauung bringt, während wir, wie schon bemerkt, aus praktischen Gründen einen engeren Rahmen ziehen. Damit hängt es zusammen, dafs in unserm Unternehmen die philologischen und literarischen Fragen zurücktreten. Eine andere Abweichung hat ihren Grund in dem unvergleichlich umfangreicheren Quellenmaterial, das für die mittelalterliche und neuere Geschichte vorliegt. Dies wird öfters dazu nötigen, die Zitate aus den Quellen sparsamer zu bemessen, als es sich in einer encyklopädischen Darstellung der klassischen Altertumswissenschaft empfiehlt.

Unser Unternehmen schliefst sich, wenn der besondere Gegenstand keine Abweichungen rätlich macht, auch in der äufseren Einrichtung an I. v. Müllers Handbuch an. Es übernimmt von ihm also die durchgehende Einteilung der einzelnen Darstellungen in kurze Paragraphen und die Unterscheidung in dem Gebrauch des grofsen und kleinen Druckes. In kleinem Druck wird den Paragraphen, bezw. Unterabteilungen der Paragraphen der Überblick über die betreffende Literatur nachgestellt.

Hiermit können kurze literarhistorische Notizen verbunden werden. Sonst werden spezielle Belege und Ergänzungen zur Darstellung in den Anmerkungen unterhalb des Textes gegeben.

Jeder Teil ist, ebenso wie in I. v. Müllers Handbuch, mit einem alphabetischen Sachregister versehen.

Auf Grund der Erfahrungen, die die historischen Studien an die Hand geben, wird in den Darstellungen des Zuständlichen auf Anführung und Erklärung (nicht sowohl etymologische, als vielmehr sachliche) der wichtigeren technischen Ausdrücke besonderes Gewicht gelegt. Hierdurch werden die Register erhöhte Bedeutung erlangen.

Unser Unternehmen soll von vornherein in der Weise eingerichtet werden, dafs jeder Teil, gleichviel wie stark seine Bogenzahl ist, einzeln ausgegeben wird.

Wie uns bei der Vorbereitung unseres Unternehmens manch fördernder Rat von seiten der Fachgenossen zuteil geworden ist, so werden wir auch in seiner Durchführung dankbar sein für jeden praktischen Vorschlag, der noch verwirklicht werden kann.

Übersicht über den Inhalt.

(Die klein gedruckten Titel bezeichnen die Bände, über die die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen sind.)

I. Allgemeines.

II. Politische Geschichte.

III. Verfassung, Recht, Wirtschaft.

Französische Verfassungsgeschichte von der Mitte des 9. Jahrhunderts bis zum Ausbruch der Revolution. Von Privatdozent Dr. ROBERT HOLTZMANN.

Englische Verfassungsgeschichte.

Grundzüge der Geschichte der katholischen und evangelischen Kirchenverfassung.

Das abendländische Kriegswesen vom 6. bis zum 15. Jahrhundert. Von Prof. Dr. WILHELM ERBEN.

Geschichte der neueren Heeresverfassungen vom 16. Jahrhundert ab. Von Privatdozent Dr. GUSTAV ROLOFF.

Geschichte des deutschen Strafrechts. Von Prof. Dr. R. HIS.

Geschichte des Straf- und Zivilprozesses. Von Prof. Dr. jur. KURT BURCHARD.

Geschichte des deutschen Privat- und Lehenrechtes. Von Prof. Dr. HANS v. VOLTELINI.

Deutsche Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert. Von Prof. Dr. G. v. BELOW.

Allgemeine Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebiets bis zum Ende der Kreuzzüge. Von Prof. ADOLF SCHAUBE.

Münzkunde und Geldgeschichte. Von Prof. Dr. ARNOLD LUSCHIN v. EBENGREUTH.

IV. Hilfswissenschaften und Altertümer.

Diplomatik. Von Prof. Dr. W. ERBEN, O. REDLICH u. M. TANGL.

Palaeographie. Von Prof. Dr. MICHAEL TANGL.

Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit. Von Prof. Dr. MICHAEL TANGL.

Heraldik und Sphragistik.

Archiv- und Aktenkunde.

Historische Geographie. Von Privatdozent Dr. KONRAD KRETSCHMER.

Grundzüge der mittelalterlichen Latinität.

Deutsche Altertumskunde.

Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. ALWIN SCHULTZ.

Erschienen ist soeben:

Das
häusliche Leben der europäischen Kulturvölker

vom

Mittelalter bis zur zweiten Häfte des 18. Jahrhunderts.

Von

DR. ALWIN SCHULTZ,

Professor an der deutschen Universität zu Prag.

VIII u. 432 S. gr. 8°, reich illustriert.

Preis brosch. Mk[redacted]. In Ganzleinen geb. Mk. 

Prof. Dr. A. SCHULTZ, einer der ersten Kenner der Kunstgeschichte und der Geschichte der Privataltertümer, der diesem Stoff schon mehrere sehr ausführliche Werke gewidmet hat, fafst ihn hier in knappen und doch auch gerade dem Bedürfnis der Wissenschaft Rechnung tragenden Form zusammen.

Voraussichtlich werden sich folgende Teile des Handbuches zunächst anschliefsen:

KRETSCHMER, Historische Geographie.

TANGL, Paläographie.

LOSERTH, Geschichte des späteren Mittelalters.

IMMICH, Geschichte des europäischen Staatensystems 1648—1789.

BAEUMKER, Die mittelalterliche Weltanschauung.

R. Oldenbourg, München.



